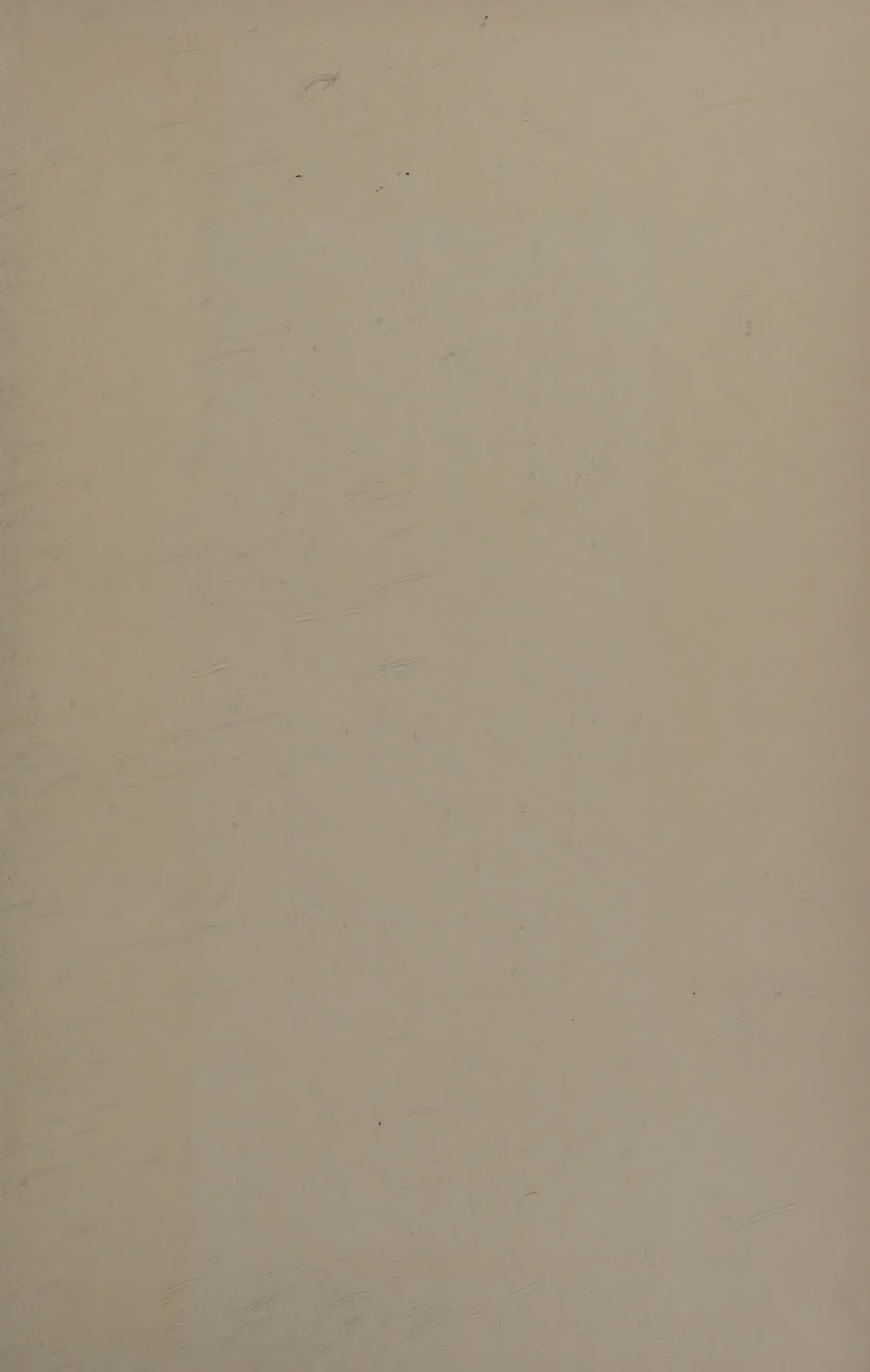




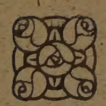
Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

13

Dreizehnter Jahrgang

1919



Basel
Druck und Expedition R. G. Zbinden & Co.
1919.

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

II. Gedichte.

III. Religiöse Probleme.

IV. Ethische Fragen.

V. Soziales und Politisches.

VI. Kirchliches.



Im Zeichen des Widerspruchs.

„Dieser wird gesetzt zum Fall und Auferstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden."
(Luc. 2, 33—34.)

Das Jahr 1919 beginnt mit unerhörten Gegensätzen, man denke nur an die in Paris eröffneten feierlichen Friedensverhandlungen, auf der einen Seite und an die gleichzeitig in Berlin tobenden Straßenkämpfe — um von dem hungernden Wien und Petersburg ganz zu schweigen — auf der andern Seite. Dort sind die Fürsten und ihre Vertreter am Werk und hier die Vorkämpfer des Proletariates. Beide Teile wollen in gewissem Sinne dasselbe, sie wollen die alte, kranke Welt heilen, sie vom Fluch des Krieges befreien und auf den Trümmern eine neue Ordnung aufbauen. Aber das Bild, das man sich hüben und drüben von der Zukunft macht, ist grundverschieden, und darum auch die Wege, die zur Erreichung des Zieles dienen sollen. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß beide Teile in hartem Kampfe aufeinanderstoßen und daß dieser Kampf um die Neugestaltung noch manche Erschütterung zur Folge haben wird. Vorläufig verschärfen sich die Gegensätze überall.

Wir erleben dasselbe auch in unserm kleinen Vaterland. Gewiß ist ein großer Teil unserer Bevölkerung der andauernden Spannung müde und möchte wieder einmal endlich in Ruhe und Frieden der gewohnten, alltäglichen Arbeit nachgehen. Wer wollte dies nach dem jahrelangen Druck nicht begreifen, ja begrüßen! Aber wir dürfen uns die Tatsache nicht verhehlen, daß mit dem Kriegsabbruch eine neue Spannung zu Tage getreten ist, die von Tag zu Tag wächst. Auf beiden Seiten werden die Reihen gemustert, enger geschlossen und zum Kampfe vorbereitet. Die Stimmung ist eine sehr gereizte, und die Geduld will ausgehen. Irgend eine Herausforderung oder eine Misere kann zur Entladung führen. Es wird viel geschrieben zur gegenseitigen Verständigung, aber die bloßen Worte reichen hiezu nicht mehr,

mißtrauisch und unbelehrbar stehen sich die Gegner gegenüber — im Zeichen des Widerspruchs.

Es mag uns bange werden bei dem Gedanken, was daraus entstehen kann. Aber es drängt sich uns dabei auch der Gedanke auf, daß das zur Tragik dieser Welt gehört, daß sie sich in Gegensätzen bewegt und nur durch solche vorwärts getrieben wird. Das Christentum aber steigert und vollendet diese Tragik. Christus selbst ist gesetzt (von Gott, wie wir zwischen den Worten lesen) zum Fall und Auferstehen. Er brachte seinerzeit in die andächtig versammelte Zuhörerschaft der heimatlichen Synagoge den Zwiespalt und in die gemütliche Tafelrunde im Hause des Pharisäers Simon die Spannung, er war der Riß in der Gesellschaft. Er bringt die in der Welt schlummernden Gegensätze zum vollen Bewußtsein. Als Kanso Utschimura von Japan nach Amerika kam, um die Christenheit an Ort und Stelle zu studieren, machte er die eigentümliche Entdeckung, daß dort das Laster viel grauenhafter, die Liebe aber auch viel heldenhafter sich gestalte als in seiner heidnischen Heimat. Licht und Schatten heben sich greller von einander ab. Wir dürfen darum wohl auch nicht erschrecken, wenn in unserer alten Welt die Gegensätze eine fast unerträgliche Schärfe erreicht haben.

Aber etwas anderes will uns bedrücken und beschämen, nämlich, daß wir heutzutage oft nicht recht wissen, wo Licht und wo Schatten, wo Fall und wo Auferstehen zu finden ist. Es scheint uns, in früheren Zeiten und Kämpfen sei es leichter gewesen, sich zu orientieren und den Platz zu finden, wo wir hingehören. Zum Teil scheint es nur so, in Wirklichkeit aber — wer von uns ist dessen gewiß, daß er in dem Rabbi von Nazareth den kommenden Weltheiland entdeckt hätte, wer will behaupten, daß er in den Kämpfen des sechszehnten Jahrhunderts zwischen dem Bischoff von Konstanz und dem Leutpriester in Zürich, dem gelehrten Erasmus und dem derben Hutten, dem Dr. Luther und dem Dr. Karlstadt die Stellung eingenommen hätte, die ihm jetzt die richtige zu sein scheint? Andererseits darf wohl zugestanden werden, daß heutzutage selbst für das äußere Auge und Ohr die Lage so diabolisch verwickelt und verwirrt ist, daß es in der Tat schwerer ist als je, das Richtige in der vorhandenen Gruppierung herauszufinden. Wer unter den vorhandenen führenden Geistern ist derjenige, von dem man sagen könnte: „Der ist's, der uns sagen wird, wie die Sachen gehen sollen.“ Das liegt wohl in der Natur der Sache, die von einer ungeheuren Tragweite ist, wie es kaum je zuvor in der Weltgeschichte der Fall war. Es wäre jedenfalls töricht, die Kämpfe, welche sich gegenwärtig in dem besiegten Deutschland abspielen, als bloße Gelegenheitsstörungen einiger unzufriedenen Stürmer zu betrachten und mit ihrer Niederlage die Sache als abgetan zu betrachten und die ganze Bewegung mit einem wohlfeilen Verdammungsurteil zu erledigen.

Aber wo ist denn der Weg, den wir zu gehen haben? Er wirdl nicht durch Namen und Parteien bezeichnet; der Gegensatz von Fall

und Auferstehen geht mitten durch Israel hindurch, Licht und Schatten durchqueren auch heute Länder und Parteien. Wir müssen darum in all den Gruppierungen und Gegensätzen, die gerade jetzt sich herausgebildet haben, den letzten und tiefsten Gegensatz heraussuchen, der eben gerade durch Christus in die Welt gebracht wird. Er hat nicht einfach versöhnend, beruhigend gewirkt, sondern wie wir andeuteten, zu den vorhandenen Gegensätzen einen neuen tiefsten Zwiespalt, nicht den Ausgleichfrieden, sondern das Schwert gebracht. Darum kann die Ausgleichungspolitik nicht unsere Sache sein, die mag der Staat in seinem Interesse besorgen. Wir können uns auch nicht einfach den herrschenden Traditionen und Stimmungen hingeben, die sich so leicht in bewegten Zeiten als Zuflucht anbieten, denn dorthin flüchtet sich eben auch gar oft die Macht, in deren Namen man allem Neuen, das sich Bahn brechen will, widerspricht, die Reaktion. Wir müssen vielmehr den Mut aufbringen, unter dem Zeichen zu stehen, dem widersprochen wird, wir müssen uns zu Dingen bekennen können, die den einen eine Torheit, den andern ein Aergernis sind.

Zu diesen Dingen gehört heute nicht nur die Gemeinschaft, welche die Völker im ebenbürtigen Rechtsverhältnis umspannt, sondern was unzertrennlich damit verbunden ist, ja als Vorbedingung dazugehört, daß die einzelnen Volksschichten in einer solidarischen Arbeitsgemeinschaft stehen, welche jedem Stand sein Recht gewährt. Wir glauben auch heute noch, daß diese Sozialisierung der Arbeit, ohne welche ein Völkerfrieden nicht von Dauer sein wird, sich weder von oben noch von unten diktieren läßt, sondern die Frucht einer geistigen Umwandlung sein wird, welche allerdings unten rascher einsetzen und fruchtbareren Boden finden wird, weil die äußeren Verhältnisse dazu treiben und nötigen.

Die Ideale werden eben oft durch die Not in Wirklichkeit umgesetzt. Aber darum droht ihnen gar oft in der Geburtsstunde die größte Gefahr; es ist die Notwehr in Gestalt der Waffengewalt. Das Neue greift unversehens unter der Macht der Gewohnheit zu alten Mitteln, zur geistigen und körperlichen Vergewaltigung. Wir können wie beim Ausbruch des Völkerkrieges so auch jetzt beim gewaltsamen Klassenkampf nicht anders als gegen beide Lager hin die Parole festhalten: Die Waffen nieder! Nieder mit allem, was mit der Kriegswut zusammenhängt, nieder mit der Lüge und Verleumdung, mit dem blinden Fanatismus!

Das mag dazu führen, daß wir gegen zwei Fronten zu kämpfen haben. Das soll uns nicht abschrecken und irre machen. Wir stehen ja im Zeichen, dem widersprochen wird; wir dürfen dem Widerspruche nicht aus dem Wege gehen. „Gedenket an den, der ein solch Widersprechen wider sich erduldet hat!“ L. Stückelberger.

Vom Recht und Unrecht der materialistischen Geschichtsbetrachtung.[1]

I.

Es kennzeichnet die Aufklärungsphilosophie, wie sie zumal von jenen französischen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts vertreten wurde, die die Revolution literarisch vorbereiteten, daß sie rein rationalistisch und doktrinär das gesellschaftliche Leben beurteilte.[2] Wie diese Philosophen naiv rationalistisch ihre „natürliche Religion" konstruierten, die tatsächlich überall eher, als in der Natur, d. h. hier im konkreten geschichtlichen Leben, zu finden ist, so konstruierten sie nach ihren Vernunftideen auch ein Naturrecht, einen Vernunftstaat und eine vernünftige Gesellschaftsordnung: an dieser Vernunftkonstruktion maßen sie die bestehende Gesellschaftsordnung und den bestehenden Staat und forderten, soweit diese dem Maßstabe nicht entsprachen, deren Revolutionierung. Diese vernünftigen Literatenrevolutionäre glaubten die Wirklichkeit einfach nach ihren Formeln formen und mit der Verkündigung ihrer Gesellschaftsideale die bestehende verkehrte Ordnung in die vernünftige, der Natur des Menschen und allen ewigen Gesetzen entsprechende Ordnung umwandeln zu können. Ihre Lehren fanden zumal in den obersten Schichten des Bürgertums großen Anklang, finden wir doch dort am Vorabend der Revolution jenen naiven Glauben an das neue „Evangelium nach Jean-Jacques" — Rousseaus „Contrat social" spielte tatsächlich die Rolle einer neuen Bibel — über den Carlyle leise spottet. Es galt nur, die neue, vernünftige Konstitution zu machen, um aus dem Reiche des Unrechts, der Unterdrückung und der Privilegien in das der Freiheit und Gleichheit und der erst jetzt entdeckten Menschenrechte zu gelangen.

Wollte man wirklich die französische Revolution einfach aus der vorangegangenen literarischen Revolution und diesem Glauben

---

[1]) Referat, gehalten an der evangelisch-rätischen Synode zu Fetan, Juni 1918. Der Zuhörerkreis ließ es angebracht erscheinen, vor allem das Recht der materialistischen Geschichtsbetrachtung zu betonen. Dem gegenüber mußte die Darstellung meiner eigenen, in wesentlichen Punkten der materialistischen entgegengesetzten Geschichtsbetrachtung zurücktreten. Es sei drum zur Ergänzung der vorliegenden Ausführungen auf meinen Vortrag über „das Schöpferische in der Geschichte" (Bericht der XXII. christlichen Studentenkonferenz in Aarau 1918, Verlag von A. Francke, Bern) hingewiesen. Der Umstand, daß ich vor allem das Recht des Geschichtsmaterialismus betonen wollte, ohne doch selber auf seinem Boden zu stehen, bewog mich, in der Darstellung und Begründung des Geschichtsmaterialismus, vor allem dessen Vertreter selber sprechen zu lassen.

[2]) Vgl. hiezu Engels, „Dührings Umwälzung der Wissenschaft" oder „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft", an den sich unsere Darstellung teilweise anschließt.

an das neue Evangelium der Vernunft herleiten, dann müßte einen diese Fleischwerdung des Wortes freilich sehr enttäuschen. Denn bei näherer Betrachtung dieser mächtigen Bewegung, vor allem ihrer offiziellen Organe und des schließlichen Ergebnisses, müssen wir dem Urteil Engels' Recht geben, „daß dies Reich der Vernunft weiter nichts war, als das idealisierte Reich der Bourgeoisie; daß die ewige Gerechtigkeit ihre Verwirklichung fand in der Bourgeoisiejustiz; daß die Gleichheit hinauslief auf die bürgerliche Gleichheit vor dem Gesetz — oder sogar nicht einmal diese! — daß als eins der wesentlichen Menschenrechte proklamiert wurde — das bürgerliche Eigentum, und daß der Vernunftstaat ins Leben trat als bürgerliche demokratische Rupublik."[1]) Besonders ernüchtern muß einen zumal das Verhalten all der Kämpfer für Freiheit und Menschenrecht gegenüber den Forderungen der großen Massen der Geknechteten, gegenüber der Bevölkerung der Faubourgs in den Städten und den Bauern auf dem Lande, in denen doch die eigentliche Kraft der Revolution lag. Die neue Vernunftgesellschaft, die aus der Revolution hervorging, enttäuscht bitter, weist sie doch einen noch viel schlimmeren Gegensatz von Arm und Reich auf, nachdem sich in ihr erst einmal die kapitalistische Ordnung ungehemmt entfalten konnte. Erst in ihr entwickelte sich das Proletariat in seiner eigentlichen, furchtbaren Gestalt und bedeutete dabei doch einen unentbehrlichen Bestandteil derselben. Die soziale Ungleichheit ließ die bloß politische Gleichheit immer mehr als recht dürftigen Werten erscheinen; das mit dem Kapitalismus gegebene moderne Sklaventum des Lohnarbeiters gab der „Freiheit" eine eigenartige Beleuchtung und die Brüderlichkeitsparole nahm sich seltsam aus auf dem Hintergrund der Ausbeutung und des Konkurrenzkampfes. „Kurzum, verglichen mit den prunkhaften Verheißungen der Aufklärer, erwiesen sich die durch den „Sieg der Vernunft" hergestellten gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen als bitter enttäuschende Zerrbilder"[2]), und das Schicksal, das die schönen, glatten Formeln im Verlaufe der Revolution durch die rauhe Wirklichkeit und die eigentlichen Triebkräfte des Lebens erlitten, mußte den Optimismus der Aufklärer tief erschüttern.

Die Erfahrungen der Revolutionszeit führten denn auch zu der Erkenntnis, daß sich die Geschichte nicht doktrinär regeln läßt, daß man nicht einfach mit seinen fertigen Ideengebilden von außen her kritisierend und revolutionierend an die bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnungen herantreten darf, daß vielmehr andere, in der Tiefe wirkende Kräfte, von bestimmendem Einfluß auf das geschicht-

---

[1]) Engels, Anti-Dühring, S. 2. Eine wuchtige Bestätigung findet diese Beurteilung der französischen Revolution besonders durch Kropotkins Werk über dieselbe, aber auch Carlyle war nicht blind für diese Tatsache.

[2]) Vgl. Engels, Anti-Dühring, S. 275.

liche Leben sind. So setzte sich denn auch seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts gegenüber jenem rationalistischen und naiv revolutionären Denken der Aufklärung eine gänzlich neue Beurteilung der Geschichte durch.[1]) Mit realistischem Blick erfaßte man die Zusammenhänge, in denen die herrschenden Ordnungen stehen und aus denen sie hervorwachsen. Es sind zum Teil dieselben Männer, die in Philosophie und Theologie den Aufklärungsrationalismus überwanden, welche auch hier in der Beurteilung des gesellschaftlichen Lebens über ihn hinausgelangen. So sucht bereits Kant die Geschichte als eine gesetzmäßige Entwicklung zu begreifen, die ihrem Ziele notwendig entgegentreibt, ohne dabei durch die Ideen und Absichten der Menschen in ihrem Laufe gestört zu werden, da diese vielmehr, „indem sie ihre eigene Absicht verfolgen, unbemerkt an der Naturabsicht, die ihnen selbst unbekannt ist, als an einem Leitfaden fortgehen."[2]) Kant stellt den Menschen nicht nach Art der Aufklärungsphilosophie mit seinen Idealen dem geschichtlichen Leben gegenüber, als könnte dieser die Geschichte in freier Zwecktätigkeit gestalten, sondern stellt ihn in die gegebenen Zusammenhänge hinein und sucht seine Entwicklung aus seiner Naturanlage und seinen materiellen Bedürfnissen und gerade aus seinen niedrigsten Instinkten heraus zu begreifen.[3]) Derselbe Schleiermacher ferner, der in seinen „Reden über die Religion" mit der Vernunftkonstruktion der „natürlichen Religion" aufräumte und die positive Religion in ihr Recht einsetzte, tritt mit diesem für das konkrete geschichtliche Leben offenen Blick auch an das Recht heran und definiert es sehr nüchtern als „das Aussprechen der bestehenden Verhältnisse."[4]) In der Staatsverfassung sehen die Vertreter der neuen Denkweise den Ausdruck der jeweils herrschenden Machtverhältnisse und betonen die engen Zusammenhänge zwischen ihr und den allgemeinen gesellschaftlichen Zuständen. Dieser Realismus steht der materialistischen Geschichtsauffassung von Marx und Engels schon sehr nahe, wenn Guizot von den „materiellen Existenzbedingungen" als dem entscheidenden Faktor des Gesellschaftslebens spricht und die Klassenkämpfe als den Inhalt der modernen Geschichte bezeichnet und wenn überhaupt die Geschichte verstanden wird als der Umwandlungsprozeß der Machtverhältnisse, der im steten Kampfe der entgegengesetzten Interessen sich vollzieht.[5]) Im Gegensatz zur Aufklärungsphilosophie sucht man nicht noch einen „natürlichen" oder vernünftigen Gesellschaftszustand neben dem tatsächlich bestehenden, den es dann einzuführen gälte,

---

[1]) Vgl. hiezu Sombart, „Sozialismus und soziale Bewegung", S. 55 ff.

[2]) Kant, „Idee zur allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht."

[3]) Vgl. den Aufsatz über Kant in Max Adler, „Wegweiser, Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus."

[4]) Zitiert bei Sombart.

[5]) Vgl. Sombart.

sondern sucht vielmehr den bestehenden als den natürlichen und vernünftigen, d. h. als den mit dem Stand der Entwicklung notwendig gegebenen zu begreifen. Seinen Höhepunkt fand dieses Denken in Hegel, der ja eben darlegen möchte, daß „alles, was ist, vernünftig ist". Hegel erweist sich in diesem Bestreben als ein großer Realist mit genialem Blick für die geschichtlichen Zusammenhänge und die Entwicklung in der Geschichte. Nur als solcher Realist vermochte er den jungen Marx in den Bann seiner Philosophien ziehen und in dieser Seite seines Denkens liegt es begründet, daß Marx auch als Begründer des Geschichtsmaterialismus noch überzeugt war, die Grundwahrheit derselben zu vertreten.[1])

Freilich, um von diesem historischen Realismus wirklich zum Standpunkt Marx' zu gelangen, müssen wir noch eine gänzlich andersartige Geistesbewegung herbeiziehen, die auf ihn einwirkte, nämlich den sogenannten utopischen Sozialismus vom Anfang des 19. Jahrhunderts. So sehr dessen Vertreter formell noch durchaus auf dem Boden der nationalistischen Gesellschaftsphilosophie der Aufklärung standen, wie diese die eigentlichen Triebkräfte des sozialen Lebens noch nicht erkannten und dieses doktrinär gestalten zu können vermeinten, so unterschieden sie sich doch durch den Inhalt ihrer Verkündigung gründlich vom politischen Liberalismus der Revolutionszeit. Diese Männer ließen sich durch die glänzenden Parolen der Revolution nicht blenden, sondern durchschauten die oben erwähnte große Täuschung. Saint-Simon erkennt den Unterschied zwischen politischer und sozialer Verfassung und betont die relative Nebensächlichkeit der ersteren gegenüber der letzteren. Im Gegensatz zum wesentlich nur politischen Denken seiner Zeit gilt ihm das Soziale als die Grundlage alles Politischen, weshalb er den bloß politischen Menschenrechten und der Freiheitsforderung des politischen Liberalismus wenig Wert beimißt.[2]) Fourier geißelt mit bitterem Sarkasmus die Vernunftherrlichkeit, die durch die Revolution hätte herbeigeführt werden sollen und stellt den hochtrabenden Worten der Revolutionsphilosophen die tatsächliche Wirklichkeit gegenüber. Owen mißt den politischen Reformen wenig Bedeutung zu und verlangt ökonomische und betritt selber diesen Weg voller Hingabe und Tatkraft. So sehen sie alle das tief Ungenügende der bloß politischen Neugestaltung und der neuen bürgerlichen Gesellschaft und treten mit neuen revolutionären Ideen an die revolutionierte Gesellschaft heran. Dieser der neuen kapitalistischen Gesellschaftsordnung gegenüber revolutionäre Sozialismus der „Utopisten" verbindet sich in Marx mit dem neuen geschichtlichen Realismus, wodurch jener Sozialismus seine rationalistische und damit eben utopistische Form abstreift, jener Realismus aber eine

---

[1]) Vgl. Max Adler, „Marx als Denker".

[2]) Vgl. Max Adlers Aufsatz über Saint-Simon, „Wegweiser".

neue Wendung nimmt. Diese beiden Quellen des Marxismus werden durch Engels selbst deutlich bezeichnet: „Wir sind stolz darauf, daß wir abstammen nicht nur von Saint-Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant und Hegel.“[1])

Die neue realistische Geschichtsbetrachtung hatte bei allen ihren Vertretern eine durchaus konservative und antirevolutionäre, bei manchen im Dienste der Restauration stehenden sogar eine reaktionäre, gegen den Liberalismus der Revolutionszeit gerichtete Tendenz. Einem Guizot oder auch Hegel z. B. dient die neue Geschichtsauffassung zur Rechtfertigung des Bestehenden; es ist die Beleuchtung der bestehenden Verhältnisse von der Seite derer, die die Macht haben und diese gegen weitere Umwälzungen aufrecht erhalten möchten, während umgekehrt gerade das dem ganzen theoretischen und praktischen Lebenswerk Marx' seine hohe ethische Bedeutung gibt, daß er diese Machtverhältnisse vom Standpunkt der Unterdrückten aus betrachtet, daß er nicht, wie so viele Vertreter der „objektiven Wissenschaft“ gerade unter den Historikern und Oekonomen als ein Advokat der Besitzenden und Herrschenden auftritt, sondern — wie die Propheten Israels! — als der Anwalt der Armen und Geknechteten. Bei Marx tritt die neue Geschichtsbetrachtung eben in den Dienst des Sozialismus, wobei dieser trotz der realistischen Begründung nichts von seiner revolutionären Art einbüßt. Diese revolutionäre Art steht auch nicht im Widerspruch zu dem neuen entwicklungsgeschichtlichen Denken, sondern macht vielmehr erst völlig Ernst mit diesem. Marx kann sich mit dem Nachweis der geschichtlichen Notwendigkeit und Bedingtheit des Bestehenden nicht bei diesem beruhigen, sondern wendet den Entwicklungsgedanken auch, ja vor allem, gegen das Bestehende in der Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatsordnung, das ihm nur als ein vorläufiges Uebergangsstadium gelten kann. Es berührt einen ja immer etwas komisch, wie Hegel in echter Dialektik einen erst durch all die aufeinander folgenden Systeme führt, um mit einem Male beim eigenen System, als dem definitiven Abschluß der Entwicklung, den dialektischen Prozeß zur Ruhe kommen zu lassen, oder wie er einen durch alle Umwälzungen der Geschichte hindurchführt und dann schließlich beim preußischen Staat wie beim realisierten Sinn der Geschichte stehen läßt. Diesen Gegensatz zwischen der eigenen revolutionären Dialektik und der in konservativem Sinn angewendeten bei Hegel spricht Marx selber auf's deutlichste aus: „In ihrer mystifizierten Form ward die Dialektik deutsche Mode, weil sie das Bestehende zu verklären schien; in ihrer rationellen Gestalt ist sie dem Bürgertum ein Aergernis und ein Greuel, weil sie in dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis seiner Negation, seines notwendigen Untergangs einschließt, jede

---

[1]) Vorrede zur „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft.“

gewordene Form im Fluße der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite auffaßt, sich durch nichts imponieren läßt, ihrem Wesen nach kritisch und revolutionär ist.“[1])

Doch dürfen wir in Marx' Stellung zur Geschichte nicht etwa bloß eine geschickte Kombination zwischen dem Hegel'schen Denken und den sozialistischen Ideen sehen, würde eine solche doch auch noch nicht zur materialistischen Geschichtsbetrachtung führen. Marx grübelte seine neue Geschichtsauffassung nicht aus gegebenen Ideen, sondern las sie aus der aktuellen Geschichte heraus, die er ja wie wenige miterlebte. Unter den Erfahrungen der Gegenwart eröffnete sich ihm die Erkenntnis, welche eminente Bedeutung die Klassenkämpfe im geschichtlichen Leben haben. Nachdem schon Saint-Simon auf die Bedeutung des Gegensatzes zwischen Feudalismus und Industrialismus für die mittelalterliche und neuere Geschichte hingewiesen und den neuen Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat im Terreur der französischen Revolution erkannt hatte, wurde Marx, namentlich durch den ersten Arbeiteraufstand in Lyon und die englische Chartistenbewegung, auf jenen tiefen Klassengegensatz innerhalb der neuen kapitalistischen Gesellschaftsordnung aufmerksam, der sich zugleich mit der Entfaltung der modernen Industrie entwickelte und immer mehr in den Vordergrund der geschichtlichen Ereignisse trat. Geleitet von dieser Erkenntnis untersuchte er nun, wie uns Engels berichtet, die Geschichte, und „da zeigte sich, daß alle bisherige Geschichte, mit Ausnahme der Urzustände, die Geschichte von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche sind; daß also die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesamte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind.“[2]) Diese neue Betrachtung ging aus einem neuen realistischen Eindringen ins geschichtliche Leben hervor, wie es Hegel noch völlig fremd war, wohl aber durch Saint-Simon und dessen Schüler Comte vorbereitet wurde. Die neue Geschichtsauffassung gestaltete sich sogar gerade im bewußten Gegensatz zur idealistischen Hegels aus. „Die alte idealistische Geschichtsauffassung kannte keine auf materiellen Interessen beruhenden Klassenkämpfe, überhaupt keine materiellen Interessen; die Produktion wie alle ökonomischen

---

[1]) Vorrede zu Bd. I des „Kapital“. Vgl. auch Engels Ausführungen über Hegel im Anti-Dühring und vor allem im I. Kapitel seiner Schrift über Feuerbach.

[2]) Anti-Dühring S. 11 f.

Verhältnisse kamen in ihr nur so nebenbei als untergeordnete Elemente der „Kulturgeschichte“ vor.[1]) Im Gegensatz hiezu kam Marx in seiner kritischen Revision der Hegel'schen Rechtspsilolophie zu dem Ergebnis, „daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln und daß daher die Anatomie der Gesellschaft in der politischen Oekonomie zu suchen ist.“[2]) Dieser Anatomie wandte er sich nun zu und faßte schließlich das Resultat seiner Untersuchungen in den für die Formulierung des Geschichtsmaterialismus klassischen Worten zusammen: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhättnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktionskräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktonsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktionskräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder — was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist — mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um.“[3]) Der Geschichtsmaterialismus bezieht also die ökonomischen, sozialen, politischen und ideellen Vorgänge aufeinander und läßt in diesem organischen Zusammenhang die ökonomischen die bestimmende, grundlegende Rolle spielen. Wenn auch Marx diese seine Geschichtsauffassung nie in systematischer Weise dargelegt und auf die großen geschichtlichen Bewegungen ausführlich angewendet hat, so liegt sie doch seinem ganzen Schaffen zu Grunde. Wir begegnen ihr in einer Reihe historischer Schriften über die Zeit von 1848[4]), in denen stets wieder

[1]) Anti-Düring S. 11 f.

[2]) Marx, Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie“.

[3]) Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie“.

[4]) „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—50“; „Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte“; „Revolution und Kontre-Revolution in Deutschland.“

auf die tiefsten, eben materiellen Triebkräfte der Geschichte hingewiesen wird. Sie liegt auch dem „Kapital", dieser „Bibel des Proletariats" zu Grunde, das drum nicht flammende Proteste, himmelstürmende Ideale, packende Aufrufe oder Beschreibungen jenes von unwissenden bürgerlichen Politikern und Journalisten so viel zitierten Zukunftstaates gibt, sondern das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen kapitalistischen Gesellschaft enthüllt und damit dem Proletariat das Bewußtsein seiner Lage und die Einsicht in die Bedingungen seiner Befreiung vermittelt. Denn gerade auch sein Appell an das Proletariat gründet sich auf den Geschichtsmaterialismus. Der Sozialismus, den er verkündet, will nicht mehr eine doktrinäre Theorie sein, „die dem sozialen Leben vorausschreitet mit eigenmächtigen Gedanken und Einfällen", sondern die Konsequenz des ökonomischen Prozesses, „die reale Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens selbst, nur ins Bewußtsein erhoben."[1]) Es handelt sich nach Marx „nicht um die Durchführung irgend eines utopischen Systems, sondern um die selbstbewußte Teilnahme an dem unter unsern Augen vor sich gehenden Umwälzungsprozeß der Gesellschaft."[2]) So hat jenes durch die Tagespolitik etwas abgebrauchte Wort vom „klassenbewußten Arbeiter" in diesem Zusammenhang eine tiefe Bedeutung, und auch die Aktion, zu der Marx das Proletariat aufruft, entspricht dem geschichtsmaterialistischen Standpunkt; sie ist vorerst vor allem die Konzentration der eigenen, mit den ökonomischen Verhältnissen gegebenen Kräfte, d. h. eben die Organisation. Eine Anwendung seiner geschichtsmaterialistischen Auffassung ist es auch, wenn er immer wieder den Pseudogeist des sogenannten Geisteslebens entschleiert und auch hier „zum Bewußtsein bringt, was ist", d. h. die sehr materiellen Grundlagen all der schönen „Ideologien" bloßlegt. Auch der siegesgewiße Zukunftsglaube des modernen Sozialismus gründet sich ganz auf den Geschichtsmaterialismus, auf die in der ökonomischen Entwicklung gegebenen materiellen Tatsachen und nicht auf irgendwelche idealen Ueberzeugungen vom schließlichen Sieg der Gerechtigkeit auf Erden. Die materialistische Geschichtsauffassung mündet aus in eine gewaltige Geschichtsdeutung, die das Ziel der geschichtlichen Entwicklung in einem Zustand der menschlichen Gesellschaft sieht, da diese durch die ökonomische Umgestaltung, vor allem durch die Ueberleitung der modernen, voll entfalteten Produktionskräfte aus den Händen der Kapitalistenklasse in die der Gemeinschaft, befreit ist von der Herrschaft der materiellen Verhältnisse und den darin wurzelnden sozialen und politischen Zuständen des Klassengegensatzes und der Klassenherrschaft und die Beherrschung des Materiellen auch ein echtes freies und allen zugängliches Geistesleben ermöglicht; wo überhaupt die Menschen, indem sie aus Sklaven der Materie deren Lenker ge-

---

[1]) Adler „Marx als Denker" S. 35.

[2]) Streitschrift gegen Vogt, zit. bei Adler S. 44.

worden sind, aus dem Reich der Notwendigkeit in das der Freiheit treten und nun erst ihre Geschichte selber bewußt gestalten.[1])

Mit dieser materialistischen Geschichtsauffassung haben wir uns allerdings weit entfernt von Hegels Geschichtsphilosophie, und doch ist der Zusammenhang mit Hegel noch deutlich.[2]) Bei Hegel wie Marx finden wir den Grundgedanken jener immanenten Entwicklung, die mit innerer Notwendigkeit durch alle Kämpfe hindurch dem einen, in der Entwicklung bereits gesetzten Ziele zutreibt. Was aber Hegels Geschichtsidealismus in den Geschichtsmaterialismus umschlagen ließ, ist das Eine, Entscheidende, daß die Hegel'sche Selbstbewegung des absoluten Geistes durch die ökonomischen Kräfte und die soziale Gesetzlichkeit ersetzt wurde; die Idee wird entthront und an ihre Stelle tritt die Bestimmung durch die materiellen Verhältnisse. Diesen Gegensatz charakterisiert Marx selber: „Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach das direkte Gegenteil der Hegel'schen. Für Hegel ist der Denkprozeß (die „Idee") der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet; bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes, als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle. Man muß die Dialektik, die bei Hegel auf dem Kopf steht, umstülpen, um den rationellen Kern zu entdecken."[3]) Dieser „Materialismus" der Marx'schen Geschichtsauffassung hat aber nichts zu tun mit dem vulgären philosophischen Materialismus. Es handelt sich hier nicht um metaphysische Theorien über das Verhältnis von Geist und Materie, sondern um historisch-wissenschaftliche Feststellungen über die Bedingtheit des sozialen, politischen und geistigen Lebens durch die ökonomischen Verhältnisse. Das „Materielle" bei Marx ist ja auch etwas durchaus anderes als die Materie der Naturwissenschaft; es ist nichts Totes, Dingliches, sondern — wie es ja as der angeführten Hauptstelle deutlich hervorgeht — ein Lebensverhältnis, das die Menschen, je nach ihrer Entwicklungsstufe, eingehen müssen; es ist also selber schon etwas Menschliches, wenn es auch die unterste Stufe menschlicher Lebensäußerungen darstellt, wo noch alles auf die Befriedigung der natürlichen Lebensbedürfnisse gerichtet ist. Diesen „Materialismus" vertritt auch Kant in seiner Geschichtsphilosophie, indem er den Menschen in seine natürlichen Zusammenhänge hineinstellt und nicht losgelöst von diesen betrachtet, ohne daß deshalb Kant je als Materialist bezeichnet wurde. Die irreführende Bezeichnung ist aus ihrem historischen Ursprung heraus zu verstehen: „materialistisch" nennt Marx seine Geschichtsbetrachtung im Gegensatz zur „idealistischen" Hegels; gegenüber Hegels spekulativer, von der Idee ausgehenden Art will er ganz auf die in der

---

[1]) Vgl. Engels, Anti-Dühring, S. 305 f.

[2]) Vgl. hiezu Max Adler, „Marx als Denker" und „Marxistische Probleme".

[3]) Vorwort zu Bd. I des „Kapital".

tatsächlichen Geschichte gegebene Erfahrung abstellen. Der Geschichtsmaterialismus lehrt nicht, daß das soziale, politische und vor allem geistige Leben durch das Materielle erzeugt werde, wie wenn dieses eine eigene, ja die einzige schöpferische Potenz darstellte; es handelt sich stets nur um ein Bedingen und Bestimmen: die materiellen Verhältnisse liefern die Grundlage, an welche die höheren Lebensäußerungen, die ihre Kraft in sich selber tragen, bei ihrem Aufbau gebunden sind.[1])

Mit Hegel teilt Marx den Gedanken der historischen Notwendigkeit, wenn er diese auch auf andere Kräfte gründet und mit andern Mitteln sich auswirken läßt. So wie Hegel in der Geschichte die wahrhafte Theodicee sieht, so vertraut auch Marx mit unbedingter Zuversicht dem von innerer Notwendigkeit getriebenen, geschichtlichen Prozeß. Und gerade die Gewißheit, den Sinn der geschichtlichen Entwicklung erkannt zu haben und mit dem eigenen Wollen nur im Dienst dieses sich notwendig durchsetzenden Sinnes zu stehen, machte Marx zum Propheten und seine „Wissenschaft" zum Erweckungsruf, der die stumpf und dumpf dahinlebenden Proletariermassen zu neuer Hoffnung aufleben ließ. Marx ist nicht nur der unerbittliche, wuchtige Kritiker des Bestehenden, er tritt auch nicht nur mit Aufrufen und Forderungen vor das Volk, sondern gibt ihm in erster Linie etwas: neuen Glauben, neue Hoffnung und damit neues Leben. Indem er dem Proletariat die Einsicht in die tatsächliche Entwicklungstendenz der Geschichte vermittelte, lehrte er es zugleich sich selbst als den entscheidenden Entwicklungsfaktor erkennen, der dazu berufen ist, die neue Gesellschaft, auf die die Entwicklung hintreibt, herbeizuführen. Gerade, weil diese Berufung sich nicht auf schöne Träumereien und luftige Utopien gründete, sondern auf wissenschaftliche Erkenntnis fester Tatsachen und Bewegungen, vermochte sie die Massen aufzurütteln; weil hier die Theorie nur die bewußtgewordene Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens selbst sein wollte, konnte sie in die zielbewußte Aktion zur Umgestaltung der Gesellschaft umschlagen und von hier aus verstehen wir „die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft", die Marx nach dem Titel der Engels'schen Schrift bewirkte, als einen gewaltigen Fortschritt. Es ist wirklich eine neue Prädestinationslehre — mit Recht nannte man den Marxismus einen „Calvinismus ohne Gott"! — und wie einst der Calvinismus gerade mit seiner scheinbar alle Eigentätigkeit

---

[1]) Vgl. hiezu Adler, „Marxistische Probleme", besonders den Aufsatz über „das Formalpsychische im historischen Materialismus." Adler wendet sich gerade als Marxist gegen jene Mißdeutung des Geschichtsmaterialismus in tatsächlich materialistischem Sinn, wie sie sich bei Gegnern und Anhängern des Marxismus findet. Schon Marx' eigene Auseinandersetzung mit dem Materialismus (vgl. z. B. seine Thesen über Feuerbach) wie auch die Besinnung auf seine von ihm selber stets festgehaltene geistige Abstammung von der idealistischen Philosophie sollte vor jener falschen Deutung der materialistischen Geschichtsauffassung bewahren.

des Menschen ausschließenden Lehre seine Anhänger zur höchsten Aktivität beseelte, so gab auch hier das feste Berufungsbewußtsein dem Proletariat seine Begeisterung und Tatkraft. Freilich kann es einem nicht verborgen bleiben, daß gerade von dieser Kraftquelle her auch eine lähmende Wirkung ausgehen kann, daß jene „Entwicklung von der Utopie zur Wissenschaft" gar leicht zu derjenigen vom Glauben zum Wissen werden kann, bei der einst die mächtige urchristliche Bewegung erstarrte. Sobald einmal der Glaube zum bloßen Glaubenssatz, und die Gewißheit zum bloßen Wissen wird, ist es vorbei mit jener begeisternden, zur Tat treibenden Wirkung, denn das bloße Wissen, das sich von dem einmal erkannten Gegenstand loslöst und ihm als fertigem Objekt „objektiv" gegenübersteht, vergißt, daß die Geschichte kein solches für sich bestehendes, losgelöst vom Menschen wirkendes Wesen ist; die bloße Gläubigkeit übersieht in ihrem starren Festhalten am festen Glaubenssatz, daß dieser seine Wahrheit nur vom lebendigen Leben bezieht, daß die Geschichte nur von glaubenden, wollenden und handelnden Menschen vorwärtsgetragen wird. Daß hier eine große Gefahr für den Marxismus vorliegt und daß er dieser in weitem Maße erlegen ist, trat in seiner eigenen Geschichte nur allzu deutlich hervor.

II.

Daß der materialistischen Geschichtsauffassung eine große Wahrheit zugrunde liege, ist schon bei der Forschungsart Marx' zu erwarten. Er, der fordert, daß „die Wirklichkeit sich selbst zum Gedanken drängen muß", hatte jedenfalls eine breite Wirklichkeit vor Augen, als er den Gedanken des Geschichtsmaterialismus gestaltete. Auch die große geschichtliche Wirkung des von Marx begründeten Sozialismus spricht für das Recht seiner Begründung — oder sollte wirklich eine bloße Täuschung die Massen derart mit Gewißheit erfüllen können, daß eine der mächtigsten Bewegungen von ihr ausgeht? Tatsächlich läßt sich die Wahrheit der materialistischen Geschichtsauffassung an einer Fülle von Tatsachen geltend machen; *in mannigfacher Weise zeigt sich, daß die materiellen Verhältnisse wirklich das soziale und politische Leben und deren Umwälzungen in der Geschichte bestimmen, und daß das Geistesleben einer Epoche in weitem Maße lediglich den ideologischen Ueberbau zu den ökonomischen und den mit diesen gegebenen sozialen und politischen Zuständen darstellt.*[1])

---

[1]) Wenn wir im Folgenden die materialistische Geschichtsauffassung in ihre wesentlichen Behauptungen zerlegen und diesen im einzelnen nachgehen, so geschieht dies nur der scharfen Hervorhebung wegen, bedeutet aber wie jede Schematisierung

1. Als ersten Bestandteil der materialistischen Geschichtsauffassung greifen wir die Lehre heraus, daß die Produktionsverhältnisse einer Geschichtsepoche das soziale Leben derselben entscheidend bestimmen. „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen Lebensprozeß."[1] „Die sozialen Verhältnisse sind eng verknüpft mit den Produktivkräften. Mit der Erwerbung neuer Porduktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise, und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschafr mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten."[2] „Die gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Individuen produzieren, verwandeln sich mit der Veränderung und Entwicklung der materiellen Produktionsmittel, der Produktivkräfte."[3])

Eine Blick auf verschiedene typische Gestaltungen des sozialen Lebens läßt uns tatsächlich deren Bestimmung durch die materiellen Verhältnisse erkennen. Die primitiven Jägerstämme der Indianer oder die primitiven Ackerbauer z. B. weisen in ihrem Zusammenleben noch keine sozialen Unterschiede und Abhängigkeitsverhältnisse auf, was offenbar durch die primitive Produktionsweise und die damit gegebene Gleichheit der „Vermögen" bedingt ist; andererseits treten bei den Hirtenvölkern, deren Herdenbestände allerlei Schwankungen unterworfen sind, zugleich mit den Vermögensunterschieden Klassenunterschiede auf, indem stets die armen Hirten in die Abhängigkeit der reichen geraten.[4]) Auch die alte Markgenossenschaft, die wir allenthalben an der Schwelle der Geschichte der Kulturvölker antreffen, kennt noch keinerlei Klassenunterschiede innerhalb ihres Kreises und dieser Gesellschaftszustand beruht auf dem ganzen Produktionsverhältnis dieser Stufe, dem Gemeinbesitz von Grund und Boden, der gemeinsamen Bearbeitung desselben und der urwüchsigen gleichmäßigen Verteilung des Arbeitsprodukts.[5]) Soziale Unterschiede und Gegensätze traten, wenn wir von äußeren Einwirkungen, wie kriegerischer Unterwerfung, absehen, erst mit der Entwicklung der Produktionsverhältnisse auf, nämlich erst, als sich mit der Produktionssteigerung, die ihrerseits auf neue Produktionskräfte, wie

---

eine gewisse Gewaltsamkeit. In der Wirklichkeit haben wir einen großen Lebenszusammenhang vor uns, in dem eines mit dem andern eng verflochten ist und die verschiedenen Lebensgebiete miteinander in mannigfacher Wechselwirkung stehen.

[1]) Marx. Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie".

[2]) Marx, „Elend der Philosophie", S. 91.

[3]) Marx, „Lohnarbeit und Kapital", S. 25.

[4]) vergl. Oppenheimer, „Der Staat".

[5]) vergl. über die Markgenossenschaft Kropotkins „Gegenseitige Hilfe" und Engels Anhang zur „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft".

bessere Werkzeuge und Arbeitsverfahren zurückgeht, das Privateigentum ausbildete und man über den eigenen Bedarf hinaus für den Austausch produzierte, was der fremden Arbeitskraft einen Wert verlieh. Es liegt eine große Wahrheit in der Behauptung Rousseaus, daß die Ungleichheit unter den Menschen und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen im Aufkommen des Privateigentums ihren Ursprung habe.[1]) Insbesondere spielte, was auch Rousseau hervorhebt, das Auftauchen des Privateigentums am Grund und Boden, gegen das die freien Bauern in gesundem Instinkt einen langen Kampf führten, eine entscheidende Rolle in der Entwicklung der sozialen Gegensätze. An die Stelle der alten Arbeitsgemeinschaft mit der urwüchsigen Arbeitsteilung und der sozialen Gleichheit der einzelnen Arbeitenden tritt allenthalben ein Abhängigkeitsverhältnis, bei dem die einen im Dienste und zum ausschließlichen Vorteil eines andern, den das Privateigentum auch zum Besitzer des Arbeitsproduktes macht, arbeiten. Wenn so schon die ökonomische Entwicklung selber mit der Herausbildung des Gegensatzes von arm und reich auf diese soziale Gliederung mit ihrer Abhängigkeit hintreibt, so wurde dieser Prozeß in der Geschichte oft noch rapid beschleunigt durch äußere Einwirkungen: sowie einmal durch die Entwicklung der Produktionsverhältnisse die fremde Arbeitskraft einen Wert erhalten hatte und man die Ausbeutungsmöglichkeit des Menschen erkannte, beginnen auch die kriegerischen Unterwerfungen zu diesem ökonomischen Zwecke, und charakteristischer Weise sind es gerade jene Völker, die infolge ihrer Produktionsweise die Anfänge sozialer Gliederungen innerhalb des eigenen Verbandes entwickelt hatten, die Hirten- und Seeräubervölker, welche auch solche Unterwerfungskriege wegen wirtschaftlicher Ausbeutung führten. Aber auch dort, wo das Abhängigkeitsverhältnis durch die kriegerische Unterwerfung geschaffen wurde, geschah es stets um wirtschaftlicher Zwecke willen, sodaß also doch stets das materielle Leben die treibende Kraft ist.[2]) Wir stehen hier an der wirtschaftlichen Wurzel der wichtigsten sozialen Erscheinung, des Verhältnisses von Herr und Knecht und schließlich aller Klassenunterschiede. Hier hat zumal die Sklaverei, diese schärfste Ausgestaltung des Klassengegensatzes, ihren Ursprung, denn ihr Sinn und Zweck ist eben die wirtschaftliche Ausbeutung des Menschen. Sie setzt bereits eine solche Entwicklung der Produktion voraus, die den Ausbeutungswert des Menschen hervortreten ließ und zu jener Vermögensanhäufung führte, welche allein das Halten und Ausbeuten

---

[1]) vergl. Rousseaus, „Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und Adlers Aufsatz über Rousseau im „Wegweiser".

[2]) Vergl. Oppenheimer. Marx und Engels übersehen wohl die selbständige Bedeutung des „politischen" Mittels neben dem ökonomischen; wenn auch der Zweck in beiden Fällen ein ökonomischer ist, muß doch gegenüber einer einseitigen geschichtsmaterialistischen Lehre diese selbständige Rolle des politischen Mittels bei der Ausgestaltung der sozialen Gliederung betont werden.

von Sklaven ermöglicht. Auf der untersten Stufe finden wir die Sklaverei drum nicht bei den vermögenslosen Jägern oder den primitiven Bauern, sondern bei den vermöglichen Hirten, und in großem Maßstab tritt sie überhaupt erst mit aufblühendem Handel und Industrie auf, da erst diese mit ihrer Produktionssteigerung die Verwendbarkeit und Notwendigkeit der Sklavenhände schaffen, wie z. B. im alten Griechenland und Rom, oder in Amerika seit dem Aufblühen der Baumwollindustrie. Die Sklaven sind meist Kriegsgefangene, die man auf einer gewissen Produktionsstufe nicht mehr tötet, sondern um der ökonomischen Ausbeutung willen schont, und auch der Krieg, diese weitere furchtbare Erscheinung im sozialen Leben hat somit ökonomische Ursachen. Weit davon entfernt, etwas Natürliches und Ursprüngliches zu sein — gerade der primitive, den ursprünglichen Zuständen am nächsten stehende Ackerbauer ist friedlicher Natur und führt nie Angriffskriege, wie ja auch unter den Tieren der Krieg eine durchaus seltene Erscheinung ist — tritt der Krieg erst auf „fortgeschrittener" Entwicklungsstufe auf; erst um des fremden Vermögens willen, vor allem dann um der Ausbeutung der fremden Arbeitskraft willen, wurde von jeher und wird heute noch, in etwas modifizierter Weise, Krieg geführt.[1]) In denselben ökonomischen Verhältnissen hat aber auch der Staat, der von idealistischen (hierin aber bloß idealisierenden) Philosophen so gerne als das Absolute und die Realisierung der sittlichen Idee hingestellt wird, seinen Ursprung. Auch die Staatenbildung geht auf wirtschaftliche Ausbeutung aus und ist deshalb an gewisse ökonomische Bedingungen geknüpft; die ersten Opfer der Staatenbildung sind fast überall die seßhaften Ackerbau treibenden Volksstämme gewesen, die es mit ihrer Arbeit bereits zu einer gewissen materiellen Blüte gebracht hatten und die gerade deshalb von den kriegerischen Nomaden- und Seeräuberstämme, dem späteren „Adel", unterworfen und versklavt oder doch tributpflichtig gemacht wurden.[2]) Krieg, Sklaverei und Staatenbildung gehören ihrem Ursprung und Wesen nach zusammen; auch von ihnen könnte es heißen: „dreieinig sind sie, nicht zu trennen".

Auf den engen Zusammenhang zwischen der Produktionsweise und dem sozialen Leben weist ferner die Tatsache hin, daß der kleine Ackerbau mit Parzellenwirtschaft noch keinen Klassenunterschied bedingt, der große Ackerbau dagegen, wo immer er jenen verdrängte, einen solchen erzeugte[3]): stets wälzt sich mit dem Produktionsverhältnis auch das Eigentums- und Sozialverhältnis um. Während wir bei der einen Produktionsweise im allgemeinen lauter

[1]) vergl. Nicolai „Biologie des Krieges" § 13.

[2]) vergl. Oppenheimer.

[3]) vergl. Engels, Anti-Dühring.

einander gleichgestellte, unabhängige Kleinbauern vorfinden,[1]) stellte sich z. B. im alten Rom, als die freien Parzellenbauern verdrängt wurden und der Großgrundbesitz entstand, der Klassengegensatz zwischen den Latifundienbesitzern und ihren Sklaven ein; der Feudalstaat mit seiner sozialen Gliederung entwickelte sich zugleich mit der Anhäufung des Grundeigentums in den Händen des Adels, besonders verschwand der freie Bauer, der sich auf früheren Stufen noch über dem Hörigen erhob, im gleichen Maße als der Adel sich des Grundbesitzes, zumal der Gemeindeländereien, bemächtigte, bis schließlich der ausbeutenden Herrenklasse die große, gleichmäßige Masse der Hörigen und Fronbauern gegenüberstand;[2]) und auch im modernen Großgrundverhältnis, bei dem der Grundbesitz zum Kapital und die Grundrente zum Unternehmergewinn wurde, ist der Grundbesitzer durch eine tiefe soziale Kluft von den in dürftigsten Verhältnissen und einer an Rechtlosigkeit grenzenden Abhängigkeit lebenden Landarbeitern getrennt, wie man etwa am Beispiel Ostpreußens sehen kann. Und wiederum finden wir heute die freiesten Staatswesen, die im sozialen und politischen Leben den Klassengegensatz und die Klassenherrschaft am meisten überwunden haben, gerade dort, wo der Großgrundbesitz ebenso eingeengt und aufgelöst, wie der Klein- und Mittelgrundbesitz gefördert wurde, wie es in Neu-Seeland der Fall ist.[3])

Auch die sozialen Folgen der Arbeitsteilung bestätigen die geschichtsmaterialistische These. Je und je hat sich die mit der Entwicklungsstufe der Produktion gegebene Form der Arbeitsteilung auch im sozialen Leben ausgeprägt. So haben z. B. die Kasten vor allem hier ihren Ursprung, mögen sie sich nun ohne äußere Einflüße aus der Arbeitsteilung entwickelt haben, oder mögen solch äußere Eingriffe, wie Unterwerfung, die Kastenbildung bewirkt haben, denn auch in letzterem Falle war stets der ökonomische Zweck für die soziale Gliederung bestimmend und erhob sich der Kastengegensatz über der Arbeitsteilung. So sagt denn Marx, daß die verschiedenen Formen der Arbeitsteilung, wie sie aus den Bedingungen der materiellen Produktion hervorgegangen sind, ebensoviele Grund-

---

[1]) Ich sehe hier davon ab, daß auf der Grundlage des Privateigentums an Grund und Boden eine wirkliche Ueberwindung sozialer Gegensätze überhaupt nicht möglich ist, und daß z. B. im Frankreich des 19. Jahrhunderts — ähnliche Verhältnisse weist auch die Schweiz auf — sehr bald nach der Revolution mit der Aufhebung des Feudalismus an die Stelle des alten Feudalherrn das Kapital und an die Stelle der Feudalabgaben die Hypothekarzinsen traten; daß also, wenn auch verschleiert durch den Begriff des „Privateigentums" am Boden, oft auch verhüllt durch den unpersönlichen, wenn nicht gar scheinbar gemeinnützigen Charakter der Bankinstitute, eine neue Abhängigkeit und ein neuer, dem Bauern freilich meist verborgener Klassengegensatz sich entwickelte — der zwischen Kleinbauerntum und Kapital. Ferner entstehen auf der Grundlage des Privatbesitzes am Boden notwendig schon innerhalb eines Dorfes allerlei soziale Unterschiede und Abhängigkeiten.

[2]) vergl. Oppenheimer.

[3]) vergl. Oppenheimer.

lagen sozialer Organisationen wurden.[1]) Deutlich tritt diese Grundlage z. B. bei den indischen Kasten oder in der Ständegliederung des platonischen Staates hervor. Aus der Entwicklung der Produktionsweise wuchs ferner die Arbeitsteilung zwischen Landwirtschaft und Gewerbe hervor, welche ihrerseits den in seinen sozialen, politischen und geistigen Folgen so bedeutungsvollen Gegensatz von Stadt und Land nach sich zog. Auf einer Arbeitsteilung wurzelt auch die große soziale Scheidung der „Gebildeten" von den „Ungebildeten", der Gegensatz zwischen der großen Masse derer, die mit ihrer Arbeit die Bedürfnisse der ganzen Gesellschaft befriedigen müssen und der kleinen Schicht jener, die der Arbeitsleitung, dem Handel, den Staatsgeschäften, den Wissenschaften und Künsten obliegen. Nur diese Arbeitsteilung ermöglichte die kulturelle Entwicklung, verlieh aber aller bisherigen Kulter — der antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen — den Charakter einer Klassenkultur. Stets noch bedeutete eben diese Arbeitsteilung die Ausbeutung derer, die die Arbeitslast auf sich nehmen müssen, durch diejenigen, die sich die Frucht der Arbeit aneignen und sich damit die Möglichkeit verschaffen, „Kultur zu pflegen".[3])

Daß eine ökonomische Umwälzung auch eine soziale bewirkt, zeigt z. B. der an den Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft sich anschließende gewaltige Umwälzungsprozeß. Dieser ökonomische Vorgang vertiefte zuerst den Gegensatz von Stadt und Land, indem eine Zeit lang die Stadt die neue und das Land die alte Wirtschaftsform vertraten. Das Uebergreifen der Geldwirtschaft auf das Land sodann machte die alten Feudalherren zu bloßen Gutsbesitzern, die ihre alten Gefolgschaften abschafften, ihre politische Machtstellung gegenüber der Zentralgewalt verloren, aber darauf bedacht waren, möglichst viel Geld aus ihren bäuerlichen Untertanen herauszupressen; die Bauern selber sanken nach dieser Wendung noch tiefer und wurden infolge des massenhaften Bauernlegens ebenso wie die aufgelösten Gefolgschaften in großen Massen in die Städte geworfen, wo sie bald die neue Klasse des Proletariates mit seinen „freien", d. h. für die Ausbeutung freien, Arbeitern bilden. In den Städten zeigt sich eine gewaltige Verschärfung des Gegensatzes von arm und reich, indem unten die neue Klasse des Proletariates, oben die neue Klasse der Kapitalisten sich bildet, welch letztere Klasse als ein neuer Stand neben die alten priviligierten Stände tritt und die Gleichberechtigung mit diesen fordert.[2]) An diese ökonomische und soziale Umwälzung knüpft sich aber auch jene weitere gewaltige Umwälzung an, die die Produktionsverhältnisse

---

[1]) „Elend der Philosophie" S. 120

[2]) vergl. Oppenheimer.

[3]) Eine, wohl unbeabsichtigte, Bestätigung des Geschichtsmaterialismus liefert hier auch Treitschke, der sich folgendermaßen die Tatsache unserer Klassengesellschaft und Klassenkultur zurechtzulegen sucht: „Die Masse wird immer Masse bleiben

des Feudalismus und des zünftigen Handwerkes auflöste, die erst während der sogenannten Manufakturperiode eine Anzahl von Lohnarbeitern in der Werkstatt eines Unternehmers vereinigte, dann aber mit der Entdeckung neuer Produktionskräfte, vor allem der Dampfmaschine, mit der Entfaltung des Geldsystems, des Verkehrswesens und Handels zugleich mit der modernen Großindustrie die moderne kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechende Gesellschaftsordnung schuf. An die Stelle der alten Werkstatt, in der ein persönliches Verhältnis den Meister mit seinen Gesellen verband und wo schon deshalb kein Klassengesetz bestand, weil die Zunftordnung dem Gesellen den Weg zum Meister öffnete, traten die modernen Fabriken, in denen Tausende von lebenslänglichen Lohnarbeitern einer kleinen Zahl von Unternehmern gegenüberstehen, von denen sie durch eine tiefe soziale Kluft geschieden sind und mit denen sie nichts verbindet, als die harte Kette des Lohnes. Während der zünftige Handwerker der Eigentümer seines Arbeitsproduktes ist — die Lohnarbeit ist hier noch die Ausnahme und die Arbeit des Lehrlings und Gesellen ist mehr unter dem Gesichtspunkt der Ausbildung als des Verdienstes zu betrachten — hat der moderne Lohnarbeiter kein Eigentumsrecht an seinen Erzeugnissen, da der Kapitalist — und zwar bei den herrschenden, der kapitalistischen Produktionsweise entsprechenden Eigentumsbegriffen durchaus nach geltendem Recht — sich das ganze Arbeitsprodukt aneignet und diesem lediglich einen, nach Möglichkeit niedrig gehaltenen und gerade nur die dringensten Lebensbedrüfnisse des Arbeiters deckenden Teilwert seiner Arbeitsleistung, nämlich den verabredeten Lohn, ausbezahlt, den Mehrwert aber, auf dem, wie Marx nachwies, die Kapitalanhäufung in der modernen Gesellschaft beruht, für sich behält. Aus der neuen kapitalistischen Produktionsweise und ihrem Eigentumsverhältnis, eben der privaten Aneignung des von einer größeren Anzahl in einem Unternehmen vereinigter Arbeiter erzeugten Produktes, wuchs der Gegensatz zwischen Lohnarbeiter und Kapitalist, der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie hervor, diese wichtigste Erscheinung im sozialen Leben unserer Zeit.

Aus diesem letztgenannten wie den früher erwähnten Beispielen wird es deutlich, daß die Klassenunterschiede und -gegensätze aus den ökonomischen Verhältnissen hervorwachsen. Klassengegensätze stellten sich denn auch stets ein, wo das ursprüngliche Gemeinschaftsverhältnis, wie es die ländliche Markgenossenschaft oder die Gilde der mittelalterlichen Städte aufweist, aufgelöst wurde. Hierin liegt das Recht jenes Wortes des Kommunistischen Manifests: „Alle bis-

müssen, damit einzelne Tausende forschen, malen und dichten können“. Das Wort könnte bei Marx stehen, wenn es nicht den ganzen Zynismus dessen verriete, der sehr befriedigt und selbstbewußt oben steht, während Marx es mit dem gerechten Ingrimm dessen gesprochen hätte, der mit jener zum bloßen Massendasein verurteilten, vom Menschentum ausgeschlossenen Masse fühlte.

herige Gesellschaft beruhte auf dem Gegensatz unterdrückender und unterdrückter Klassen." Der Klassengegensatz und der mit ihm gegebene Klassenkampf ist einfach eine geschichtliche Tatsache, die weder durch illusionäre Verhüllungen, wie die Brüderlichkeitsparole der französischen Revolution oder die Festphrase vom einigen Brudervolk unserer Augustfeier, noch durch die heuchlerische Entrüstung über die offene Konstatierung dieser Tatsache durch die Sozialdemokratie aus der Welt geschafft wird. Nicht erst die Sozialdemokratie hat den Klassenkampf ins Leben gerufen; er war vielmehr stets da und wurde stets von oben mit mindestens so viel Leidenschaft, zugleich aber mit weit größeren Machtmitteln geführt als von unten. Marx hat auch hier nur ins Bewußtsein erhoben, was ist. Die Klassenkampfparole der Sozialdemokratie ist nur eine klare Folgerung aus den tatsächlichen Verhältnissen und der Klassenkampf des Proletariats hat gegenüber dem Klassenkampf der Herrschenden und Besitzenden dadurch das Recht auf seiner Seite, daß er bei allen echten Sozialisten nicht wieder eine neue Klassenherrschaft erstrebt, sondern sich als Ziel die Aufhebung jedes Klassenkampfes und aller Klassen überhaupt setzt, während der Klassenkampf von oben nur die Aufrechterhaltung der eigenen Klassenherrschaft mit all ihren Ausbeutungsmöglichkeiten und Vorrechten im Auge hat.

So bestimmen die ökonomischen Verhältnisse die sozialen und wie die eigentliche Seele der Gesellschaft — mitunter spielt nämlich auch das Materielle die Rolle der Seele — bestimmt das Produktions- und das mit ihm gegebene Eigentumsverhältnis auch das persönliche Verhalten des Menschen zum Menschen. Wie anders ist das persönliche Verhältnis zwischen zwei Gliedern einer Dorfmark oder zwei freien Parzellenbauern, als das zwischen einem römischen Latifundienbesitzer und seinen Sklaven, oder zwischen einem Feudalherrn und seinen Bauern, die sich, abgesehen von allen Lasten und Abgaben, noch ruhig vom Wild des Herrn die Saaten verwüsten lassen oder nachts die Teiche mit Ruten schlagen müssen, damit die Nachtruhe des Herrn nicht vom Quaken der Frösche gestört werde,[1]) oder auch zwischen einem ostelbischen Junker und seinen polnischen Landarbeitern. Wie anders stehen sich zwei Glieder einer alten Gilde gegenüber als zwei heutige konkurrierende Unternehmer, oder wie anders sind die persönlichen Beziehungen zwischen dem zünftigen Meister und seinen Gesellen, als zwischen einem heutigen Unternehmer und den von ihm beschäftigten „Händen". Schon der tägliche Verkehr zeigt ja in der mannigfachsten Weise, wie die Stellung im ökonomischen Prozeß diejenige im sozialen Leben bestimmt, wie Vermögensunterschiede auch soziale Unterschiede bedeuten und wie überhaupt nichts so sehr das Zusammenleben der Menschen bestimmt, als der Gegensatz von Arm und Reich.

---

[1]) Vgl. Kropotkin, „Französische Revolution".

Schon einige der erwähnten Beispiele zeigten, wie sich mit den Produktionsverhältnissen stets auch die Eigentumsverhältnisse ändern, so daß die letztern wirklich nur als der „juristische Ausdruck" der ersteren erscheinen. Weit davon entfernt, ein bleibender Bestandteil der göttlichen Weltordnung zu sein, als was bürgerliche Nationalökonomen und Ideologen das bürgerliche Eigentumsverhältnis gerne hinstellen möchten, ist das Eigentum vielmehr eine durch und durch historische Erscheinung und als solche dem Werden und Vergehen und den tiefgreifendsten Wandlungen unterworfen. „In jeder historischen Epoche hat sich das Eigentum anders und unter ganz verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen entwickelt. Eine Definition des Eigentums als eines unabhängigen Verhältnisses, einer besonderen Kategorie, einer abstrakten und ewigen Idee geben wollen, kann nichts anderes sein, als eine Illusion der Metaphysik oder der Jurisprudenz."[1])

Indem Marx alle diese Zusammenhänge erkannte, wurde er sich dessen bewußt, daß der Weg zur sozialistischen Gesellschaft über eine ökonomische Umgestaltung hinführen muß. So wie die herrschenden sozialen Verhältnisse mit all ihren Furchtbarkeiten durch die herrschenden ökonomischen Verhältnisse bestimmt werden, so kann sich auch die kommende sozialistische Gesellschaft nur auf der Grundlage einer neuen Wirtschaftsordnung erheben. Nur wenn die kapitalistische Produktionsweise, die zugleich mit dem bürgerlichen Reichtum das proletarische Elend erzeugt, ersetzt wird durch eine sozialistische Produktionsweise, die zur gesellschaftlichen Produktion auch die gesellschaftliche Aneignung fügt und überhaupt in jeder Hinsicht den gesellschaftlichen Charakter der Arbeit zur Geltung bringt, kann sich eine von allen Klassengegensätzen befreite Gesellschaft gestalten. Das neue Produktions- und Sozialverhältnis müßte das alte Gemeinschaftsprinzip der Markgenossenschaften und Gilden erneuern, zugleich aber das überwinden, was uns die Stufe der Dorfmark dem „Barbarentum" einreihen läßt, was aber auch aller bisherigen Kultur die Barbarei wie ein Schatten folgen ließ: weder dürfte das ganze Dasein aller in der Arbeitsgemeinschaft vereinigten Menschen in der Beschaffung ihrer Existenzmittel aufgehen, noch dürfte eine kleine bevorzugte Gesellschaftsschicht diese Arbeit auf die große, in tiefer Abhängigkeit lebende Volksmasse abschieben, um ungestört „Kultur" pflegen zu können; die volle Entfaltung der modernen Produktionskräfte und ihre Leitung im Interesse der Gemeinschaft würde vielmehr imstande sein, die materiellen Verhältnisse derart zu gestalten, daß sie die Grundlage einer wirklichen Kultur abgeben können — einer Kultur, die sich gerade dadurch als solche erweist, daß sie nicht nur das Privileg Weniger, sondern der gemeinsame Besitz aller ist.

(Fortsetzung folgt.) **R. Lejeune.**

---

[1]) Marx, „Elend der Philosophie", S. 140.

Wilson und Lenin. Reaktion und Revolution.[1]

Zur Lage. (Drittes Stück.)

Wir haben in der letzten Betrachtung, „Zur Lage",[2]) auf das Chaos der heutigen Weltlage hinausblickend, die Frage gestellt, wie wir heute mit den Hoffnungen auf den Sturz des Reiches der Gewalt, die wir besonders mit der Weltkatastrophe verbunden hatten, gestellt seien. Dies hatten wir besonders in Hinsicht auf die internationalen Probleme, das Verhältnis der Völker zu einander, getan, während wir in einer früheren mehr auf das soziale Problem geachtet hatten und zwar vorwiegend so, wie es sich innerhalb der einzelnen Völker darstellte. Nun schreiten wir zu einer Verbindung beider Betrachtungen fort.

Zugleich aber führen wir einen anderen Gedankengang weiter. Wir haben darauf hingewiesen, wie die Kampfstellungen des Weltkrieges sich insofern verschoben hätten, als an Stelle des Gegensatzes zwischen den Zentralmächten und der Entente nun der mitten durch diese Lager gehende zwischen den Anhängern einer alten und denen einer neuen Ordnung des internationalen Lebens getreten sei, der Kampf zwischen den Vertretern des Reiches der Gewalt oder des Imperialismus und den Vertretern des Rechtes oder der Demokratie. Aber nun bleibt es nicht bei diesen einfachen Linien. Sie lösen sich vielmehr in ein scheinbar wieder sehr chaotisches Gebilde auf, indem nämlich die beiden Prinzipien sich nicht rein und klar gegenübertreten, sondern sich seltsam verschlingen. Dieser Tasache müssen wir eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, einmal weil hier ein tragisches Verhängnis verwirrend waltet und all unser Hoffen in seinen Strudel zu ziehen versucht, und sodann auch, weil hier vor allem Licht und Ordnung in das Chaos zu bringen ist, damit wir wissen, wie wir denken und handeln sollen.

Wir stoßen nämlich, wenn wir vom Völkerbund reden, auf einen Gedankengang, der für dieses ganze Problem freilich von großer Bedeutung ist. Es entsteht nämlich die Frage, ob Weltfriede und Völkerbund so, wie sie heute von einem Teil der bürgerlichen Welt, zum Beispiel auch von ihrem edelsten politischen Vertreter, Wilson, verkündigt werden, nicht eine Illusion seien, und dies noch abgesehen von dem guten oder schlechten Willen der Ententepolitiker.

---

[1]) Dieser Aufsatz wurde für das Dezemberheft geschrieben, konnte aber vor aus Raumgründen nicht ganz aufgenommen werden. Ein Teil davon erschien dann für sich unter dem Titel: „Wo stehen wir?" Einige formelle Mängel desselben mögen aus dieser im letzten Augenblick notwendig gewordenen Trennung entschuldigt werden.

Einige Ausführungen dieses Aufsatzes stimmen stark mit denen von Gerwig und Staudinger im letzten Hefte überein. Weil sie aber ganz unabhängig davon entstanden sind, lasse ich sie gerade als Zeugen einer wertvollen geistigen Einigkeit, die sich heute bei bestimmten Voraussetzungen von selbst einstellt, stehen. R.

[2]) Vgl. das Dezemberheft 1918.

Das ist nun allerdings die Meinung der Zimmerwald-Sozialisten. Sie erklären, daß dieses bürgerlich-demokratische Völkerbund- und Weltfriedensideal mit allen andern „bürgerlichen" Idealen das Los teile, zwar an sich ganz schön, aber in der vorhandenen Gesellschaftsordnung nicht realisierbar zu sein. Unsere Wirtschaftsordnung sei auf das Prinzip der gegenseitigen Beraubung gegründet und müsse daher immer wieder zum Kriege führen. Der geplante „Völkerbund" sei daher entweder die Utopie einiger Schwärmer, die von den treibenden Kräften der Geschichte keine Ahnung hätten, oder eine neue „heilige Allianz", nur diesmal, statt von den Fürsten gegen die Völker oder, anders ausgedrückt, vom Absolutismus gegen die Demokratie, wie ehedem, vom demokratischen Weltkapitalismus und Weltimperialismus gegen das Weltproletariat geschlossen. Man lächelt von der Höhe seiner geschichtsmaterialistischen Weisheit herab über die Narren, die sich dadurch verleiten ließen, und dies besonders, wenn es Genossen sind. Wilson macht man gelegentlich zum „Häuptling der kapitalistischen Räuberbande". Man verhöhnt ihn als den „Professor", weil er an die Idee glaubt (was, wie wir schon anderwärts bemerkt haben, den heutigen Professoren zu viel Ehre antun heißt) und stimmt auch darin, wie in vielem Andern, prächtig mit den Imperialisten überein. Wo man den Mann aber ernster nimmt und wenigstens seinen persönlichen Idealismus, wenn auch widerwillig genug, anerkennt, da haßt man ihn — ihn vor allem. Denn in diesem bürgerlich-demokratischen Idealismus erblickt man den schlimmsten Feind dessen, worauf man alle Hoffnung setzt, der sozialistischen Völkerrevolution. Denn er wird, sagt man, eine Täuschung, ein Beruhigungsmittel. Er hält die Geister in den gegenwärtigen Ordnungen fest, über die er einen idealen Schein breitet. Er verblendet auch einen Teil der Arbeiterschaft. Also ist Wilson ein gefährlicherer Gegner als Ludendorff oder Kaiser Wilhelm oder, um in der Sprache dieser Sozialisten zu reden, Clemenceau und Lloyd George oder auch Scheidemann. Darum die merkwürdige Erscheinung, daß dieser in seiner Art wahrhaft große und reine Mann, der Ideale verkündet, die doch wohl auch sozialistisch sind, bisher in zwei Lagern am meisten geschmäht und am wildesten gehaßt worden ist: bei den Imperialisten (besonders den deutschen) und bei den radikalsten Sozialisten. Die Sache ist so rätselhaft, daß an diesem Punkte gewiß überraschende Wahrheit gefunden werden kann. Dabei ist es ein Vorteil, wenn dadurch, daß der Gegensatz persönliche Formen annimmt, das Problem anschaulich und dramatisch wird und Fleisch und Blut gewinnt. Denn Wilson wird Lenin gegenübergestellt. Er, Lenin, ist es, der den Weg zur wahren Lösung der Probleme der Zeit weist, er, der Organisator und Imperator der proletarischen Weltumwälzung. Das ist die These der „Radikalen".

So stoßen wir also auf das Problem Wilson und Lenin und wollen bei ihm verweilen.

1. Wilson und Lenin.

Es ist ein richtig formuliertes Problem. Ein tiefer Instinkt, der heute miteinander kämpfenden Mächte hat es ans Licht gestellt. Es bedeutet wirklich eine der Zentralfragen dieser schöpfungsheißen Tage. Natürlich handelt es sich dabei nicht etwa um die zwei einzelnen Männer als solche, sondern um die Träger zweier Prinzipien oder Methoden oder vielmehr diese Prinzipien und Methoden selbst.

Wie stellen wir uns in diesem Kampf? Wir haben den Leninismus aufs schärfste abgelehnt, soweit er eine letzte und richtige Formulierung der Wahrheit sein wolle, zugleich aber betont, daß man ihm, wenn man ihn wirklich überwinden wolle, das Recht geben müsse, das in seinem „kräftigen Irrtum" enthalten sei, und haben uns umgekehrt zu Wilson bekannt, aber wiederholt hervorgehoben, daß er uns nicht das letzte Wort bedeute und daß sein Ideal uns nicht genüge. Es ist darum nötig und an der Zeit, daß wir einmal zeigen, wie wir uns dieses Verhältnis denken.

Zunächst müssen wir uns noch einmal gegen die Art wenden, wie sich die orthodoxen Zimmerwaldkreise bei uns wie in Italien und den „Zentralmächten" (im Gegensatz zu ihren französischen Gesinnungsgenossen) gegen die Idee des Völkerbundes und seinen wichtigsten Träger verhalten. Dabei wollen wir nicht von den Kampfmethoden reden, obschon es vielleicht für das ganze Prinzip bezeichnend ist, wie wenig man sich Mühe gibt, die Wahrheit kennen zu lernen und dafür mit banalsten Schlagwörtern, gelegentlich auch mit Lüge und Gemeinheit arbeitet. Noch abgesehen von dieser Kampfestaktik ist die ganze Art der Einstellung ein Typus der Methode, womit so oft von einem verbissenen Willen zur Opposition gute Dinge ruiniert werden. Man nimmt eine Sache von vorneherein von der schlimmsten Seite, die man an ihr entdecken kann und bekämpft sie von diesem Boden aus. Man entzieht ihr, so viel man kann, alle die Kräfte, die helfen könnten, sie in einer andern Bahn zu erhalten und ruft dann, wenn sie mißglückt: „Seht ihr, haben wir es nicht gesagt?" Es ist die negative Methode, die Spekulation à la baisse, die wir so stark bekämpfen, weil sie zum Nihilismus und zur Selbstzersetzung führt.

Das Problem liegt doch, wenn man es ehrlich betrachtet, so: Daß ein dauernder Friede und eine neue Völkergemeinschaft nur auf Grund einer neuen Wirtschaftsordnung möglich sei, bildet auch für uns eine selbstverständliche Voraussetzung alles dessen, was wir zu diesem Thema sagen. Wir kommen nicht ohne den Sozialismus in die neue Welt hinein. So sehr ist uns dies selbstverständlich, daß wir für unnötig halten, es jedesmal noch besonders zu sagen. Aber darum wird der Völkerbundsgedanke für uns nicht hinfällig. Wir sagen: wenn ihn die bürgerliche Demokratie nicht verwirklichen kann, dann

soll ihn eben die sozialistische verwirklichen. Es ist doch ein echt sozialistisches Ideal. Der Umstand, daß es in der jetzt herrschenden Form aus der Welt der bürgerlichen Demokratie auftauchte und durch einen ihr angehörenden Staatsmann seine Wucht erhielt, hebt diese Tatsache doch nicht auf. Wir haben es lange vorher verkündigt; es ist eines der alten Menschheitsträume. Der Sozialismus schafft und verkündigt ja nirgends neue menschliche Ideale, er will nur ein neuer Weg sein zur Verwirklichung der alten. Wenn also der Völkerbund durch die kapitalistische Welt nicht geschaffen werden kann, so schaffen wir ihn durch die sozialistische, wenn er in bürgerlichen Formen utopisch ist, so verwirklichen wir ihn in „proletarischen". Dies müßte unsere Losung sein und es ist auch die des nicht-leninistischen Sozialismus in aller Welt.

Aber nun erhebt sich gegen Wilson Lenin. Lenin, auch hierin der Schüler von Karl Marx, hat für dieses ganze weltdemokratische Ideal keinen Sinn. Daß aus kleinen freien Einheiten auf dem Wege der freien Verbündung eine demokratische Weltföderation aufgebaut werden sollte, ist eine dem Marxismus fremde Idee. Er will von oben her die neue Welt schaffen, das heißt: er will durch Aufrichtung des sozialistischen Weltimperiums die bestehenden Klassenunterschiede und Klassenherrschaften beseitigen und das sozialistische Weltreich gründen. Ganz im Geiste des Hegelschen Systems geht er vom Allgemeinen aus, statt vom Konkreten. Die Idee des Ganzen ist ihm wichtiger als das Recht des Einzelnen. Er ist nicht demokratisch, sondern absolutistisch, nur dieses in sozialistischer, statt in feudaler Form. Die Herausbildung möglichst vieler freier Volksgemeinschaften interessiert ihn wenig, ja er ist geneigt, sie geringschätzig zu behandeln, als eine „kleinbürgerliche" Sache. Er liebt die weltweiten Perspektiven, die Verkörperung der Idee in einem weltumspannenden einheitlichen Gebilde; er ist imperialistisch, nur in sozialistischer Form. Auch daraus erklärt sich seine sonst so unerklärliche Sympathie für den militärischen Imperialismus. Es besteht zwischen den beiden Imperialismen eine Bluts- und Wahlverwandtschaft zugleich. Darum hat dieser imperialistische Sozialismus gerade auf deutschem Boden, seinem Mutterboden, auch seine stärkste theoretische Ausbildung und auf dem Boden, den der absolutistische und monarchistische Zarismus vorbereitet, seine stärkste bisherige Verwirklichung gefunden. Darum kann er sich so leicht wieder mit dem Militarismus einlassen und bekommen wir das paradoxe Gebilde eines sozialistischen Militarismus, der uns noch schlimmer, jedenfalls erschreckender vorkommt, als der kapitalistische. Das Element der Gewalt liegt aber dieser ganzen Denkweise im Blute. Sie geht ja nicht von der Freiheit des einzelnen Menschen aus, die sittlich begründet ist und im Gewissen das Absolute besitzt, sondern von der allgemeinen Idee, die das Absolute ist und in der die Einzelnen untergehen müssen, der gegenüber das Gewissen des Einzelnen sogar das „radikale Böse" darstellt

(Hegel!). Sie ist also ihrer Natur nach absolutistisch. Wenn nun, wie es ja geschehen ist, diese Denkweise zu dem gewöhnlichen Materialismus herabsinkt, dann müssen diese Konsequenzen erst recht deutlich hervortreten. Wenn die Menschen im Kern ihres Wesens nur von materiellen Triebkräften bewegt werden, wenn nicht letztlich der Geist es ist, der den Leib der Gesellschaft baut, sondern nur der Stoff, wenn nicht die Idee die Herrin der Geschichte ist, dann erscheint eine Weltdemokratie, die eine freie Vereinigung freier, großer und kleiner, Völker darstellt, als Unsinn und ein Weltzustand, der den Weltfrieden vorbeugte, nur denkbar auf Grund entweder von militärischen oder von sozialen Zwangseinrichtungen — als Weltimperialismus. Der Marxismus, dessen Bastard-Kind der Leninismus ist, steht daher mit Napoleon und dem deutschen Imperialismus gegen Wilson; er haßt ihn mehr als jene.

Also hätte Wilson völlig recht gegen Lenin? Doch auch nicht! Wir haben in unserm letzten Aufsatz den Gegensatz so formuliert: Wilson fehlt der Sozialismus, Lenin die Demokratie. Das war eine Zuspitzung, deren Einseitigkeit wir wohl kannten. Es fehlt auf der einen Seite Wilson keineswegs ganz und gar an Sozialismus. Wilson als Person ist so weit davon entfernt, ein „kapitalistischer Räuberhäuptling" zu sein, daß er von denen, die ihn kennen, sogar als ein „christlicher Sozialist" bezeichnet wird. Seine Demokratie schließt den Sozialismus (oder die Wirtschaftsdemokratie) weitgehend ein. Er steht an der Spitze der mehr antikapitalistischen Partei der Vereinigten Staaten und hat in der kurzen und durch den Krieg verstörten Periode seiner Präsidentschaft mehr soziale Reformen eingeführt, als alle andern Präsidenten vor ihm. Auch hat er während des Krieges mit fester Hand den kapitalistischen Wucher unterdrückt. So wird er denn auch von der eigentlichen Kapitalistenwelt aufs grimmigste gehaßt[1]). Aber diese persönliche Stellung Wilsons ist typisch für eine ganze weitverbreitete Art. Es ist zu sagen, daß es besonders in der angelsächsischen Welt einen sehr starken und sehr wichtigen demokratischen Sozialismus gibt, etwas, was der Zimmerwaldismus in seiner Unkenntnis der wirklichen Geschichte und wirklichen Welt übersieht. Auch anderswo ist er, wie wir noch zeigen werden, vorhanden, auch bei uns in der Schweiz und in den Zentralmächten. Es fehlt also „Wilson" in keinem Sinn ganz an Sozialismus.

Aber freilich „Lenin" auch nicht ganz an Demokratie. Der Sozialismus der neuen Zeit ist in fast allen seinen Formen mit der Demokratie in Beziehung gestanden. So besonders auch der Marxismus. Sogar dem Leninismus soll die Diktatur des Proletariates schließlich nur ein Uebergang sein zu einer neuen kommunistischen

---

[1]) Wir hoffen über dieses Thema: „Wilson als sozialer Reformer" bald einen besonderen Aufsatz bringen zu können.

Demokratie. Also eine sozialistisch-proletarische Demokratie will man an Stelle der bloß kapitalistisch-bürgerlichen, eine wirtschaftliche an Stelle der bloß politischen setzen. Und darin vertritt man nun ein großes Recht und eine zukunftsvolle Sache. Denn das ist uns ja Allen längst klar, daß es ohne wirtschaftliche keine wahre Demokratie gibt. Die rein politische Demokratie bei wirtschaftlicher Unterjochung einer Klasse durch die andere und zwar der großen Mehrheit durch eine kleine Minderheit, ist bloß formal und wird unter Umständen zur schreienden Lüge. So sind aber auch die Formen der bürgerlich-politischen Demokratie keineswegs der höchste und richtigste Ausdruck des demokratischen Prinzips. Der Parlamentarismus, worin diese politische-formale Demokratie sich zuspitzt, ist nichts weniger als das letzte Wort der gesellschaftlichen Freiheit. Das beweist schon seine notwendige Begleiterscheinung: das heutige politische Parteiwesen und seine Presse, die beide despotische Gewalten schlimmster Art sind. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Es gibt hier neue Möglichkeiten. Die Demokratie ist ein aus der Unendlichkeit quellendes Prinzip, das sich in bisherigen Gebilden noch keineswegs erschöpft hat, das nur im Gottesreich vollendet verwirklicht wird.[1] Es gibt eine „neue Demokratie“ und auf sie weisen Lenin und Eisner hin, über Wilson hinaus.

Dazu kommt noch ein Anderes. Jene bürgerliche „Demokratie“ kann schließlich reaktionär werden, wenn nicht ganz, so doch in der regierenden Mehrheit. So geschieht es heute in der Schweiz und es hat den Anschein, als ob es in der ganzen Welt so geschähe. Es ist kein Zweifel: in der ganzen bürgerlichen Welt besteht eine Tendenz auf einen Zusammenschluß gegen die Weltrevolution und diese Tendenz muß wohl nach einer inneren Logik immer reaktionärere Form annehmen. Sie wird dies in dem Maße tun, als die Revolution radikalere, „bolschewistischere“ Formen annimmt. Die Revolution aber entwickelt sich in umgekehrter Richtung. So entsteht der Gegensatz zwischen Weltkapitalismus und Weltproletariat, Bourgeoisie und Bolschewismus, bürgerlicher Demokratie und „Diktatur des Proletariates“. Es ist nicht zu übersehen, daß diese Front sich aus dem Weltkrieg heraus gestaltet hat und die andere: Entente und Mittelmächte, bürgerliche Demokratie und bürgerlicher Absolutismus, durchkreuzt und überbietet. Darin hat Lenin Recht; aber auch wir Andern haben nie etwas Anderes erwartet. Nie haben wir gedacht, daß auf den Weltkrieg sofort durch den Idealismus der Entente und Wilsons Völkerbund und vierzehn Prinzipien sofort ein Stück Paradies auf Erden geschaffen

[1] Vgl. die Aufsätze von Matthieu und Trautvetter, Juni 1916 und November 1918, dazu die Kapitel: „Der Verfall der Demokratie“ und „Die neue Demokratie“ in meiner „Neuen Schweiz“. Dazu Kurt Eisner: Neue Zeit.

werde. So flach sind wir nie gewesen. Wir haben, das sei wiederholt, nach der politischen die soziale und nach der sozialen die religiöse Revolution erwartet, also eine lange Zeit tiefster Erregung der Welt. Daß nach dem Abschluß des Weltkrieges die allerschwersten Kämpfe und Krisen erst noch folgen werden, haben wir, wie aufmerksame Leser sich erinnern werden, oft genug gesagt.

Aber noch ein weiteres Zugeständnis ist „Lenin" zu machen. Es kann tatsächlich der Schein der Demokratie ihrer Wirklichkeit hemmend in den Weg treten. Das haben wir in der Schweiz zur Genüge erlebt. Man verweist auf die „Demokratie", die „Freiheit", die man ja habe und nährt sich mit der Illusion, daß diese auch auf dem sozialen Gebiete herrsche, oder man meint doch, auf dem Boden dieser politischen Freiheit und Demokratie müßte das soziale Problem in aller Ruhe und Minne gelöst werden können und vergißt, daß diese rein formale Demokratie durch die Macht des wirtschaftlichen Uebergewichtes einer Klasse, die den ganzen Kulturapparat zu ihrer Verfügung hat, sich in inhaltliche Knechtschaft verwandeln kann, wobei dann eben der Schein der Demokratie mithilft, weil er die Wahrheit der Dinge verhüllt. So ist es kein Zufall, daß nach dem Zeugnis sehr orientierter und unabhängiger Beurteiler unser schweizerisches Unternehmertum, und unser Bürgertum überhaupt, sich durch eine besonders unsoziale Gesinnung vor dem anderer Länder auszeichnen.

Und so ist es denn nicht verwunderlich, daß die Entente-Demokratie als schlimmere Feindin des Sozialismus, denn der ehemalige Absolutismus der Mittelmächte erscheinen kann. Ganz ohne einen Kern von Wahrheit ist diese Betrachtungsweise nicht. Das ist ja auch der Grund, warum unsere bürgerliche Welt sich von Ludendorff und Wilhelm so rasch zu Wilson und Clemenceau bekehrt hat. Nachdem jene als Stützen des Bestehenden dahingesunken sind, bleiben diese allein übrig. Und gegenüber dem Idealismus der leninistischen Weltrevolution empfiehlt sich dieser Entente-Idealismus als demokratischer; ohne Idealismus aber geht es nicht mehr. Aber nicht nur in den Augen dieses Bürgertums außerhalb der Entente verhält sich die Sache so; wir stehen tatsächlich vor der Paradoxie, daß nun die Entente in gewissem Sinn reaktionär geworden ist, während der Osten und die Mitte Europas revolutionär sind. Für uns, die wir während des Weltkrieges mehr auf Seiten der demokratisch-republikanischen Westmächte gegen die absolutistischen Mittelmächte gestanden haben, bedeutet dieser jähe Frontwechsel auf den ersten Blick etwas Verblüffendes und schwer Enttäuschendes.

Aber auch abgesehen von diesem spezifisch „leninistischen" Einwand können noch andere besonders gegen das Wilsonsche Ideal erhoben werden. Es rechnet bekanntlich sehr stark mit dem Gedanken des „Selbstbestimmungsrechtes" der Nationalitäten, also mit dem nationalen Gedanken. Dem nationalen Wesen will es mög-

lichst viel freien Spielraum verschaffen. Es ist im Grunde gegen das Großmachtsystem, also antiimperialistisch, föderalistisch. Aus einer großen Fülle solcher freien nationalen und staatlichen Einheiten will es die neue Conföderation der Völker aufbauen.

Aber liegt darin nicht auch eine Gefahr? Wird so nicht neue Zersplitterung geschafft und so der Grund zu neuen Kriegen gelegt? Ist nicht gerade der Nationalismus eine Hauptwurzel des Krieges gewesen? Hätte also nicht das leninistische Ideal den Vorzug, von vorneherein viel besser die Einheit der Menschheit darzustellen und damit den Frieden zu verbürgen? Ist diese Völkerbund-Demokratie nicht „kleinbürgerlich" und „sozialpatriotisch" und ist es nicht ein viel großartigeres Ziel, einmal über alle diese Vaterländer mit ihrer Engigkeit hinauszukommen in das große Menschheits-Vaterland hinein, worin sie alle untergehen? Darf man dem Teufel des Nationalismus auch nur den kleinen Finger reichen, ohne daß er die ganze Hand nähme?

So scheint Lenin doch auf der ganzen Linie gegen Wilson recht zu bekommen?

Wirklich?

Es ist keineswegs unsere Meinung, denn es fehlt der Leninschen Demokratie ungefähr so viel an Demokratie als dem Wilsonschen Sozialismus an Sozialismus und darum ist auch der leninistische Sozialismus selbst so wenig ein genügender Sozialismus als die Wilsonsche Demokratie. Es gibt allerdings keine Demokratie, die die Freiheit nicht auch vom wirtschaftlichen Leben her aufbaute, die die unendliche sittliche Bestimmung des Einzelnen (also die rechtverstandene Gleichheit, die ja eben in jener besteht) nicht in dem Element verwirklichte, worin die Masse der Menschen zum so großen Teil ihr Leben hat; aber es gibt auch keinen Sozialismus, der nicht wahrhaftig demokratisch wäre, d. h. der nicht mit jenem unendlichen sittlichen Wert des Einzelnen als dem Grunddatum alles sittlich richtig orientierten gesellschaftlichen Lebens rechnete; es gibt keine demokratische Ordnung des Völkerlebens, die nicht aufgebaut wäre auf solchen freien Einheiten, von dem freien Einzelnen aufsteigend zu Familie, Gemeinde, „Kanton", Volk, Völkerbund, Menschheit und vielleicht noch höher hinauf. Auch der sozialistische Völkerbund kann nur Weltdemokratie, nicht Weltimperialismus sein.

Darum behält das Wilsonsche Ideal in seinen Grundzügen doch auch wieder Recht gegen das leninistische. Der leninistische Imperialismus stampft die Nationen in seinem proletarischen Weltreich ein. Er hat, wie wir gezeigt, keinen Sinn für den Wert der nationalen Unabhängigkeit und Eigenart, ja er haßt sie beinahe. Darin ist er genau wie der bürgerlich kapitalistische Imperialismus. Es ist beidemal Zäsarismus. Die allgemeine Idee verzehrt alles Recht des individuellen Lebens. Es ist wieder kein Zufall, daß die leninistischen Kreise des Sozialismus für alles während des

Weltkrieges hervorgetretene Streben kleiner und großer Völker nach nationaler Befreiung so wenig Sinn gezeigt, es eher als verächtliche Sache behandelt haben. — Der gleiche Imperialismus kennzeichnet das Ideal dieser Denkweise nach der rein wirtschaftlichen Seite hin; es ist, kurz gesagt, die weltweite Eine Fabrik!

Aber dieser Imperialismus trägt, wie der bürgerliche-kapitalistische, den Keim der Auflösung in sich. Das individuelle Leben läßt sich eben nicht dauernd der abstrakten allgemeinen Idee opfern. Es würde sich gegen diese Unterdrückung erheben. Eine Strafe der Verkennung dieser Tatsache war die Hilflosigkeit und Auflösung der Internationale infolge des Weltkrieges. Die Einen verfielen in der Reaktion auf den einseitigen Internationalismus einem verblendeten Nationalismus, die Andern aber wußten dagegen, wie gegen alle Freiheitsbestrebungen der unterdrückten Völker, nur das Schimpfwort des „Sozialpatriotismus" einzuwenden. Durch beides wurde die Internationale gleichmäßig gelähmt. Auf dem rein wirtschaftlichen Gebiete würde der Imperialismus die gleiche Folge haben.

Der Imperialismus führt entweder zum Tode alles Lebens, das nur als individuelles bestehen kann, oder zu einer Erhebung gegen ihn, die in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfällt.

So behält doch Wilson wieder recht. Er hat für sich das Recht der Seele, die einen Organismus schafft, wo die Materie oder die abstrakte Idee es bloß zu einem groben oder feinen Mechanismus bringen. Er baut aus lebendigen freien Einheiten auf. Darum gibt er den Nationalitäten ihr Recht. Sie müssen es einmal bekommen. Die Natur darf nicht unterdrückt, sie kann bloß überboten werden. Man ist unbefriedigt, so lange man etwas nicht hat, was Einem eigentlich gehört, man überschätzt auch leicht, was man nicht besitzt. Der leidenschaftliche Nationalismus der kleinen Ostvölker ist eine Folge der Unterdrückung und Geringschätzung, die sie so lange erfahren. Sie, wie alle andern Völker, müssen einmal in ihrem nationalen Streben gesättigt werden, dann allein können wir über das nationale Wesen hinaus zum Weltvolk gelangen. Man soll ihnen also ihr Recht verschaffen, aber es zugleich einordnen in ein größeres Ideal — also das, was Wilson will.[1])

Es muß aber auch noch hervorgehoben werden, was freilich implicite schon in diesen Ausführungen liegt, daß nur auf diesem Wege Freiheit zustande kommen und bestehen kann. Die riesigen Zentralisationen, zu denen der Imperialismus kommen muß, werden ganz notwendigerweise zu Tyranneien. Der einzelne

---

[1]) Damit ist nicht gesagt, daß jede Nationalität auch ihren besonderen Staat haben müsse. Im Gegenteil: es muß das Staatsgefüge so gelockert werden, daß darin verschiedene Nationalitäten sich als solche frei bewegen und wohl fühlen können.

Mensch wie die kleineren menschlichen Gemeinschaften gehen darin unter. Es ist kein Zufall, daß kleine Völker oder Gemeinschaften stets die Ausgangspunkte der Freiheit gewesen sind. Das Imperium Romanum wie die katholische Kirche, das System Ludwigs des Vierzehnten wie das Hohenzollersche und Zaristische waren darum absolutistisch, von Judäa, Athen, Florenz, den kleinen schweizerischen Republiken, den religiösen Propheten und ihren kleinen Gemeinden ist der Strom der Freiheit in die Welt geflossen. So muß es dem Wesen der Sache nach sein. Nur die Seele kennt Freiheit, die Seele aber schafft einen Organismus, nicht eine Organisation. Nicht der Imperalismus kann Weltdemokratie schaffen, sondern bloß der Föderalismus.

Das Gleiche gilt auch auf dem rein wirtschaftlichen Gebiete. Auch wirtschaftliches Leben, wirtschaftliche Freiheit und Demokratie sind nur möglich, wenn auf freien kleinen Einheiten aufgebaut wird. Nicht die Eine große Weltfabrik ist das Ideal, sondern eine Fülle von kleineren oder größeren möglichst selbständigen Wirtschaftseinheiten, die durch ihre organische Verbindung die neue wirtschaftliche Weltdemokratie aufbauen. Wie die freie Nation im politischen Völkerbund, so wird im wirtschaftlichen die freie Genossenschaft der Baustein der Freiheit sein. Föderalistischer Sozialismus tritt an Stelle des zentralistischen.

Allerdings darf nun der Föderalismus weder in seiner politischen noch in seiner wirtschaftlichen Form zur Zerrissenheit führen. Darin hat, wie aller Imperialismus, auch der leninistische recht. Es muß eine Einheit die Mannigfaltigkeit dieser Bildungen umspannen. Aber diese Einsicht kann nicht durch irgend ein Imperium hergestellt werden, sondern nur durch einen Völkerbund. Nur die Seele kann sie herstellen, nicht ein Mechanismus. Es muß eine gestaltende und verbündende Idee über dieser neuen Welt stehen, die Einheit in der Vielheit, wie Vielheit in der Einheit schafft. Aus dem Geiste muß die neue Einheit stammen, nicht aus der Materie, aus der Freiheit, nicht aus dem Zwang; Christus muß sie schaffen nicht Zäsar.

Also nicht Wilson oder Lenin, sondern — immer in dem prinzipiellen Sinn — Wilson und Lenin! Jeder für sich ist eine halbe Wahrheit und ein ganzer Irrtum, beide zusammen sind das Ideal, das einen völligen Sozialismus und eine völlige Demokratie darstellt und zugleich einen neuen Sozialismus und eine neue Demokratie, nämlich einen idealistischen Sozialismus und eine sozialistische Demokratie, einen Sozialismus, der sich selbst gefunden und sich ganz aus seinem eigenen Sinn heraus gestaltet hätte, und eine Demokratie, die weiter ausgewachsen und wahr geworden wäre.

Wilson und Lenin! Man wird uns entgegenhalten, das sei bloß eine künstliche Zusammensetzung, ein Mosaik. Es sei die Weise eines bequemen und flachen Denkens, ein „und" zu setzen, wo ein

tieferes und charaktervolleres Denken ein „oder" setze. Wilson und Lenin seien so verschiedene Welten, daß sie so wenig zusammenzubringen seien, als Feuer und Wasser, als Protestantismus und Katholizismus, oder Dualismus und Monismus, Determinismus und Freiheit. Gewiß, wenn wir die beiden Prinzipien in ihrer Einseitigkeit nehmen. Eine bloße mechanische oder eklektische Aneinanderschiebung der beiden Denkweisen wäre oberflächlich und unhaltbar. Aber so meinen wir es nicht. Wir haben eine organische, innerliche Verbindung im Auge. Auch gelangen wir nicht etwa durch eine Analyse der beiden Prinzipien zu dem unsrigen. Wir sind auf unserm eigenen Weg zu einem Standpunkt gelangt, von dem wir glauben, daß er die Wahrheit dieser beiden Prinzipien in sich schließe. Von einem Sozialismus und einer Demokratie aus, die weder Wilson noch Lenin sind, beobachten wir den gewaltigen und vielverschlungenen Kampf dieser beiden geschichtlichen Mächte und versuchen seinen Sinn zu begreifen. Das Ergebnis unseres Denkens ist, daß wir hier eine jener seltsamen Doppelschlachten vor uns haben, worin die Geschichte sich so gern vorwärts bewegt, das heißt: eine jener Schlachten, wo in jedem Heere wieder zwei Gegner streiten und zwar so, daß jeder einer Partei im andern Lager die Hand reicht. Es kämpft eine alte Welt, die aber in ihrem Schoße eine neue trägt, mit einer neuen, die noch das Gewand der alten anhat. Das Erste ist „Wilson", das Zweite „Lenin". Jener strebt aus der Welt der Gewalt, die durch Kapitalismus, Militarismus, Etatismus, Imperialismus gekennzeichnet wird, in eine neue hinein, eine Welt der sittlichen Ordnung der Freiheit, wofür das Wort von der Demokratie der Ausdruck ist; dieser hat jene alte Welt grundsätzlich schon hinter sich gelassen, aber er will die neue Welt mit den Mitteln und dem Baumaterial der alten herstellen. Jene Welt ist die schlechtere, aber das Kind, daß sie im Schoße trägt, ist edler; diese Welt ist edler als jene, aber sie bleibt hinter dem, was jener als Verheißung gegeben ist, zurück.

Der Unterschied läßt sich genauer auch so ausdrücken: die bürgerliche Demokratie ist formal der leninistisch gedachten proletarischen überlegen, während diese hinwieder dem Inhalt nach die andere übertrifft. Wieder mit andern Worten: Die formale Demokratie der bürgerlichen Welt ist als Idee mehr wert, als die Diktatur des Proletariates, die aber ihrerseits ein neues Verwirklichungsstadium der Demokratie sein soll.

Dieses paradoxe Verhältnis der beiden Prinzipien erklärt uns, warum hochgesinnte Menschen um der Reinheit der demokratischen Idee willen bei Wilson und ebenso hochgesinnte um ihrer Verwirklichung willen bei Lenin stehen: Wilson oder Lenin!

Wenn wir aber sagen: „Wilson und Lenin", dann meinen wir es so, wie wir es nun schon mehrfach ausgesprochen haben:

Wir müssen einen Sozialismus bekommen, der in einem neuen Sinn, der doch nur die völlige Entfaltung des alten bildet, demokratisch ist und eine Demokratie, die in diesem gleichen Sinn sozialistisch ist. Aus beiden kämpfenden Denkweisen muß der absolutistische Imperialismus ausgeschieden werden, der aus dem gröber oder feiner gefaßten Prinzip der Gewalt stammt, und ersetzt werden durch den Glauben an den Geist und die Freiheit, die allein sowohl einen echten Sozialismus wie eine echte Demokratie tragen und sinnvoll machen können.

Wie dieser Sozialismus und diese Demokratie sowohl in Bezug auf den politischen als den wirtschaftlichen Aufbau einer neuen Ordnung im Einzelnen aussehen müßten, haben wir wenigstens anzudeuten versucht und verweisen dafür im übrigen auf Ausführungen, die wir anderwärts gegeben haben.[1]) Dagegen wollen wir von dem gewonnen Standpunkt aus noch die gegenwärtig diese Prinzipien gleichsam „übers Kreuz" vertretenden Kampfesgruppen zu würdigen versuchen.

Es ist freilich eine wunderbare Wendung, ein rechter göttlicher Spaß der Geschichte, daß nun auf einmal die reaktionären Länder die revolutionären geworden und die westlichen Demokratien, die Vorkämpfer „der Gerechtigkeit und Freiheit" oder „die freien Völker", wie sie sich nannten, auf einmal gegenüber den von ihnen so verachteten „Raubstaaten" rückständig geworden sind. Es ist dies eine wahrhaft erschütternde Bestätigung der Wahrheit von den Gefahren des Sieges und des Wortes: „Die Letzten werden Erste sein und die Ersten Letzte."

Trotzdem verhalten sich auch hier die Dinge nicht so, wie ein tendenziöses oder von Natur simplistisches Denken sie sieht, vielmehr liegt die Sache so, daß die revolutionären vom Bolschewismus bedroht oder beherrscht sind, während in den reaktionären (wie wir uns übertrieben ausdrücken wollen) die Demokratie wenigstens formell mehr gilt. Man darf also auch nicht so schlechtweg behaupten, daß die eine Völkergruppe der andern in allem voraus sei. Sollte dies bei der gegenwärtig revolutionären wirklich der Fall sein, dann jedenfalls nur vorübergehend. Die Kräfte, welche die wertvolle Eigenart des Westens bilden und die den Absolutismus besiegt haben (sie haben es getan, nicht der Bolschewismus, der ohne sie längst zerstampft wäre!), werden weiterhin eine große und heilsame Rolle zu spielen haben. Eine ganz besonders wichtige Aufgabe wird dabei, nach der Ueberzeugung des Verfassers, gerade jener amerikanische Idealismus haben, an den zu glauben unser alt und skeptisch oder bloß götzengläubig gewordenes Europa so langsam lernte. Der ethische Energismus und Individualismus, der auf dem Boden der kal-

---

[1]) Besonders in dem Aufsatz „Unser Sozialismus" Novemberheft 1917 und in dem Buche: „Die Neue Schweiz".

vinistischen Welt gewachsen ist, wird ein notwendiges Gegengewicht bilden zu jener pantheistischen Neigung zum Aufgehen ins Allgemeine, seis in etatistischer, seis in anderer Form, die auf dem Boden der deutschen Art so gern aufkommt. Der mehr ethisch, idealistisch oder religiös orientierte Sozialismus, der auf jenem westlichen Boden wächst, wird den mehr ökonomisch-materialistisch gearteten, der unter uns vorherrscht, vor dem Verkommen bewahren. Vom Osten und der Mitte her aber mag nach Westen der Anstoß ausgehen, die bürgerliche und formale Demokratie zu der sozialistischen und inhaltlichen auszubauen.

Wir haben durch einige Stichwörter soeben wieder angedeutet was für letzte und höchste Geistesmächte hinter dem Gegensatz „Wilson und Lenin" stehen und schon um den Zusammenhang mit früheren Erörterungen (z. B. den über Deutschland und der Entente) herzustellen, werden wir gut tun, noch einen Augenblick dabei zu verweilen. Hinter Lenin steht die Geistesart des Ostens, die mehr der Auflösung des Einzelnen in die Allgemeinheit zuneigt, heiße diese nun Gott, Kirche, Volk, Staat, Gesellschaft oder sonstwie. Diese bildet auch den letzten Hintergrund jenes Nihilismus, der nicht zufälligerweise in Rußland eine seiner bedeutsamsten Formen angenommen hat. Der Sozialismus entspricht dieser Art und erwächst ganz von selbst aus ihr. Es wird aber ein Sozialismus sein, der die Neigung hat, den Einzelnen in der Gemeinschaft untergehen zu lassen. Dieser Art aber reicht die Hand jene, wie wir gezeigt haben, dem deutschen Geist eigentümliche und gefährliche, die im Hegelianismus eine typische Ausprägung gefunden und sich auf deutschem Boden vorwiegend zur Vergötterung des Staates entwickelt hat. Die Verbindung beider Denkweisen bildet jener Pantheismus, der das Gegebene als solches heilig spricht, und das Sein über das Sollen setzt, also ein gröberer oder feinerer Naturalismus. Diese Denkweise ist von Natur eher konservativ. Wenn sie sich aber mit revolutionären Bewegungen verbindet, dann entsteht ein innerlich widerspruchsvolles Gebilde: man kämpft für eine Umwälzung und glaubt doch, daß sie sich sozusagen „von selbst" vollziehe; man stellt hohe Ideale auf und erklärt doch die Ideale für Unsinn; man verurteilt das „Wirkliche" und hält es doch für vernünftig; man will den Menschen befreien und spannt ihn doch in irgend ein absolutistisches System ein, sei es nun „bürgerlicher" oder „sozialistischer" Natur.

Aus diesem Geiste ist sowohl der Marxismus und wie der Leninismus hervorgegangen. Niemand versteht sie, der diesen Ursprung nicht kennt.

Von einem ganz anderen Orte her kommt Wilson, d. h. die moderne Demokratie. Sie stammt ihrer tiefsten Wurzel nach aus dem Geiste des Kalvinismus, der sich mit dem des Täufertums verband. Hier ist das Absolute nicht das Allgemeine, sondern das Persönliche und Individuelle, die Persönlichkeit Gottes und des

Menschen An Stelle des pantheistischen Gottes, der in das All verfließt, tritt die bewußte Willensmacht, die das reine Gute darstellt und fordert. Und wie Gott persönlich ist, so auch der Mensch. Er ist als individueller Gegenstand einer ewigen Berufung („Erwählung“). Er hat als Einzelner, durch das Organ des Gewissens, sein Verhältnis zu Gott. Er ist also ein König. Nur auf dieser Grundlage geht er Gemeinschaft mit Andern ein. Allerdings fordert gerade diese unendliche Würde des Einzelnen bestimmte Formen der Gemeinschaft. Weder ein Absolutismus der Kirche noch einer des Staates wird davor bestehen. Die Demokratie ist also die dieser Denkweise entsprechende Gemeinschaftsform. Sie wird durchaus die Tendenz haben, auch zur sozialen zu werden. Denn die unendliche Würde des Einzelnen, die ihre Voraussetzung ist, verlangt auch im wirtschaftlichen Leben ihre Anerkennung. Es entwickelt sich auf diesem Boden auch ein Sozialismus, aber er wird ein mehr individualistischer und demokratischer sein.

Auf diesem Boden sind Wilson und die westliche Demokratie entstanden. Wer von diesen geschichtlichen Mächten nichts versteht, der versteht weder die Vergangenheit noch die Gegenwart.

Das ist also, so viel wir sehen können, die tiefste Wurzel und höchste Form des Gegensatzes von „Wilson“ und „Lenin“. Man sieht auf den ersten Blick, daß von diesen beiden Geistesmächten jede ihr relatives Recht hat. Sie vertreten jene Grundkräfte alles Lebens, die wir durch die Stichwörter: „Individuum“ und „Gemeinschaft“ bezeichnen. Aus ihrer Polarität, ihrem Zusammenwirken und ihrem Auseinanderstreben, entsteht alles Lebendige. Es ist aber von vornherein anzunehmen und geschieht, wie wir Alle wissen, unaufhörlich, daß bald der eine, bald der andere dieser Grundbestandteile alles Lebens vernachlässigt wird. So versteht der Osten die Individualität nicht recht, wie z. B. auch ein Tolstoi beweist, während der Westen in Gefahr ist, ob der Betonung der individuellen Freiheit den Sozialismus falsch zu beurteilen, wie z. B. in gewissem Sinne auch ein Vinet zeigt.

Und doch zeigen beide auch wieder, daß der Gegensatz nicht absolut ist. Wer stellt mehr auf das Tun und Beispiel des Einzelnen ab, als Tolstoi und wer betont mehr die Gemeinschaft als Vinet? Und so wird der Kampf dieser beiden Mächte wohl den Sinn einer notwendigen Ergänzung haben, nicht den einer Vernichtung der einen durch die andere — also wieder Wilson und Lenin!

Dabei wird sich zeigen, daß jenes bürgerlich-demokratische Ideal das in Wilson seine Blüte erreichte, keineswegs bloß eine Hemmung bedeutet. Vielmehr wird sich auch hier erweisen, daß man nicht ungestraft sich zu gewissen Idealen bekennt. Das demokratische Ideal weist mit zwingender Kraft über sich selbst hinaus zum sozialen hin. Es wird sich auch hier erwahren, was im letzten Stück

in Bezug auf die Stellung der Entente zum Friedensproblem gesagt wurde: das demokratische Bekenntnis in der formalen Politik ist ein Schein, der eines Tages in der inhaltlichen eingefordert werden wird. Auch in der Schweiz wird es sich erwahren und welch ein gewaltiges Kampfmittel wäre es für den Sozialismus, wenn er auf diesem Schein bestünde! Wie viel weiter käme er damit, als mit der Spekulation à la baisse, die zuletzt am meisten ihm selbst schadet! Es waltet auch hier eine erzieherische List der Geschichte, die ein richtiger Evolutionismus (der keineswegs Reformismus zu sein braucht) benützen müßte.

Diese Mächte nun stoßen leider nicht bloß in lauteren und trotz aller Einseitigkeit vielleicht erfreulichen Formen zusammen. Auch mag ihr Kampf zu mancher tragischen Katastrophe führen. Aber wir begreifen, falls wir diesen Ausführungen zustimmen, warum beide ihr Recht fordern und was für einen Sinn ihr Kampf hat. Wir können seine seltsamen Verschlingungen verstehen. Wir begreifen, wie man um Lenins willen Wilson und um Wilsons willen Lenin hassen kann. Wir begreifen, daß da, wo Wilson nicht sein Recht bekommt, Lenin Sieger bleibt, er selbst aber durch den „Zaren" ersetzt wird. Nur eine Revolution aus Geist und Freiheit erspart die aus der Gewalt; die bolschewistische Reaktion führt zur bolschwistischen Revolution, diese zur bolschewistischen Reaktion und so fort in verhängnisvollem Spiel dem Abgrund entgegen. Der Zusammenprall aber jener beiden Mächte, die wir mit „Wilson" und „Lenin" bezeichnen, kann aber auch jene sozialistische Demokratie und jenen demokratischen Sozialismus heraustreiben, die über beiden liegen.

Auf dieser Höhe soll unser Standort sein. Das ist unsere Stellung in dieser großen Geisterschlacht.

2. Reaktion und Revolution.

Der Kampf zwischen Wilson und Lenin hat uns von selbst auf den zwischen Reaktion und Revolution gebracht, der sich damit verquikt. Wir wollen ihm noch eine eigene Untersuchung widmen, die vielleicht gerade in diesem Zusammenhang einen besonderen Wert bekommen mag. Und zwar wollen wir uns nun wieder vorwiegend an die soziale Kampfesfront begeben. Was uns hier besonders interessiert, das ist wieder die seltsame Verschlingung des Kampfes, die das Bild chaotisch und die Gewinnung eines festen Standpunktes schwierig macht. Wir suchen auch hier die aus dem Chaos zu einer neuen Schöpfung leitenden Linien.

Der Ausgangspunkt soll uns die gegenwärtige Lage der Dinge in der Schweiz bieten.

Hier haben Militäraufgebot und Generalstreik die Geister gewaltig in Erregung gebracht. Es scheint, daß diese beiden Faktoren regelmäßig eine solche Wirkung haben. Nichts erzeugt in der sozialistischen Bevölkerung eine so heiße Leidenschaft der Empörung,

wie wenn der Staat seine Bajonette und Maschinengewehre gegen sie aufbietet. Keine Unterdrückung, keine Wahlniederlage, keine Teuerung sogar regt sie so stark auf. Nichts bringt auf der andern Seite die bürgerliche Welt in eine so wahnsinnige Wut, wie ein Massenstreik oder gar Generalstreik. Jener kleine „Generalstreik", der im Jahre 1912 einen Tag lang in der Stadt Zürich stattfand und den denkbar ruhigsten Verlauf nahm, war für viele unserer Bürger ein wichtigeres Ereignis, als der ganze Weltkrieg, und die Stellung zu ihm für ihr Urteil über einen Menschen viel bestimmender, als sein Verhalten gegenüber dem Weltkrieg und den Problemen der Kriegsjahre. Und nun erst der Landesstreik! Was die Kanonen des Weltkrieges und die Posaunen des Weltgerichtes nicht vermocht haben, das hat der Generalstreik vermocht: die Geister sind erwacht. Kein noch so tief eingreifendes sozialreformerisches Gesetz und kein noch so großer sozialdemokratischer Wahlsieg bringt unsere bürgerliche Welt in eine so stürmische Wallung wie eine große Arbeitsniederlegung. Woher mag diese Erscheinung wohl stammen? Es muß sich da offenbar um einen besonders empfindlichen Punkt in der Kampfesfront handeln, es muß durch Militäraufgebot und Massenstreik jeweilen ein Zentralproblem des Kampfes der beiden Welten brennend werden.

Bei näherem Zusehen löst sich das Rätsel bald. Es liegt hier wirklich ein punctum saliens. Die Waffe, die der Arbeiter für seinen Kampf zur Verfügung hat, ist seine Arbeit. Unsere ganze bürgerlich-kapitalistische Welt ruht darauf, daß er ihr diese zur Verfügung stellt. Sie beruht darauf, daß es unfreie Arbeit ist. Es lebt in der bürgerlich-bäuerlichen Welt die immer noch weithin selbstverständliche und darum unbewußte Voraussetzung, daß der Arbeiter eine Art Helote sei. Wenn er nun streikt, wenn gar eine allgemeine Arbeitsniederlegung stattfindet, dann hört dieses Verhältnis auf einmal auf. Dann wirkt dies als erschreckende Ueberraschung, als Erdbeben. Dann gerät der Grund ins Wanken, auf dem man in Ruhe gestanden. Dann empfindet man das Beginnen der Arbeiterschaft als Revolution — und es ist auch Revolution, wenn auch in einem andern Sinn, als das Bürgertum meint. Dann ist aber ganz natürlich, wenn dieses in die sinnlose Wut des plötzlich am Leben Bedrohten gerät. — Es antwortet dann seinerseits mit dem Militäraufgebot. Auch das ist bedeutsam und fließt aus der Logik der Dinge. Die heutige Gesellschaftsordnung stützt sich in letzter Instanz auf die Gewalt, d. h. auf die Polizei und das Militär, das die Polizei im Notfall verstärkt und ersetzt. Das ist der Eckstein am Gebäude der heutigen „Kultur". Tolstoi hat dies noch viel deutlicher gesehen, als Marx. Wer diesen Eckstein antastet, der droht der heutigen Gesellschaft mit jähem Zusammenbruch. Das spürt diese instinktiv und darum ist in ihren Augen kein Frevel so stark, wie die Dienstverweigerung, darum hat

sie auch so große Freude am Militär und so wenig Lust zu seiner Abschaffung. Schon lange ist der Grenzschutz für Zahllose mehr der, freilich als solcher den Meisten kaum bewußte, Vorwand für seine Erhaltung und der eigentliche Grund der Schutz gegen den „innern Feind“. Auf der andern Seite aber empfindet der Arbeiter im Militäraufgebot ebenso instinktiv das Auftreten des Erzfeindes seiner Sache.

So treten in Militäraufgebot und Massenstreik die beiden Welten einander in ihren typischen Erscheinungen und eigenartigen Waffen gegenüber. Der Instinkt, der sie aufregt, so oft diese Art des Zusammenstoßes erfolgt, hat recht — wie der Instinkt immer recht hat! — und daß es meistens bloß Instinkt ist, erhöht dann nur noch die Aufregung und Leidenschaft. Es ist ja der Lebensinstinkt

Es ist darum auch natürlich, daß jeder solche Zusammenstoß mächtige Wirbel erzeugt, worin sich die Geister vermischen, scheiden und zuletzt neu gruppieren.

Zunächst einmal erhebt die Reaktion ihr Haupt. Sie wehrt sich gegen den Tod oder sie berauscht sich in einem wirklichen oder vermeintlichen Sieg. Das Letzte ist jetzt in der Schweiz der Fall, nachdem die Bajonette und Maschinengewehre den Generalstreik zu Fall gebracht haben. Sie meint nun Herrin zu sein. Dazu verhilft unserer Reaktion sehr bezeichnenderweise das Gefühl, die Ententeheere als Rückendeckung zu haben, wie vor ein paar Monaten das Gefühl, sich auf die deutschen stützen zu dürfen, mehr oder weniger vollkommen den gleichen Dienst tat. Man geht gegen alle erreichbaren politischen Feinde mit brutaler Rücksichtslosigkeit vor. Man übt, unter dem Vorgeben, die Demokratie und das Vaterland zu schützen, eine bürgerliche Diktatur schlimmster Art. Man übt Gewalt. Davon ist dann das Maschinengewehr nur die sichtbarste und gröbste Aeußerung. In diesem Wüten der Reaktion tritt dann auch das Motiv klar hervor, das mehr oder weniger bewußt hinter dem Militäraufgebot stand: der Schutz nicht der Demokratie oder des Vaterlandes, sondern des herrschenden Systems und der bestehenden Gesellschaft.

Dieser Reaktion antwortet natürlich die Revolution, d. h. genauer gesagt: der kapitalistischen Gewalt antwortet die sozialistische. Die Erbitterung der Arbeiterschaft ist furchtbar. Der halboffiziellen „Bürgerwehr“ (Sparheftwehr) antwortet eine freilich viel weniger organisierte und bewaffnete „Arbeiterwehr“! Jedenfalls ist die Lust zur Abtreibung der Gewalt durch Gewalt in der Arbeiterschaft mächtig gewachsen. Auch den mildesten unter den Arbeitern, solchen, die in ruhigen Zeiten tolstoische Gedanken hegten, siedet das Blut und es regt sich in ihnen die tief in uns ruhende Neigung zum „Auge um Auge, Zahn um Zahn“-Verfahren. Gegenüber der elementaren Wucht dieser Stimmung ist es schwerer als je geworden, andere Methoden des sozialen Kampfes (der ja auch nicht „Krieg“ sein

muß!) zu empfehlen. Wer in die Flamme des Zornes bläst, hat den Beifall. Lenin und die „Diktatur des Proletariates" gewinnen einen neuen Glanz. Was vorher vielleicht bloß Traum, Spiel, Romantik oder gar bloß Phrase war, wird zum grimmigen Ernst.

So treiben die beiden Aeußerungsformen des Prinzips der Gewalt: die gewalttätige Reaktion und die gewalttätige Revolution, dem Bürgerkrieg entgegen.[1])

Aber es schiebt sich doch noch ein Hindernis zwischen ihren endgiltigen Zusammenprall. Der Stoß aus der Tiefe her hat zwei mächtige Wirbel erzeugt, worin allerlei Elemente chaotisch durcheinander treiben. Auf der bürgerlichen Seite hebt ein fieberhaftes Fragen und Rennen an. Man spürt, daß man der Revolution doch nicht bloß durch die Sturmhauben Herr werden kann. Man muß Reformen einführen, muß die Demokratie weiterbilden. Bei den Einen wirkt dabei bloß die Angst, die Andern meinen es aufrichtig, bei den Dritten ist es eine Mischung: man sieht ein, daß Vieles an unseren Zuständen faul ist, aber nun ist nicht dies die erste Regung, daß man dann ja der Sozialdemokratie ihr Recht geben und sofort an die Ausführung dieser Reformen gehen müsse, sondern daß man diese Erkenntnis als Angel zu einem Fischzug für seine Partei benutzen will, als Mittel, der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln zu nehmen, was dann wieder zur Folge hat, daß bei dieser die Erbitterung wächst.

Ein solcher Wirbel ist aber auch auf Seiten der Arbeiterschaft entstanden. Die längst vorhandene Krise ist durch die Niederlage verschärft worden. Man ist nicht entmutigt, aber man ist mit der bisherigen Taktik und Führung unzufrieden. Man ist mit dem Ton der Presse, den einseitigen Gewaltmethoden nicht einverstanden. Aber ebensowenig mit jenem halbbürgerlichen Sozialismus, wie ihn gewisse „Gemäßigte" vertreten. Dieser stößt gerade die besten Elemente, die feurigen und kühnen Seelen, die idealistischen Naturen, ab. Sie wollen etwas Großes, Ganzes, Neues. Die Zeit fordert einen Radikalismus, dem jene nicht genügen. Darum fallen sie leicht dem Radikalismus der Gewalt zu. Die allgemeine Verwirrung, gepaart mit der Not, schafft Verbitterung, diese wird zur Betäubung und diese drängt, ob man will oder nicht, zu einer Explosion.

Aehnlich scheinen die Dinge auch in **Deutschland** und anderwärts zu verlaufen. Auch in Deutschland beobachten wir, wie die **Reaktion** ihr Haupt wieder erhebt. Sie tut das, indem sie auf den „Bolschewismus" Liebknechts und seiner Freunde hinweist. Andererseits gewinnt dieser in dem Maße an Boden, als die Reaktion an Stelle der Revolution zu treten scheint und das tragische Spiel,

[1]) Der Berner Arbeiterkongreß mit seiner Ablehnung des Bolschewismus spricht nicht gegen diese Auffassung. Denn er bedeutete nur eine momentane Entspannung und kennzeichnete nicht die Stimmung der Arbeiterschaft selbst.

das wir nun so lange verfolgen, ist wieder da. Eine halbherzige Sozialdemokratie ist auch hier eine Verbündete der Reaktion in der Erzeugung des „Bolschewismus“. Es fehlt ein Radikalismus der guten Art und darum stellt er sich in schlimmen Formen ein. Es fehlt das Höchste selbst und darum gewinnt eine scheinbare Gestalt dieses Höchsten, wie der falsche Radikalismus sie darstellt, gerade viele von den edelsten Kräften für sich.

So treibt in aller Welt genau wie in der Schweiz dieses scheinbar verschlungene und im Grunde doch so einfache Spiel der Kräfte dem Bürgerkrieg entgegen, der sich mit Sicherheit zum Weltbürgerkrieg auswüchse. Denn die Elemente zu dieser Entwicklung sind in aller Welt vorhanden. Damit taucht wieder der Name Lenins auf. Dieser ist eben gleichsam die symbolische Gestalt, die alle die edlen wie unedlen Kräfte verkörpert, welche heute überall zur Revolution drängen. Er ist das Recht (und freilich auch Unrecht) jenes Radikalismus. Ueberall, in allen Ländern und Erdteilen, treffen wir ihn an, aus einer Mischung von Not und Fluch und Hoffnung geboren. Ihm tritt wieder Wilson entgegen. Es gibt, wie schon bemerkt worden, überall eine Menge von bürgerlichen Menschen, die aus der bisherigen Gesellschaftsordnung ehrlich herausstreben. Sie sind des Kapitalismus, der materiellen und ideellen Privilegien des Besitzes satt. Sie wollen die Demokratie (oder das Christentum) auch auf die wirtschaftlichen Dinge ausdehnen. Nur wollen sie keine Gewalt, keine „Diktatur“, keine Partei- und Klassenherrschaft, auch nicht eine vorübergehende. Darum wenden sie sich heftig gegen eine bestimmte Art von Revolution und Revolutionären. Diese aber wenden sich gerade gegen sie mit besonderem Zorn als gegen mattherzige und oberflächliche Vermittler und falsche Friedensprediger.

Es wiederholt sich dann jenes Verhältnis, das wir auf dem Gebiete des weltpolitischen Kampfes festgestellt haben: die bürgerliche Welt, sogar die reaktionäre inbegriffen, hat rein formell betrachtet, auch für das soziale Leben, ein höheres Ideal, als die sozialistische, sofern diese „bolschewistisch“ wird, nämlich eine reine Demokratie ohne Gewalt und Diktatur. Die sozialistische aber hat, auch als „bolschewistische“, ein inhaltlich Höheres; denn sie will jenes bürgerliche Ideal der reinen Demokratie, das in der Wirklichkeit sehr „unrein“, ja zu Lug und Trug wird, im sozialen Leben erfüllen. Aber insofern sie dazu Gewalt anwenden will, also das Gegenteil der Demokratie, und dies offen erklärt, sinkt sie mindestens scheinbar unter das bürgerliche Ideal, da ja das Bürgertum seine Gewaltanwendung und Diktatur ideal maskiert. Daher denn die seltsamen Verschlingungen des Kampfes, das Chaos. Ehrliche, sozialistisch gesinnte Demokraten bleiben mit den Machtmenschen im bürgerlichen Lager, Machtmenschen neben den reinen Demokraten im sozialistischen; dazwischen eine Menge von

Mittelgebilden, Mischungen von mehr oder weniger großer Lauterkeit, und alles zusammen im Wirrwarr der Stimmen „dem Niagara entgegen".

Wir müssen sogar, wenn wir ganz radikal, d. h. gründlich sein wollen, noch weiter gehen und eine Behauptung wagen, die man in unserem Munde hoffentlich nicht mißverstehen wird: auch die Reaktion als solche ist nicht immer ganz ohne Recht. Denn das Bestehende ist nicht ohne solches. Es ist darin neben viel Falschem und Faulem doch auch immer viel Gutes und Ehrwürdiges enthalten. Neben bösen haben auch gute Kräfte an seinem Aufbau mitgewirkt. Es darf auch wertvollen und großen Seelen, nicht bloß den Philistern und Memmen und den Hütern von Privilegien, Aktien und Sparheften heilig sein. Eine Gewaltrevolution aber ist eine gefährliche Sache. Sie zerstört leicht neben dem Unheiligen auch das Heilige und erregt auch da, wo sie vielleicht im Grunde Recht hat, doch leicht den Schein der Pietätslosigkeit. Ihre Gewalttätigkeit aber erscheint, weil sie nicht durch die Gewohnheit und die formelle Gesetzlichkeit maskiert ist, leicht als besonders roh und frevelhaft. Man darf darum mit der Revolution nicht spielen und es ist nur eine gerechte Nemesis, wenn ihr Ende so oft die Reaktion ist. Und doch — müssen wir nicht oft sogar gewaltsame Revolutionen begrüßen? Aber ist es dann nicht doch ein Versagen des Glaubens an Geist und Liebe und eine Kapitulation vor der Gewalt? Wie bestehen wir dann vor Christus? Und wieder: soll unser Christentum ein Hort bestehenden Unrechtes sein?

Wo ist hier unser Ort an der Kampfesfront?

Zunächst müssen wir eine Bemerkung wiederholen, die wir früher einmal gemacht haben, als es sich um den Frieden handelte, der auf den Weltkrieg folgen sollte. Wir mußten uns gegen einen Pazifismus wenden, der einen Frieden à tout prix wollte. Nicht jeder Friede ist gut, sagten wir damals,[1]) sondern nur einer der auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruht. Das Gleiche gilt auch von dem sozialen Frieden. Es gibt auch einen sozialen Pazifismus oberflächlicher und sentimentaler Art, dem es bloß auf den Frieden ankommt, nicht auf seinen Preis, der oft unter Frieden nur Ruhe und Bequemlichkeit versteht. Für uns dagegen ist ein sozialer „Friede" auf Grund der gegenwärtigen, vielleicht bloß leicht verbesserten Zustände schlimmer als offener sozialer Krieg. Auch von den Verkündigern dieses Friedens gölte: „Wehe denen, die da Friede rufen, wo doch kein Friede ist!" Für uns hat nur ein solcher sozialer Friede Wert, der auf sozialer Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte ruht. Diese also wollen wir zuerst, aber wir wissen freilich, daß aus ihnen der rechte Friede von selber folgt und aus ihnen allein.

---

[1]) Vergl. den Aufsatz: „Unser Friedenskampf", Juliheft 1918.

Welches ist denn unser Ort? Wie kann denn das Aufeinanderprallen der beiden Gewaltmethoden verhindert werden? Etwa durch einige Reformen, die man der Arbeiterschaft verspricht, wenn sie hübsch brav ist, nachdem man sie zuerst zu Boden geschlagen und im tiefsten gekränkt hat? Es schienen viele Leute von dieser Taktik Gutes zu erwarten. Sie verbeugen sich vorher tief vor dem Bajonett, mit dem man die Arbeiterschaft zur Räson gebracht hat und sagen dann: „Seht Kinder, so geht es Euch, wenn ihr nicht brav seid, wenn ihr aber wieder gescheidt seid, dann werdet ihr sehen, was für schöne Sachen Euch der Santiklaus bringt.“ Gottlob hat die Arbeiterschaft zu viel Stolz und Trotz, um sich durch eine solche, noch dazu schlechte, Kinderstuben-Pädagogik beruhigen zu lassen. Diese wirkt so wenig als gewisse Versöhnungspredigten, die sich nicht auf dem Hintergrund scharfer Erkenntnis und Betonung der Wahrheit abheben.

Nein, was jetzt nötig ist, das ist vielmehr zunächst eine scharfe Scheidung der Geister. Eine solche hat der Generalstreik bei uns, wie wir angedeutet haben, schon jetzt bewirkt. Er hat auf uns, wenn wir eine persönliche Erfahrung aussprechen dürfen, die vielleicht typischen Charakter besitzt, eine doppelte Wirkung gehabt. Im Angesicht der Reaktion, die ob Maschinengewehren und Dragonern ihr Triumphlied anstimmte, haben wir mehr als je empfunden, wohin wir gehören, entschiedener als je uns als zu der neuen Welt und zu den Kämpfern für sie gehörig gefühlt. So haben es Viele mit uns erlebt. Andere aber, die sich in einer gewissen Begeisterung dem Neuen zugewendet hatten, sind wieder abgeschwenkt und haben sich auf den scheinbar festeren Boden der alten Welt geflüchtet. So ist es recht. Jetzt gilt es zu entscheiden: entweder ganz zu dem Neuen, oder ganz zu dem Alten; ein Mittleres gibt es jetzt nicht mehr.

Aber eben ganz zu dem Neuen! Dieses „ganz“ ist es, was uns weiter führt. Wir haben in diesen Tagen auch ein anderes starkes Gefühl gehabt. Ebenso heftig, wie wir uns von der Gewalttätigkeit des Alten, dem Bolschewismus von oben, abgestoßen fühlten, ebenso sehr von der Gewalttätigkeit des Neuen, dem Bolschewismus von unten, und zwar nicht etwa, wie nun klar sein wird, weil wir diesen nicht begriffen hätten (wir begriffen ihn nur zu gut!) sondern weil er bloß das Echo jenes andern ist, bloß eine Reaktion auf die Reaktion, bloß eine Nachahmung, wir aber uns nach einem neuen Geist und Wesen sehnen. Wir wollen ganz der neuen Welt leben und auch ihre eigenartigen Kampfmittel brauchen und nicht die alten.

Auch dieses Erlebnis ist das Vieler gewesen und auch es schließt eine Notwendigkeit ein: ebenso gründlich wie die Abkehr von den alten **Zuständen** muß die von ihrem **Geiste** sein.

Diese doppelte Abkehr von der alten Welt bedeutet also die notwendige Scheidung und neue Gruppierung der Geister. Auch sie geht quer durch die bisherigen Lager. Wir trennen uns von denen, die glauben, auf dem Boden der alten Ordnungen und in einem gewissen Bündnis mit der Reaktion Freiheit und Demokratie vertreten zu können, wir trennen uns aber eben so entschieden von denen, die auf dem Boden des Neuen einfach eine Wiederholung des Alten unter sozialistischem Firnis wollen. Wir kämpfen gegen die Bourgeoisie, aber auch gegen den Leninismus, indem wir eine wahrhaft neue Ordnung vertreten möchten.

Um dieses Entweder-Oder werden keine charaktervollen Menschen in diesen Zeiten herumkommen. Vor allem auch unsere Welschen nicht. Die Erfahrungen, die wir mit einem Teil von ihnen gemacht haben, sind schmerzlich. Sie sind freilich nicht eine so große Enttäuschung, als man wohl meinen möchte. Wir haben uns nie verhehlt, daß die Waffenbrüderschaft, die uns während des Krieges in den rein politischen Fragen einigte, an den sozialen eine Grenze habe. Darüber hätten uns zur Not auch schon die in diesen Jahren gemachten Erfahrungen belehren können. Aber die nunmehrige Veränderung der Front ist doch überraschend schnell gekommen. Trotzdem verzweifeln wir nicht so geschwind an der welschen Demokratie. Abgesehen von den Vielen und Trefflichen, die auch dort anders stehen, als die Zeitungen, hat wieder Wilson ein Recht gegen Lenin. Die welsche Ablehnung des Bolschewismus ist durchaus in ihren besten geistigen und politischen Traditionen begründet, falls es sich nämlich um den echten Bolschewismus handelt. Nur dürfen die Welschen dabei nicht stehen bleiben. Ihre Demokratie muß sich auch über das soziale Leben ausbreiten. Sie werden diesen Schritt tun; die besten geistigen Mächte, die in der welschen Schweiz wirken, werden dahin drängen. Auch hier wird der Schein eingefordert werden. Das starke Verlangen ihrer Besten von Kalvin bis Vinet nach Herrschaft der sittlichen Forderung über alles Leben wird auch vor dem wirtschaftlichen nicht Halt machen. Schon sind Manche an diesem Punkte angelangt, Andere werden folgen und dieser Sozialismus, der „Wilson" in sich aufgenommen hat, wird dann eine besonders edle Gestalt haben.

So erhebt sich über den in jedem Volke streitenden zwei Völkern darin ein neues Volk, das eine neue Einheit darstellen wird. So führt ein Weg über den in scheinbar entgegengesetzter Richtung anlaufenden und doch beim gleichen Ende ankommenden der reaktionären und revolutionären Gewalt zu dem wirklichen sozialen Frieden, der nicht den Kampf, aber den Krieg ausschließt. Nur so kommt der Friede. Er kommt nur durch einen neuen Radikalismus, d. h. durch eine Bewegung, die dem Uebel der heutigen Welt auf die Wurzel (radix) geht, nämlich dem Glauben an die bloße Materie und die bloße Gewalt des Bolschewismus von oben

und unten. Es soll nicht ein zähmerer, salonfähigerer, sondern ein noch viel revolutionärerer Sozialismus sein, als sogar der Leninismus, weil er eine wirkliche Umwälzung der Dinge, eine Umwertung der Werte, eine Umkehr bedeutet. Nur so wird der falsche Radikalismus und Revolutionismus besiegt. Er wird besiegt, indem ihm sein Recht wird. Aber er darf freilich nicht bei Worten stehen bleiben, sondern muß in Taten hervortreten, die von neuer Art und neuer Stärke sind. Dieser heilige Radikalismus ist die Ueberbietung der gewaltätigen Revolution wie der gewalttätigen Reaktion. Er vertritt das Neue noch viel entschiedener als irgend eine noch so extreme Partei, und er tut dies gerade, weil er es mit den Mitteln der neuen Welt vertritt. Er tut dies auf so kühne, unbedingte Weise, daß niemand ihm Halbherzigkeit oder ein stilles Hängen am Bestehenden vorwerfen kann. Damit allein besiegt er den Leninismus. Dieser schöpft einen Teil seiner Verführungskraft aus der Unbedingtheit seiner Forderung. Damit reißt er kühne und große Seelen mit. Er wird dies, in wechselnden Formen tun, bis der bessere Radikalismus auftritt, den wir meinen. Aber dieser gibt auch sogar der Reaktion das Recht, das sie hat. Denn seine Revolution ist nicht gewalttätig. Sie ist nicht frevelhaft. Sie verletzt nichts wirklich Heiliges. Sie ist nicht Auflösung, sondern Erfüllung. Wohl erregt sie auch Zorn, ja Wut, ja sogar erst recht, aber diese ist dann ganz und gar unheilig, unberechtigt, von Gott verlassen, der Kampf, der dann entsteht, wahrhaft gottgewollt, im Sinne des Wortes: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Nur das Schwert Christi zerbricht das Schwert der Welt.

Das ist unser Weg. Das unsere Stellung an dieser Kampfesfront. Das allein ist die Macht, welche die unter uns ausgebrochene Hölle besiegt. Die Tragödie der Gewalt geht weiter, bis auf dem blutigen Schlachtfeld des sozialen Krieges der Held erscheint, der da spricht:

„Im Namen dessen, der am Kreuz erblich."[1])

Auf alle Fälle geht es Entscheidungen entgegen. Es gilt zu wählen und es gilt zu wagen! Die Stunde ist gekommen.

So lichtet sich auch hier das Chaos und Wege werden klar. Sie laufen im Wege Christi zusammen. Ein Kreuz steht im Hintergrund, aber nicht drohend, sondern segnend. L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Hebbel: Ring der Nibelungen (Schluß).

Rundschau.

Für eines Volkes Not.

Das gewaltige Ringen, dessen tief ergriffene Zuschauer wir waren, geht zu Ende und wir atmen auf.

Unter schweren Erschüterungen ensteht ein neues Verhältnis der Völker und aus dem Sieg des demokratischen Gedankens eine Steigerung der Menschenwürde, die wir freudig begrüßen. Gewaltige Aufgaben stehen an der Schwelle der angebrochenen neuen Zeit. Die größte ist die Versöhnung der unselig zerissenen Völker und die Schaffung eines dauernden Friedens. Nie ist dies möglich ohne gegenseitige Achtung. Dazu soll das allgemeine Leid, die Größe des Schmerzes verpflichten, den alle Völker heldenhaft erduldet haben. Ihn ehren wir schweigend in der Hoffnung, Niemand werde es fortan wagen, Haß zu säen.

Der Friede verlangt die Gesinnung, welche in jedem Volk einen Gottesgedanken, in jedem Menschen den Leidverwandten Bruder anerkennt und wir Schweizer fühlen die Pflicht, allen die Hand zu reichen, die ein hartes Schicksal in schwere Not und Vereinsamung geführt. Ihrer sind unzählige und ganz besonders ist hievon das deutsche Volk betroffen.

Seine gegenwärtige Not ist unermeßlich und bedeutet Isolierung in der Welt und sittliche Herabwürdigung, welche die Erlösung aus dem Elend auf Jahrzehnte erschweren. Darum besteht für uns die rein menschliche Pflicht, diese Not nicht zu vergessen und dies gerade j e t z t zum Ausdruck zu bringen, wo schon ein Wort ehrlicher Teilnahme Hilfe und Wohltat heißt. Wir finden nicht den Mut, dem Ruf aus der peinvollen Stille, in der ein großes Volk mit einem harten Schicksal ringt, zu überhören und nicht zu achten. Auch bleibt es elementare Anstandspflicht, ein Volk, welches der Welt eine so große Zahl hervorragender Männer und Frauen auf allen menschlichen Arbeitsgebieten geschenkt hat, keineswegs als moralisch minderwertig und jeglichen Vertrauens unwürdig zu betrachten; es ist ihm vielmehr zuzutrauen, daß es, so oft im Leid bewährt, auch jetzt sich selber finde und sein Bestes offenbare. An seinem Unglück können wir nicht vorbeigehen, aber jedes Leid ehrend, wollen wir dem Frieden dienen, indem wir, weder durch Stimmen des Hasses, noch der Leidenschaften verwirrt, den Glauben an die Menschheit und an das deutsche Volk nicht preisgeben. Opportun oder nicht, darnach frägt menschliche Teilnahme nie. — Mit diesen Sätzen erklären sich solidarisch: . . . (Unterschriften.)

Die Unterschriften gehen an den Initianten, J. R u tz, Pfarrer, in Holderbank bei Wildegg, der sie an Rade leiten wird.

A n m e r k u n g d e r R e d a k t i o n. Wir gewähren diesem Aufruf gern Aufnahme, können uns aber eine Bemerkung nicht versagen: Wir hätten es gerne gesehen, wenn auch die Not der französischen, belgischen, serbischen, armenischen Brüder in den Kreisen der deutsch-schweizerischen Christen eine ebenso warme Teilnahme gefunden hätte, wie die deutsche. Dann besäße dieser Appell ein noch größeres moralisches Recht. Daß wir unserseits, die wir auch für die Andern einzustehen uns verpflichtet fühlten, besonders auch für unsere französischen Brüder, der Enkel Calvins, für Deutschland nicht weniger ein Herz haben, glauben wir schon gezeigt zu haben.

Zwingliworte.

Nun ist aber der Glaube nichts anderes, denn auf Gott hin gelassen sein.

*

Je mehr Glauben wir haben, desto mehr und größere Werke tun wir.

*

Mitleid ohne Gerechtigkeit ist Nachlässigkeit, Frivolität und Auflösung aller Zucht.

*

Wer wahrhaft gläubig ist, vertraut auf Gott und fürchtet sich nicht vor dem, was alles Fleisch mit einander ihm antun könnte.

*

Denn mit dem Papsttnm [lies heute: Pfaffentum!] streiten braucht mehr Mnt, als in keiner Schlacht zu streiten. Der Feind ist schlüpfrig und krümmt sich in tausend Biegungen. So ihr aber deutlich sehet, daß Gott auf der Seite seines Wortes steht, so seid ungezweifelt. Moses Stab wird den Stab der Zauberer verschlingen. Gott wird streiten, überwinden und euch den Sieg in die Hand geben.

Büchertisch.

Zwinglis Bedeutung für die Gegenwart. Von Lic. Pfr. Oskar Farner. Beer & Cie., Zürich 1919, Volksschriftenverlag des schweizerischen Vereins für freies Christentum.

Der Verein für freies Christentum hat sich ein Verdienst erworben, indem er diesen Vortrag des kürzlich mit der Licentiatenwürde ausgezeichneten Pfarrers von Stammheim dem Druck übergab und damit weitern Kreisen zugänglich machte. Der Historiker Farner, der in der Welt Zwinglis sich gründlich umgesehen hat, kommt zu Wort, fast mehr aber noch der mächtig von den Nöten und dringendsten Forderungen der Gegenwart umgetriebene Zeitgenosse Farner. Diese Zwinglibetrachtung hat nur jetzt angestellt werden können. Es wäre überhaupt interessant, einmal alle Vorträge und Aufsätze der einen Zwinglijubiläumszeit vergleichend denjenigen jeder frühern entgegenzustellen. Man lernte Goethe auf's Neue Recht geben dabei: Was man so den Geist der Zeiten (und der großen Persönlichkeiten der Geschichte) heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, indem die Zeiten sich bespiegeln! Das ist ein Gesetz, dem auch der gewissenhafteste Forscher nicht ausweicht. Was ihn und seine Zeit am stärksten bewegt, führt ihm die Hand, wo er das Wesen vergangener Zeiten und ihrer großen Persönlichkeiten zeichnet.

Die Spannung Sollen-Sein, Gott-Welt, absolut-relativ ist vielleicht nie so stark und schmerzbetont empfunden und erlebt worden, wie in der Gegenwart. Es ist das hoffnungsvollste Lebenszeichen unserer Tage. Wer selbst, weil er ein wacher und lebendiger Mensch ist, an dieser Spannung leidet, kann nicht anders als jeder geschichtlichen Persönlichkeit, die er forschend abtastet, zuerst und vor allem diese Spannung abfühlen. So kommt Farner zu seiner Charakterisierung Zwingli's. Er fälscht sein Bild nicht; aber er rückt in die hellste Beleuchtung, was auch in seinem Eigenempfinden und im besten Zeitempfinden das Stärkste ist. So sehr ist sein Blick auf die Spannung in Zwingli eingestellt, daß er dazu kommt, geradezu von zwei Zwingli zu reden, dem „unkirchlichen", der nichts will als die Herrschaft Gottes auf Erden wieder herstellen und den's freut, daß „die christen fragend jren gesalbten pfaffen nüts mee nach; sind küe- und gänshirten iez geleerter denn jre theologi" — und den zu ihm in schroffem Gegensatz stehenden Kirchengründer Zwingli, der sich für den Taufbrauch ereifert, den regelmäßigen Predigtbesuch obligatorisch macht, die Täufer, die doch von ihm selbst herkommen, hart anfaßt, kurzum kirchlich verhärtet.

Und gleich schroff stellt er einander gegenüber den Zwingli, der Gott will und unbedingt nur ihn und drum, wo es sein muß, auch Obrigkeit und weltlicher Macht gegenüber eine Sprache führt, „wie wir sie heute höchstens von der sozialdemokratischen Flanke her zu hören gewohnt sind", und den staatsfreundlichen Zwingli, der, indem er sich mit seiner Gottessache in die Obhut des Staates begibt, sie mehr und mehr selber nur auch mit den nicht im Zeughaus des Evangeliums geholten Machtmitteln und Ränken und Klugheiten des Staates sichert und ausbreitet und notdürftig mit alttestamentlichen Belegen, weil es mit neutestamentlichen einfach nicht ginge, den Kompromiß zu decken sucht.

„Zwei Zwingli" ist vielleicht doch zu viel gesagt. Es ist wohl doch nur einer, der nur die höchste Lebenslinie, die er ganz klar sieht und vom ganzen Herzen

will, unter der Wucht der harten Realitäten nicht immer innehalten konnte. Recht und herzlichen Dank dafür, daß uns Farner so lebendig und eindrucksvoll den absoluten Zwingli, der doch der echte ist, aufs Neue vor Augen stellte. Den Pfarrern zumal. Die Kirche braucht Pfarrer von dieser Zwingliart. „Die werden uns sagen, wie die Sachen stehen.“ Max Boller.

Wer hilft?

Einer lungenkranken Studentin, die sich auf dem Wege der Genesung befindet, sollten die Mittel verschafft werden, noch einige Monate im Hochgebirge zu bleiben. Es fehlen dazu noch etwa 1200—1500 Franken. Fänden sich unter den Lesern der Neuen Wege wohl einige Menschen, denen es ihre Verhältnisse gestatteten und die vielleicht durch besondere Umstände sich verpflichtet fühlten, in einem solchen einzelnen Fall menschlicher Not helfend einzugreifen d. h. diejenigen zu unterstützen, die es schon bisher getan? Auskunft erteilt gerne Die Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Man wird in diesem Hefte vielleicht einen Aufsatz über Zwingli vermissen. Wir sind in dem Arbeits- und Kampfeswirbel dieser letzten Monate nicht dazu gekommen, einen solchen zu schreiben. Es tut uns dies um so mehr leid, als wir Zwingli seit langem zum Gegenstand unseres Studiums gemacht haben und zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß er uns noch sehr viel zu sagen hat und gerade in unseren Tagen wieder sehr lebendig wird, wie auch, daß er sogar unter uns auf ganz ungehörige Weise hinter Luther zurückgesetzt worden ist und wird. Wir werden das Versäumte, wenn irgend möglich, nachholen und können dies um so mehr, als für uns die Reformatoren nicht bloß für einen Jubiläumstag lebendig werden. Wir haben uns gerade in den letzten Jahren bemüht, den besonderen Sinn und Wert der schweizerischen Reformation hervorzuheben und haben dafür freilich unter denen, die jetzt wieder einmal, da gerade „Jubiläum“ ist, die Gräber der Propheten schmücken, nur wenig Unterstützung, aber viel Widerspruch gefunden. (Es sind auch da viel unlautere Mächte im Spiel). Auch bemühen wir uns, so gut wir's verstehen und vermögen, das Werk der Reformatoren in unseren Tagen weiterzuführen und halten dies für wichtiger als die Abfassung von Jubiläumsartikeln.

Inzwischen freuen wir uns, daß durch Pfarrer Farners in diesem Hefte angezeigte Schrift die Aufgabe, den echten Zwingli unserem Volke wieder nahe zu bringen, auf ausgezeichnete und uns äußerst sympathische Weise gelöst worden ist. Wir möchten auch von uns aus mit warmer Empfehlung auf sie hinweisen.

Die Neuen Wege treten im übrigen mit diesem Hefte den dreizehnten Jahrgang an. Allerlei Zeichen sagen uns, daß die Aufgabe, die ihnen gestellt ist, an Bedeutung zunimmt. Auch die Abonnentenzahl ist stetig im Wachsen, trotz der ungünstigsten äußeren Umstände. Wir haben gegen diese, wie die meisten andern Zeitschriften auch, einen schweren Kampf zu führen. Wenn wir trotz des unerhörten fortwährenden Steigens der Herstellungskosten doch von einer neuen Erhöhung des Abonnements abgesehen haben, so war uns dies nur durch hochherzige Hilfe von Freunden möglich. Die Neuen Wege leben ja vom Idealismus ihrer Leser und Mitarbeiter. Auf ihn rechnen wir daher von neuem. Es gilt durch diese kritische Zeit zu kommen. Wir bitten namentlich unsere deutschen Freunde, für sie im neuen Deutschland zu werben und laden alle zu eifriger Mitarbeit und freiem Gedankenaustausch ein.

Die Welt ist nun auf neue Wege gedrängt, wir möchten an unserem bescheidenen mithelfen, diese zu finden und zu zeigen und sie gesegnet zu machen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Examen rigorosum.

„Da sie nun das Mahl gehalten hatten,
spricht Jesus zu Simon Petrus:
‚Simon, Bar Jona, hast du mich mehr
lieb als diese da?‘
Spricht zu ihm: ‚Ja, Herr, Du weißt,
daß ich Dich lieb habe.‘
Spricht Er zu ihm: ‚Weide meine Lämmer!‘“
Ev. Js. 21, 15.

Simon, der rauhe Fischer vom galiläischen Meer, hatte sich den Titel eines Felsenmannes durch eine hellseherische Antwort verdient und die Schlüsselgewalt dazu. Er erkannte den Meister als „den Gesalbten, des lebendigen Gottes Sohn.“ Zwar war ihm sein neues Prälatenbewußtsein etwas in den Kopf gestiegen, und der Heiland, der keine Bäume in den Himmel wachsen läßt, mußte dem Felsen- und Schlüsselmann bald eine recht schlechte Note geben, weil ihm Schwert und Gewalt sehr locker in der Scheide saß und das Kreuz nicht nach seinem Geschmack war: „Packe dich, du Satan!“ Auch war er noch beim Scheidemahl voll heißsporniger Zuversicht, bis er vor einem dummen Weibsbild die ganze Schwäche der menschlichen Natur an sich erfuhr. Das war ein gar schlechtes Examen, das das Päpstlein in spe da vor rohen Kriegsknechten und einer schnippischen Küchenmagd in dem Hofe des Hohenpriesters in galiläischer Hochlandmundart ablegte, und das Wachtfeuer beleuchtete grell dies Schreckliche: „Ich kenne den Menschen nicht.“ Aber er nahm sich nicht das Leben nach diesem Durchfall. Zerknirschtes Herz und rotgeweinte Augen brachen sein stolzes Selbstvertrauen und führten ihn zu Jesu Herz zurück. Felix culpa! Sie hat den guten Simon ganz anders lieben gelehrt als Tabors glänzende Herrlichkeit. Und deshalb besteht er auch sein drittes Examen mit Auszeichnung. Der Auferstandene fragt ihn dreimal: Simon, alter Simon, guter Kerl — nicht Petrus, der Kirchenmann — hast du mich lieb? — mehr lieb als alle die andern? Und auf jede Antwort wird ihm eine „Facultas“ zuteil, ein Diplom mit Insiegel und Unterschrift von dem „Gesalbten Gottes.“

Es ist eigentümlich: alle drei Examina Petri drehen sich um sein Verhältnis zu der Persönlichkeit Jesu. Und es ist sehr erbaulich, einen Vergleich zu ziehen zwischen unserer Examensweise und der Prüfungsart Jesu, wie sie bei Johannes im 21. Kapitel sich zeigt. Um was dreht sich unsere Religionsprüfung von der Kinderlehre bis zum Pfarrexamen? Um alles andere als um unser Herzensverhältnis zu Jesus.

Welche Rechte hat der hl. Vater in Rom?

Was weißt du von der Lehre der Monophysiten und Monotheleten?

Welches ist deine Stellung zur Inspiration?

Ist die zweite Epistel Petri kanonisch oder apokryph?

Die schlichte Frage: Hast du Jesus lieb? ist den gelehrten, bebrillten, hochnotpeinlichen Examinatoren zu töricht und einfältig. Sie halten dafür, daß Jesum lieb haben sich von selbst verstehe. Petrus glaubte das auch, aber er fiel einmal ums andere in die Sünde der Verleugnung. Die drei Meisterfragen entsprechen dem dreimaligen Fall Petri vor dem Hahnenschrei. Und wenn der große Examinator den Jünger bei seinem alten Namen ruft, so sehen wir daraus, wie der Herr auch später noch an unsern alten, schlichten Menschen anklopft. Dreimal dieselbe Frage: Ja, das ist die Kernfrage aller Examina:

„Hast du ein inniges Herzensverhältnis zu einem Helden? Ist deine ganze Seele untergegangen in einem großen Vorbilde?“

Alles andere, die Wo-Fragen und Wann-Fragen, bedeutet nicht viel. Würden in diesem Sinne, im Geiste Jesu, die Examina abgehalten, von der Volksschule angefangen bis zur hohen Schule hinauf, es stünde besser um unsern geistigen Nachwuchs.

Πολυμαθίη νόον ἔχειν οὐ διδάσκει[1]) sagt schon der alte Herakleitos von Ephesus.

Die einzige Wissenschaft, die wert ist gewußt zu werden, ist Jesus und sein Kreuz. Alles andere ist Kot. Taceant omnes doctores et magistri, Tu, Jesu, loquere solus![2]) fleht der Gottesfreund vom Niederrhein, Thomas von Kempen.

Drum laßt uns suchen *τὴν ὑπερβάλλουσαν τῆς γνώσεως ἀγάπην τοῦ Χριστοῦ* (Eph. 3, 19), das Luther übersetzt:

„Christum lieb haben ist besser als alles Wissen.“

Von einem Gottesfreunde im Oberlande.[3])

---

[1]) Vielwissen macht nicht gescheidt.
[2]) Schweiget, ihr Doktoren und Magister Alle. Du, Jesus, rede allein.
[3]) Der jetzt körperlich nicht mehr im Oberlande ist. Die Red.

Vom Recht und Unrecht der materialistischen Geschichtsbetrachtung.

(Fortsetzung.)

2. Als zweiten Hauptbestandteil finden wir in der materialistischen Geschichtsbetrachtung die Behauptung, daß das gesamte politische Leben, also die Machtverhältnisse im Staate, die Gestaltung der Verfassung, des Rechtes und der Gesetzgebung in einer bestimmten Zeitepoche, wie auch die politischen Bewegungen und Umwälzungen, überhaupt all das, was wir bei dem bis jetzt vorherrschenden politischen Gesichtspunkt als den Hauptinhalt der Geschichte anzusehen gewohnt sind, durch die ökonomischen Verhältnisse und den in diesen wurzelnden Klassengegensatz bestimmt werde. So lehrt der Geschichtsmaterialismus, daß „alle bisherige Geschichte, mit Ausnahme der gemeinwirtschaftlichen Urzustände, die Geschichte von Klassenkämpfen" sei,[1]) „daß wenigstens in der modernen Geschichte alle politischen Kämpfe Klassenkämpfe sind und alle Emanzipationskämpfe von Klassen, trotz ihrer notwendig politischen Form sich schließlich um ökonomische Emanzipation drehen."[2]) Während die althergebrachte Anschauung, der auch Hegel huldigt, im Staat das bestimmende, in der bürgerlichen Gesellschaft das durch ihn bestimmte Element sah, ergibt sich bei näherer, nicht nur die formelle, sondern die materielle Seite betrachtenden Untersuchung, „daß in der modernen Geschichte der Staatswille im Ganzen und Großen bestimmt wird durch die wechselnden Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft, durch die Uebermacht dieser oder jener Klasse, in letzter Instanz durch die Entwicklung der Produktivkräfte und der Austauschverhältnisse."[3]) Nach Marx ist „die politische Gewalt der offizielle Ausdruck des Klassengegensatzes innerhalb der Gesellschaft,"[4]) und insbesondere die moderne Staatsgewalt wird im Kommunistischen Manifest bezeichnet als „ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisie verwaltet." „Die bisherige, sich in Klassengegensätzen bewegende Gesellschaft hatte den Staat nötig, d. h. eine Organisation der jedesmaligen ausbeutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußeren Produktionsbedingungen, also namentlich zur gewaltsamen Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse in den durch die bestehende Produktionsweise gegebenen Bedingungen der Unterdrückung."[5])

---

[1]) Engels, „Anti-Dühring", S. 12, ebenso im Kommunistischen Manifest.

[2]) Engels, „Ludwig Feuerbach", S. 48 f.

[3]) Ebenda. Die „bürgerliche Gesellschaft" ist hier natürlich nicht im heutigen politischen, sondern in dem bei Hegel üblichen rechtsphilosophischen Sinn zu verstehen.

[4]) Elend der Philosophie, S. 163.

[5]) Engels, „Anti-Dühring", S. 302.

So überraschend diese Wertung des politischen Lebens einen vorerst berühren mag und so ungeheuerlich zumal die letzten Urteile über den Staat einem naiven, an die Phraseologie der „Landesväter“ oder des Gottesgnadentums gewöhnten Gemüte vorkommen mögen, so kann einer näheren Prüfung die große Berechtigung dieser Behauptung nicht verborgen bleiben. Schon die ganze Geschichte der Entstehung des Staates, die wir bereits oben streiften, spricht für die geschichtsmaterialistische Beurteilung des politischen Lebens. Kann doch Oppenheimer vom Staate folgende Definition geben: „Der Staat ist seiner Entstehung nach ganz und seinem Wesen nach auf seinen ersten Daseinsstufen fast ganz eine gesellschaftliche Einrichtung, die von einer siegreichen Menschengruppe einer besiegten Menschengruppe aufgezwungen wurde mit dem einzigen Zwecke, die Herrschaft der ersten über die letzte zu regeln und gegen innere Aufstände und äußere Angriffe zu sichern. Und die Herrschaft hatte keine andere Endabsicht, als die ökonomische Ausbeutung des Besiegten durch die Sieger.“[1]) Diesen Ursprung und dieses Wesen verleugnet der Staat aber auch in seiner weiteren Geschichte nie ganz. So weisen die primitiven Staatsgebilde der alten Mexikaner, der Inka in Peru oder der Dorier in Lakedämonien und Messenien eine siegreiche Herrengruppe und eine von diesen unterworfene und ausgebeutete Bauernbevölkerung auf. Dieselbe Erscheinung haben wir im alten Rom, wo mit der Ausgestaltung der Latifundienwirtschaft die Latifundienbesitzer die politische Macht erlangen und die Sklaverei, deren ihre Produktionsweise bedarf, aufrecht erhalten; dem Produktionsverhältnis und dem damit gegebenen sozialen Gegensatz entspricht die Klassenherrschaft der Herren des Produktionsprozeßes. Nach demselben Prinzip ist ferner der Feudalstaat in all seinen Entwicklungsformen gestaltet. Hier herrscht die kleine Schar der großen Grundbesitzer und die politische Macht dient ihnen dazu, die Hörigkeit oder die Tributpflicht der Bauern, auf die ihre ökonomische Vorrechtsstellung gegründet ist, aufrecht zu erhalten. Auch als die Geldwirtschaft den eigentlichen Feudalstaat auflöste, wurde der Adel durch seine ökonomischen Interessen an die Zentralgewalt gebunden, die ja allein mit ihrer Macht die ökonomischen Bedingungen für seine neuen Ausbeutungsmöglichkeiten als Grundbesitzer sichern konnte. So sehen wir denn im Ständestand und unter der Herrschaft der absoluten Monarchie den Adel mit der Monarchie verbündet, und beide bilden gegenüber den Bauern wieder eine Klassenherrschaft, nützen diese gemeinsam zur Ausbeutung der Bauern aus, sichern sich gegenseitig allerlei Vorrechte und sperren sich schließlich auch vereint als die Vertreter des Alten gegen die neue zum Kapitalismus hindrängende Entwicklung.[2]) — Doch als sich dann der

---

[1]) „Der Staat“, S. 8.
[2]) Vgl. Oppenheimer.

Kapitalismus im ökonomischen Leben durchsetzte und die Bourgeoisie als die Vertreterin der neuen Produktionsweise auch die ihrer wirtschaftlichen Macht entsprechende politische Macht verlangte, und, was wieder eine politische Umwälzung auf Grund einer ökonomischen darstellt, diese in den großen bürgerlichen Revolutionen, vor allem der französischen, sich erkämpfte, da blieb auch in dem neuen liberalen Staat der Klassencharakter des Staates bestehen. Wenn auch die Revolution unter der Parole der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durchgeführt wurde, entpuppte sich doch der neue Staat bald als der Klassenstaat der Bourgeoisie, auf deren Interessen und ökonomische Bedürfnisse alles zugeschnitten wurde.[1]) Immer wieder tritt dieser wahre Charakter der Revolution hinter all den scheinbar allgemein menschlichen Zügen hervor; die Nationalversammlung zeigt sich immer wieder als die bloße Vertreterin der Bourgeoisie und hat kein Verständnis für die Bedürfnisse der Bauern und Arbeiter, ja **kann** gar keines haben ihrer Klasseninteressen wegen; die Girondisten, die im weiteren Verlauf der Revolution eine führende Rolle spielen, sind die reinen Vertreter des neuen Kapitalismus und wollen lediglich die ihrer neuen Industrie und ihrem Handel entsprechende bürgerliche Gesellschaft und den bürgerlichen Staat einrichten und würden gerne mit den alten Feinden Frieden schließen, um gegenüber dem Volke ihre erzwungenen Klassenvorrechte zu sichern und einen weiteren Fortgang der Revolution, der vor allem die dringenden sozialen Fragen aufwerfen müßte, zu verhindern; sie beseitigten denn auch, nachdem die Reaktion sie wieder zur Machtstellung erhob, eiligst alle neuen Volksrechte, die sich nicht mit ihren Klassenvorrechten vertrugen. Die Bourgeoisie benutzte überhaupt die ganze Bewegung nur, um ihrerseits in Staat und Gesellschaft eine ähnliche privilegierte Stellung zu erlangen, wie sie der Adel bis 1789 innehatte. Das Volk wird, nachdem es „seine Schuldigkeit getan", mit Mißtrauen und Haß betrachtet, ja verräterisch behandelt.[2]) So ging denn auch aus der bürgerlichen Revolution schließlich nur eine neue, nunmehr bürgerliche Klassenherrschaft hervor: die siegreich durchgedrungene neue Produktionsweise fand ihren Ausdruck auch im politischen Leben und verlieh ihren Vertretern auch die politische Macht. So folgte auch in diesem wichtigsten Stück der modernen Geschichte die politische Umwälzung der ökonomischen, und es bewahrheitete sich hier das Wort von Marx

[1]) Dieser Charakter springt bei der französischen Revolution vielleicht nicht sofort in die Augen, da sie sich auf viel breiterer Grundlage abspielte, als z. B. die englische bürgerliche Revolution und zu einem wesentlichen Teil eine Bewegung der sich vom feudalen Joch befreienden Bauern war. Doch einer näheren Betrachtung der ganzen Bewegung, insbesondere der leitenden Organe, in denen die Bourgeoisie ihren Willen zum Ausdruck brachte — der Constituante, Législative, des Konvents unter den Girondisten — kann der auf die Bourgeoisieherrschaft abzielende Sinn nicht verborgen bleiben.

[2]) Vgl. Kropotkin.

schlagend, daß, solange es Klassen und Klassengegensätze gibt, die gesellschaftlichen Evolutionen stets politische Revolutionen sein werden.[1]) Die neuen wirtschaftlichen Zustände waren den alten politischen entwachsen und sprengten sie schließlich. Ganz unverhüllt tritt der Klassencharakter des neuen Staates vor allem in der Revolution von 1848, besonders der Junischlacht hervor, diesem ersten großen Zusammenprall der beiden Klassen innerhalb der modernen Gesellschaft. Hier offenbarte es sich, wie Marx damals schrieb, „daß die proklamierte Brüderlichkeit gerade so lange währte, als das Interesse der Bourgeoisie mit dem Interesse des Proletariats verbrüdert war. Die Fraternité der entgegengesetzten Klassen, wovon die eine die andere exploitiert, im Februar proklamiert — ihr wahrer, unverfälschter, ihr prosaischer Ausdruck, das ist der Bürgerkrieg in seiner fürchterlichsten Gestalt, der Krieg der Arbeit und des Kapitals. In den Junitagen zerriß der Schleier, der die bürgerliche Republik verhüllte, sie trat in ihrer reinen Gestalt heraus, als der Staat, dessen eingestandener Zweck ist, die Herrschaft des Kapitals und die Sklaverei der Arbeit zu verewigen. Die Interessen der Bourgeoisie, die materiellen Bedingungen ihrer Klassenherrschaft und Klassenexploitation bilden eben den Inhalt der bürgerlichen Republik."[2]) Drum schreibt auch Marx in grimmigem Sarkasmus, daß diese Republik ihre Aufschrift: Liberté, Egalité, Fraternité, ersetzen sollte durch die unzweideutigen Worte: Infanterie, Kavallerie, Artillerie![3]) — Nach dieser Art, wie sich der „liberale Staat" selbst in die Geschichte einführte, werden wir uns über sein Wesen kaum mehr irgendwelche Illusionen machen, und auch angesichts des heutigen liberalen Staates müssen wir, weit davon entfernt, in ihm ein politisches Idealgebilde, eine Art Paradies der Freiheit zu sehen, vielmehr nüchtern konstatieren, daß der liberale Staat nichts anderes ist, als der Staat der Liberalen, dieser Vertreter der kapitalistischen Produktionsweise. Wie der antiken und feudalen Produktionsweise der Staat der Latifundienbesitzer und Feudalherren entsprach, so finden wir in den modernen Industrieländern, in denen die Produktionsweise die Lohnarbeit der Industriearbeiter braucht, den Staat der Kapitalisten, der eben jene Produktionsbedingungen aufrecht erhält, den „ideellen Gesamtkapitalisten", wie Engels ihn charakterisiert. Die politische Umwälzung vom Feudalstaat zum liberalen Bourgeoisiestaat fand auch stets im Anschluß an die ökonomische Umwälzung von der feudalen zur kapitalistischen Produktionsweise statt, weshalb sie zuerst in England, dem ersten Industrieland erfolgte,

---

[1]) Elend der Philosophie, S. 164, vgl. auch Engels, „Anti-Dühring" und „Ludwig Feuerbach".

[2]) Marx, Klassenkämpfe in Frankreich, besonders S. 42 ff.

[3]) „Der 18. Brumaire". Die Erfahrungen der Landesstreikzeit lassen uns übrigens diese Worte kaum mehr nur „historisch" empfinden, sondern verleihen ihnen höchst gegenwärtige Bedeutung.

dann in Frankreich, um sich schließlich mit dem ersten Aufkommen der modernen Industrie um die Mitte des letzten Jahrhunderts in Deutschland und Oesterreich[1]) und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Rußland in ersten Vorstößen anzukündigen.[2]) Vorwiegend industrialisierte Länder bildeten denn auch liberale Staaten, während dort, wo, wie z. B. in Preußen, noch der Großgrundbesitz vorherrschte, bis vor kurzem der Junkerstaat bestand. Der mächtige Aufschwung der Industrie in Deutschland während der letzten Jahrzehnte fand aber seinen politischen Ausdruck darin, daß immer mehr auch die Vertreter der Industrie, die sogenannten „Schlotbarone" neben den Junkern am Hofe Einfluß gewannen und zu einer Macht im Staate wurden; der zeitweilig in der inneren und äußeren Politik aufgetretene Gegensatz zwischen beiden Gruppen erinnert ganz an den alten englischen Gegensatz von „landlords" und „cottonlords". Die politischen Parteien sind ja überhaupt nur Organisationen der durch die ökonomischen Verhältnisse gebildeten Klassen, was am deutlichsten aus deren Bildungen und Auflösungen oder auch den Gruppierungen im politischen Kampfe hervorgeht. Drum bedeutet die Parteipolitik Klassenpolitik und jede Parteiherrschaft, wie wir sie im liberalen Staat so gut wie im feudalen antreffen, Klassenherrschaft, wobei diese Herrschaft ganz auf die materiellen Interessen der Klasse abzielt.

Nach all dem können wir auch die, trotz tiefer, ja jüngst entscheidender Erschütterung heute noch bestehende Herrschaft des Liberalismus in der Schweiz nicht als einen besonderen Ausdruck der vielbesungenen Schweizerfreiheit gelten lassen, sondern müssen auch sie lediglich als den politischen Ausdruck des bestehenden Produktionsverhältnisses beurteilen. Der liberale Staat bedeutet auch bei uns nur die Herrschaft der Liberalen, d. h. der Kapitalistenklasse und ihres teils auf einer Interessengemeinschaft, teils aber nur auf Unklarheit über die eigene Lage und Irreführung durch die in den Händen des Kapitals befindliche Presse beruhenden Anhangs. Trotz der formellen Demokratie stellt auch unser Staat einen Klassenstaat dar, der sich an den Interessen der herrschenden Klasse orientiert. An seiner Spitze steht nicht eine wirkliche Volksvertretung, sondern nur eine Klassenvertretung, wie schon ein Blick auf die Zusammensetzung der Bundesversammlung und des Bundesrates zeigt. Daß diese Behörden mehrheitlich gar nicht Volksvertretungen sein wollen, sondern sich in der Rolle der Klassenregierung sehr gut gefallen, ging neben vielem an-

---

[1]) Vgl. hiezu Marx, „Revolution und Kontrerevolution in Deutschland."

[2]) Daß die jüngsten politischen Umwälzungen nicht mehr in das Schema der bürgerlichen Revolutionen passen, wird gerade auch vom Standpunkt des Geschichtsmaterialismus verständlich und wurde von Marx selbst in der Revolutionszeit von 1848 für kommende Revolutionen geltend gemacht. Je mehr die kapitalistische Produktion auch das Proletariat vermehrt und seine Macht stärkt, umso weniger können die politischen Umwälzungen bloße bürgerliche Revolutionen bleiben, sondern münden notwendig in soziale Revolutionen ein.

deren besonders kraß aus der ganzen zum Teil sogar gesetzwidrigen Behandlung der Proporzinitiative hervor; und wie wenig sich die Ansichten des erwachenden Volkes mit denen seiner obersten Behörden decken, zeigte die Volksabstimmung über die direkte Bundessteuer und vollends diejenige über die endlich vors Volk gebrachte Initiative über den Nationalratsproporz.[1])

Gerade am Beispiel der Schweiz tritt es klar zutage, daß die bloß politische Demokratie an sich noch wenig bedeutet und sich sehr wohl verträgt mit der größten Unfreiheit, Abhängigkeit, ja fast Rechtlosigkeit breitester Volksschichten. Die politische Demokratie vermag es nicht zu verhindern, daß eine Minderheit — bei uns eben die liberale — die Diktatur über die Mehrheit des Volkes ausübt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind stärker als alle formalen Verfassungsbestimmungen und geben den Herren des ökonomischen Prozesses auch die Herrschaft im politischen Leben. Der Besitz erteilt die Macht, in seinen Händen befindet sich ja auch die für den politischen Kampf so bedeutungsvolle Presse; er vermittelt zu einem großen Teil die Bildung und damit die geistigen Waffen. Der Klassenkampf wird denn auch in der Republik genau so geführt wie in der Monarchie, was schon das Beispiel Roms zeigen kann; und die Klassenherrschaft stellt sich in der Demokratie so gut ein, wie in der Autokratie oder Oligarchie. Wo im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Kapitalismus mit seinem Ausbeutungsprinzip herrscht, ist die wirkliche Demokratie unmöglich; bei dieser Grundlage kann sie nie das Volksleben in seiner Breite und Tiefe durchdringen, sondern bleibt notwendig etwas Formales. Die Gleichheit aller vor dem Gesetz, das allgemeine Stimmrecht und ähnliche politische Volksrechte verschleiern da nur den Klassencharakter des Staates, wie er aus dem ökonomischen und sozialen Leben hervorwächst. In der bloß formalen Demokratie stellt sich denn auch, wenn einmal die Klasseninteressen gesichert sind, eine für „Demokraten" etwas merkwürdige Gleichgültigkeit gegenüber den demokratischen Errungenschaften ein; mit erstaunlicher Bereitwilligkeit opfert man seine demokratischen Freiheiten und Rechte, wenn es der eignen Klassenherrschaft förderlich ist, und lieber gäbe man die ganze politische Demokratie preis, als daß man von der politischen zur sozialen Demokratie fortschritte. Gerade die französische Revolution zeigt, daß eine gerechte Gesellschaftsordnung sich nur im Zusammenhang mit der sozialen, nicht aber durch die bloß politische Umwälzung herbeiführen läßt. Das verstanden schon damals all die Volksmänner,

[1]) Wenn durch diese Abstimmung die liberale Klassenherrschaft den entscheidenden Stoß erlitten hat, so widerlegt diese Tatsache und der durch sie in unserem Staate angebahnte neue Zustand den Geschichtsmaterialismus nicht; denn dieser Sieg des Volkes über die herrschende Klasse beruht vor allem auf der gerade vom Marxismus gelehrten Erstarkung des Proletariates und im neuen Proporzparlament findet nur die relative Selbständigkeit, die sich das Proletariat bereits im Produktionsverhältnis errungen hat, einen politischen Ausdruck.

welche im weiteren Verlauf der Revolution diesen entscheidenden Schritt tun wollten, aber an der neuen Klassenherrschaft der Bourgeoisie scheiterten [1]); das erkannten aber auch schon die großen „utopischen“ Sozialisten, die hierin sehr realistisch schauten, weshalb sie der bloß politischen Freiheit und Gleichheit wenig Wert beimaßen. Aber auch Rousseau ist frei von der Ueberschätzung der bloß politischen Volksrechte und sah hier viel tiefer als seine liberalen Anbeter. Von einem tiefen Einblick in den Klassencharakter des Staates zeugen seine Worte: „Unter schlechten Regierungen ist diese (nur gesetzliche) Gleichheit nur scheinbar und täuschend; sie dient bloß, den Armen in seinem Elend und den Reichen in seinem gewaltsamen Besitz zu erhalten. In Wahrheit sind die Gesetze nur nützlich für die Besitzenden und schädlich für die Besitzlosen. Hieraus ergibt sich, daß der bürgerliche Zustand für die Menschen nur in sofern nützlich sei, als jeder etwas und keiner von ihnen zu wenig hat. [2]) Und auch einen Fichte läßt seine Erkenntnis der Bedeutung des sozialen Lebens die formale Gleichheit nicht besonders hoch schätzen: „Die rechtliche Form des Staates beweist gar nichts für die Rechtlichkeit eines gegebenen Staates.“ [3]) Marx selbst schreibt im Anschluß an die Darstellung der Pariser Junischlacht, daß Revolution vor dem Juni Umwälzung der Staatsform bedeutet hatte, nach dem Juni aber die Umwälzung der bürgerlichen Gesellschaft bedeute, denn gerade die Junitage zeigten, „daß es sich in Europa um andere Fragen handelt, als um „Republik oder Monarchie“. Die Junischlacht hatte offenbart, daß bürgerliche Republik die uneingeschränkte Despotie einer Klasse über andere Klassen bedeute.“ Die Ordnungspartei deutete die Republik lediglich auf „eine republika-

---

[1]) Vergl. das bittere, nur allzu wahre Wort Marat's: „Seit drei Jahren sind wir tätig, um unsere Freiheit zu erlangen, und doch sind wir weiter davon entfernt als je. Die Revolution hat sich gegen das Volk gewandt. Wir sind nicht nur Sklaven, wir sind es jetzt durch Gesetzeskraft. Die gebildeten, schlauen Männer der oberen Klassen haben zunächst Partei gegen den Despoten genommen; aber das geschah nur, um sich gegen das Volk zu wenden, nachdem sie sich in sein Vertrauen geschlichen und sich seiner Macht bedient hatten, um sich an die Stelle der privilegierten Stände zu setzen, die sie vertrieben haben. So ist die Revolution nur durch die letzten Klassen der Gesellschaft gemacht und gestützt worden, durch die Arbeiter, Handwerker, Krämer, Bauern, durch die Plebs, durch die Unglücklichen, die der unverschämte Reichtum Canaille nennt und die die Frechheit der Römer Proletarier nannte. Aber sie ist nur zugunsten der Grundeigentümer, der Juristen, der Helfershelfer des Ränkespiels gemacht worden. Heute ist das Volk gefesselt im Namen der Gesetze, tyrannisiert im Namen der Gerechtigkeit, geknechtet im Namen der Verfassung.“ (Zitiert Kropotkin I. S. 253 f.)

[2]) „Gesellschaftsvertrag“, Anmerkung zum Schlußkapitel des 1. Buches, vgl. auch Adler, „Wegweiser“.

[3]) „Rechtslehre“, zit. bei Adler, der selber anschließend an dieses Wort höchst zutreffend schreibt: „So hat Fichte mit diesem kühnen Hinausschreiten über die bloß formale Rechtsgleichheit schon jenen befreienden Schritt getan, der eben der Schritt des Sozialismus ist, dem das gleiche Recht nur ein hohler Schall ist, ja, weniger und Aergeres als dies, eine verderbliche Täuschung des Volkes, wenn es ihm nichts anderes bietet als das gleiche Elend und noch dazu die Festlegung in diesem Elend von Rechts wegen.“

nische statt einer monarchischen Form der Bourgeoisherrschaft".[1]) Eine Folgerung der Einsicht in den Klassencharakter auch des heutigen „demokratischen" Staates ist es ferner, wenn Ragaz in der „Neuen Schweiz" sagt, daß die wirkliche Demokratie nur als soziale bestehen kann und der Weg zu ihr daher über die wirtschaftliche und soziale Umgestaltung hinführen muß. In der neuen, wahren Schweiz muß der liberale Schein der demokratischen Wirklichkeit weichen.

Der Klassencharakter des Staates äußert sich nun, wie in den Machtverhältnissen und der meist einfach diese formulierenden Verfassung, auch in seinem Recht und seiner Gesetzgebung; die ganze Politik orientiert sich an den ökonomischen Interessen der herrschenden Klasse und an ihrem Klassenkampf. So sagt denn Marx: „Sowohl die politische wie die bürgerliche Gesetzgebung proklamieren, protokollieren nur das Wollen der ökonomischen Verhältnisse",[2]) und im „Kommunistischen Manifest" heißt es: „Das Recht ist der zum Gesetz erhobene Wille der bürgerlichen (allgemein ausgedrückt: der jeweils herrschenden) Klasse, ein Wille, dessen Inhalt gegeben ist in den materiellen Lebensbedingungen dieser Klasse". Wie könnte es auch anders sein, da doch das Recht immer ausgeht von den Mächtigen, die wirtschaftlichen Verhältnisse aber die Macht bestimmen. Auf dem Boden des Klassenstaates handelt es sich drum beim Recht nicht um die nähere Ausgestaltung ewiger Grundsätze von Gerechtigkeit, sondern lediglich um die Fixierung der Vorrechte der Herrschenden. Das Recht stellt hier auch die Menschen einander nicht als gleichwertige Wesen gegenüber, sondern spricht einfach das Abhängigkeitsverhältnis aus, in dem die Menschen schon durch ihre Stellung im Produktionsprozeß und durch ihre Klassenzugehörigkeit stehen und das auf die Ausbeutung der einen durch die andern abzielt.

So trägt schon das in seinen geschichtlichen Wirkungen bis au den heutigen Tag höchst bedeutungsvolle römische Recht den Stempel eines Klassenrechts.[3]) Die Anpassung an die Besitzenden zeigt sein Charakter eines Sachenrechts, das sich lediglich um das Eigentum dreht. Auch als Privatrecht kümmert es sich nicht um den Menschen als solchen, sondern nur um die sachlichen Beziehungen der Einzelnen. Ein Recht finden deshalb nur diejenigen bei diesem Recht, die solche sachlichen Beziehungen haben, d. h. Eigentümer sind. Wo der Mensch dem römischen Recht wichtig wird, wird er es als Sklave, d. h. als Sache, Besitz, Ware, als unentbehrlicher Faktor im ökonomischen Leben. Einerseits Unverletzlichkeit des Eigentums, andererseits Sanktionierung der Sklaverei — kann sich ein Recht noch deutlicher den Interessen und materiellen Lebensbedingungen der herrschenden Besitzerklasse anpassen? Eben dieses römische Recht wurde drum auch zu Hilfe

---

[1]) „Klassenkämpfe in Frankreich" S. 45 und „Der 18. Brumaire" S. 15 f.
[2]) „Elend der Philosophie" S. 62.
[3]) Vgl. hiezu Kutter, „Das Unmittelbare".

gerufen, als es galt, zur Zeit des Feudalismus die gewaltsam angeeigneten Vorrechte der Feudalherren zu Rechten zu stempeln. Ausgestattet mit dem Segen der christlichen Kirche, mußte es helfen, den Bauern den ihnen bis dahin fremden Begriff des Eigentums an Gruud und Boden, an dem sie schließlich zugrunde gingen, beizubringen; und auf dieser Grundlage allein konnte der Satz „nulle terre sans seigneur!“ bestehen, mit dem schließlich dem wirtschaftlichen Ausbeutungsverhältnis die rechtliche Form erteilt werden konnte. Die Feudalherren wollen die Bauern bis zum höchstmöglichen Grade ausbeuten und diesem Zwecke muß darum auch das von ihnen ausgehende Recht dienen; es erklärt die vordem freien Bauern zu Hörigen und Fronbauern und noch im letzten Stadium des Feudalstaates, als die Geldwirtschaft die Verhältnisse umgewälzt hatte, werden ihnen in Form von Rechten und Gesetzen all' jene drückenden Lasten aufgebürdet, die aus den Schilderungen des ancien régime bekannt sind. Bis zur Revolution ist es z. B. Recht und Gesetz, daß die privilegierten Stände keinerlei Steuern und Abgaben entrichten müssen, wohl aber ihrerseits eine Unmenge von Steuern, Zinsen, Zöllen, Zehnten und Arbeitsleistungen erheben dürfen. Die Auflehnung gegen dieses schreiende Unrecht ist ein Vergehen gegen die „Ordnung“ — der Lieblingsbegriff aller Herrschenden, dem es auch nicht an religiöser Weihe fehlt — und liefert den Täter dem Standrecht aus.

Aber auch hinter den gegen das zum Recht erhobene Unrecht des Feudalismus gerichteten Befreiungsparolen der Revolution versteckt sich nur eine neue Form der Klassenherrschaft. Es sind vor allem die für ihre neue Produktionsweise erforderlichen Freiheiten, die die Bourgeoisie in der Revolution erstrebt. Die neue Industrie brauchte Gewerbe- und Handelsfreiheit, vor allem auch „freie“ Arbeiter; die alte feudale Gesellschaftsordnung setzte ihr aber ihre Zunftbestimmungen, Sonderprivilegien, Binnenzölle und staatlichen Regelungen des Wirtschaftslebens entgegen und erwies sich mit all dem als große Hemmung der ökonomischen Entwicklung. Die Beseitigung dieser Hemmnisse, nicht aber die Proklamierung irgendwelcher erhabener, ewiger Menschenrechte, steht im Mittelpunkt des bürgerlichen Revolutionswillens; die neuen bürgerlichen Rechte laufen denn auch in der Hauptsache auf das Recht der freien Konkurrenz, des freien Verkehrs, der Freizügigkeit, der Gleichberechtigung der Warenbesitzer hinaus und ihr tiefster Sinn ist die liberale Parole des Manchestertums, das laissez-faire! Als deshalb die steigende Hungersnot einerseits und die steigenden Wuchergewinne andererseits in der Revolutionszeit den Ruf nach der Festsetzung eines Höchstpreises für das Korn immer lauter werden ließ, fand diese dringende Volksforderung keine größeren Gegner als gerade die Girondisten mit ihrer Parole vom freien Handel, und sofort nach dem Sieg der Reaktion hoben sie das vom Konvent beschlossene Maximum wieder auf, unbekümmert um die katastrophalen Folgen, die das für das Volk haben mußte. Daß der Mensch, dessen Recht

die Revolution proklamierte, lediglich der Bourgeois war, zeigt auch das erste Wahlrecht der Revolution, das nur den sogenannten Aktivbürgern das Stimmrecht erteilte, dieses aktive Bürgertum aber von einem bestimmten Besitz abhängig machte; und wie beim Korngesetz hob die siegreiche girondistische, liberale Reaktion auch hier die neuen Beschlüsse des Konvents wieder auf und beseitigte das allgemeine Stimmrecht. Man will keine Volksrechte, sondern nur Klassenrechte. Bezeichnenderweise hat auch die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776, die der Deklaration der Menschenrechte als Vorbild diente, gleichzeitig mit der Beseitigung der die kapitalistische Produktionsweise hemmenden alten Vorrechte, die Sklaverei der Schwarzen, deren dieselbe kapitalistische Produktionsweise bedurfte, ausdrücklich sanktioniert.[1]) Und wie die amerikanische Unabhängigkeitserklärung berührte auch die französische Deklaration der Menschenrechte die wichtigen sozialen Fragen nicht, sondern beschränkte sich auf die formalen politischen Bestimmungen. Insbesondere wird vor allem das Eigentum ausdrücklich als „unverletzlich und heilig“ erklärt; die Nationalversammlung will die alten feudalen Eigentumsrechte nicht antasten, nimmt deshalb für die Eigentümer Partei und anerkennt das Recht der Bauern auf das Land und die Abschaffung der feudalen Abgaben nicht. Bezeichnend ist auch der Widerstand der Führer der Bourgeoisie gegen die von Volksvertretern verlangten Progressivsteuern und ihr Bemühen, die finanziellen Lasten der Revolution und des — gerade von ihnen gewollten — Krieges auf die breiten Massen des Volkes abzuwälzen. Da hat es wirklich geradezu symbolische Bedeutung, wenn die Girondisten auf den Sockel einer Statue die in ihrer Variation höchst bezeichnende Parole schrieben: Liberté, Egalité, Propriété. Als die Girondisten die Macht erobert und ihre bürgerlichen Klassenziele erreicht hatten, trennten sie sich vom Volk, durch dessen Hilfe sie doch emporgekommen waren, verschlossen die Augen vor seinen Nöten und Bedürfnissen; und drängten so schließlich das Volk in die Schreckenszeit. Diese „Revolutionäre“ kennen — hierin das Urbild aller liberalen Reaktionäre — mit einem Male nur noch die Liebe zur „Ordnung“, rufen nach „Ruhe“ und einer „starken Regierung“ und schrecken keineswegs davor zurück, dieses Verlangen dem Volke gegenüber nötigenfalls mit der Guillotine — heute bedienen sich ihre geistigen Nachfolger statt dessen der wirksameren Maschinengewehre und Handgranaten — durchzusetzen, was sie ja in der Reaktion des Jahres 1794 zur Genüge zeigten. Für die Bourgeoisie handelt es sich bei der Revolution eben nicht darum, das Volk aus dem Elend zu ziehen, sondern nur, die Macht der besitzenden Klasse aufzurichten.[2])

---

[1]) Vgl. Engels, „Anti-Dühring“, S. 103.

[2]) Vergleich Kropotkin, an dessen Darstellung der Revolution wir uns hier überhaupt anlehnen. Dieselbe Charakterisierung der Girondisten gibt aber in der Hauptsache auch schon Carlyle.

Bei diesen Revolutionszielen wußte sich die Bourgeoisie, die auch in den Revolutionsjahren nach der Sicherung ihrer Klasseninteressen gegen eine konstitutionelle Monarchie nicht viel einzuwenden gehabt hätte, sehr gut mit der neuen Monarchie abzufinden, umsomehr, als Napoleon die Grundlage der Macht der jetzt herrschenden Klasse klar erkannte und ihren Interessen in mannigfacher Weise entgegenkam. So förderte er den Handel und die Industrie durch seine Bemühungen um das Verkehrswesen, insbesondere den Straßenbau und auch ökonomische Maßnahmen wie die Kontinentalsperre sind jedenfalls in diesem Sinne zu deuten. Auch in dem berühmten Code Napoléon zeigt sich die Anpassung an die Bourgeoisie, worauf Marx in seiner Kölner Verteidigungsrede hinweist: „Der Code Napoléon hat nicht die bürgerliche Gesellschaft erzeugt; die im achtzehnten Jahrhundert entstandene, im neunzehnten fortentwickelte bürgerliche Gesellschaft findet vielmehr im Code nur einen gesetzlichen Ausdruck."

Der Klassencharakter der Gesetzgebung auch im bürgerlichen, liberalen Staate tritt ferner besonders deutlich in der Pariser Revolution von 1848 hervor, die überhaupt in den Junitagen und der dieser folgenden Zeit den liberalen Staat in Reinkultur vorführt. So verwarf die konstituierende Versammlung schleunigst den von der provisorischen Regierung der Februartage gefaßten Plan einer Besteuerung des Kapitals, wies die Progressivsteuer von sich, schaffte das Gesetz über die zehnstündige Arbeitszeit wieder ab, führte die Schuldhaft wieder ein und ersetzte das „droit au travail", das Marx als erste unbeholfene Formel für die revolutionären Ansprüche des Proletariats bezeichnet, durch das „droit à l'assistance", da das Almosen zum Abhängigkeitsverhältnis im Bourgeoisiestaate immerhin besser paßt, als der in der Arbeit begründete Anspruch.[1])

Und da wir auch den heutigen Staat als Klassenstaat bezeichnen mußten, wird auch sein Recht, seine Gesetzgebung, seine ganze Politik den Klassencharakter nicht verleugnen. Manches Beispiel der Klassenherrschaft besonders in der französischen bürgerlichen Revolution mutet uns ja auch so aktuell an, daß wir darin oft lediglich ein Spiegelbild unserer eigenen Zeit zu sehen vermeinen.

Das Recht hat auch im heutigen Klassenstaat vor allem den Besitz zu schützen. Die Gesetzgebung wird zur Klassengesetzgebung und „die herrschende Klasse wendet sie so an, daß die scharfe Schneide immer nach unten, der stumpfe Rücken immer nach oben gerichtet ist".[2]) Die ganze Politik der herrschenden Klasse aber geht als Klassenpolitik darauf aus, sich die bevorzugte Stellung nach Möglichkeit zu erhalten, vor allem sich jenen von Marx bloßgelegten Mehrwert im ökonomischen Prozeß möglichst ungeschmälert zu sichern. — So ist denn das römische Recht, das als Eigentumsrecht vor allem ein Recht der Eigen-

[1]) Vergl. Marx, „Klassenkämpfe in Frankreich".
[2]) Oppenheimer, „Der Staat".

tümer ist, auch für das heute geltende Recht von ausschlaggebender Bedeutung. Am Studium dieses Rechts bilden unsere Juristen ihre Rechtsbegriffe und mit seinen Maßstäben wird noch heute gemessen. Wie das römische Recht nimmt auch das moderne das Eigentum wichtiger als den Menschen, schützt den Besitz mehr als die Gesundheit, Freiheit und Ehre des Menschen, zumal auch die der Frau. Muß es da nicht ein Vorrecht sein, ein Vorrecht derer, die mit ihrem Besitz die besonderen Schützlinge dieses Rechtes sind? Drum hat es ja auch der Arme so viel schwerer als der Reiche, sein Recht zu finden, da das Recht für seinen nicht materiellen, sondern rein menschlichen Besitz so unempfindlich ist. Die Rechtsphilosophie verschleiert natürlich diesen Klassencharakter des Rechts; sie sucht den Ursprung der Rechtsverhältnisse nicht in jenen materiellen Grundlagen, sondern leitet sie aus ewigen Vernunftideen ab. So bildet zwar auch für Hegel, der hierin wiederum mehr Realist als Idealist ist, das Privateigentum den eigentlichen Inhalt des Rechts, doch, da bei einem Idealisten immerhin die verklärende Idee nicht fehlen darf, feiert er dieses als die „äußere Sphäre der Freiheit". Doch wie steht es dann wohl mit der Freiheit derjenigen, die keine solche „äußere Sphäre" derselben haben; bedeutet diese ideale Umschreibung des Eigentums nicht zugleich eine Umschreibung und Verhüllung der höchst unidealen, furchtbaren Tatsache, daß der Besitzlose in unserer Gesellschaft tatsächlich unfrei ist? Den Charakter krassester Klassenjustiz nimmt aber die Rechtssprechung an, wo sie nichts anderes erstrebt, als jeden Angriff auf die eigene Klassenherrschaft aufs strengste zu verfolgen, jeden Ausfall gegen die andere Klasse aber zu rechtfertigen. Hierher gehört z. B. die ganze Behandlung der Schierser Affäre, hierher die total verschiedene Behandlung, die Uebergriffen bei Streikunruhen und ähnlichem zuteil wird, je nachdem sie im Interesse der bestehenden Klassenherrschaft geschehen oder gegen dieselbe gerichtet sind, hierher auch etwa solche unerhörte Urteile, wie jene im Zürcher Antimilitaristenprozeß (Flugblattaffäre), die ihr Wehe ausrufen über diejenigen, welche ihr Gewissen über die bestehenden Ordnungen stellen und den Menschen höher achten als die Interessen der herrschenden Klasse. Wie wenig das Recht mit der ewigen Gerechtigkeit und wie viel es mit dem Klasseninteresse der Herrschenden und Besitzenden zu tun hat, geht überhaupt daraus hervor, daß dieses Recht das Gewissen, diesen Boten aus der ewigen Welt, nicht anerkennt, sondern wie selbstverständlich dem Staat und anderen Verkörperungen der gegenwärtigen Machtverhältnisse unterordnet. Einen deutlichen Ausdruck findet das Klassenrecht auch im Militärstrafgesetz, das ja überhaupt auf einem Klassengegensatz aufgebaut ist, indem es von vornherein in der schroffsten Weise ein Unterordnungsverhältnis festsetzt, bei dem nicht mehr der Mensch dem Menschen, sondern der Vertreter der Oberklasse dem der Unterklasse gegenübersteht. Wie im dunkelsten Feudalismus wird es hier schon zum Vergehen, wenn ein Mensch dem andern gegenüber sich als ebenbürtiger

Mensch fühlt und benimmt. Nur bei einem Klassenrecht sind denn auch all jene empörenden militärgerichtlichen Urteile, bei denen besonders die verschiedene Behandlung von Offizier und Gemeinem in die Augen springt, möglich und dieser Klassencharakter wird durch das Beschwerderecht nicht etwa gemildert, sondern erst recht beleuchtet, da dessen tatsächlich ganz illusionärer Wert nur allzu offenkundig ist.

Deutlich stellt sich ferner etwa die Parteipolitik als Klassenpolitik, die die ökonomischen Interessen der herrschenden Klasse verfolgt, dar, wenn etwa England unter der Führung der liberalen Industriellen eine Freihandelpolitik, Deutschland aber unter der Führung der feudalen Agrarier eine Schutzzollpolitik verfolgten. Denn, so sehr wir den Freihandel der Schutzzöllerei vorziehen, wie wir überhaupt selbstverständlich den Fortschritt des liberalen gegenüber dem feudalen Staate anerkennen, so ist doch klar, daß jene liberale Freihandelpolitik nicht etwa die Interessen des Volkes, sondern nur die der Großindustriellen im Auge hatte. Die Verbilligung der Lebensmittel, womit man in der Abstimmungskampagne das Volk für den Freihandel zu gewinnen suchte, ließ sich ja sogleich zum eigenen Vorteil wenden, indem diese eine Verminderung des Lohnes, der ja stets nur an den dringendsten Existenzmitteln bemessen wurde, ermöglicht.[1]) Ob Freihandel oder Schutzzoll — stets richtet sich die Politik des Staates, unbekümmert um das Wohl des Volkes, lediglich nach den Interessen der herrschenden Klasse, der Großindustriellen oder der Großgrundbesitzer, etwas, was auch der Großbauernpolitik eines Laur als Ideal vorschwebt.

Den Klassencharakter der Gesetzgebung können wir besonders deutlich durchschauen bei jenem Teil derselben, der uns — weil hier das Interesse besonders brennend ist — ins innerste Herz des Gesetzgebers, d. h. der herrschenden Klasse schauen läßt, bei der Steuergesetzgebung. Der Grundsatz der Steuerbefreiung der Besitzenden, der im feudalen Staat offen und scharf zutage tritt, schimmert auch heute noch, nur etwas verhüllt, durch die Steuergesetzgebung hindurch, insofern sie sich die möglichste Schonung des Kapitals als Orientierungspunkt setzt. Deutlich zeigt sich diese Orientierung in der ganzen gegenwärtigen Finanzpolitik des Bundesrats und der Bundesversammlung, in der herrschenden Vorliebe (d. h. der Vorliebe der Herrschenden) für indirekte Steuern, die ja in der Hauptsache von den breiten Massen der Besitzlosen getragen werden, in der Abneigung gegen die amtliche Inventarisation und ähnliche die Sicherheit des Eigentums gefährdende Maßnahmen,[2]) in der Scheu vor richtigen,

---

[1]) Vergl. Marx' Rede über den Freihandel, im Anhang zu „Elend der Philosophie".

[2]) Hierin darf das „neue" bündnerische Steuergesetz mit seinen besonderen Vorsichtsmaßregeln nicht etwa gegen den Steuerbetrug, sondern gegen — die amtliche Inventarisation als geradezu klassisch bezeichnet werden. Als typisches Klassengesetz kennzeichnet sich dieses auch durch die weitestgehende Steuerbefreiung der herrschenden Klasse, der Bauernschaft, von denen nur die reicheren zu einer unbe-

den Stärkeverhältnissen entsprechenden Progressionen und starker Besteuerung der großen Vermögen und Einkommen und trat jüngst besonders deutlich hervor in der offiziellen Bekämpfung der direkten Bundessteuer, welche Bekämpfung ihrerseits durch die späteren Kriegssteuerdebatten des Nationalrates noch grell beleuchtet wurde. Das was der herrschenden Klasse zukommt und ihre Machtstellung im sozialen und politischen Leben begründet, das Kapital, wird in der Steuergesetzgebung des Klassenstaates ebenso geschont, wie es sonst nach Möglichkeit gefördert wird.

Im Klassenstaat, und zwar wiederum unter einer absoluten Regierung so gut wie dort, wo die herrschende Klasse ihre Macht durch ein „Volks"parlament ausübt, muß auch die Wahlgesetzgebung der Klassenherrschaft dienen. So hat man in der französischen Revolution mit der Beschränkung des Stimmrechts auf die begüterten Aktivbürger die breiten Volksmassen davon ausgeschlossen und auch 1850 schaffte die liberale Ordnungspartei das allgemeine Stimmrecht ab, sobald sich ihre Macht gefestigt hatte. Das krasseste Beispiel eines plutokratischen Wahlrechts bot in unserer Zeit das berüchtigte preußische Dreiklassenwahlrecht; wir müssen aber darauf hinweisen, daß auch in unserem demokratischen Staatswesen das alte Majorzsystem ähnliche Erfolge zeitigen kann, wie gerade eine Reihe von Wahlergebnissen bei der letzten Nationalratswahl zeigte; in manchen Städten erhielt z. B. Arbeiterschaft kein Mandat, das Bürgertum aber sämtliche, obwohl die die erstere dem letztern an Zahl sehr nahe kam. Hieraus erklärt sich das Sträuben des herrschenden Freisinns gegen den Proporz, sowie manches Kunststücklein in der bekannten Wahlkreisgeometrie, die auch bei demokratischem Wahlrecht die Klassenherrschaft sichern muß. Daß unter demselben Gesichtspunkt auch die Besetzung der einflußreichen Posten erfolgt, ist beim Klassenstaat selbstverständlich.

Die Orientierung der Politik am Klassenkampf äußert sich unverhüllt in allen gegen das Proletariat und seinen Befreiungskampf gerichteten Gesetzen und Erlassen. Diese Klassenpolitik sehen wir nicht nur in den berüchtigten Bismarck'schen Sozialistengesetzen, sondern wiederum auch in liberalen Staaten, von den Koalitionsverboten, der brutalen Unterdrückung aller Aufstände und der harten Bestrafung aller Teilnehmer eines Streikes in England (namentlich 1832—44) über die analogen Erscheinungen in der Bourgeoisrepublick Frankreichs nach dem Juni 1848 hin bis zu den heutigen Streikgesetzen, den Militäraufgeboten gegen die Arbeiterschaft, der Militarisierung gewisser Betriebe und den Einberufungen Streikender in den Militärdienst, um sie mittels der politischen Macht in den Dienst ihrer Ausbeuter zu zwingen. Der bekannten Rede Kaiser Wilhelms, in der er seine Sol-

---

deutenden, an ein Almosen erinnernden Viehhabesteuer herangezogen werden, und die es prinzipiell zuläßt, daß der Herr mit beträchtlicher Viehhabe steuerfrei ist, während sein eigener Knecht und Taglöhner von der Steuer erfaßt wird.

daten zum Kampf gegen die Sozialisten anfeuerte, ließen sich unsere Erlasse über den „inneren Feind“ an die Seite stellen, wie auch das vielsagende Wort des deutschen Reichskanzlers Caprivi, der eine Erhöhung des Unteroffiziersoldes damit begründete, daß ein absolut ergebener Unteroffiziersstand den zuverlässigsten Schutz gegen kommende soziale Umwälzungen darstelle, nicht etwa nur für Deutschland, sondern für jeden, auch den liberalen Klassenstaat und die innerpolitische Bedeutung des Militärs in demselben charakteristisch ist.[1]) Auch der Segen, den die Regierungen der Bildung der Bürgerwehren für den Klassenkampf erteilten, beleuchtet ihren Klassencharakter, besonders wenn man sich hinzudenkt, wie sie sich verhalten würden, wenn diese Gründung weißer Garden der Gegenaktion einer Gründung roter Garden rufen würde.

Bei dem engen Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik orientiert sich mitunter sogar die letztere am Klassenkampf. So wird z. B. etwa das Interesse des Volkes gewaltsam auf äußere Ereignisse, auf drohende oder tatsächlich herbeigeführte Kriege hingelenkt, um den Klassenkampf von unten dadurch zurückzudrängen oder man bezweckt neben anderem mit einem siegreichen Krieg auch die Stärkung der eigenen Stellung im Innern. Ganz offenkundig verband sich ja die innerpolitisch reaktionäre Tendenz der Junkerpartei Deutschlands mit der außenpolitisch annexionistischen; der Belagerungszustand galt viel mehr dem inneren, als dem äußeren Feind und parallel mit dem günstigen Kriegsverlauf ging jeweils die Unterdrückung der Arbeiterschaft und ihrer Bestrebungen. Noch deutlicher aber wird der Klassencharakter der äußeren Politik bei der ganzen Kolonial- und Kriegspolitik. Ist es doch stets wieder nur die kleine Klasse der Herrschenden, die um wirtschaftlicher Ausbeutungsmöglichkeiten willen diese Politik treibt; um der Interessen einer winzigen Gruppe willen müssen ganze Völker sich in die furchtbarsten Abenteuer treiben lassen. Diese Wurzel der Kriege legt noch einmal in aller Deutlichkeit die bestimmende Kraft des ökonomischen für das politische Leben dar. Die Politik wird nicht um der Politik willen getrieben, sondern verfolgt stets materielle Zwecke, und wenn es auch unter den Kriegern Aestheten geben mag, die sich für den „frischfröhlichen Krieg“ begeistern und sich an dem Krieg um des Kriegens willen freuen, so liegt doch die bewegende Kraft auch der Kriege im Oekonomischen. Schon die ersten Kriege hatten keinen andern Zweck, als sich das Gut oder die Arbeitskraft anderer anzueignen und die Staatsbildung, der so viele Kriege dienen mußten, und die eine wesentliche Rolle in der Geschichte spielt, verfolgt stets materielle Ziele. Greifbar tritt die ökonomische Triebkraft in den alten Zügen der Kelten, Germanen, Hunnen, Ma-

---

[1]) Hierher gehört auch der „Ehrensold“, den einige Kantonsregierungen ihren Truppen als Extrabelohnung für ihren „Ordnungsdienst“ bei Anlaß des Generalstreikes auszahlten.

gyaren, Mongolen und Türken, überhaupt in der geschichtlich so hoch bedeutsamen Völkerwanderung zutage. Die ganze römische Geschichte weist immer wieder die ökonomische Bedingtheit der Politik auf; wie nach außen hin Hegemonie- und Ausbeutungskriege geführt werden, so bildet der Klassenkampf im Innern (Plebejeraufstände, Sklavenkriege) einen wesentlichen Inhalt dieser Geschichte. Auch die französischen und deutschen Bauernkriege, die großen bürgerlichen Revolutionen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts und die proletarischen des 19. und 20. Jahrhunderts zeigen, welche gewaltige Bedeutung das ökonomische Leben für das politische hat und welche Rolle die Klassenkämpfe in der Geschichte spielen. All die vielen Hegemoniekriege vom Altertum bis zur Gegenwart gehen nicht um irgend eine politische Liebhaberei, um bloße Prestige und Gloire, sondern um die wirtschaftliche Vorherrschaft mit ihrer Ausbeutungsmöglichkeit, wobei man in der Neuzeit vor allem an die französisch-englischen Kriege oder all die andern Kriege denken mag, die England um die führende Stellung auf dem Weltmarkt führte. Auch der moderne Imperialismus, diese mächtige Wurzel der Kriege, geht auf wirtschaftliche Eroberung aus, wie er ja auch direkt aus dem Kapitalismus hervorgegangen ist. Man erstrebt den „Platz an der Sonne" nicht, um freier atmen, sondern um ein Land wirtschaftlich ausbeuten zu können, wie auch in den Annexionsbestrebungen des Weltkrieges nicht zufällig gerade gewisse Kohlenbecken und ähnliches eine bedeutsame Rolle spielten. Schon das Vokabular der neuen Kriegsliteratur, besonders auch, soweit sie die Vorgeschichte des Weltkrieges behandelt, verrät die ökonomische Wurzel der Kriege; da handelt es sich nicht mehr um Thronfolgen, um privaten Ehrgeiz und die Herrschaft dieser oder jener Clique, sondern eben um Handelsverträge, Kolonien, Absatzgebiete, Orientbahnen, Flottenstützpunkte, „offene Türen", wirtschaftliche Meistbegünstigung und dergleichen.[1]) Eine andere Form der Bedingtheit der Kriege durch das ökonomische Leben liegt in dem Zusammenhang von Krieg und Technik. Wie der Weltkrieg schon als ein Kampf zwischen den Rüstungsindustrien hinter den Fronten mit ihrer stets raffinierteren Technik bezeichnet wurde und schließlich auch tatsächlich durch die stets wachsende technische Ueberlegenheit der einen Gruppe entschieden wurde, so spielte die Technik je und je eine wichtige Rolle in der Geschichte; die bessere Technik und die damit gegebene bessere Bewaffnung zeitigte stets die bessere Taktik und Strategie, und erzielte damit die militärischen Siege, was oft die größten politischen Folgen hatte.

Durch all das erhält Marx' Behauptung, daß der Gang der Geschichte nicht durch rein politische Aktionen und nicht durch treibende Ideen bestimmt werde, sondern durch die ökonomischen Kräfte, die

---

[1]) Als moderne Besonderheit könnte man noch erwähnen, daß auch eine einzelne Industrie, wie die mächtig angewachsene Rüstungsindustrie, ihre eigene Kriegspolitik treiben kann; die frühere Krupp-Affäre und die Rolle, die der Kruppkonzern während des Weltkrieges spielte, sprechen hierin eine deutliche Sprache.

ihrerseits die politischen Aktionen wie die ein Zeitalter beherrschenden Ideen aus sich hervortreiben, mannigfache Begründung; und wir verstehen es, daß Engels sagen konnte, die wirklich vorantreibende Entwicklung der Völker vollziehe sich still im Hintergrunde der lärmenden politischen Haupt- und Staatsaktionen, in der ökonomischen Entwicklung. Wenn auch die Behauptung zu weit geht, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen sei, so spielten doch die ökonomischen Verhältnisse und die aus ihnen hervorgehenden Klassenkämpfe eine gewaltige Rolle in der Geschichte.

Weil der von Marx ausgehende Sozialismus die Bedingtheit aller Politik durch die materiellen Verhältnisse erkannte, dringt er auch viel weniger auf die politische, als vielmehr die wirtschaftliche Umwälzung. Der wirtschaftliche Kampf der Gewerkschaft wurde wichtiger als der politische Kampf der Partei — und als das wichtigste Mittel zum Aufbau der sozialistischen Gesellschaft wird sich wohl noch die Genossenschaft, die von Grund aus mit der sozialistischen Gestaltung der Produktion beginnt, erweisen. Die bloß politische Macht und Gewalt vermag ja gerade nach der geschichtsmaterialistischen Lehre nichts, und keine „Diktatur des Proletariates" kann den Sozialstaat schaffen, wenn nicht erst die wirtschaftlichen Bedingungen desselben erfüllt sind.[1]) Den wirtschaftlichen Ursachen der sozialen Not gilt vor allem der Klassenkampf des Proletariats; die Parteipolitik der unterdrückten Klasse strebt vor allem darnach, das Ausbeutungsverhältnis aufzuheben, den Tribut an die Herrschenden in der Form des Mehrwerts immer mehr zu vermindern, um schließlich das Arbeitsprodukt dem Arbeitenden selber, oder vielmehr der Gemeinschaft der Arbeitenden zukommen zu lassen. Wenn drum auch die soziale Bewegung schließlich zur Erringung der Staatsgewalt führen wird, so hat das nicht den Sinn einer neuen Klassenherrschaft; auf dem Boden des Sozialismus verliert der Staat diese „politische" Bedeutung und beschränkt sich auf die Regelung der Produktion im Sinne der Gemeinschaft; der Sozialismus will mit der Ueberwindung der Klassengegensätze auch die Ueberwindung des Staates. „Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten gibt, gibt es nichts mehr zu reprimieren, das eine besondere Repressionsgewalt, einen Staat, nötig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft — ist zugleich sein letzter selbständiger Akt als Staat — er stirbt ab."[2])

---

[1]) Es ist selbstverständlich, daß der bolschewistische Staat Anschauungsmaterial nicht etwa für einen sozialistischen Staat, sondern einen Klassenstaat furchtbarster Art liefert, dem aber die wirtschaftliche Grundlage fehlt und der deshalb nicht von langer Dauer sein kann.

[2]) Engels, „Anti-Dühring" S. 302.

Gedanken über Pazifismus.[1]

Verehrte Herren,

Sie dürfen von mir keinen wissenschaftlichen Vortrag mit reichen und wohlgewählten Zitaten, ein Ergebnis sorgfältiger Forschung erwarten. Ich bin dazu nicht befähigt, denn ich bin ein Laie, mir fehlt leider die akademische Bildung, auch die Zeit und die Möglichkeit der Konzentration.

Ich muß mich begnügen, einfach aus meiner Empfindung, aus meiner Auffassung, aus dem Eindrucke heraus zu sprechen, den die Ereignisse und Zusammenhänge in mir hervorrufen. — Nichts Vollständiges kann ich Ihnen bringen, und meist werde ich an der Oberfläche der Dinge bleiben, Ursprünge und Ursachen nicht immer richtig erfassen. Wahrscheinlich bleibt mein Sinnen oft am geliebten kleinen Lande hängen und entbehrt der Weite; — ich bin halt ein Kind meiner Scholle.

Vielleicht aber hat es Wert, Einen zu hören, der mitten im Trubel drin steht, an den alles aus Armee und Volk von der Jugend und aus ältern Generationen sehr direkt, unvermittelt und unverarbeitet herankommt.

Ich möchte ausgehen vom altbekannten Satz Moltkes (Brief an Bluntschli, 11. Dezember 1880):

„Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner und der Krieg ist ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen."

Dieser Satz scheint heute kaum mehr Anspruch auf volle Geltung erheben zu dürfen; denn der Weltkrieg ruft allgemein — und täglich mehr — einer Revision militärischer und auch der frühern pazifistischen Ideen.

Moltke sprach unter dem Eindruck großer Kriege, welche zur Erfüllung alter, hoher und schöner Ideale seines Volkes geführt und an deren Verwirklichung eine seltene Reihe großer Männer mitgewirkt hatten. Er hat die Kriegführung und die Erziehung der Heerführer in ein System gebracht, dessen sachliche Vortrefflichkeit gerade im Weltkriege dadurch sich bewährt, daß eigentlich a l l e unter dessen Herrschaft arbeiten und wirken.

Von jenen Kriegen hatten Freund und Feind relativ rasch sich erholt; sie waren bald gefolgt von einer Zeit unerhörten Aufschwunges aller Länder und Völker, eines mächtigen Aufstieges

---

[1] Vortrag in der Sektion Bern der Neuen Helvetischen Gesellschaft, anfangs Januar 1918.

aller Zweige menschlicher Tätigkeit. Und jener Zeit entsprang sogar ein vermehrtes Fühlen für die Pflicht der Begüterten und der Glücklichen gegenüber den viel zahlreichern andern.

Dem gegenüber aber trat bald auch in Erscheinung eine gewaltige und immer sich steigernde Mechanisierung aller Vorgänge, eine erbarmungslose maschinelle Gesetzmäßigkeit, welche den Einzelnen in ein schwirrendes Räderwerk hineinriß, sein Handeln regelte und seine Individualität zu ertöten drohte. Immer mächtiger wurde alles in ungeheuer anwachsende Gruppierungen (Konzerne) zusammengefaßt, deren höchstes und einziges Ziel die Zweckmäßigkeit war.

Man sah und sieht eine Welt werden, die nur noch aus wenigen großen Direktoren, einem Heer von Beamten und ungezählten Schaaren von Arbeitern besteht.

Moltke sah — als Greis — nur noch die Anfänge dieses Werdens und dieser Wendung.

Vor ihm war bis zu den Revolutions- und Befreiungskriegen, der Krieg viele Jahrhunderte lang ein Handwerk einer Kaste gewesen. Den Weltkrieg in seiner heutigen Form hat Moltke wohl kaum geahnt (vgl. Moltkes Briefe, Seite 139, vom 14. Mai 1890). Sein Wort muß aus seiner Zeit heraus beurteilt werden, es verliert dann an scheinbarer Härte und Grausamkeit.

Es ist auf Grundlage heutigen Erkennens auf seine jetzige und künftige Bedeutung zu prüfen.

Die Zeiten, wo Kriege Sache von Berufsheeren waren, sind vorbei. Daß Kriege nicht mehr Sache der Regierungen und ihrer Diplomatie bleiben, dafür wird wohl die kommende Zeit und werden die Völker sorgen. Zum Kriegführen gehört künftig das ganze Volk; wir dürfen bei unserer weitern Betrachtung von diesen Tatsachen ausgehen.

In die Befreiungskriege trieben die Preußen ihren König — in den Krieg gegen Oesterreich führte der König sein Volk wider dessen Willen. — 1870 stürzte sich das deutsche Volk in den Krieg, weil es etwas großes, längst Erträumtes und Ersehntes werden sah.

Mit dumpfer Entschlossenheit, als ein furchtbares Verhängnis, traten die Völker 1914 in den Weltkrieg. Kein hohes Ziel, kein reines Ideal schwebte ihnen vor und leitete sie. Alle glaubten sie, ihre Existenz retten, Einem wehren zu müssen, der sie vernichten wollte.

So reden all die bunten Bücher der Regierungen, so glauben all die Völker. Wir haben nicht zu richten.

Wer trieb denn und wer ist schuld, was ist die Ursache?

Einstimmig antwortet alles: Der Materialismus, der immer rücksichtsloser, immer absoluter herrschte, er, der höh-

nend jedes Ideal zur Seite drängte und tötete, er, dessen Mittel die Gewalt und dessen Ziel der Besitz war.

Aus diesem Materialismus heraus ist jener wütende Konkurrenzkampf entstanden, der immer klarer auf die Waffenentscheidung hindrängte. Es wurde zu Rüstungen geschritten, welche vor wenig Jahren ein fast schwindelndes Tempo einschlugen.

So wurde der moderne Militarismus geboren, der jetzt zum Schreckgespenst Europas geworden ist und ihm gegenüber wuchsen die Scharen, welche seinem Gegensatz: dem Pazifismus zujubelten und seinen Sieg über die Welt erstrebten.

Das eine betrachtete man als eine bittere Notwendigkeit, das andere als einen schönen, aber fernen, nie realisierbaren Traum.

Man begnügte sich mit einigen Kongressen und Resolutionen und mochte oder wollte an grauenhafte Möglichkeiten nicht denken.

Vor dem Weltkrieg gab sich die Menge wohl kaum volle Rechenschaft von der Furchtbarkeit und von der Bedeutung dieser Gegensätze. Jetzt erst ist die Welt erwacht!

Unendlich größer, als man je sich vorstellte, ist der Umfang des Krieges, ist die Zahl der Opfer, sind die Verwüstungen und die Greuel der Kriegführung geworden. Letztere nahm Formen an, denen kein Menschenherz mehr gefühllos gegenüberstehen kann, und im Vergleich zu denen, die in der Verwundetensorge gemachten Fortschritte kaum in Betracht fallen. Auch dem Soldaten, dem sein Beruf das Höchste und Schönste war, ekelt heute vor dem Geschehen und vor dem Verbrennen und dem Vergiften und dem Ersäufen und Verschütten und Ersticken!

Er, der früher für sein Vaterland und seine Pflicht tapfer der ehrlichen Kugel und dem scharfen Stahl getrotzt hatte, ist heute dem Verfahren einer raffinierten Kriegsindustrie ausgeliefert, welcher teuflische List Millionen in den nimmersatten Schoß wirft.

Aus dem stolzen Führer ist ein Mathematiker geworden, der in voller Sicherheit und ungestörter Ruhe weit hinter der Front rechnet mit der Stärke seiner Schutzbauten, mit dem Massengewichte seiner Geschosse und mit der Wirkung seiner Chemikalien! Schon sind dafür ganz bestimmte Formeln aufgestellt, nach denen der „Einsatz“ und der wahrscheinliche „Erfolg“ kalkuliert werden und jener Einsatz und jener Erfolg sind so und so viel warmherzige Menschen, von denen Jeder eine Hoffnung, einen Wert bedeutet für andere, vielleicht für viele!

Und niemand weiß mehr, wofür sie fallen! „Für den Sieg“, heißt es! Aber was bringt heute der Sieg? Das Aufhören ist das Höchste, was viele erhoffen! Vermag der Sieg der Welt etwas Besseres, Größeres zu bringen? Die Einen sagen es, ob sie es wirklich meinen? Wissen kann es niemand!

Aus künftiger schrankenloser Herrschaft einzelner oder auch einer Rasse wird wohl kaum je dauernd Gutes und sittlich Hohes entstehen. Was soll dann werden?

So etwas wie solchen Krieg, darf die Welt nicht mehr sehen, rufen sie alle. Die, welche mitten drinn, und die, welche drum herum stehen, die Soldaten wie die Bürger daheim.

Ein gewaltiger Wille zum Frieden packt alle und er wird sich durchsetzen, wohl anders als die Leitenden einst meinten und anders als überhaupt menschliches Denken es vorauszusehen vermochte.

Wie so ganz anders hat sich ja jetzt schon alles gewendet, als jene wollten, die führten und rieten. So viele von ihnen sind schon verschwunden und still geworden, oder modern in kühlen Gräbern oder auf tiefem Meeresgrund.

Der Friede kommt wohl nur dann bald, wenn auf den militärischen Sieg verzichtet wird, andernfalls ist es nicht undenkbar, daß der Kriegszustand allmählich latent wird, daß alles damit sich abfindet und daraufhin für lange Zeit sich einrichtet.

Ob die Völker das tragen werden?

Doch wir wollen an die Möglichkeit eines baldigen Friedens glauben und uns fragen, wie ein solcher Frieden zum Gedanken des Pazifismus sich verhalten könnte.

Wenn wir von den scheußlichen Bildern des heutigen Krieges uns ab — und der Arbeit des Friedens uns zuwenden, so tritt uns auch da kein erfreuliches Bild entgegen.

Auch da Kampf! Und zwar wildester Kampf überall: zwischen den Angehörigen des eigenen Volkes, Kampf um Vorrechte, um Verdienst, um Gewinn, um Macht und Einfluß!

Und naturgemäß setzt das Gleiche sich fort von Land zu Land.

Aus solchem Kampf entstund ja der Krieg!

Im kleinen engen Kreise wird die Menschheit suchen müssen, die Gegensätze zu mildern; nur auf diesem Wege gelangt man zum Fortschritt.

Aus eigener Erkenntnis heraus werden die Menschen als solche und als Masse kaum besser. Sie bedürfen des Zwanges. Der Zwang kann erfolgreich nicht durch äußere Mittel, und seien sie noch so kräftig und gewaltsam, er kann nur durch Einrichtungen ausgeübt werden, welche Gesamtheiten sich auferlegen und zwar freiwillig sich auferlegen.

Die Menschheit wird kaum noch einem Tyrannen unterworfen werden können und von Tyrannen, welche das Gute wollen, hat man noch selten gehört.

Man könnte sich Genossenschafts-Organisationen denken, welche — dank weiser Satzungen — stetsfort regulierend, ausgleichend und vermittelnd wirken.

So etwas schwebt den Besten unserer Sozialisten vor; sie denken dabei an die ersten Gemeinschaften der Jünger Jesu Christi und an das endliche Werden eines Gottesreiches auf Erden.

Wir würden irre gehen, wenn wir solche Männer einfach als bedeutungslose Schwärmer abfertigen wollten.

Aus dem furchtbaren Geschehen des Weltkrieges heraus kann auch nach der andern entgegengesetzten Richtung etwas wachsen, das über unsere heutige Voraussicht hinausgeht.

Die Schwierigkeit irgend einem derartigen Gebilde Dauer und Bestand zu sichern, dürfte immer darin liegen, daß es eben Begabte und Unbegabte, Starke und Schwache, Böse und Gute, Tapfere und Aengstliche, Sparer und Verschwender, Fleißige und Faule und tausend weitere Gegensätze gibt.

Doch auch Männer, die aus der nüchternsten Wirklichkeit, aus dem aufgeregtesten Treiben des modernsten Erwerbslebens stammen, denken an derartiges, denken an die Notwendigkeit und Möglichkeit von Ausgleichen, wie dies die Schriften Rathenaus darlegen.

Ist das nicht ein merkwürdiges Zeichen der Zeit?

Das eine scheint mir klar: aus der heutigen Form des Erwerbslebens kann Pazifismus nicht entstehen. Er schließt die Hoffnung auf ewigen oder auch nur auf dauernden Frieden aus; denn sein Element ist Kampf böseſter Art.

Pazifismus bedingt vor allem andern Verzicht, soziales Denken, Streben nach sozialem Ausgleich.

Die eine Folge des erhofften Friedens sollte und wird wohl ein gewaltiges Anwachsen sozialer Gesinnung sein. Nur so wird eine erste Grundlage geschaffen auf der weiteres sich natürlich und gesund entwickeln kann. Unsere und die kommenden Generationen werden Schritte zu machen haben, wie die französische Revolution einer war, nur solche Schritte führen der Besserung, der Hoffnung der Pazifisten zu: aber allmählich nur und langsam und vielleicht unter gewaltigen Rückschlägen, wie wir jetzt gerade einen erleben.

Die Bündnisse, welche in der Hoffnung, den Frieden zu erhalten geschlossen wurden, sind zu Ursachen des Krieges geworden.

Ein Ziel jeder Volkserziehung wird es sein müssen, die Völker zur Selbstregierung zu befähigen. Sind sie einst dazu wirklich reif, dann dürfte die Kriegsgefahr stark sinken.

Dann erst wird ein Völkerbund möglich, der wirklich Völkerfrieden sichert.

In solchen Gedankengängen ist es vielleicht möglich einiges Licht zu werfen auf das, was kommen, was Menschenfreunde wünschen könnten.

Aber wie es Leute gibt, die aus dem Kriege ungeheuren Nutzen ziehen, um so ungeheuren je länger er dauert und je wilder er

wütet, so gibt es auch Leute *ganz ähnlicher Art*, die den Frieden herbeisehnen und wohl gar Pazifisten heißen möchten.

Freies Feld hoffen sie für ihre Unternehmungen, ob sie dem Ganzen oder ob sie nur ihnen und ihrem kleinen Kreise dienen. Ruhm, Ehre und vor allem Geld und Genuß für sie und die ihren! Vor solchen Pazifisten bewahre uns Gott!

Durch sie gewann der Kapitalismus seine häßlichste und gefährlichste Form und Macht — so wurde der Amerikanismus mit seinen Trusts groß und mächtig.

Wir Schweizer waren auch Bewunderer dieses Systems und beinahe wären wir darüber aufgefressen worden! Jetzt erst sind uns die Augen aufgegangen! In nächster Nähe haben wir reiche Gelegenheit zuzuschauen, wie in diesem Sinne die kommende Zeit vorbereitet wird!

In solcher Gestaltung der Dinge des Friedens liegt böse Zukunft — sie birgt neuen Krieg — *von ihr dürfen wir nichts wissen wollen*. Gegen sie müssen wir kämpfen und uns stemmen mit aller Kraft und mit dem letzten Rest gesunden Denkens.

Nur auf dem früher geschilderten Weg des sozialen Ausgleiches dürfen wir der Hoffnung auf Frieden entgegensehen und dem Gedanken des Pazifismus uns anschließen.

Die Natur treibt den Menschen zum Egoismus, zum Genuß. Jede ethische Lehre arbeitet dem entgegen. Die edelste, schönste und reinste Lehre, welche die Welt je empfing, ist die, welche Jesus Christus predigte und welche er mit dem Tode am Kreuze besiegelte.

Es ist die Lehre von der Gemeinschaft, der Nächstenliebe, welcher der Einzelne sich unterzuordnen, der er Opfer zu bringen hat.

In ihr liegen eigentlich alle Wünsche der Menschheit nach dem Guten und dem Glück verborgen. *Solcher Weg allein führt die Welt vorwärts und aufwärts.*

Man darf wohl sagen, daß — ideal gesprochen — der gutgeleitete moderne Staat diese Lehre sich zum Vorbild genommen hat und daß er in diesem Sinne ausgleichend wirken möchte.

Er trifft zu dem Zwecke eine Menge Einrichtungen und erläßt Gesetze, welche notwendig einen immer sozialeren Charakter angenommen haben und in noch höherm Maße erhalten müssen. Alle diese Gesetze wirken erzieherisch auf den Einzelnen wie auf die Masse.

Man darf weiter behaupten, daß diese erzieherische Wirkung umso kräftiger und erfolgreicher ein ganzes Volk umfaßt, wenn das Volk selbst — und nicht irgend ein Souverän — sich solche Gesetze gibt und wenn diese Gesetze möglichst vieles der Initiative überlassen.

Nur ein sittlich hochstehendes, erzogenes Volk kann das. Das Ziel jeder Regierungsform muß es sein, das Volk auf diese Höhe zu bringen.

Wir halten deshalb die Republik für die höhere Staatsform und erhoffen von ihr, daß durch sie der Gedanke der Solidarität, der Volksgemeinschaft immer neue Völker sich unterwerfen werde. Wären diese Ideen nicht jetzt erst zum allgemeinen Durchbruch gekommen, so wäre wohl die Welt vor dem Kriege bewahrt geblieben. Eine wohleingerichtete Demokratie darf als ein Element und als eine Förderung des Friedensgedankens angesehen werden, weil sie auf dem Gemeinsinn und auf der Volksgemeinschaft aufgebaut ist.

Aber alles Menschenwerk ist meist klein, unvollkommen und mangelhaft. Wir Schweizer wissen ja nur zu gut, wie weit entfernt unsere Republik von ihrem Ideal ist, und wir erfahren täglich wie Eigennutz und Menschenfurcht uns immer wieder aus dem Geleise und zurück werfen.

Auch im Verfolg der stolzesten Hoffnung und hochfliegender Pläne müssen wir immer wieder mit dem Schwergewichte menschlichen Ungenügens rechnen. Anderfalls ist unsere Rechnung falsch und unser Flug ein Traum.

Wollte man nun den Gedanken des Friedens, den Pazifismus allem andern voraus stellen, könnte aber Gemeinsinn und soziales Denken nicht gleichzeitig eine alles beherrschende Bedeutung und Kraft erlangen, so müßten sehr wahrscheinlich zwei Faktoren zu furchtbaren Gefahren der Menschheit sich auswachsen:

1. Der von Genußsucht getriebene Materialismus, der wie wir sahen, letzten Endes wieder zum Kriege führt, und

2. Eine durch kein Gegengewicht gehemmte Verweichlichung.

So war es früher nach heftigen und langen Kriegsepochen! So wird es wieder, nur bietet die heutige sogenannte „Kultur" der Entwicklung dieser Gefahren viel fruchtbareren Nährboden.

Es müßten aber Mittel und Wege gesucht werden, dem entgegenzuwirken.

Vielleicht lassen sie sich finden durch Schaffung von Verpflichtungen zu Leistungen zum allgemeinen Besten, welche jeden Einzelnen zu starken Opfern materieller und persönlicher Art und auch zu körperlicher Leistung und Entsagung zwängen. All das müßte dem allgemeinen Besten in irgend einer Form zu Gute kommen. Daraus ergibt sich, daß z. B. der sogenannte „Sport" solcher Aufgabe nie genügen könnte.

Ein solches Mittel war aber bisher der allgemeine Wehrdienst, besonders im Milizheer unserer kleinen Republik.

Wohl ist in erster Linie Zweck und Aufgabe dieses Wehrdienstes Land und Volk vor dem Kriege zu schützen oder — wenn

dies unmöglich geworden — es durch den Kampf der Zukunft und seiner Bestimmung zu erhalten.

Aber Sie müssen mir nun auch gestatten, Ihnen darzulegen, wie dieses Heerwesen sich entwickeln und fördern läßt, sodaß es auch in anderer Richtung zum Segen des Landes werden und seinem sittlichen Fortschritt dienen kann. Vielleicht erkennen wir dann doch, daß das eingangs angeführte Wort des großen Schlachtendenkers nicht — wie viele zu meinen scheinen — einer rohen Kriegerseele, sondern einer tiefen Erkenntnis des menschlichen Herzens entsproß.

Der Zweck jeder tüchtigen Heeresorganisation und Heereserziehung ist es, alle in ihr zusammengefaßten Elemente zur höchst möglichen Kraftäußerung, unter Höchstleistung jedes Einzelnen zu bringen. — Diese gesammelte Kraft soll jederzeit bereit sein und jederzeit zur vollsten Wirkung gebracht werden können.

Zur Erreichung dieses Zieles braucht es die unbedingte Hingabe jedes Einzelnen an die ihm auferlegte Pflicht und peinlichste Erfüllung dieser Pflicht.

Solche Hingabe ist durchaus nötig, im Interesse des Ganzen Welchem Zweck dieses Ganze im Falle des kriegerischen Konfliktes zu dienen hat, darf hier außer Betracht fallen. Diese Hingabe wird durch die militärische Disziplin erreicht; diese ist die Folge einer planvollen länger einwirkenden Erziehung zur Gemeinschaft. Viele sehen in der Disziplin nichts als die Furcht vor Strafe und den Zwang. Das ist falsch!

Die militärische Disziplin ist heute kaum mehr dasselbe was z. B. das wundervolle kleine Söldnerheer Friedrichs II. zusammenhielt und es unbesiegbar machte. Allerdings wird immer hinter dieser Erziehung zur Disziplin die Macht des Vorgesetzten und die Strafe stehen. Aber auch der Staat setzt auf Uebertretung des Gesetzes Strafe. Schließlich ist Disziplin im weitesten Sinne Voraussetzung jedes geordneten Staatswesens wie überhaupt jeder konsequenten und ernsten Leistung.

Aber je besser eine militärische Erziehung eingerichtet, je höher der Geist ist, der über ihr waltet, desto mehr tritt die Strafe in den Hintergrund, desto seltener wird sie, desto weniger hat der Pflichtbewußte sie zu fürchten und desto mehr wird das Ehrgefühl zum treibenden Faktor der Disziplin.

Der jetzige Krieg hat solche Auffassung weiter entwickelt und das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen schöner gestaltet. Wenn auch nach wie vor augenblicklicher und unbedingter Gehorsam verlangt werden muß, so hat doch der Disziplinbegriff mit dem nur wenig mehr gemein, was man darunter in den Söldner- und Konskriptionsheeren bis tief in die Mitte des 19. Jahrhunderts verstand.

Ein nicht zu unterschätzender, unserm Milizheer eigentümlicher Umstand liegt dann darin, daß, je höher einer im Heeresorganismus steigt, desto größer sind — wenigstens im Frieden — die Opfer, welche er dem Wehrdienste zu bringen hat. Dieser Wehrdienst bringt kaum einem Vorteil, auch denen nicht, welche ihn in der Schweiz berufsmäßig treiben.

Unser Wehrdienst kann — und er soll in der Folge immer mehr — zu einer Schule der Solidarität werden, welche dem Bürger in eindringlicher Weise vor Augen führt, welche gewaltige Wirkung und Leistung erzielt wird, wenn der eine zum andern steht und alles einem gemeinsamen Ziele zu Liebe fest zusammenhält.

In dieser Schule wird aber auch die körperliche Leistungsfähigkeit jedes einzelnen erhöht, seine Willenskraft gestählt. Er wird zur Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, zur Bedürfnislosigkeit erzogen, sein praktischer Sinn wird gemehrt. So fördert das Ganze im Anschluß an das was Familie und Schule tat, die Entwicklung der Persönlichkeit, die gesunde starke ausgeprägte Männlichkeit. Und all die Zehntausende, welche in Vorgesetztenstellungen gelangen, lernen organisieren, anordnen, befehlen.

All das kommt doch zweifellos in hohem Maße dem bürgerlichen Leben der Allgemeinheit zu Gute, es steigert die Brauchbarkeit der Bürger und ihre Prosperität.

Ist es denkbar, eine Einrichtung zu schaffen, welche ähnliches leistet? Ich zweifle.

Und diese ganze Einrichtung beruht ja bei uns auf dem Willen des Volkes. Es hat Mittel deren Gang zu kontrollieren und zu beeinflussen und es kann sie aufheben, wenn es sie nutzlos, gefährlich oder schädlich findet.

Wohl weiß ich, daß all das in der Praxis anders aussieht. Ich weiß, wie weit unsere militärischen Einrichtungen und unsere militärische Erziehung noch vom gezeichneten Ideal entfernt sind. Unser Heerwesen war nach seiner Reform von 1907/12 eben erst im Werden und soll in diesem Sinne weiter entwickelt und gefördert werden, wenn überhaupt nach dem Kriege Heere weiter existieren sollen.

Aus all diesen Darlegungen dürfte sich ergeben, daß unser Militärwesen mit Militarismus eigentlich nichts zu tun hat.[1]) Ja, ich halte dafür, daß unser Milizwesen, wenn es zu jener Vollkommenheit gebracht wird, die ich andeutete, Bedeutung für die ganze Welt und zwar im pazifistischen Sinne gewinnen kann.

In der Möglichkeit, daß später die Großstaaten, unter dem Drucke der materiellen und moralischen Folgen des Weltkrieges, zu ähnlichen Wehrsystemen übergehen, liegt ein Weg der — in Verbindung mit andern Maßnahmen politischer Natur — zu einer Ver-

---

[1]) Vgl. Nicolai, Biologie des Krieges.

minderung und Hinausschiebung künftiger Kriegsgefahr führen könnte. Ich erlaube mir, hierüber folgendes Ihrer Ueberlegung zu unterbreiten:

Ich behaupte: Ein vervollkommnetes, straff geschultes, aber dem demokratischen Gedanken in hoher Auffassung dienstbar gemachtes Milizheer ist ein gewaltiges Instrument des sozialen Ausgleichs. Ein Milizheer steht eigennützigen Plänen bestimmter Cliquen und Klassen nicht zur Verfügung.

Die Mobilisierung des Milizheeres bedingt eine viel tiefer greifende Störung des ganzen Erwerbslebens als der Uebergang auf Kriegsfuß eines noch so großen stehenden — resp. Cadresheeres. Darin liegt eine Hemmung des Kriegsausbruches.

Im Augenblicke des Kriegsausbruches ist die Kriegsbereitschaft auch des besten Milizheeres eine geringere als die des stehenden Heeres, der „strategische Ueberfall“ ist daher weniger wahrscheinlich. Gerade der strategische Ueberfall aber war in den letzten Jahrzehnten das Ziel aller Kriegsvorbereitungen, war von allen Parteien am meisten gefürchtet.

Gelänge es, den allgemeinen Uebergang zum Milizsystem herbeizuführen, so wäre wohl die Kriegswahrscheinlichkeit künftig sehr herabgemindert und ungeheure Summen an Geld und Arbeitskraft blieben friedlicher Tätigkeit erhalten. Und die Welt ginge doch der Wohltat kriegerischer Vorbereitung ihrer Männer nicht verloren denn ich glaube, daß diese Vorbereitung eine Notwendigkeit ist.

Es ist kein Zufall, daß mitten in den furchtbarsten Kriegswirren, welche die Welt je sah, einer weiblichen Dienstpflicht gerufen wird. Es sind nicht die schlechtesten Frauen, welche diesen Ruf erheben.

Er mag auch uns Männern zu denken geben!

Ob es künftig überhaupt möglich sein wird, Heere von der ungeheuren Größe der jetzt tätigen in irgend einer Form bereit zu halten, ist eine andere Sache. Die Kosten u. A. für das Material, Munition u. s. w., deren Erneuerung dürften derart gewaltige, über alles Maß hinausgehende sein, daß sie von keinem Lande mehr getragen werden können.

Ich enthalte mich hier dieser Frage irgendwie näher zu treten.

Ich bin zu Ende! Aus der bunten Reihe der Gedanken möge jeder sich seine Schlüsse ziehen.

Jetzt haben wir die Pflicht, uns und der Nachwelt die Schweiz zu erhalten, denn ihr ist von Gott eine Aufgabe gestellt. Dafür muß jeder Schweizer bereit sein, Leib und Leben zu opfern.

Werfen wir Waffe und Schild weg, so geben wir preis, was in viel hundertjähriger Entwicklung zu einem Hort der Welt geworden ist.

Das kann und darf keiner wollen, das muß gerade jetzt weit ins Land hinausgerufen werden.

Unser feste Wille zum Schutz unseres Landes gegen jede Verletzung durch einen Dritten ist ferner für uns eine internationale Pflicht von sehr großer Bedeutung für ganz Europa.

Würden die durch die Schweiz führenden Operationslinien den fremden Heeren geöffnet, so gewänne der Krieg gewaltige Nahrung und würde zu einer, alles frühere übertreffende Heftigkeit und Ausdehnung entfacht.

Unser Milizheer dient also auch in diesem Sinne hohen Interessen, welche weit über unsere geographische Bedeutung herausgehen.

Und unser Wille uns zu wehren und die Fähigkeit es zu tun erlauben uns Schweizern in dieser furchtbaren Kriegszeit uns vorzubereiten, um in den kommenden Zeiten des Friedens besser und wirksamer als vorher unserer Aufgabe zuzuschreiten: „Auf dem Wege rastloser weitsichtiger Arbeiten des sozialen Ausgleiches eine innigere Volksgemeinschaft zu schaffen.“

In diesem Ziel sollten wir alle, die wir heute noch so bitter miteinander zanken, uns finden.

Ich aber bin stolz darauf in heutiger Zeit ein Führer unseres Heeres heißen zu dürfen. Wildbolz.

Gedanken über den Militarismus.

(Als Antwort auf den vorstehenden Vortrag von Herrn Oberst Wildbolz.)

Pazifismus oder Militarismus — oder wie man die Fragestellung immer formulieren mag — jedenfalls ist dies Problem noch nicht aus den Traktanden verschwunden, sondern jetzt durch die Friedensverhandlungen von neuem aktuell geworden. Wir wenden ihm darum gern unsere Aufmerksamkeit zu.

Den obigen Ausführungen können wir eine gewisse Sympathie und Zustimmung nicht versagen. Es ist zu begrüßen, wenn auch ein höherer Offizier es bekennt, daß der moderne ins Ungesunde gesteigerte Kriegsmechanismus auch dem begeistertsten Soldaten zum Ekel geworden ist; wenn derselbe Verfasser der wachsenden Einsicht Ausdruck verleiht, daß der Krieg seine Wurzeln im wirtschaftlichen Kampf des modernen Erwerbslebens hat; wenn er der Hoffnung auf ein gewaltiges Anwachsen sozialer Gesinnung Raum gibt und darum auch der Selbstregierung der Völker und dem Völkerbund das Wort redet. Wir sind auch einverstanden mit der Verurteilung einer nur auf Genußsucht zielenden Friedensliebe und selbstverständlich auch in der Anerkennung und Forderung sozialer Gesinnung und Einrichtung als Grundlage eines jeden Staatswesens, das auf Fortschritt Anspruch macht.

Wo diese Voraussetzung fehlt, da wird allerdings nicht nur Materialismus und Verweichlichung eintreten, sondern eine Verschiebung des Besitzes im Sinne einer wirtschaftlichen Plutokratie, die auch in einer politischen Demokratie ihr ausbeuterisches Wesen treiben kann.

Doch lassen wir es einmal bei den vom Verfasser genannten schlimmen Folgen eines oberflächlichen Pazifismus bewenden; Genußsucht und Verweichlichung, so ungefähr nach der Ansicht Rousseau's, daß „wenn der Luxus sich ausbreitet die militärischen Tugenden verschwinden."

Nun sollen aber diese der Verweichlichung entgegenarbeitenden militärischen Eigenschaften erhalten werden durch Beibehaltung des allgemeinen Wehrdienstes im Milizheer. Wenn ich Oberst Wildbolz recht verstehe, so will er zwar die bisherige Abzweckung militärischer Ausbildung, nämlich das Kriegführen, als etwas Menschenunwürdiges womöglich ausgeschaltet wissen, den Militärdienst aber beibehalten und ihm einen sittlich höher stehenden Zweck geben, nämlich die erzieherische Wirkung auf die Diensttuenden, die Abhärtung und Stählung von Geist und Körper durch militärische Disziplin.

Diese Auffassung legt mir folgenden Vergleich nahe: Im Lauf der Zeit hat die alte Schutzwehr der Stadtmauern ihre direkte praktische Bedeutung verloren, sie ist aber immerhin von historischem und ästhetischem Wert und soll darum erhalten bleiben. So soll die Miliz um des ihr anhaftenden ethischen Wertes willen weiter bestehen. Nun hat es sich aber doch bei der weiteren Entwicklung der Städte herausgestellt, daß die erhaltende Tendenz sich auf die Dauer nicht rechtfertigen ließ, wollte man sich nicht dem Vorwurf der Platzverschwendung aussetzen; und so mußte das stolze Mauerwerk neuen Bedürfnissen weichen. Wäre es nicht auch ein unverantwortlicher Luxus, wenn man den ganzen militärischen Apparat lediglich um der damit erzielten Disziplin willen aufrecht erhalten wollte?

Es ist aber nun außerdem noch sehr fraglich, ob der Militärdienst jene vielgepriesene erzieherische Bedeutung hat. Wir verkennen die heilsame Wirkung einer strammen Disziplin durchaus nicht; aber da, wo sie zur blos formalen Tugend wird — und das ist doch beim Exerzieren in hohem Maß der Fall — da wirkt sie lähmend auf die Entwicklung der spontanen Kräfte und Regungen im Menschen. Es ist überaus charakteristisch, daß, als einmal in einem dichtbesetzten Tramwagen es jemand als unschicklich empfand, daß keiner der Wehrmänner einer stehenden Dame Platz machte, ein Soldat zu seiner Rechtfertigung bemerkte: „Man hat uns gewöhnt, uns nur nach dem Kommando zu richten". Es ist gar nicht zu erwarten, daß bei dem rein formalistischen Massendrill individuelle Eigenschaften wie Taktgefühl, Rücksicht und Ritterlichkeit gefördert werden, jedenfalls leiden oft die ausgeprägteren Persönlichkeiten unter dem Mechanismus der mehr aufs Aeußerliche gerichteten Disziplin. Auch ist zu bezweifeln,

ob der Wehrdienst bei der scharfen Beobachtung der Gradunterschiede und bei der peinlich durchgeführten Trennung von Offizierkorps und Mannschaft besonders geeignet sei, eine „Schule der Solidarität“ zu werden. Wir haben in Schule und Kirche, Partei und Fabrik genug Massenbetrieb, um einer Ueberspannung der Individualität das nötige Gegengewicht von Gemeinschaftssinn zu bieten. Der erstrebenswerten und in gewissem Sinn erreichten Förderung des Pflichtgefühls und Gewöhnung an Ordnung durch militärische Zucht steht als dunkler Schatten die moralische Verseuchung im Kasernenleben gegenüber.

Kurz, mir will es scheinen, die Zeit sei nicht mehr fern, wo es gilt, das Militärwesen, soweit es einen erzieherischen Wert haben soll, durch eine andere zweckmäßigere, der Prosperität des allgemeinen Wohles besser dienende Einrichtung zu ersetzen; das beweisen ja auch am besten die jüngsten Erörterungen über das Kadettenwesen (im Zürcher Turnlehrerverein), wo sogar Offiziere gegen Beibehaltung jener Institution votiert haben. Sie gingen von der Erfahrung aus, daß die Waffe nicht das geeignete Instrument ist, um Körper und Geist des Menschen richtig auszubilden. Es will uns nie und nimmer einleuchten, daß der Waffendienst, der sich während des Weltkrieges als der alles zerstörende Faktor in der Menschheit offensichtlich kompromittiert hat, nun für die Friedensära als Universalmittel seinen Ehrenplatz behaupte. Wir haben andere Einrichtungen, die diesen Dienst besorgen können, sie müssen gar nicht erst erfunden, sondern nur anders eingeschätzt und ausgestaltet werden. Warum statten wir den gemeinsamen Unterricht und die gemeinsame Arbeit nicht mit all jenen bezaubernden Emblemen aus, welche bisher dem Militärdienst in den Augen des Volkes das hohe Ansehen und die Zugkraft verliehen haben? Warum soll uns gerade die Ausnahmearbeit des menschenunwürdigsten Handwerks mit allen Mitteln der Aesthetik zu einer Augenweide gemacht, ja mit religiöser Weihe umgeben werden, während die vornehmste Tätigkeit des Menschen, das Lernen und besonders das Arbeiten mehr als stiefmütterlich behandelt werden, so daß die ewige Monotonie alles unmittelbare und echtmenschliche Empfinden im Menschen hier wie dort zu ersticken droht? Ursprünglich war die gemeinsame Tätigkeit des Menschen bei unzivilisierten Völkern mit rythmischen Gesängen begleitet und gesättigt mit urwüchsiger Poesie, heute ist die Massenarbeit unter dem Szepter der Geldherrschaft zur trostlosesten Eintönigkeit, bei der Leib und Seele verkümmern, herabgesunken, währenddem sie von einem höheren Gesichtspunkt aus aufgefaßt und betrieben eine viel bessere, näherliegende Gelegenheit zur Disziplinierung von Geist und Körper bieten würde als der Militärdienst.

In diesem Zusammenhang sei auf die vielfach gemachte Anregung hingewiesen, den letzteren durch den Zivildienst zu ersetzen. Man setze einmal an Stelle der allgemeinen Wehrpflicht die allgemeine Arbeitspflicht und organisiere die Jungmannschaft zur Ausführung größerer Werke im Interesse des Gesamtwohles, wie z. B. zur Urbar-

machung des Landes, Anlegung von Straßen, Flußkorrektionen u. s. w. Wenn die verschiedenen Stände sich je nach ihrer Fähigkeit an solch gemeinsamem Arbeiten auch nur zeitweise beteiligen, wäre das gewiß eine recht instruktive Schule der Solidarität und würde des patriotischen Hintergrundes nicht entbehren Man mache doch einmal wenigstens mit den Dienstverweigerern den Anfang und lasse sie mit nützlicher Arbeit der heimatlichen Scholle dienen, auf die Gefahr hin, daß sich mehr als bisher hiezu melden. Das Vaterland käme dabei gewiß nicht zu kurz.

Neben solchem Zivildienst der Männer würde bei den Frauen das weibliche Dienstjahr den entsprechenden Zweck erfüllen.

Warum sollte der durch die Kriegsjahre ernüchterte Staatsbürger und Militarist dafür nicht endlich reif sein? Warum soll er immer wieder dazu erzogen werden, nur im Wehrdienst seine Hingabe an das Vaterland zu erblicken, während er sonst, im Erwerben und Versteuern der größte Egoist sein darf? Warum soll der Waffendienst patriotischer sein als die alltägliche Arbeit, die wir doch auch für andere leisten. Warum soll nur das Militär sich bis auf den letzten Knopf tadellos ausrüsten dürfen und mit allen Mitteln einen imposanten Eindruck erwecken, warum hat es allein sein geheiligtes Banner und seine faszinierende Musik und die feierliche Feldpredigt? Man streife einmal all diese Zutaten ab und lasse das Aufgebot wie einen Trupp Lohnarbeiter durch die Straßen ziehen, dann wird sich zeigen, wie viel Enthusiasmus für das Militärwesen noch übrig bleibt. Ungefähr so viel als dem Katholiken an Religion verbleibt, wenn man ihm den Kultus raubt.

Klingt das nicht fast wie eine Blasphemie? Man wird sich den ganzen Apparat nicht rauben lassen, sondern mit aller Leidenschaft sich dafür wehren. Warum? Weil sich dahinter etwas verborgen hat, das wie ein schützendes Heiligtum verehrt wird: die Waffe, welche schützt und die Existenz sichert. Es ist der Glaube an die Unentbehrlichkeit der Gewalt auch in der Gestalt eines demokratisch-republikanischen Milizheeres. Damit kommen wir auf die Hauptfrage: **Worin besteht Schutz und Sicherheit des Lebens? Ist es die Gewalt oder das Recht?**

Bleiben wir bei der bisher angestellten relativen Betrachtung der Dinge stehen, so können sich schließlich Pazifismus und Militarismus die Hand reichen. Beide Teile machen gegenseitig einige Konzessionen: der Pazifist anerkennt die militärische Verteidigung und der Militarist will sich mit einem möglichst harmlosen Milizheer begnügen. Beide schließen, wenn auch von verschiedenen Seiten herkommend, einen Kompromiß, und die Welt hat Ruhe. Das wäre ganz schön, wenn nicht eine große Täuschung dabei im Spiele wäre, so lange nicht die prinzipielle Seite der Frage klar und deutlich ins Licht gerückt ist. Es ist nämlich die Gefahr vorhanden, daß im gegebenen Fall trotz dem scheinbaren Ausgleich der Militarist nicht nur den

Pazifist mit sich fortreißt, sondern selbst von dem in ihm schlummernden System der Gewalt bis zum Aeußersten getrieben wird. Dafür leistet der Weltkrieg den klassischen Beweis, es gibt keine Einschränkung oder Humanisierung der Gewalt, selbst das bisherige Völkerrecht, das auf der Voraussetzung der gewaltsamen Entscheidung beruhte, mußte notwendig in die Brüche gehen. „Der Krieg als solcher bedeutet die Aufhebung des Rechtsbegriffs und der Appell an die Waffen beweist, daß man das Recht nicht mehr als höchste Instanz anerkennen, sondern die Macht vor das Recht setzen will.“ (Nicolai).

Daß aber die Menschen, gleichgültig ob als Staat oder als Revolutionspartei so rasch bereit sind, die Entscheidung mit den Waffen herbeizuführen, beruht nicht irgendwie anf einem unüberwindlichen Naturgesetz, sondern in einer Wahnvorstellung, in einem noch unüberwundenen Aberglauben, im tiefwurzelnden Glauben an die Gewalt als einer Art höchster Instanz: Macht geht vor Recht. Die Weltgeschichte kann uns aber zur Genüge lehren, daß solche gewaltsam erreichten Ziele im besten Fall von kurzer Dauer waren, es sei denn, daß gewiße Rechtsanschauungen zu gleicher Zeit sich Bahn gebrochen haben. Was hat die römische Kirche mit den Dragonaden und Scheiterhaufen erreicht? Was dagegen an der französischen Revolution Bestand hatte, gründete sich nicht auf die Anwendung der rohen Gewalt, sondern auf die unbedingte Gültigkeit der Menschenrechte, ja es läßt sich eine Umwälzung denken, bei welcher mit wenig Blutvergießen dieselben Rechte gesiegt hätten, wie wir dies ja bei dem Sturz der deutschen Monarchie eben erst erlebt haben.

Man darf darum behaupten, daß die Rechtsvorstellungen das Entscheidende sind, und daß die Gewalt sich ohne oder gegen dieselben nicht auf die Länge durchsetzen wird.

Mit anderen Worten, wir glauben an das Recht und nicht an die Gewalt; wir sind wenigstens jetzt nach dem Zusammenbruch des gewaltstrotzenden deutschen Imperiums, das mit seiner auf die höchste Leistungsfähigkeit gesteigerten Militärmacht in ein paar Monaten glaubte die Weltherrschaft an sich reißen zu können und doch so gründlich Fiasko gemacht hat, sowohl in technischer, wie in ethischer Hinsicht, — wir sind nun nach alle dem, auf dem besten Weg, vom Aberglauben an die Waffengewalt geheilt zu werden und in der Proklamierung von Rechtsgrundsätzen das Heil der Menschheit zu suchen. Die Gewalt wird freilich damit nicht ganz ausgeschaltet in der Praxis, aber sie hat nicht mehr die Bedeutung einer letzten und höchsten Autorität, denn nun soll es heißen: Recht geht vor Gewalt.

Ob sich solches in Kürze mit aller Deutlichkeit erfüllen wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen, es ist zunächst eben Sache des Glaubens. Es ringen zwei Weltanschauungen miteinander, die eine, welche sich auf die Gewalt verläßt, in jeder äußeren oder inneren Gefahr bei der Waffe Zuflucht sucht und die Rechtszustände davon abhängig macht, und die andere, welche das Rechtsgefühl im Menschen

als die stärkste Macht erkannt hat und darum an diese appelliert auf die Gefahr hin, dem äußeren Anschein nach und vielleicht in der ersten Phase des Kampfes den Kürzeren zu ziehen. Das hängt natürlich mit einer ganz andern Einschätzung von Wesen und Bestimmung des Menschen, mit einer anderen Wertschätzung der sogenanuten Imponderabilien im Lauf der Geschichte, in letzter Linie mit dem metaphysischen Hintergrund der Weltregierung zusammen.

Darum ist die Frage für uns prinzipiell wichtig und auch in den Konsequenzen nicht belanglos.

Wir haben schon während des Weltkrieges in dem damals recht brennenden Problem der Landesverteidigung versucht, diese Stellungnahme festzuhalten, obwohl zuzugeben ist, daß diese Frage angesichts der politischen und geographischen Lage der Schweiz besonders heikel und kompliziert ist. Wir ziehen auch für die Zukunft die Folgerung, daß für die Existenz unseres Vaterlandes eine politisch unantastbare Haltung und innere Geschlossenheit wichtiger ist als aller militärische Aufwand. Und gerade jetzt, wo der Gedanke des Völkerbundes greifbare Gestalt gewinnen soll, können wir nicht etwas aufrecht erhalten wollen, das wie alte Stadtmauern der Entwicklung und Neugestaltung des Völkerverkehrs hindernd im Wege steht.

Freilich, nun erhebt sich an Stelle des Weltkriegs das Gespenst der Weltrevolution; die Front hat sich verschoben, sie ist nicht mehr national, sondern sozial. Aber auch bei dieser neuen drohenden Gefahr glauben wir nicht an den Erfolg der Gewalt weder von oben noch von unten. Sie führt vielmehr auf ein falsches Geleise, sie macht blind und unfähig für ein methodisch richtiges Aufbauen und gerechtes Arbeiten, sie dient dem ungeduldigen Fanatismus und schafft eine Atmospäre der Verhetzung, in der nichts Rechtes gedeihen kann; sie zwingt, den Weg der Gewalt bis zum äußersten zu gehen und ist darum ein Element der Zerstörung.

Darum gilt es nach außen und innen Rechtsgrundlagen zu schaffen, die der Solidarität der Völker und der Volksschichten besser dienen als die bisherigen. Jetzt muß es überall heißen: „Recht geht vor Gewalt!“ sonst kommen wir aus dem Verderben nicht mehr heraus.

L. Stückelberger.

Zwingliworte.

Es ist kein Volk noch Königreich mit Kriegführen aufgekommen, das nich am Kriegführen wieder zu Grunde gegangen wäre.

*

Wir sehen, daß christlicher Friede und Einigkeit viel größer wird, wenn die Wahrheit frei gesucht und ohne Gefahr maz angenommen werden, als wenn ihr gewehrt wird.

Aufruf zur Organisation eines Zivildienstes in der Schweiz.[1]

Die ökonomische Lage der Schweiz ist ernster als das Publikum meint. Bisher lebte man im falschen Glauben, der Krieg könne nur noch wenige Monate dauern, und jeden Monat sieht man ihn sich verlängern. Weder Preußen noch England, und noch weniger Amerika scheinen reif für ernsten Friedenswillen.

Inzwischen verschlimmert sich unsere ökonomische und moralische Lage zusehends. Bei uns, wie im Auslande, mehren sich die Symptome krankhafter Sozial-Moral.

Bei den kriegführenden wie neutralen Staaten gebiert die Hungersnot allerhand Störungen und Unruhen, und die Statistik verrät eine dauernde Zunahme der Kriminalität. Zweifellos erzeugt die Unterernährung, an der fast alle Länder Europas leiden, eine langsame, aber merkliche nervöse Schwächung, die allmählich jedem Einzelnen die Fähigkeit des klaren Urteilens und des vernunftgemäßen Handelns nimmt. Die Fortdauer des Krieges, wie ein vom Hunger diktierter Friede, würden langsam oder plötzlich alle Wirtschaftszweige der uns versorgenden Nachbarländer desorganisieren.

Die Schweiz hat daher die Pflicht, „sich selbst zu genügen", d. h. sich selbst zu versorgen; das zu verwirklichen, was der Amerikaner das „self supporting system" nennt.

In der Schweiz selbst zeigen sich beunruhigende Symptome. Ich meine nicht nur das aller Welt offenkundige ökonomische und namentlich ernährungstechnische Defizit. Die Schweiz fährt fort, mehr als die Summe ihrer Eigenproduktion und ihrer Importe zu verbrauchen.

Schon redet man von der Gründung einer landwirtschaftlichen Schweizerkolonie in Marokko und von der Verschickung von Arbeitern, die in Frankreich die zirka 500,000 ha unbestellter Aecker bearbeiten sollen. Dabei wäre noch zu untersuchen, ob die nötigen Transporte zu Wasser und zu Lande energisch und unabhängig von jeglicher Beihilfe seitens der Bevölkerung kriegführender Länder gesichert werden können.

Aber parallel mit der Wirtschaftslage verschlimmert sich auch die moralische Lage der Schweiz von Tag zu Tag. Täglich erleben wir Fälle von Uebelwollen, die das Publikum gegenüber den Ein-

---

[1] Wir glauben, daß dieser „Aufruf", dessen Abdruck in unserer Zeitschrift leider durch den Mangel an Raum verzögert worden ist, auch nach dem Ende des Krieges noch seinen Wert behält. Denn nicht nur werden die durch diesen geschaffenen Verhältnisse wohl noch ziemlich lange fortdauern, sondern es wird auch die Einrichtung eines „Zivildienstes" an Stelle des heutigen Militärdienstes eine der wichtigen Aufgaben der nächsten Zeit sein. Dafür aber liefert der Verfasser sehr wertvolle Anregungen. Die Red.

schränkungen beweist, die der Bundesrat ihm Kraft seiner Vollmachten auferlegte.

Ich will hier nicht untersuchen, ob das Publikum in allen Fällen sich mit oder ohne Recht beklagt, sondern nur die Tatsache und ihre Folgen feststellen: häufige Gehorsamsverweigerung gegenüber den von Bern kommenden Verordnungen, und mit der bedauerlichen Wirkung, daß die sich Fügenden manchmal schlechter dran sind als die sich Widersetzenden. Daneben blühen, allen Maßnahmen zum Trotz, die Hamstereien in hundert Formen munter weiter.[1])

II.

Die ungenügende und nur sporadisch sprossende Privat-Initiative ist unfähig, den Nachteilen dieser Zustände zu begegnen. Weit entfernt, dem ökonomischen Grundsatze zu entsprechen, daß mit einem Minimum von Verlusten ein Maximum nützlicher Wirkung erzielt werden soll, sehen wir sie mit viel Energieverlusten minimale Resultate erzielen. Anderseits würde ein einzig auf Freiwilligkeit gegründeter Zivildienst, der nur auf die Hilfe der Gutwilligen zählte, mit Gewißheit versagen. Daher scheint eine allgemeine Kollektiv-Organisation nötig, die eine Einteilung der nationalen Hilfsarbeit in diverse Zivildienst-Zweige, auf Grund von klarem Bewußtsein des erstrebten Zieles und der dafür nötigen Mittel an disponiblen menschlichen Arbeitskräften, nach Menge und Qualität, disponiblen Hilfsstoffe an Land, Rohmaterial und Werkzeug verlangt. Bei der Zuteilung der menschlichen Arbeitskräfte müßte man natürlich die besonderen Fähigkeiten der Einzelnen berücksichtigen, Spezialisten in ihrer Spezialbranche verwerten und Wertlose, die die Gesellschaft mehr kosten als sie ihr nützen, ausscheiden. Diese Arbeitsteilung setzt einen gewissen Grad von Militarisierung voraus, im Sinne einer zwangsweisen und systematischen Organisation der Menschenkräfte, die es den Mitteln und Zwecken anzupassen gilt. Der Zwang zur wirksamen Systematisierung der Kräfte, das scheint mir der Schlüssel zum Problem zu sein.

Mir scheint, das Schweizervolk benehme sich gegenüber dieser Aufgabe ein wenig wie ein Jüngling, der schon zu reif ist, um geführt zu werden, aber noch zu unerfahren für selbständige Lebensführung. Sähe er die Notwendigkeit des Zivildienstes, so würde er unaufgefordert dessen Einführung fordern.

Unsere Behörden verzichteten weise auf Erzwingung des Zivildienstes. Das Schweizervolk hätte ihn aus Abscheu vor der staatlichen Faust verweigert; aber, wie gesagt, wüßte es, wie es heute um uns steht, sähe es, wie in mehreren Nachbarländern das Wirt-

[1]) Siehe den sehr dokumentierten Aufsatz von A. Hübscher im Zentralblatt der Zofingia vom Mai 1918.

schaftsleben zusammenzubrechen droht und wie unsere Schweiz sich in der Lage einer kleinen Insel inmitten der wütenden Brandung befindet, so würde es selbst von der zuständigen Behörde die Anhandnahme der Organisation dieses Zivildienstes verlangen.

III.

Die meisten, die dieser Zivildienstfrage näher traten, erfaßte die Angst einerseits vor Desorganisation der bestehenden Berufszweige des Landes, anderseits vor der Unmöglichkeit, die wenig oder gar nicht geeigneten Arbeitskräfte zu organisieren, über die die Behörden verfügen müßten, falls man alle Personen beiderlei Geschlechtes im Alter von 18—50 Jahren rekrutieren wollte. Eine so weit gehende Ausdehnung ist aber ganz überflüssig.

Es muß Grundsatz sein, daß jede Person, die beruflich der Gesellschaft schon nützt, bleibe wo sie ist; so auch alle Mütter mit Kindern unter 12 Jahren. Damit verbleiben mindestens 90% der Bevölkerung in ihrer Beschäftigung.

Mobilisiert würden nur die, welche vorübergehend oder dauernd anderweitig bessere Dienste leisten können, als da, wo sie tätig sind. Es gälte also einfach, zeitweise und nach Bedarf einige Arme und Köpfe weniger gemeinnützlichen Tätigkeiten zu entziehen und sie nützlicheren oder dringlicheren zuzuführen: Landwirtschaft, Transportwesen, Nahrungsmittelindustrien, staatlichen Lebensmitteldepots u. s. w.

Außerdem könnten die mobilisierten Männer und Frauen nur verwendet werden, wo und wenn es nötig wäre; oft z. B. nur zwei Nachmittage per Woche von 2—6 Uhr. Je nach Bedeutung und Wirksamkeit der Leistungen und nach Bedarf und Ort könnte man die Arbeitszeit auf alle Nachmittage der Woche ausdehnen, würde aber Jeden während der Vormittage seiner gewohnten Beschäftigung nachgehen lassen. So würden die Arbeitgeber noch weniger Anlaß haben als je, ihre Angestellten unter dem Vorwand von Zivildienst zu entlassen. Uebrigens sollte das Publikum solche Fälle kennen lernen und die Schuldigen öffentlich brandmarken.

Schließlich könnte der Zivildienst eine Gemeinde- oder Bezirkssache sein und beschlossen werden durch den Willen der Bevölkerung, die zuvor über die gesamte Lage des Landes wie der Gegend und über deren Bedürfnisse zu orientieren wäre. So würde je nach Landesgegend und festgestelltem Bedarf der Zivildienst einen mehr oder weniger bedeutenden Umfang annehmen. Das gerechterweise zu fordernde Gleichgewicht könnte durch Steuerverschärfung hergestellt werden bei den Gemeinden oder Gegenden, die weniger geleistet hätten, oder durch Steuerentlastung bei denen, die mehr leisten müßten, oder noch durch eine ungleiche Verteilung der Lebensmittel. Dasselbe Prinzip der Verschärfung oder Erleichterung der

Steuern und der Lebensmittelabgabe im Verhältnis zu den Leistungen könnte auch im Innern jeder Wirtschaftsgruppe Anwendung finden, gegenüber Einzelnen, die weniger oder mehr geleistet hätten, nach dem Grundsatz: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Arme und Arbeitsunfähige könnten natürlich nach solchem Maßstab nicht gemessen werden; zu ihrer und der Gesellschaft Bestem könnte man sie in Arbeitskolonien oder Nationalwerkstätten durch Arbeit vermögen stark zu belasten.
unterstützen und so ihren Lebensunterhalt sichern, ohne das Staats-

IV.

Dieses ganze System von Beschlüssen und Ausführungen in Bezirken und bei Individuen könnte bequem durch eine Art Zivildienst-Büchlein geregelt werden, wie im Militärdienst. Kein Bürger dürfte rationierte Lebensmittel beziehen, solange sein Dienstbüchlein nicht in Ordnung wäre. Die entsprechende Bescheinigung könnte ein für alle Mal, oder in regelmäßigen Zeitabschnitten, folgenden Bürger-Kategorieen erteilt werden:

a) allen denen, die eine als gemeinnützlich erachtete Arbeit leisteten;

b) allen denen, die sich für eine andere als ihre übliche Arbeit gemeldet hätten und als dazu befähigt zugelassen worden wären.

c) allen denen, die sich für die Erlernung eines neuen Berufes gemeldet hätten. (Für solche wären Schulen, Werkstätten und Berufserziehungskolonieen zu gründen, analog den neuen Erziehungsschulen für Kriegsbeschädigte, die in den kriegführenden Ländern eingerichtet wurden.)

d) Schließlich all denen, die sich für keine Arbeit melden könnten oder wollten und deshalb von der Behörde dieser oder jener Tätigkeit überwiesen würden.

Die Militärpersonen, die per Jahr mindestens einen Monat aktiven Dienst getan hätten, wären vom Zivildienst befreit.

Ich füge noch bei, daß die Schuljugend zuerst rekrutiert werden müßte, und zwar zu passender Jahreszeit für die leichteren landwirtschaftlichen Arbeiten, wie dies schon in einigen Kantonen, wie St. Gallen, Zürich und Basel geschieht.

Man sieht, es gäbe vier Kategorien von Personen.

1. Solche, die außerhalb des mobilisierbaren Alters stünden oder eine als gemeinnützlich erachtete Arbeit leisteten, und die Mütter mit mindestens einem Kinde unter 12 Jahren, würden von der Rekrutierung verschont.

2. Die Personen der gleichen Kategorie, die trotzdem freiwillig ein Arbeitsgebiet des Zivildienstes erwählten. (Vollständiges Voluntariat.)

3. Personen, die obiger Kategorie nicht angehören und eine gemeinnützliche Arbeit oder Lehre gewählt hätten. Sie würden zwar genötigt zu wählen, wären aber frei in ihrer Wahl. (Halbes Voluntariat.)

4. Die Personen, die sich für keine gemeinnützliche Arbeit gemeldet hätten, würden nach bestem Wissen und ihren Kräften gemäß eingereiht oder unterstützt, damit sie der Gemeinschaft die geringsten Unkosten verursachten.

Man könnte sich fragen, wer denn kompetent sein würde, über die relative Nützlichkeit der verschiedenen Arbeitsleistungen zu urteilen. Dazu würden namentlich die noch zu besprechenden gemeinwirtschaftlichen Zentralorganisationen in der Lage sein. Diese würden von Fachleuten der Hauptarbeitsgebiete der Landwirtschaft und der Lokalindustrie gebildet, die ihre Entscheidungen nicht willkürlich, sondern auf Grund statistischer Dokumente träfen. So wie in manchen Ländern per tausend Einwohner so und so viel Schenkwirtschaften konzessioniert werden, so würde man die weniger nützlichen kommerziellen und industriellen Unternehmungen beschränken, indem man ihnen nur gestatten würde, gerade die gerechtfertigten Bedürfnisse des Publikums zu befriedigen; dies zu Gunsten der dringlicheren und nützlicheren Unternehmungen, die entsprechend erweitert würden. Zweifellos würden die parasitischen Ausbeuter zu Lasten der Gesamtheit auch in für nützlich erklärten Stellungen sich zu helfen wissen, wie dies ja überall der Fall ist. Nur das starke Gewicht der auf das Landeswohl gerichteten öffentlichen Meinung wird sie an die Wand drücken und sie dort möglichst unschädlich machen.

V.

Die zentrale Organisation des Zivildienstes soll auf der Kenntnis der drei folgenden Elemente aufgebaut sein:

1. Die Bedürfnisse des Landes oder der Landesgegend;

2. Die disponiblen menschlichen Arbeitskräfte nach Quantität und Qualität;

3. Die verfügbaren Hilfsmittel an privaten und öffentlichen Geldern, Rohstoffen und produktiven Einrichtungen.

Jeder Bezirk besäße ein gemeinwirtschaftliches Departement, das mit dem des Bundes in Fühlung stünde. Die von den gemeinwirtschaftlichen Bezirkszentralen ausgearbeiteten statistischen Grundlagen würden ein Bilanzieren zwischen den Bedürfnissen und den verfügbaren Werten gestatten.

Die aus privater Initiative entstehenden Neuunternehmungen zur Besserung der kritischen Lage wären in organisch-kooperativem Zusammenhang mit der von Anfang an von oben gegebenen staatlichen Organisation zu bringen.

Die genannten Klassen der ganz oder halb freiwilligen, oder nach behördlichem Gutdünken eingeteilten Rekruten würden also dem Zivildienst am Vaterlande eingegliedert unter der Oberleitung von Werkführern, die durch die Arbeitenden jeder Branche aus deren besten Spezialisten gewählt und beruflichen Bezirks-Syndikaten, ähnlich dem der S. S. S., angehören würden.

Den gemeinwirtschaftlichen Zentral-Organisationen wären Arbeits-Vermittlungsämter anzugliedern, an die sich diejenigen wendeten, welche für gemeinnützliche Dienste Arme oder Köpfe brauchten, anderseits die Freiwilligen, die dann organisch gruppierte Arbeitsgruppen unter Qualitätsführern bilden würden.

Absichtlich trete ich für heute nicht näher auf die Ausführungspraxis des Zivildienstes ein, da diese je nach Ort, Zeitpunkt, Nützlichkeit und Art der disponiblen geeigneten Arbeitskräfte und Produktionseinrichtungen verschieden sein müssen. So würde der Zivildienst oft in den Städten intensiv, in den stadtfernen landwirtschaftlichen Bezirken dagegen ganz unbedeutend sein, mit Ausnahme der Perioden intensiver landwirtschaftlicher Arbeit (Bestellung und Ernte), wo Arbeiterkolonien den Bauern helfen würden.

Immer und überall beseitige man die Unfähigen oder Ungeeigneten, die an der Gemeinwirtschaft zehren, statt sie zu mehren!

VI.

Kommt der internationale Friede nicht bald — und man darf darauf nicht zählen — so drängt sich uns die Organisation des oben in kurzen Zügen skizzierten und je nach Bedarf modifizierbaren Zivildienstes täglich stärker auf.

Geboren aus dem freien Willen des Volkes, und anfangs den realen Bedürfnissen des Landes entsprechend auf relativ kleiner Basis begonnen, wird er gewiß kein wesentliches Glied des nationalen Wirtschaftskörpers hindern; im Gegenteil. Die eingeschriebenen Mobilisierbaren könnten ja in Klassen mehr oder weniger rasch Verfügbarer eingeteilt, und je nach Dringlichkeit der Arbeiten könnten diese Klassen der Reihe nach einberufen werden.

Hauptsache ist, daß man es richtig anfaßt, indem man die geistige Besonderheit des Schweizervolkes berücksichtigt, daß es Alles, was es angeht, wissen und Alles selber wollen will; denn daran haben unsere demokratischen Institutionen es von Alters her gewöhnt. Vor Allem gilt es daher ihm zu zeigen, wie die Dinge heute bei uns stehen, und es dadurch zu bewegen, diesen Zivildienst selber zu wollen. (Freiheit zur Bindung, zum Dienst.)

Es gilt also ihm durch die Presse und an allen irgendwie wichtigen Orten des Landes abzuhaltende Versammlungen zu zeigen, wie heikel vor und nach dem Frieden die internationale

Lage ist, wie gefährdet die wirtschaftliche und besonders die landwirtschaftliche Lage der Schweiz scheint, und wie nötig es ist, daß die Arbeit aller Einzelnen organisch und mit Hilfe der Behörden geregelt wird; wobei die dringlicheren Arbeiten in der Stufenleiter der wirtschaftlichen Werte zu bevorzugen wären.

Der gegenwärtige Zeitpunkt scheint uns zu dem Versuch einer gemeinsamen Anstrengung geeignet.

Vor dem Kriege bekämpften sich unbarmherzig die harten Einzel-Egoismen. Nach dem Krieg wird man dann wohl wieder zurückfallen in unsern falschen „individualistischen" Zustand, wo sich der Einzelne nicht um das Gemeinwohl kümmert, während Roms tiefste politische Weisheit sprach: „Das Gemeinwohl sei höchstes Gesetz und Ziel"! Dann wird entweder Alles im alten Geleise weiter gehen, oder wir bekommen, im Falle einer russenmäßigen Revolution, den Rollenwechsel, nach welchem das Land nicht besser dran wäre.

So wie Frankreich auf Grund der überzeugenden Erfahrungen hinter der Front sich zu weitgehender Verbreitung von Konsumvereinen entschlossen hat, so hat jetzt die Schweiz, mitten im Weltbrande, Gelegenheit besser als bisher nach ihrem alten Wahlspruch zu handeln: „Einer für alle, alle für einen." Jetzt kann Sie einmal zeigen, daß Sie nicht nur eine Masse egoistischer Eininteressieren (Mikrobenkultur) und skeptischer Geister ist, deren Kritik die Tat im Keim erstickt; sondern eine Nation von Männern (ein Organismus), die noch die Kraft besitzen, ein paar enge, unmittelbare Interessen zu Gunsten des Gemeinwohles zu opfern.

Soll die Schweiz ihren Platz in der Welt behaupten, und ihre Rolle der ältesten unter der heute bestehenden Demokratien der Erde weiter spielen, so darf sie nicht an einer Hungersnot oder in den Convulsionen einer russenmäßigen Revolution untergehen.

In Zeiten von Landesgefahr sagten die Römer: „Die Consuln (Bundesräte) sollen aufpassen, daß die Republik nicht zu Schaden kommt." Wir aber rufen heute: „Paß auf, mein liebes Schweizervolk, sonst packen die sozialen Wirren auch Dich, und dann ist es aus mit der Schweizer Freiheit, die wir meinen."

Ad. Ferrière.[1])

Das Recht auf freie Arbeit.

Das Oltner Aktionskomitee hat in neun Punkten sein Minimalprogramm aufgestellt, auf das sich die „neue Landesregierung" dem Volkswillen gemäß zu verpflichten habe. Die meisten dieser Punkte (vorab der erste), haben entschieden Hand und Fuß, und verlangen zum größten Teil dringende und rascheste Realisierung, andere

---

[1]) Ein Postscriptum des Verfassers wird im nächsten Heft erscheinen.

sind reichlich unklar und vieldeutig, trotzdem die Oltener Genossen der Meinung sind, das Programm bedürfe keiner weitern Begründung und Erklärung. Sie sprechen, so viel ich sehe, vorderhand noch im Namen der Demokratie und noch nicht im Namen der Diktatur einer Minorität. Das muß man immerhin feststellen. Es ist dies nämlich eine interessante Geschichte. Aehnlich wie gewisse Christen je nach Bedarf die Gewalttätigkeit des alten Testamentes oder die sie ausschließende Geistigkeit des neuen Testamentes zitieren, so haben auch gewisse Genossen die leidige Mode, je nach den Umständen die „Abschaffung jeder Klassenherrschaft" oder die „Diktatur des Proletariats" zu proklamieren. Aus Gründen der Reinlichkeit kann man nicht scharf genug betonen, daß das zwei einander ausschließende Gegensätze sind. Abschaffung jeder Klassenherrschaft aber heißt Demokratie, heißt Anerkennen des Mehrheitsprinzipes in wirtschaftlichen und politischen Fragen bei gleichzeitiger billiger Berücksichtigung der Minoritäten, heißt Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit.

Wer wollte nun heute ehrlicherweise behaupten, daß die Mehrheit des Volkes sicher für alle jene neun Punkte zu haben sei? Entschieden ist eigentlich nur der erste. Dies darf man ruhig feststellen, auch wenn man sonst mit allen Forderungen durchaus einverstanden wäre. Aber nehmen wir mal alle neun Punkte als angenommen an und als der Mehrheit des Volkes entsprechend. Auch dann noch wird man sie einzeln diskutieren dürfen. Es gibt bekanntlich auch einen Servilismus einer kommenden sozialdemokratischen Mehrheit gegenüber, wie es einen Servilismus der in die Brüche gegangenen liberalen Mehrheit gegenüber gab. Und auch von jenem neu auftauchenden Servilismus wollen wir gar nichts wissen. Vorderhand dürfen wir also noch die Regierungsmaßnahmen des kommenden Arbeiter- und Soldatenrates diskutieren. Wir haben ja noch Preßfreiheit. Möglicherweise wird die einmal auch verschwinden gemäß dem Grundsatz, daß man zur Rettung der Freiheit alle Freiheiten aufhebt, zur Rettung der Revolution alles tut, um sie innerlich zu verraten. Wo aber die Preßfreiheit unterbunden wird, haben wir weder Demokratie noch Sozialismus, sondern höchstens eine pseudosoziale, gruppendiktatorische Karrikatur von beiden: Mimicrysozialismus. Die wirklich neue Zeit ist immer bei den Wenigen, die vorwärts drängen in eine Zukunft hinein, wo geistigeres, freieres Leben möglich sein wird. Um diese Zeit herbeizuführen, bedarf es aber stetsfort der Möglichkeit der freien Gedankenäußerung, bedarf es der Freiheit der Presse und der Versammlung. Wo Zensur herrscht, herrscht Reaktion, gerade so sehr wie da Reaktion herrscht, wo sich eine Regierung nur mit terroristischen Gewalttaten oben erhalten kann. Man soll sich doch nicht von pompösen Schlagworten eitler Demagogen blenden lassen. Freilich, dem Sozialismus gehört die Zukunft; aber Sozialismus ist schließlich nur ein Wort, wie Freiheit, Fortschritt, Kultur, Religion. Es kommt darauf an, was die Menschen daraus machen. In Rußland z. B.

hat heute nicht der Sozialismus gesiegt, sondern die Bourgeoisie und zwar nicht etwa eine humanere, aufgeklärtere Schicht der Bourgeoisie, sondern ihre finsterste, verbohrteste, humorloseste Gruppe. Was für Namen und Schlagworte sich Regierungsleute beilegen, ist an und für sich belanglos, auf ihre Taten und Früchte kommt's an. Gesiegt haben in Rußland die zaristischen Inquisitionsmethoden der abgelebten frühern Bourgeoisie: Gewalt, Terror, Zensur, Leibeigenschaft, Zwangsarbeit. Das soziale Paradies haben sie dort trotz schön klingenden Programmen noch nicht erreicht. Elend und unglücklich, unsicher und im Innersten angstvoll sind dort nicht nur die jetzt Unterdrückten, sondern bei aller äußerlich zur Schau gestellten Keckheit auch die Unterdrücker, deren bessere Elemente doch das Gefühl haben, daß sie noch nicht gerade einen idealen sozialen Zustand erreicht hätten. Sozialismus ist Abschaffung der Klassenherrschaft. Was in Rußland entsteht, ist eine neue Klassenherrschaft, eine neue Bourgeoisie, eine neue Aussaugergruppe. Evviva la libertà! Freiheit nicht nur gegenüber den abgestorbenen Mächten im alten Gewand, auch Freiheit gegenüber denselben Mächten, wenn sie uns in neuem Gewand von einer neuen Zeit und neuem Glück und neuem Menschengeist die Ohren vollsäuseln. Freiheit, d. h. selbständige Ueberlegung und Handlung gegenüber dem Staat, Freiheit auch gegenüber der Klasse und Partei. Wie der Nationalismus der Götze der jüngsten Vergangenheit war, ist der Klassenkultus der Götze der nächsten Zukunft. Wir sind aber keine Götzendiener. Für einen freien Geistesmenschen, der die Menschen schätzt nach ihren lebendigen Kräften, nach allem, was an aufrechter Kraft, Fülle der Gedanken, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit der Tat, warmherzigem Mitfühlen, Kühnheit der Idee, Gestaltungszauber und harmonischer Klarheit in ihnen lebt, für einen solchen freien Geistesmenschen ist der Begriff der Klasse, ist die politische Partei, jede politische Partei, eine Armseligkeit, eine allzu kompromißliche Lüge. Unsere Partei, die Partei derjenigen, die nicht ausschließlich an die materiellen Mächte glauben, geht quer durch alle historischen Parteien hindurch. Diese unsere Partei, unsere unsichtbare Genossenschaft, die aus den allzu schweren Fesseln der Tierheit, der Gebundenheit ins Licht strebt, die ist am meisten bedroht. Wer nimmt heute geistige Fragen noch ernst? Eine allzu kleine Minderheit. Für die meisten sind sie wie für Ludendorff und Trotzky nur ein höherer Schwindel, gut genug, um das dumme Volk damit zu fangen.

Soweit die Einleitung, die ausführlich sein mußte, um zum folgenden die nötige Unterlage zu geben. Also von den neun Punkten unserer Oltener Genossen kann man mit einigem guten Willen bei den meisten eine vernünftige Deutung herauslesen, mit Ausnahme vielleicht von einem. Dieser eine aber ist so wichtig, daß man ihn etwas ans Licht halten muß, um zu sehen, was man mit ihm anfangen kann. Punkt drei lautet getreu nach dem Rezept, wie es Marx im kommunistischen Manifest formuliert: „Einführung

der allgemeinen Arbeitspflicht." Was heißt das? Was heißt Arbeitspflicht? Was gilt überhaupt als Arbeit? Ist Arbeitspflicht gleichbedeutend mit Zwangsarbeit? Wollen die Oltener Bureaukraten das allgemeine Zuchthaus, oder haben sie einen bessern Sinn hinter jener Formulierung, oder handelt es sich endlich bloß um eine leere Drohung und Propagandaphrase? Es ist das höchst merkwürdig, daß der Vorschlag zur Einführung der Zwangsarbeit gerade von einer Seite kommt, die es sonst leidenschaftlich als das höchste Recht des Arbeiters bezeichnet, frei über sich selbst und seine Arbeitskraft zu verfügen.

Prüfen wir! Erstens mal: Gewiß es gibt heute Menschen, die faulenzen und nicht viel oder nichts tun oder auch ihre Zeit nur mit Allotria im Café oder in der Pinte totschlagen, meist eine höchst unsympathische Gesellschaft. Es gibt Millionärnichtstuer und es gibt Landstraßennichtstuer. Nicht gerade so viel, wie man nach dem Oltener Programm glauben sollte, das unter sonst lauter ernsthaften Programmpunkten die allgemeine Arbeitspflicht gewichtig schon an dritter Stelle verlangt. Beneidenswert sind diejenigen, die keine Arbeit haben auch nicht gerade. Arbeit gehört zum Glück des Lebens Das mag für viele philiströs klingen, ist aber nichtsdestoweniger wahr, und es kommt mehr auf die Wahrheit an, als auf das, was ein paar Pseudogeniale mit Philistertum bezeichnen.

Also noch einmal: Arbeit gehört zum Glück des Lebens, aber Arbeit, die freut, die uns interessiert, die uns lebendigen Anteil abzwingt. Freie Arbeit gehört zum Lebensglück; ebenso sehr wie alle Arbeit unter Knute, Korporal und Aufseher eine Widerwärtigkeit ist, die man so viel als immer möglich eindämmen muß und nicht auf den Schild zu heben braucht. Möglichst vielen Gelegenheit zu geben zur freien Betätigung der lebendigen Kräfte, das wäre freilich eine lohnende Aufgabe, aber braucht es dazu wirklich eine neue Art Zuchthaus? Die geistigen und körperlichen Anlagen der Menschen sind verschieden, nicht jeder ist zur nämlichen Arbeit berufen. Arbeitsteilung ergibt sich von selbst. Die meiste Arbeit könnte wohl so bewältigt werden. Daneben gibt's immer noch Arbeit, die Niemand gern tut, ekelhafte, aber nötige Arbeit, Kloakenreinigung u. s. w. Die sollte besonders hoch belohnt werden, damit sich Freiwillige dazu melden. Auch die Großindustrie verlangt Organisiation, einen gewissen Zwang für die einmal angemeldeten Arbeiter. Achtstundentag und guter Lohn: Sehr schön! Aber zwangsweise die Menschen zu einer speziellen Fabrikarbeit verpflichten, alle Menschen, auch die ganz und gar nicht dazu tauglichen? Oder verstehe ich die Forderung falsch? Gilt bei den Arbeiter- und Soldatenräten Arbeit, die nicht Handarbeit ist, wohl auch als Arbeit? Gilt geistige Arbeit, z. B. die eines Arztes, eines Lehrers, eines Technikers als Arbeit? Man entschuldige die Frage. Sie ist nicht gehässig gemeint; aber ich glaube doch kaum, daß ich mit ihr offene Türen einrenne.

Wenn man Jahre lang die Identifizierung von Industriearbeiter und „Arbeiter" schlechtweg mit anhören mußte, kann man doch nachdenklich werden. Im übrigen weiß ich sehr wohl, daß ein Teil des Proletariats sich bis jetzt meist bildungsfreundlich, sogar bildungshungrig bewährt hat. Daneben gab's und gibt's auch im Rahmen der Partei immer sehr zahlreiche Elemente, die mit einer wahren Wut und Verbissenheit gegen die „Intellektuellen" Front zu machen pflegen. — Und es genügt durchaus nicht, daß man eventuell sogenannte „liberale Berufsarten" anerkennt, soweit sie bureaukratisch mit Stundenzahl geregelt sind und deren „Nützlichkeitswert" auf der Hand liegend ist. Die Frage heißt: Glaubt man an wissenschaftliche, an künstlerische, an soziale Arbeit, die nicht in erster Linie Erwerbsarbeit ist, die nicht in einem speziellen Auftrag geschieht, die aber nichts destoweniger Arbeit ist, gänzlich unmeßbare, gänzlich unkontrollierbare, gänzlich stille und verborgene und doch Arbeit, leidenschaftliche Arbeit, aufreibende Arbeit, zwölfstündige, fünfzehnstündige Arbeit, ununterbrochene Gehirn- und Nervenarbeit, selbst in Schlaf und Traum hineindringende Arbeit? Glaubt man an sie, oder hält man sie für einen Schwindel oder für eine „ganz nette" Sonntagserholung? Ob man an sie glaubt oder nicht an sie glaubt, entscheidet über Wert oder Unwert des Menschen, entscheidet, ob ein Mensch ein Mensch sei oder nur ein bureaukratisch parteidisziplinierte, verpädagogeltes Herdentier oder ein mürrisches, dumpfes Arbeitstier. Nun also: anerkennt man in Olten und anderswo solche Arbeit, die nicht äußere, sondern innere Zwangsarbeit ist, Arbeit, die aus einem naturgegebenen innern Geisteszwange herkommt? Oder gilt sie nicht, oder nur halb und müssen diejenigen, die sich ihr widmen, nach ihrer Meinung etwa daneben auch noch Zwangsarbeit verrichten, etwa vier Stunden am Vormittag in die Munitionsfabrik oder in die Seidenbandweberei oder in die Brauerei gehen oder an irgend einer andern ebenso „nützlichen" Arbeit teilnehmen?

Wenn man jene geistige Arbeit nämlich nicht als Arbeit, als Vollarbeit anerkennt, so weiß man gar nicht, was Kultur ist. Und Sozialismus will doch eine internationale Kulturbewegung sein. Kultur aber bedeutet seelische Durchdringung und geistige Erhöhung des Menschenlebens, nicht bloß nützliche technische Arbeit für Ernährung, Bekleidung und Wohnung.

Wenn man sie aber doch anerkennt, aber meint, das könnte alles so nebenbei auch in den Freistunden geleistet werden, so wie Zeitungslesen, Kinobesuch und Wirtshaushockerei, so weiß man im besten Fall nicht, was man sagt, hat keine Ahnung von den Gesetzen geistigen Schaffens, ist vielleicht ein ganz guter Agitator, ein nützlicher Parteitrompeter und begeisterter Hurrahsozialist: von der eigentlichen produktiven menschlichen Arbeit ist man noch sternenfern, mit dem Begreifen sowohl wie noch mehr mit dem eigenen Tun. Nicht daß körperliche Arbeit als solche der geistigen hinderlich

wäre. Im Gegenteil; aber der innerlich nicht gebilligte Zwang untergräbt alle Schaffensfreude und allen Schaffensmut. Und der Geist weht nach eigenen Gesetzen. Oft kann der wirklich produktive Mensch tagelang harmlos wie ein Bauer neben anderer auch Bauernarbeit tun. Gewiß. Aber dann kommen Stunden, Tage, Wochen, wo er nichts mehr anderes kann, als gestalten, formen, bilden, denken, und wenn dann ein bureaukratischer Arbeitszwang ihn daran hindern würde, käme die geistige Leistung eben nicht zustande, würde etwas vielleicht allmenschlich Wertvolles im Entstehen erwürgt. Und das geht nicht nur den einzelnen Gehirnarbeiter etwas an, sondern uns alle; denn im Wesen der geistigen Vollarbeit liegt es, daß sie in ihrem Denken das ganze soziale und kosmische Milieu umfaßt und so unbefohlene und gerade darum wertvollste Arbeit an der Menschheit leistet.

Die Resultate mögen ungleich sein und nicht alles, was mit Darangabe der letzten Kräfte individuell als wertvoll empfunden werden muß, wird von der Umwelt auch so gewertet. Manchmal schätzt diese solche Arbeit erst viel später, manchmal überhaupt nicht. Aber damit überhaupt eigentliche Geistesarbeit zu Stande kommt, müssen die Vorbedingungen für sie wenigstens soweit möglich geebnet werden.

Aus dem Grunde auch brauchen wir Aenderung der sozialen Zustände in dem Sinne, daß möglichst viele berufene Energien frei werden zu produktivem Schaffen.

Ja, nun können einige kommen und sagen: „Schön so, wir möchten aber alle so frei und schön und groß gestalten, darum müssen wir die nützliche Arbeit zwangsweise von allen fordern, damit alle gleichviel freie Zeit für ihre Seele haben“ Meinetwegen. Wahr ist's freilich nicht. Denn allzuviele pfeifen auf Geist und Seele, auf Gestalten und Denken und Forschen, auf Kunst und Wissenschaft und Religion und wie die schönen Dinge alle heißen. Sie sind zufrieden, wenn sie möglichst viel freie Zeit für ein Herumschwadern in einer breiten Genüßlingssauce oder für die Seiltänzereien des Ehrgeizes und der Eitelkeit erübrigen können. Aber gesetzt selbst, es wäre nicht so, es wäre vielmehr so wie jene Optimisten behaupten. Dann hätten wir erst recht keine Zwangsarbeit nötig, denn dann würde sich alles Nötige so wie so viel rascher, viel selbstverständlicher, viel friedlicher, mit viel weniger Geschrei abwickeln. Heute aber würde Zwangsarbeit für alle die paar wenigen produktiven Energien, die wirklich vorhanden sind, noch vollends zerbrechen. Ist doch die Zeit der Betätigung der freien Seelenkräfte so wie so nicht günstig gesinnt.

Den paar Schiebern und Wucherern, gegen die das neue Gesetz gerichtet sein soll, wird man wohl auch anders beikommen können, als indem man einen Zustand schafft, der jeder Willkür Tür und Tor öffnet, der zu einer traurigen Allerweltsschnüffelei führt und

die Möglichkeit freier Kulturbetätigung von einem blinden Zufall abhängig macht, nämlich davon, ob gerade ein weitblickender Geistesmensch die entsprechende Gewalt in den Händen hat.

Aber vielleicht habe ich den ganzen Abschnitt falsch verstanden. Vielleicht ist's gar nicht so schlimm gemeint. Niemandem wäre es lieber als mir. Ich laße mich von Wissenden gerne belehren. Läßt sich aber bei der Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht überhaupt etwas Senkrechtes denken? Vielleicht. Etwa so, daß man an Stelle der hoffentlich in Bälde überflüßig werdenden allgemeinen Wehrpflicht parallel ein soziales Hilfsheer für friedliche Arbeit erschaffen würde. Das würde für die Beteiligten nur Zeit in der Jugend erfordern, im dritten Jahrzehnt, wo die produktiven Kräfte so wie so gewöhnlich noch nicht ausgereift sind und für die allgemeine soziale Erkenntnis solche Arbeit nur förderlich sein könnte. Eine derartige organisierte soziale Hilfsarmee mit Arbeitszwang könnte man sich schließlich gefallen lassen. Und die wird wohl auch einmal kommen.

Aber wenn man nun einfach Zwangsarbeit für die ganze bisherige sogenannte Bourgeoisie einführen wollte, oder wenigstens als einen ersten Schritt in diesem Sinn, als eine Art Einleitung, (denn darum handelt es sich im Geheimen doch bei den Oltener Magistraten, um einen Revanchegedanken blindester Sorte), so wird eben während dieser Zeit das Wissen und noch mehr das Können der Menschen schwer geschädigt. Denn das, was sich der „klassenbewußte Arbeiter" etwa als Bourgeoisie denkt, ist durchaus keine einheitliche Größe, wie es zweideutige Demagogen gern verkünden. Es besteht Gefahr, daß mit dem, was in der bürgerlichen Welt wirklich Verhängnis war, mit dem nationalen Rausch, der kapitalistischen Ausbeutung und Produktionsanarchie, dem Standesdünkel und der Luxusschwelgerei Einzelner auch alle geistigen Berufsarten als „bürgerlich" in Verruf kommen. Wenigstens wo sie in den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten hingehören, ist schwer ersichtlich. Daß wir dahin streben, das Soldatentum überhaupt zu überwinden; daß die Industriearbeiterschaft zum großen Teil von der Geistesarbeit technischer Erfinder lebt; und daß bloße Bauernarbeit wie alle bloße Handarbeit ohne freien Flug der Gedanken und ohne künstlerische Gefühlsgestaltung allzuschwere Erdgebundenheit bedeutet, wollen wir nicht vergessen.

Warum auch den so berechtigten Kampf gegen das arbeitslose Einkommen durch das unselige Verlangen der Arbeitspflicht so unnötig kompromittieren? Ich möchte in keiner Weise falsch verstanden sein. Es ist durchaus nicht irgendwelche Eigenbrödelei und und nörgelnde Kritisierlust, wenn ich dies eine Postulat der Arbeiterschaft einer vielleicht etwas scharfen Kritik unterziehe. Je mehr man die volle Berechtigung und Notwendigkeit der andern Forderungen anerkennt, umso mehr muß man auf der Hut sein, daß

unter einer scheinbar sehr einleuchtenden Formulierung sich etwas in unsere Gesetzgebung einschleicht, das sehr fatale Konseauenzen nach sich ziehen könnte. Und um Gesetzgebung handelt es sich doch bei den Oltener Forderungen und nicht nur um irgendwelche schöne Ideen von sozialer Pflicht zur Arbeit und dergleichen.

Man sagte jetzt vier Jahre lang mit Recht, die Schweiz hätte die Pflicht durch friedliche Gestaltung eines Gemeinwesens von Leuten romanischer und gemanischer Herkunft und Sprache dem kommenden einheitlichen Europa vorzuleuchten. Sollte sie als „älteste Demokratie Europas" nicht auch die Aufgabe haben, mit verstehender Vernunft und ehrlicher phrasenloser Arbeitstüchtigkeit die sozialen Kämpfe und Fragen der heutigen Zeit auf friedlichem Wege einer befriedigenden Lösung zuzuführen? Dazu unter den Industriearbeitern, den Bauern und dem Bürgertum, aber auch bei der keiner besonderen Wirtschaftsklasse angehörden Künstlern und Forschern den Willen zu wecken, scheint mir nötigste Aufgabe unserer Zeit.

U. W. Züricher.

Ein Gebot der Stunde.

An alle religiös-sozial Gesinnten im Schweizerlande, und in der ganzen Welt, ergeht dieser ernste und dringende, ja beschwörende Aufruf jugendlicher Proletarier Zürichs, die sich in dieser Stadt, unter dem vorläufigen Namen „Evangelische Jugendorganisation Freischar", zu einer freien Arbeits- und Kampfesgemeinschaft zusammengeschlossen haben.

Die „Freischar" ist proletarisch und sie hängt mit ganzer Seele am Evangelium. Das empfindet sie als die neue große Freude, daß nun das Feuer der Frohbotschaft aus den Mauern der alten Kirche herausgeschlagen, und daß es außerhalb dieser Mauern unter den Geldes und Gutes freien Kindern des arbeitenden Volkes lodernd um sich geschlagen hat, der neuen Reformation, der neuen Gemeinschaft der durchs Evangelium wieder freigemachten Menschheit entgegen: denn der Geist weht, wo er will.

So ist die „Freischar", ihrer Geburt entsprechend, in den alten kirchlich-konfessionellen Banden undenkbar. Sie würde in diesen Banden, so wie die Dinge heute gekommen sind, sich selber, d. h. das Proletariat und das Evangelium verraten. Die Leser der „Neuen Wege" wissen, warum; wir wissen es alle viel zu gut, warum das Proletariat den Glauben an eine noch weiter dauernde Mission der bestehenden Kirche verloren hat.

In allem ist sich die „Freischar" bewußt, daß sie eine völlig neue Jugend vertritt und vor dem lebendigen Gotte zu ver-

treten hat. Sie ist eine auf Jugendgeist und auf das freiwillige Zusammenhalten gegründete Jugendbewegung. Die in ihr sind, haben nur eine Freude: daß sie teilnehmen können mit Jugendlust am Bau der neuen Welt, die sie im Herzen tragen. Und diese Jugendbegeisterung ist schuld daran, daß sie Freude bekommen haben am Evangelium. Sie haben entdeckt, daß es nichts Jugendlicheres, Frischeres, Heldenhafteres als die Reichsgottesbotschaft gibt, auf der ganzen Welt, in der ganzen Geschichte.

Sie wollen nie mehr an die brutale Gewalt, sie wollen allein noch an die ewige Macht der göttlichen Liebe und der aus ihr fließenden Gesinnung glauben. Sie wollen den unverfälschten, wahrhaftigen Sozialismus, der eine der edelsten und erhabensten Früchte des Evangeliums ist. Sie wollen den Welt-Sozialismus, das Welt-Bürgertum, den Welt-Patriotismus. Sie haben kein anderes Vaterland als die Erde, keine andere Heimat als die Liebe.

Sie kämpfen daher mit der internationalen Proletarier-Jugend in den allervordersten Reihen, jawohl, in Reih und Glied mit ihr, selber ein Teil von ihr. Sie sind also nicht eine neue Partei: und sie dürfen hierüber kein Mißverständnis aufkommen lassen. Aber nimmermehr wollen sie den Sozialismus der Maschinengewehre, des Hasses und des kleinen Mutes. Unter der Diktatur des Proletariates verstehen sie keine andere, als die Führerschaft des Proletariates in der Menschheit mit den unzerbrechlichen Waffen der Liebe, mit welchen Waffen das werktätige Volk berufen ist, für dieses Jahrhundert die Welt zu erlösen. Aber es soll das tun als einen seligen Dienst an aller Welt, es soll sich nichts darauf einzubilden haben, es soll es aus lauterer, kindlicher, nichts dafür heischender Freude tun.

Die „Freischar", selber Proletariat, will das Evangelium ins Proletariat hineintragen. Und sie will die Frucht des Evangeliums, den reinen und unverfälschten Sozialismus, aus dem Proletariat hinaus in die Menschheit tragen.

Nun ist es ihr sehnlich Verlangen, mit allen „Freischärlern", allen Anfängen einer gleichen Bewegung, im Schweizerland und darüber hinaus, sich zusammenzuschließen in freier Gemeinschaft. Sie weiß von solchen Anfängen außerhalb Zürichs so gut wie nichts, aber sie glaubt an sie, sie weiß es mit ihrem Herzen, daß überall solche Anfänge bestehen müssen. Und es ergeht dieser bittende Aufruf an alle Leser der „Neuen Wege", die innige Freude darüber empfinden, vor allem jedoch an die geistigen Führer im religiös-sozialen Kampfe, alles zu tun, zum Wachsen unserer Sache, überall dort, wo genannte Anfänge bestehen, mit dem Feuer der Jugend hineinzufahren, zur Sammlung zurufen. In den Augen der „Freischar" Zürichs sind die Tage gekommen, da die Gesinnung, welche die „Neuen Wege" mit unermüdlichem Fleiße

seit Jahren vertreten, im Schoße der proletarischen Jugend zum Leben ersteht. Die „Freischar" glaubt freudig: Jetzt oder nie!

Die Welt steht im Zeichen des Bolschewismus. Er wird sich rasch ausleben und überleben, das immanente Gericht über die alte, vergehende Welt. Endgültig wird alsdann das Proletariat verstehen, daß mit den Mitteln brutaler Gewalt das Ideal nie erkämpft, vielmehr zu Tode getreten wird, daß, wer an den absoluten Sieg des Guten glaubt, sich nicht den Mächten des Bösen ausliefert, daß nie der Zweck die Mittel heiligt, daß es nur eine unbedingte sittliche Weltordnung, oder dann gar keine gibt, daß daher in dem völligen Glauben an den Sieg des gewollten Guten die einzige, aber dafür die ganze Garantie des Sieges liegt. Dann endlich wird das geprüfte Proletariat sich mit Jubel hinwenden zu dem aus kirchlich-konfessionellen Banden befreiten Christus, wird mit Jubel sein Kreuz ergreifen, das Zeichen der höchsten und letzten Gesinnung, die lieber Unrecht leidet als Unrecht tut und die weiß, daß sie gerade darum wird siegreich sein — und wird in diesem Zeichen die Welt erobern.

Diese Umwälzung hat, in den Augen der Zürcher „Freischar", eingesetzt, in dieser, und in der dieser selbst noch unbekannten, aber von ihr geglaubten Welt-„Freischar", die es nunmehr zu sammeln gilt, mit lautem Rufe. Und es kann diese Bewegung heute wirklich nur eine Jugendbewegung sein, und nur eine Bewegung der proletarischen Jugend. So haben wir es in Zürich erfahren, so wird es überall sein. Die Jugend von heute ist die Trägerin der Geschichte von morgen. Alles hilft nichts, wenn es nicht in die Jugend schlägt. In ihr ist der Anfang aller Dinge, die Gottes sind. Auf zur Sammlung denn der proletarischen Jugend im Zeichen des Kreuzes, das die Kirche verläßt und zu den Kindern des Volkes will!

Wir haben noch eine Bitte, die wir nicht gern aussprechen, denn es ist eine Bitte aus Erdenmangel. Wir wissen, daß denen, die Göttliches wollen, um Göttliches bitten, das Irdische als Geschenk zufällt. Das schließt aber nicht aus, daß die Erdenhilfe durch Menschenhand kommt; im Gegenteil, Gott hilft immer durch Menschen: Helft uns darum. Es ist irdische Not unter uns; weil aber die Herzen uns treiben zu unermüdlicher, weltgeschichtlicher Arbeit, glauben wir voller Zuversicht, daß uns mehr und mehr, was wir vergängliches Gut bedürfen, gegeben werde. Mit zu dem Dringensten rechnen wir die Erstellung eines Jugend-Sekretariates, die Berufung eines begeisterten Jugendführers, und eine kampfesfreudige, jugendfrische Presse. Wahrlich, die hohe Sache, die schönste und siegesgewißeste unserer Tage, wäre es wert, daß von den Edelsten unter den Menschen ihr alle erdenkliche Hilfe geliehen würde. Die Zeit ist erfüllt, wahrhaftig, sie ist erfüllt.

Wir schämen uns daher nicht, an alle die Edeln unsere große Bitte um Rat und Tat ergehen zu lassen, und mit lauter Stimme zur Sammlung der schweizerischen und der Welt-„Freischar" zu rufen.

Zu Pfingsten ist unsere Landsgemeinde. Möchten aus zahlreichen Gauen der Schweiz, vielleicht schon drüber hinaus, die jungen Scharen zu ihr aufbrechen! Wir hoffen in Sehnsucht.

Unser noch unperiodisch als Flugblatt erscheinendes Blatt „Der Freischärler" ist vom Obmann erhältlich: H. Neumann, Langstraße 214, Zürich 5, der auch zu jeglicher Auskunft freudig bereit ist.

Mit evangelischem Jugendgruße im Namen der „Freischar":

H. Neumann, G. Schwarz, G. Schweingruber.

Büchertisch.

Zwingli: Predigt an der Zwinglifeier vom 5. Januar 1919 von Albert Schaedelin, Pfarrer am Münster in Bern. Verlag von A. Francke, Bern.

Wir möchten diese treffliche Predigt denen empfehlen, die sich den Sinn des Zwingli'schen Werkes klarer machen wollen. Sie bietet eine wertvolle Ergänzung zu der Schrift von Farner. L. R.

Verdankung.

Auf unsere Bitte in der letzten Nummer („Wer hilft?") sind uns so reichliche Beiträge eingegangen, daß damit vollständig geholfen ist. Wir verzichten darauf, zum Teil auf ihren ausdrücklichen Wunsch, jedenfalls aber in ihrem Sinne, die hochherzigen Geber einzeln zu nennen und sprechen ihnen bloß allen, auch im Namen der von schwerer Sorge befreiten jungen Frau, unsern wärmsten Dank aus! Die Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir möchten gerade zu dieser Nummer wieder bemerken, daß die Neuen Wege nicht bloß ein Organ ihrer Redaktoren sind, sondern ein Ort freier Aussprache. Die Redaktoren stehen bloß für die Gedanken, die sie selbst aussprechen. Nichts ist falscher, als wenn man zitiert: „Die Neuen Wege sagen" in dem Sinne, als ob es die Redaktoren sagten. Wir wünschen Mannigfaltigkeit in der Einheit und geben auch dem „Gegner" stets gern das Wort. So wünschen wir denn besonders, daß die Kontroverse Wildbolz—Stückelberger der Anlaß werde zu einer Wiederaufnahme der ganzen Diskussion des Militärproblems. Die Zeit dafür scheint uns gekommen.

Der Schluß der Artikel „Zur Lage" wird im nächsten Heft erscheinen.

Druckfehler. Im Januarheft (Aufsatz: „Wilson und Lenin"), S. 30, Z. 24 von oben ist ausgefallen: „eine genügende Demokratie".

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



In ernster Stunde.[1]

Ein Weckruf.

Die innere Lage der Schweiz hat in der letzten Zeit eine Zuspitzung erfahren, die Alle aufs tiefste beunruhigen muß, welche sich ihrer Verantwortlichkeit für das, was geschieht und geschehen wird, bewußt sind.

Wer unter uns noch Augen hat und nicht schläft, muß sich darüber klar sein, daß wir unmittelbar vor dem Bürgerkrieg stehen. Diese Klarheit müssen wir über das ganze Volk verbreiten, daß nicht die Katastrophe des Bürgerkrieges so über uns komme, wie die des Weltkrieges, den ebenfalls Viele erwarteten und der doch wohl Allen überraschend kam. Die sonst gewiß berechtigte Scheu, den Teufel an die Wand zu malen, darf uns jetzt nicht mehr zurückhalten, mit aller Kraft unserer Stimme ins Land hinauszurufen: „Wachet auf, Alle, die ihr noch schlafet und fraget euch, ob ihr den Bürgerkrieg wollt oder nicht!"

Denn wenn es so weiter geht wie bisher, dann kommt er mit Gewißheit. Und zwar ist es jetzt vorwiegend die bürgerliche Welt, die ihn unbewußt (und leider manchmal auch bewußt) herbeiführt. Die immer erneuten Militäraufgebote, die keinen andern faßbaren Grund haben als die bürgerliche Gespensterangst; die Organisation der Bürgerwehren mit den entsprechenden Probemobilisationen; die Herrschaft phantastischer Gerüchte; eine Reaktion, die in ihrer gewalttätigen Borniertheit an die berüchtigsten Zeiten der Vergangenheit erinnert; die Unfähigkeit unseres noch immer herrschenden Systems, zu erkennen, was die Stunde geschlagen hat und unter Opferung der alten trägen Machtgewohnheiten die nötigen Konsequenzen zu ziehen; die Herrschaft eines Raubsystems über unser wirtschaftliches Leben, die jetzt nach Schluß des Krieges schamlos die Preise in der Höhe hält, trotz großer Vorräte, nur damit die Kriegsgewinne nicht kleiner werden — dies alles und vieles Andere hat in der Arbeiter-

[1]) Um Abdruck und Verbreitung in unveränderter Form wird gebeten.

schaft eine Stimmung erzeugt, von der wohl Viele in ihrem alten Machthochmut keine rechte Vorstellung haben. Wenn sie aber etwas davon merken, dann ziehen sie die falsche Konsequenz, indem sie die Methode der Reaktion noch verschärfen. Entsprechend wächst dann die Verbitterung in der Arbeiterschaft und die Neigung, Gewalt durch Gewalt zu besiegen, was dann wieder der Reaktion ein moralisches Recht zu geben scheint. So ist eine Spannung entstanden, in der ein Funke genügt, um die furchtbare Explosion des Bürgerkrieges zu erzeugen. Es scheint unmöglich, diesen Funken zu verhüten, er kann jeden Augenblick in den angehäuften Zündstoff fallen. Die Arbeiterschaft wünscht zur Stunde noch keine gewaltsame Auseinandersetzung, ein großer Teil der bürgerlichen Welt auch nicht, aber die angesammelten Kräfte fragen zuletzt nicht mehr nach unserm Willen, sie wirken nach ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit. Ihr Schläfer, ihr Verblendeten, seht ihr denn wirklich nicht, was kommen *muß*, wenn es nur eine kurze Weile noch so weiter geht?

Aber was ist denn zu tun?

Werden wir wohl im üblichen Versöhnungsstil Frieden und Verträglichkeit predigen? Werden wir verlangen, daß bloß jede Partei etwas von ihren Forderungen ablasse, damit alles wieder gut werde?

Nein, das war nie unser Weg und ist es auch jetzt nicht. Uns steht fest, daß der große Kampf zwischen der alten und neuen Welt ausgetragen werden muß. So schlimm es wäre, wenn dies auf gewaltsame und blutige Weise geschehen müßte, so wäre vielleicht doch noch schlimmer, wenn die Entscheidung ängstlich vermieden würde. Auch erwarten *wir* den Frieden nur von dem Siege der neuen Welt. *Aber die Frage ist, ob dazu Blut und Feuer nötig sei:* Das glauben wir nicht. Der Kampf kann auf andere Weise ausgetragen werden, er muß es, wenn er uns das größtmögliche Maß von Heil und das kleinstmögliche Maß von Unheil bringen soll.

Was aber ist denn zu tun?

Wir meinen, daß dazu auf der *bürgerlichen* Seite etwa Folgendes am nötigsten sei:

1. Sie muß aufs rascheste die *Diktatur der Bourgeoisie* aufgeben, mit der sie jetzt arbeitet und eine loyale Auseinandersetzung mit der sozialistischen Arbeiterschaft auf dem Boden des Verständnisses und Vertrauens suchen.

2. Sie muß zu diesem Zwecke ebenso rasch die notwendigen *politischen Veränderungen* vornehmen, die *neue Menschen* an die verantwortlichen Stellen bringen. Jede Aufschiebung ist ein Verbrechen!

3. Sie muß diejenigen *sozialen Reformen*, die auch sie für unumgänglich hält, aufs eiligste an die Hand nehmen, so daß die Arbeiterschaft den ernsten und aufrichtigen Willen erkennen kann. Aber es darf keine Minute mehr verloren werden!

4. Diejenigen, die inmitten der bürgerlichen Welt den ganzen Ernst der Lage erkennen, müssen mit all der Energie und Unerbittlichkeit, welche die Stunde fordert, ihre Stimme erheben, wo immer es ihnen möglich ist. Alle Kräfte unseres Volkes sollten nun sofort auf dies eine Ziel konzentriert werden. Wenn wir in unserem Volke dieses dringendste Problem der Zeit vorbildlich lösen, dann haben wir nicht nur am besten für seine Existenz gesorgt, sondern auch der Welt einen Dienst geleistet; wenn wir aber gerade vor dieser Aufgabe jämmerlich versagen, so haben wir unser moralisches Daseinsrecht verscherzt und der Welt ein trauriges Schauspiel mehr zu den vielen andern, die sie heute sehen muß, geboten. Wo bleiben die Kirchen, die Schulen, die politischen Vereinigungen? Alles religiöse Reden, alle Bildungsbestrebungen, aller Patriotismus — alles wird zum Hohn und zur Lüge, wenn wir uns nicht vor dieser Aufgabe sofort zu einem geschlossenen und mächtigen Tun aufzuraffen vermögen.

Was aber die Arbeiterschaft betrifft, so glauben wir, daß sie zu einer heilsamen Lösung dieser Aufgabe Folgendes beitragen könne:

1. Sie sollte jede Möglichkeit einer nicht gewaltsamen Lösung versuchen, bevor sie zum Aeußersten greift, und nicht mit der Diktatur des Proletariates und ähnlichen Gewaltgedanken spielen — dies unbeschadet der Notwendigkeit neuer Formen der Demokratie und Freiheit.

2. Sie sollte sich durch keine noch so schlimme Provokation von bürgerlicher Seite zu etwas reizen lassen, was nicht aus der Notwendigkeit der eigenen Sache folgt. Ihre Kraft liegt in ihrer Ruhe.

3. Sie sollte ein neues, einfaches und volkstümliches Programm der Mindestforderungen, die sie stellen muß, formulieren und dessen sofortige Verwirklichung verlangen, ohne damit auf den Kampf um das letzte Ziel zu verzichten.

4. Sie sollte das Vertrauen auf die Ueberzeugungskraft der von ihr vertretenen Wahrheit und auch, trotz allen Enttäuschungen, den Glauben an ein reiches Maß von gutem Willen zum Entgegenkommen bei vielen von denen, die äußerlich dem andern Lager angehören, nicht aufgeben. Dieser gute Wille ist vorhanden, findet aber nicht die Mittel, sich zur Geltung zu bringen. Helft ihm dazu.

Beiden Lagern möchten wir Folgendes sagen:

Erstens: Bedenket, daß bei einem blutigen Zusammenprall Sieger und Besiegte gleichmäßig ruiniert sein werden. Denn der Kampf, einmal begonnen, wird furchtbar werden und der Same des Blutes, einmal ausgestreut, in immer neuen Ernten des Fluchs aufgehen.

Zweitens: Versuchet, den notwendigen Kampf in einem andern Stil zu führen als jetzt, nicht mit diesen Waffen des Hasses, der Gemeinheit und Lüge, sondern mit den Waffen der Wahrhaftigkeit

und Ritterlichkeit, bedenkend, daß ihr durch einen schlechten Kampf am meisten der eigenen Sache schadet.

Drittens: Tretet sofort dem frevelhaften Treiben einer bestimmten Presse entgegen und bedenket besonders ihr Bürgerlichen, daß auch ihr eine Hetzpresse habt und zwar eine ganz schlimme, namentlich dann, wenn sie vornehm tut. Tretet dieser Hydra entgegen, sonst setzt ihr Gluthauch das Land in Flammen.

Noch einmal sagen wir: den Entscheidungskampf der beiden Welten können und wollen wir nicht verhindern. Aber wir können und sollen ihn nach Möglichkeit von den Mächten der Hölle befreien. Wir rufen Alle dazu auf, die dessen fähig sind. Wir rufen auf zu Wahrhaftigkeit, Adel, Güte, Verständnis, freudigem Opfer. Wir rufen mit aller Kraft, die uns zur Verfügung steht, im erschütternden Bewußtsein des Ernstes der Stunde. Wir rufen im Namen Gottes, der so wenig Bürgerkrieg will, wie Krieg überhaupt; wir rufen im Namen des Christus, zu dem die Masse unseres Volkes sich bekennt und der die Versöhnung durch Kräfte einer höheren Welt schaffen will.

Jeder, der dies liest, ist dabei behaftet. Er soll helfen, daß die Rettung geschieht und er kann es! Es ist kein Verhängnis, das über uns waltet. Noch können wir zur Höhe, statt zum Abgrund. Wachet auf!

Die Redaktion der Neuen Wege:
J. Matthieu.
L. Ragaz.
L. Stückelberger.

Zürich, 15. März 1919.

Gott und die Heiden.

(Jesaja 65, 1.)

Wir leben in einer Zeit großer Zeichen. Es ist aber auffallend, daß oft gerade die keine Augen dafür haben, die sich einbilden, tiefer als andere in die Geheimnisse Gottes hineinzuschauen. Andere aber, denen man Alles in der Welt zutraute, nur das nicht, daß sie Großes, was Gott will, auch wollen könnten, die sehen mit hellen Augen und hören mit feinem Ohr. Die Gottesverheißung im Buch der Propheten hat wieder ihre Zeit: „Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragten. Ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten. Und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: „Hier bin ich, hier bin ich!“

Dem großen Propheten, dem tiefblickenden Kenner seines Volkes, dämmerte die Erkenntnis auf, in deren Tiefen später keiner so wie Jesus eingedrungen ist: „Was den Klugen und Weisen der Welt

verborgen ist, wird den Einfältigen offenbar." Eine jubelnde Entdeckerfreude kommt über Jesajas, denn er erlebt, daß mitunter denen, die für die bestellten Hüter der Religion gar nicht als „religiöse" Leute in Betracht kamen, die Augen für die höchste Wahrheit aufgehen können. „Gott wird gesucht von solchen, die nicht nach ihm fragten und gefunden von Menschen, die ihn nicht gesucht."

Gewiß, die rechten Gottsucher sind nicht nur in Studierstuben und nicht immer in den Reihen derer, die ex officio mit Gott verkehren und sich einbilden, in Kraft ihres Amtes oder ihrer Bildung die Mittler zwischen Himmel und Erde zu sein. Es gehen auch armen Erdenkindern im Dunkel ihrer Wanderung Lichter auf. Immer noch stößt die Schaufel manches treuen Arbeiters auf einen verborgenen Schatz, weil er ohne eigentlich Gott gesucht zu haben, nur einmal ehrlich daran war, das Erdreich, auf dem er stand, mit festem Willen umzugraben und ein Neues von ganzer Seele zu wollen. Tausende sind unbewußt auf dem Weg zu Gott. Lebenshunger und Tatendrang treibt, heiliger Zorn spornt sie. Sie halten es in der Stickluft einer Gott entfremdeten, an Liebe und Wahrheit sich versündigenden Welt nicht mehr aus und haben Stunden, wo sie herausschreien möchten: „So kann und darf es nicht mehr gehen!" Sie hungern und dürsten nicht nach logisch bewiesenen Erkenntnissen. Philosophische Gottesbeweise wollen sie schon gar nicht und zum Verständnis theologischer Erörterungen fehlt ihnen schlechthin das Organ. Aber, ob sie es wissen oder nicht, sie wollen leben in einer Welt, darinnen Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede, Reinheit, Güte, nicht bloß Idole, sondern Realitäten sind. Es lebt in ihnen eine Sehnsucht nach Gott, der nicht nur Gegenstand von Gebeten, Liedern und Predigten, sondern fühlbare, weltumgestaltende Wirklichkeit ist.

Man nennt sie Heiden. Warum? Im kirchlichen Leben tun sie vielleicht nicht mit. Ihre Vorstellungen in Sachen der Religion, sofern sie solche haben, bestehen die Kritik der Schulgerechten nicht. An den Fehlern und Gebrechen ihres Geschlechtes haben sie redlich teil. Sie sind nicht gut im Sinn von sittlicher Vollkommenheit; wollen aber freilich auch nicht besser scheinen als sie sind. Vieles fehlt ihnen von dem, was einem Menschen die Herzen der am Alten hangenden „Rechtschaffenen" im Lande gewinnen kann. Man fürchtet die derben Aeußerungen ihres Zorns, ihr rücksichtsloses Wollen, ihr stürmisches Vorwärtsdrängen.

Sind sie Heiden? Ja — wenn der Mangel eines formulierten Bekenntnisses, das Nichtreden von Gott und Christus, die kirchliche Passivität, die Unfähigkeit, gewisse Anschauungen auf eine dogmatische Formel zu bringen oder biblisch zu begründen, die Unlust, in Sachen der Religion äußerlich mitzutun, so viel ist wie ein Sein ohne Gott, dann sind sie wirklich Heiden.

Gibt es aber ein Ergriffen- und Getriebensein von Gott auch bei Menschen, die nicht Religion im landläufigen Sinn des Wortes,

aber doch ein tiefes Empfinden, ein sehnliches Verlangen und ein großes Wollen für göttliche Dinge haben, dann sind sie's nicht. Gibt es ein Christentum aus reiner Gesinnung und edler Tat, ohne scheinerweckendes Christlichtun, dann sind sie tatsächlich keine Heiden.

Es gibt im Heere derer, die man verächtlich Heiden nennt, eine Elite, die je und je gewollt und mit Feuereifer erstrebt hat, was die hätten wollen und tun sollen, die sich vor andern Christen nannten. Mit Leidenschaft haben sie dem Krieg den Krieg erklärt, wo „Christen" ihn noch bejubelt und gesegnet haben. Gegen Alkohol und Prostitution, gegen Wucher und Ausbeutung jeglicher Art sind sie zu Felde gezogen und haben, als ob sie wahrhaftige Christen wären, nach Schmerz und Wunden nicht gefragt. Gegen den ruchlosesten Machthaber der Welt, gegen das Geld und den Geldsinn, sind sie, koste es was es wolle, wie Sturm und Wetter aufgestanden und haben, allen widersprechenden Zeichen zum Trotz, an das Kommen einer Welt geglaubt, darinnen es dem Menschen gegeben sein soll in Würde und Freiheit wieder Mensch zu sein. Der Verbrüderung unter Leidensgenossen aller Länder gehörte ihr heißes Hoffen, während „Christen" in abgöttischer Verehrung des Vaterlandes Waffen schmiedeten und über trennenden Abgründen Brücken zerschlugen.

Jesus lebt. Und weil er lebt, so hebt er segnend auch heute die Hand über manchen heidnischen Hauptmann von Kapernaum, über manches verachtete syrophöniziſche Weib, über manchen Zöllner und Schächer: „Wahrlich solchen Glauben fand ich nicht in Israel!"

Wird er ohne Weiteres den ganzen Gewalthaufen derer segnen, die man heute in christlichen Landen etwa Heiden nennt? Wird er sie alle lobpreisen um ihres bloßen Nichtsuchens oder ihrer Unkirchlichkeit willen? Wird er ihnen bedingungslos ein beseligendes Finden Gottes verheißen? Wird er diese „Heiden" von vorneherein für besser halten als die zielbewußten, treuen Christen?

Niemand wird das glauben. Aus allem Volk aber wird er sich die Heldenschar erkiesen, mit der er gerade in dieser jammervollen Zeit sein Reich auf Erden bauen will. Und wo den Klugen und „Frommen" der Welt im Suchen nach rechten Herolden für eine bessere Zeit die Augen gehalten sind, wird er Helfer und Helden von wunderbarer Kraft entdecken, weil es immer noch gilt: „Der Geist weht wo er will. Du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht woher er kommt und wohin er fährt." Ja gerade da, wo heute viele nichts als rohes Heidentum vermuten, wartet in der Nacht, nur seinen Augen sichtbar, ein Häuflein selbstloser, glaubensstarker, todesmutiger Streiter, von Jesajas der „Gottesknecht" genannt. Die nehmen selbst Schuld und Not der Brüder gern auf sich im Glauben an das Kommen Gottes in die Welt. Sie warten auf das Reich und lassen sich's nicht nehmen, daß es kommt. Was sie aber Gutes tun, das tun sie, weil sie müssen, nicht weil sie sich für Gottesmenschen halten. Noch haben sie für ihr Frommsein weder Form

noch Namen. Sie wissen vielleicht nicht einmal, daß sie in Gottes Arbeit stehen. In dem Maße aber, als sie seinen Willen tun, werden sie inne, daß er ist. Eines Tages wird er ihnen in voller Herrlichkeit offenbar und spricht: „Hier bin ich — hier bin ich!“ Jetzt kann es tagen. Als die von Gott Gefundenen werden sie mit ganzer Seele nach ihm fragen und aus „Heidentum“ wird Gottskindschaft werden.

J. G. Birnstiel.

Der religiöse Kampf.

Zur Lage. (Viertes Stück.)

1. Die religiöse Revolution.

Auf die politische die soziale und auf die soziale die religiöse Revolution — das war das Stichwort, das wir in unserer letzten Erörterung der Lage ausgesprochen. Es liegt uns nun noch ob, seinen Sinn zu erläutern, so gut es uns möglich ist, und damit das Bild der neuen Kämpfe und Probleme, in die wir gestellt sind, einigermaßen abzuschließen.

Die Notwendigkeit dieser religiösen[1] Revolution drängt sich bewußter oder unbewußter Weise wohl Allen auf und zwar in negativer und positiver Beziehung.

In negativer: Es ist undenkbar, daß der unerhörte Umsturz in der politischen und sozialen Sphäre nicht auch die zentraleren Lebensgebiete ergreifen sollte. Dafür ist der Zusammenhang alles Kulturlebens viel zu innig. Wenn heute Einer kommt und uns als Stein der Weisen für die Lösung des sozialen Problems den Vorschlag anbietet, das politische, soziale und kulturelle Lebensgebiet unabhängig von einander auszugestalten, so beweist er damit nur, daß ihm die elementarste Einsicht in das Wesen der gesellschaftlichen Dinge fehlt und er zu allem andern eher berufen ist, als zum sozialen Reformator, und wenn auch einige gescheidte Menschen darauf hineinfallen, so ist dies ein Zeichen unserer großen Not, die die Menschen gierig nach jedem noch so krausen Rezept greifen läßt, wenn es nur rasch zu helfen scheint.[2] Politisches, soziales und geistiges Leben (im engeren Sinne) bilden eine Lebenseinheit, deren einzelne Betätigungen in engster Wechselwirkung stehen. Wenn wir dem Marxismus irgend etwas verdanken, so jedenfalls eine besonders klare Herausarbeitung

---

[1]) Das Wort „religiös“ ist in Erörterungen wie die vorliegenden nicht gut zu vermeiden, trotz seinem Doppelsinn. Es soll einfach das Thema bezeichnen, um das es sich handelt. Wortjäger sind also gebeten, es in Ruhe zu lassen.

[2]) Es ist an die sozialen Vorschläge Rudolf Steiners gedacht, für die jetzt eine so laute Propaganda gemacht wird. Der Schreiber dieser Zeilen möchte Steiner als Theosophen gern ernst nehmen und wünschte sich einmal darüber aussprechen zu können, aber seine sozialen Gedanken hält er für unreife Einfälle eines Menschen, dem dieses Feld offenbar ganz fremd ist.

dieses Tatbestandes.[1]) Eine Umwälzung der politischen und sozialen Ordnungen muß darum notwendig die ganze Geisteskultur und besonders ihr Zentrum, das religiöse Lebenssystem, in ihre Kreise ziehen.

Der Zusammenhang läßt sich auch auf die umgekehrte Weise erfassen. Wenn man der Ueberzeugung ist, daß das religiöse System einer Epoche, d. h. die Art und Weise, wie sie sich zu den letzten Wahrheiten des Lebens stellt, das Zentrum nicht nur alles geistigen Lebens, sondern alles Lebens überhaupt sei, dann wird man zu der Vermutung weitergedrängt, daß, wenn eine Epoche schließlich in eine unerhörte Katastrophe ausläuft, ihre Ursache in jenem Zentrum liege, also dort die Verderbnis groß geworden sei. Diese Vermutung wird durch eine tiefere Kenntnis der Geschichte bestätigt. Diese zeigt überall, besonders deutlich aber an ihren großen Wendepunkten, daß Verderben und Rettung in allen Epochen aus dem religiösen Leben stammt. Ist dieses gesund und reich, so ist es auch die Epoche, verfällt es, so verfällt auch sie. Die Völker wissen dies oft lange Zeit nicht recht. Sie suchen die Quelle des Uebels an allen möglichen Außenstellen, vor allem in politischen und sozialen Verhältnissen, oder auch in gewissen sittlichen Mängeln, die doch selbst wieder ihre tieferen Ursachen haben. Sie halten sich an Symptome und suchen diese zu heilen, sie sind enttäuscht, wenn dies auf keine Weise gelingen will und das Uebel nur schlimmer wird, bis ihnen eines Tages, vielleicht nach langem Tasten, explosionsartig die Klarheit kommt, daß alle diese Nöte aus der einen stammen, der religiösen Not, und daß darum auch die Rettung nur von dieser Seite her kommen kann. Eine solche Entwicklung hat einst zu der religiösen Revolution geführt, die wir „Reformation" nennen. Der ganzen Geistesrichtung jener Zeit gemäß ist man damals zwar früher auf die Hauptsache gestoßen, aber man meinte lange, durch gewisse Aenderungen am kirchlich-politischen Wesen die Hilfe gewinnen zu können, bis man nach und nach zum tiefsten Punkt gelangte. Eine ähnliche Entwicklung führt heute ganz offensichtlich zu einer neuen, jene frühere weiterführenden und überbietenden Revolution.

Aber die Notwendigkeit einer solchen religiösen Revolution läßt sich, wie schon diese Erinnerung an die Reformation beweist, auch auf positive Weise zeigen. Die politischen und sozialen Umwälzungen können ihr Werk nicht vollenden, ohne die geistige, die in der religiösen gipfelt. Sie stünden sonst in der Luft. Sie allein kann ihnen die Grundlagen liefern. Diese Tatsache wird — um ein naheliegendes und zugleich zentrales Beispiel zu nennen — durch den bisherigen Verlauf der Völkerbundssache auf der Pariser Konferenz bestätigt. Warum können sich die sogenannten Staatsmänner der Entente nicht dazu entschließen, damit wirklich ernst zu machen? Etwa aus besonderer Schlechtigkeit? Aus Chauvinismus und Imperialismus? Es

---

[1]) Man vergleiche dazu den Aufsatz von Lejeune.

wäre die Frage zu stellen, woher denn diese stammen, warum sie diese ganze Geistesart haben. Wir müssen die Ursache tiefer suchen. Sie können den Völkerbund nicht ernst nehmen, weil sie nicht daran glauben. Und warum glauben sie nicht daran? Weil sie nicht an Gott glauben — mögen sie ein religiöses Bekenntnis haben oder nicht — weil sie darum nicht den Mut haben, sich für das Zusammenleben der Völker auf jene Mächte zu verlassen, die aus ihm stammen und in ihm allein ihre Bürgschaft haben, und sich darum nach weltlichen und materiellen Sicherungen umsehen müssen, so trügerisch diese auch sein mögen. Umgekehrt ist es bezeichnend, daß der einzige Staatsmann, der wirklich ein solcher ist und der an den Völkerbund glaubt, ein Mann ist, der die Kraft dafür aus seinem lebendigen und echten Gottesglauben schöpft. Es zeigt sich an diesem zentralen Beispiel mit voller Klarheit, daß der weltpolitische Neubau ein Luftschloß sein wird, wenn er nicht eine Stadt ist, „die feste Grundlagen hat, deren Künstler und Werkmeister Gott ist.“ (Hebräer 11, 10.) Daß die Versöhnung der Völker über den Ozean von Schuld und Fluch hinweg nur durch diese höchsten Mächte bewirkt werden kann, haben wir früher gezeigt und es bestätigt sich jeden Tag deutlicher. Das Gleiche gilt selbstverständlich von dem sozialen Neubau. Wenn eine wirklich sozialistische Gesellschaft werden soll, dann sind Veränderungen im geistigen Leben der Menschen nötig, die bis in die letzten Tiefen reichen, eine „religiöse Revolution“.[1]) Auch dies spüren heute im Grunde Alle (die revolutionärsten Sozialisten nicht ausgenommen), obgleich sie mit verschiedenen Worten davon reden. Unsere bisherigen Erörterungen „Zur Lage“ haben uns immer wieder ungesucht zu dem gleichen Punkte geführt. Einige von denen, welche den „religiösen“ Charakter einer Aeußerung nach dem mehr oder weniger häufigen Vorkommen des Wortes „Gott“ oder „Christus“ beurteilen, haben gefunden, sie seien rein „politisch“. In Wirklichkeit war doch ihr erstes und letztes Wort: „Christus allein“. Sie führten mit zwingender Notwendigkeit immer wieder zu diesem Einen, was not ist. Alle Wege der Zeit, die der Not und die der Hilfe, langten hier an. Es wurde jedem, der diese Ausführungen mit wirklichem Verständnis las, klar, daß hier sich die letzte Aufgabe darstelle, die täglich mehr die erste werde; daß dies die Not und Hilfe sei, worin alle andern sich auflösten; daß hier der zentrale Kampf der Zeit sich ankünde. Auch hier kommt uns die Geschichte mit deutlichen Bestätigungen zu Hilfe. Sie zeigt, wie das letzte Wort aller umfassenden Bewegungen einer Epoche auf ein neues Wesen hin eine religiöse Erhebung, ein Aufbrechen neuer Kräfte und Klarheiten vom Jenseitigen her bildet, wie alles bewußte und unbewußte Verlangen

---

[1]) Es sei in dieser Beziehung auf die Aufsatzreihe: „Neue Wege“, besonders den über „Die Erlösung durch die Liebe“ im Jahrgang 1916 und auf den „Ueber einige religiöse Grundlinien der Versöhnung unter den Menschen“, verwiesen.

eines Zeitalters zur Ruhe kommt in einem neuen Wort Gottes an die Menschen.

Vor diese Aufgabe stellen wir uns nun also zum Abschluß dieser Gedankenarbeit, worin wir eine Orientierung im Chaos der Zeit, einen Standpunkt für unsren Kampf und unsre Arbeit, eine Antwort auf die neugewordene alte Frage: „Was sollen wir tun?" gesucht haben.

Wenn wir uns nun fragen, welcher Art diese religiöse Revolution wohl sein werde und sein sollte, so wissen wir, daß dies ein sehr großes und schweres Unternehmen ist. Die politischen und religiösen Probleme stellen sich trotz all ihrer Verwicklung doch in viel einfachern und plastischeren Formen dar, als die religiöse Lage. Auch handelt es sich hier um viel irrationalere, viel schwerer faßliche und berechenbare Dinge. Dazu ist die Entwicklung hier wohl mehr in den Anfängen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß der Wert dieser Ueberlegungen mehr in der Stellung der Frage als in der Antwort liegen wird. Diese kann nicht mehr sein, als ein Tasten, ein Ahnen; sie wird im besten Fall nur einzelne Bruchstücke der Wahrheit finden. Aber es ist schon entscheidend wichtig, daß gefragt wird, immer dringender gefragt, und wenn möglich richtig gefragt. Eine Anregung dafür zu geben, ist also schon ein nützliches Werk. Und wir dürfen uns dabei jenes Wortes erinnern, das gerade in solchen Zeiten wieder besonders wichtig wird: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan."

Eine große Hilfe wird dabei unserem Suchen gerade durch den engen Zusammenhang zwischen dem politisch-sozialen und dem religiösen Leben. Wir werden annehmen dürfen, daß die religiöse Revolution eine gewisse Analogie zu der politisch-sozialen zeigen werde. Sie wird sozusagen ihr letztes Wort sein, sodaß durch die Richtung, die jene nimmt, auch schon angedeutet wird, welcher Art diese sein werde. Die Geschichte bestätigt uns auch diese Annahme. Die religiöse Bewegung ist stets der Abschluß aller andern, auch wenn sie auf unerwartete Weise auftritt. Es gilt immer: „Als die Zeit erfüllet war." Diese Ueberlegung mag uns der Ariadnefaden sein, der uns durch das Labyrinth der religiösen Lage der Gegenwart und der nächsten Zukunft führt.

Durch die politisch-soziale Revolution wird ein Altes gestürzt und ein Neues aufgerichtet. Zu beiden wird es in der religiösen eine Analogie geben. Es wird durch sie vieles erledigt und vieles neugebaut werden.

Wir wenden uns zunächst dem Ersten zu.

2. Was erledigt ist.

Wir können, wenn wir uns den Umfang des religiösen Zusammenbruches klar machen wollen, das Maß gar nicht groß genug

nehmen. Durch die politische und soziale Umwälzung ist eine Welt eingestürzt, das wird auch auf dem religiösen Gebiete geschehen sein oder weiterhin geschehen. Und zwar werden hier gerade diejenigen Mächte gestürzt sein oder weiterhin stürzen, die mit jener Welt in Verbindung standen, vielleicht so, daß sie sie ergänzten oder stützten. Wir müssen sogar die stärkste und umfassendste Formel wählen, um das Geschehene auszudrücken und sagen: Gestürzt und erledigt ist unser ganzes Christentum. Wohlverstanden: unser Christentum, nicht das Christentum, das Christentum, wie es zuletzt unter uns sich dargestellt hatte, nicht seine tiefere Wahrheit, nicht Christus selbst!

Erledigt, dürfen wir wohl sagen, ist jenes Christentum, das mit dem Schimpfnamen der Kriegstheologie belegt worden ist, jenes Christentum, das die bestehenden Ordnungen stützte: den Machtstaat, den Kapitalismus, den Militarismus, das ganze Reich der Welt mit seinen Gewaltordnungen. Dieses Christentum ist dahingestürzt. Mag es sich da und dort scheinbar noch aufrecht halten, so ist es doch gerichtet, so haben seine Vertreter keine Zuversicht mehr dazu, so ist es von aller inneren Wahrheit verlassen. Es ist Fluch und Schande darüber gekommen; es ist eine Hauptursache, wenn nicht die Hauptursache der Weltkatastrophe geworden; es hat zum mindesten nicht nur fast nichts zu ihrer Verhinderung getan, sondern sie aufs äußerste verschärft. Jener scheinbare Tiefsinn des neulutherischen Christentums, der den sittlichen Geist, den Geist Christi, vom politischen und sozialen Leben fernhalten wollte, ist in seinem ganzen Trug aufgedeckt. Wir werden die Diskussion darüber nicht mehr zu erneuern haben. Ein neues Denken bricht nun an. Damit aber stürzt ein großer Teil der Gedankenkonstruktion, worauf der geschichtliche Protestantismus ruhte, zusammen. Besonders ist die Katastrophe des Luthertums unübersehbar groß. Die nun auch in Deutschland notwendig gewordene Trennung von Kirche und Staat ist nur ein äußeres Symptom dieser Tatsache.[1]) Eine ganze religiöse Epoche ist erledigt.

Die Revolution greift aber noch weiter. Es dürfte wohl aber eine allgemeine Empfindung sein, daß besonders die bisherige Gemeinschaftsform des Christentums, also unsere Kirchenform nicht mehr genüge. Sie versagt gegenüber dem sozialen Problem, das zum Bürgerkrieg zu führen droht, fast noch augenfälliger und schmerzlicher, als sie es gegenüber dem politischen getan, das zum Weltkrieg geführt hat. Gegen ein gewisses Theologentum, Pfarrer- und Pfaffentum wendet sich eine steigende Verachtung gerade derer, die nach tieferer Wahrheit dürsten. Mit der neuen Hinwendung zur Religion geht Hand in Hand eine steigende Unzufriedenheit mit ihrer vorhandenen Form.

---

[1]) Es ist bezeichnend, daß gerade die Neulutheraner sich dagegen sperren wie gegen den Tod.

Besonders stark ist dies Gefühl des Mangels an junger und hinreißender **Wahrheit** auf dem Boden des heutigen Christentums. Der Indifferentismus, über den eine vergangene Periode so laute Klage erhob, ist dahin. Dahin ist die gewöhnliche Opposition gegen das Christentum vom Standpunkte kultureller Aufklärung aus, um von der gewöhnlichen Freigeisterei zu schweigen. Alle Welt drängt wieder irgendwie, sei es in Liebe, sei es in Haß (der im Grunde nur umgekehrt Liebe ist) Christus zu. Aber was kann unser offizielles Christentum von ihm sagen? Die alte Gläubigkeit ist gestürzt, gestürzt aber auch die neue jeder Art — was nun? Auch hier ist eine ganze Epoche vorüber; wir harren eines neuen Lichtes für eine neue Epoche, ja mehr als bloß für eine neue Epoche!

Die Revolution dringt also zunächst **negativ** zum Zentrum vor. Sie erkennt, was eigentlich der Urgrund aller Verderbnis war: das Versiegen der Quelle, ja ihre Vergiftung durch den Geist der Welt. Wieder einmal nähern wir uns jener Erkenntnis, daß die Ursache aller Not die religiöse ist. Schritt für Schritt wächst diese Einsicht. Allerlei Propheten haben uns schon lange den tiefen Widerspruch in unserer Kultur gezeigt, der unser ganzes Leben mit **Unwahrhaftigkeit** vergiftet, Ibsen nicht weniger als Kierkegard, Nietzsche nicht weniger als Tolstoi. Je größer die Not wird, je schreiender die seelische Armut, je mehr in Not und Armut die Seele zu sich kommt, desto lauter wird der Schrei der Sehnsucht werden, desto leidenschaftlicher die Anklage. Das ist die religiöse Revolution in ihrem Nein, welches aber aus einem geahnten und ersehnten Ja stammt.

3. Was werden will.

Es ist verhältnismäßig leicht, den negativen Teil der vorhandenen und kommenden religiösen Revolution darzustellen, aber viel schwerer, ihr positives Werk zu schildern, das heißt in diesem Falle zum guten Teil: vorauszusagen; doch wird sich, wie soeben angedeutet wurde, aus dem Ersten das Zweite einigermaßen erraten lassen. Auch tritt manches von dem, was dazu gehört, schon mit ziemlicher Deutlichkeit hervor. Suchen wir denn wenigstens einige ordnende Linien im Chaos zu finden.

a. Mit elementarer Wucht macht sich die Bewegung geltend, die auf **Ueberwindung des Materialismus und Naturalismus und die Wiedergewinnung einer selbständigen geistigen Welt gerichtet** ist. Sie tritt auf allen Lebensgebieten siegreich hervor, in der Naturwissenschaft so gut wie in der Philosophie, in der Kunst so gut wie in der Medizin, in der Politik so gut wie in der Pädagogik. Mit der Herrschaft einer rein stofflichen, mechanischen oder naturhaften Denkweise ist es zu Ende. Und die Toten reiten schnell!

Diese Bewegung kann man den **neuen Idealismus** nennen. Nun werden sofort einige Wortjäger rufen: „Aha, nun soll

wieder der Idealismus Gott und sein Reich ersetzen.“ Gemach, wir wissen schon seit ziemlich langer Zeit zwischen beiden zu unterscheiden und brauchen es nicht erst zu lernen. Der Idealismus ist stets eine Vorstufe des Höchsten gewesen, eine Vorhalle zum Heiligtum. Als solche haben ihn weder Augustin noch Pascal, weder Kierkegard noch Tolstoi verschmäht. Es gibt einen falschen Idealismus — niemand hat ihn schärfer bekämpft als wir; es gibt einen Idealismus, der sich an Stelle des Höchsten setzen will — ein solcher wird vielleicht dem Höchsten im Wege stehen; aber die Rückkehr aus der Entseelung der Welt zu ihrer Beseelung, und aus der Entgeistigung zur Vergeistigung ist jedenfalls ein erster und notwendiger Schritt auf dem Wege zu Gott, und sich an ein Wort zu halten, statt an die Sache, ist ein Zeichen von Unreife und mangelndem Willen zur Wahrheit. So lange Plato und Kant noch etwas gelten, wird sowohl das Wort als die Sache des Idealismus sich zeigen dürfen, trotz gewissen überlegenheitsfrohen Theologen.

b. Freilich halten wir nun diesen neuen Idealismus nur für eine erste Welle, die das dürr gewordene Land feuchtet. Das Neue, dessen wir warten und bedürfen, drängt darüber hinaus. Es drängt, um es kurz zu sagen, zu einer Wiedergewinnung der übernatürlichen Welt, an der schließlich auch aller Idealismus hängt, die wir aber infolge der Entwicklungen der letzten Jahrhunderte verloren haben. Es ist die Welt, die uns aus der Bibel entgegentritt, die Welt, in der Gott als der Lebendige waltet und sich kund tut, wo Kräfte eines Lebens erscheinen, das über das Wesen dieser Welt hinausreicht und worin die Geschichte der Welt, wie die des einzelnen Menschen verankert sind, eine Welt von mächtigen, alle Hoffnung auf die großen Dinge Gottes und des Menschen tragenden Wirklichkeiten. Diese Wirklichkeiten: der frei schaffende und die Welt nach seinem Willen lenkende Gott; sein Offenbarwerden durch das „Wort“, als welches die ganze Gottesgeschichte des alten und neuen Bundes sich darstellt und das sich darin wieder teilt in die den Männern Gottes gegebene Erkenntnis und die Taten, die Gott teils durch sie teils ohne sie tut; die über die natürliche und rein menschliche hinausreichende Gotteswelt, deren Kommen auf die Erde die Verheißung ist, die aber in einzelnen Erweisungen schon jetzt ihr Vorhandensein kund tut; jene besondere Wirklichkeit namentlich, die die Erscheinung Christi bedeutet und die wie eine Zusammenfassung aller Verheißung und Erfüllung, ein sieghaftes Hervortreten dieser Welt ist; der volle Sinn der Tat seines Lebens, sein Sieg über Welt, Sünde und Tod, die durch ihn in der Welt erschlossenen Möglichkeiten und in sie ergossenen Kräfte — dies alles muß uns wieder neu verständlich und nicht nur verständlich, sondern erfahrbar, greifbar werden. Daran hängt das Schicksal unserer ganzen geistigen Welt. Sie ist verloren, wenn diese Voraussetzung dahinfällt. Das Wertvollste, was unsere abend=

ländische Kultur enthält, ist durch unsichtbare letzte Wurzeln mit jenen Wirklichkeiten verbunden und muß verwelken, wenn diese Wurzeln ins Leere gehen. Wir haben versucht, sie davon loszulösen, ihnen als Erdreich gewisse allgemeine Wahrheiten anzuweisen, auf die wir das „Christentum" reduzierten. Aber es hat sich gezeigt, daß sie darin nicht leben können. Schritt für Schritt wurden wir weiter gedrängt, bis wir bei jener mechanischen, entseelten Welt ankamen, aus der nun der Idealismus herausstrebt. Aber nun müssen wir eben betonen, daß dieser nur ein erster Schritt auf dem Weg ist, den wir jetzt zurückgehen müssen. Wir müssen weiter, bis wir jene Wirklichkeiten wieder gewonnen haben, die auch allein dem Idealismus erst seinen vollen Sinn geben, jenes Reich Christi, von dem wir soweit abgekommen sind und das eben die übernatürliche Welt ist, die wir suchen. Wir sind der bloßen Natur verfallen und damit ins Heidentum zurückgesunken, damit aber auch in all seinen Götzendienst, all seine Sinnenknechtschaft und all seinen dämonischen Bann. In gewisser Hinsicht sind wir sogar auf dieser Linie über das Heidentum hinaus geraten, indem wir manches verloren haben, was das Heidentum an frommer Scheu und tiefer religiöser Intuition besaß, während wir anderseits in all unserm christusfernen Tun doch etwas von jenem Feuer der Unbedingtheit bewahrten, welches die eigenartige Mitgift des Christentums ist, wodurch wir aber auf der falschen Bahn nur desto rascher der Katastrophe entgegengetrieben wurden. Auf allen Lebensgebieten kamen wir von Christus los: in der Wissenschaft, in der Erziehung, in der Kunst, in der Ethik, in der Politik, im sozialen Leben. Ueberall ging jener Zusatz eines übernatürlichen Elementes verloren, das einer früheren Periode noch eigen war. Die Menschen dieser früheren Periode waren rein menschlich betrachtet nicht besser als wir, nicht tugendhafter, nicht geistiger, nicht unegoistischer, aber sie waren wie in eine andere Atmosphäre getaucht als wir, sie wurden durch ein geheimes Band an einer höhern Welt festgehalten — trotz all ihren Sünden — und konnten darum nie zu jener Wut des Sich-selbst-Suchens, jener Leidenschaft des doch stets unbefriedigten Weltdurstes, jener Raserei der gegenseitigen Zerfleischung entarten, worin wir in unserer Gottesferne geraten sind. Wir sind von jenen letzten Wirklichkeiten abgekommen, sie berühren unsere Seele nicht mehr mit ihren heiligen Kräften. Darum zerfällt die Welt, die aus ihnen erwachsen ist. Es zerfallen Kunst, Wissenschaft, Bildung, es zerfallen Politik und soziales Leben, und der Weltbrand ist das Ende. Wir können den Idealismus nicht aufrecht erhalten ohne jene Voraussetzung. Wir mühen uns unendlich, das sittliche, politische, soziale Leben vor dem Verfall zu retten und es vorwärts zu bringen, aber es fehlen die Wasser Gottes, die die Wurzeln feuchten, es fehlt die quellende Triebkraft des wahrhaft Lebendigen. Es fehlt Christus. Wir müssen Christus

wieder gewinnen. Aber nicht den Christus, den im Durchschnitt unsere Kirchen verkündigen und der ein toter Christus ist; nicht den Christus der „Positiven", der ein nur halb verstandenes Dogma bedeutet; nicht den Christus des „Freisinns" aller Art, der bloß ein religiöser Held oder Genius ist; nicht den Christus der „Modernen", der nur einen verklärten Abglanz unserer sogenannten Kultur darstellt, sondern den Christus, der mit allen Kräften der Erlösung Gottes kommt, der nur als Offenbarung der Herrlichkeit Gottes auch die Offenbarung der Herrlichkeit des Menschen ist und in dem der Durst der Seelen nach der Wahrheit Gottes und des Menschen zur Ruhe kommt. Wir erwarten also eine gewaltige, bis auf den Grund gehende Revolution des religiösen Denkens, die erdbebenartig jene Denkweisen zu Fall bringt, worin wir die letzten Jahrhunderte befangen waren und uns neue Zugänge zu den Tiefen und Höhen öffnet, wo uns jene übernatürliche Welt aufleuchtet, die das Reich des lebendigen Gottes und seines Christus ist, jene Welt, die uns vornehmlich in der Bibel grüßt, aber von dort aus als unterirdischer Strom, dann und wann in einzelnen neuen Offenbarungen ans Licht tretend, durch die ganze Geschichte fließt. Schon sehen wir diese Revolution am Werke und wieder begegnen wir dem Idealismus, der den ersten Spatenstich zur Erschließung jener Höhen und Tiefen tut, bis der Realismus der Offenbarung, die zur Erfahrung der ihr geöffneten Menschen wird, ihr das Werkzeug aus der Hand nimmt.

Unsere Aufgabe aber ist es, an dieser Stelle zu bitten, daß uns gegeben werde, zu suchen, daß wir finden, anzuklopfen, daß uns aufgetan werde. In dem Maße, als wir dies tun, arbeiten wir an der Lösung aller Probleme der Zeit. Wir graben die Quellen auf, welche die neue Welt nähren.[1])

b. Aber es ist in diesen letzten Ausführungen schon angedeutet, daß diese Wiedergewinnung der übernatürlichen Welt keine bloß theoretische sein darf. Vielmehr besteht die religiöse Revolution, die wir erwarten, vor allem in einer neuen Verwirklichung dieser Wahrheit. Nicht bloß neue Ansichten sollen gebildet, sondern neue Kräfte gewonnen werden. Die Welt ist jener christlich-heidnischen Halbheit müde, in die wir geraten sind. Die christliche Seele, die doch nicht den höheren Ruf, den sie gehört hat, vergessen kann, fühlt, daß sie in dem heutigen Lebenssystem erstickt. Wir spüren, wie die Flut eines neuen Wollens steigt. Sie schlägt gegen die Dämme unserer mammonistischen Gedanken und Ordnungen, unserer Eigentumsknechtschaft, unserer Unbrüderlichkeit, unserer Unmenschlichkeit und sie wird sie eines Tages zerbrechen oder brausend überströmen. Zahllose Seelen werden vor der qual-

---

[1]) Vgl. zu diesem Abschnitt den Aufsatz: „Die Rückkehr zu Christus" im Aprilheft 1916.

vollen und seligen Unruhe ergriffen, den Weg der Welt zu verlassen und den Weg Christi zu gehen. Das Schwert, das Christus in die Welt gebracht, hat wieder sein Werk begonnen, alte, scheinbar heilig gewordene Ketten zerschneidend, die das Reich Gottes an den Wagen der Welt binden wollen, auch Bande der natürlichen Liebe auflösend, die vom Höheren abhalten möchten, und damit schmerzliche Konflikte erzeugend. Die Liebe, die vergessene, geschändete, erhebt sich in neuer Macht und Herrlichkeit. Eine neue Flamme der Reinheitsleidenschaft wird emporschlagen. Vor allem wird es mit jedem Tag klarer, daß die bisherigen Gemeinschaftsformen, die dem Reiche Christi dienen sollten, dafür nicht mehr zureichen und durch neue ersetzt werden müssen. Diese Bewegung wird vorwärtsgehen. Sie ist erst in den Anfängen. Mit dem Erstarken der Seelen, dem Wachsen der Not aber auch des Lebens Gottes und des Lichtes aus ihm in den Seelen, wird sie mächtige, leidenschaftliche, ja stürmische Formen annehmen, zur Revolution werden, der Revolution unseres Lebenssystems von Grund aus.

Aber es wird sich dabei eben nicht bloß darum handeln, daß schon vorhandene Einsichten in die Tat umgesetzt und schon bekannte Kräfte verwendet werden; vielmehr geht das Sehnen unseres Geschlechtes auf neue Kräfte, das heißt: auf neue Erfüllungen jener Verheißung der Kräfte des Gottesreiches, die den Jüngern Christi verliehen werden sollen. Und damit sind wir vor jene Revolution gestellt, die das Zentrum aller Umwälzungen ist, der religiösen, wie der andern: Wir glauben wieder an das Reich Gottes, das auf die Erde kommt. Darin fließt alles neue Licht, alles neue Sehnen der Menschen, alles neue Denken, alle neue Verwirklichung des Reiches Christi, alle Revolution zusammen. Hier erreicht sie ihre Tiefe. Hier findet sie ihre letzte Formel. Wer heute vorwärts will, kommt hier an, auch der Gottes- und Christusleugner. Das ist die neue Einheit der Geister, die an Stelle der Kirche und des Staates treten, das die Internationale, die alle andern in sich aufheben wird. Von hier quillt die neue Welt, die neue Kultur, die Versöhnung der Völker, der neue Aeon.

Darum ist jene übernatürliche Welt, von der wir geredet, nicht eine, die über das Grab hinaus in ein himmlisches Jenseits führt, sondern das himmlische Jenseits selbst, das in die Welt erlösend hereinbricht. Sie führt zwar über den Tod hinaus — dies sei zur Abwehr eines üblichen Mißverständnisses betont — wie sie über die Schuld und andere Not hinausführt, aber sie will das siegreiche Leben Gottes in diese Todeswelt einströmen lassen, sie zu verwandeln, sie durch eine letzte und tiefste Revolution, eine „Wiedergeburt" vorwärts und zurückzuführen zu ihrem ursprünglichen Schöpfungssinn.

Und das ist's nun, was heute die Seelen bewegt: sie möchten etwas von diesen Kräften des Reiches erfahren, erleben und damit

neue Siege über die Weltnöte gewinnen. Sie möchten etwas erleben von der Erlösung durch die Liebe, etwas von der herrlichen Freiheit der Söhne Gottes über Haß, Sorge, Mammon hinaus; etwas von dem Sieg des Reiches Gottes über Krankheit und Armut; etwas vom Triumph Christi über die Weltreiche; etwas von der Ueberwindung sogar des „letzten Feindes", des Todes. Und dürfen wir nicht sagen, daß bei allen stärksten Bewegungen der Zeit im Grunde gerade diese Kräfte schaffen, daß gerade sie diese vulkanischen Erhebungen bewirken?

c. Diese ganze, theoretische und praktische, neu aufleuchtende Wahrheit Christi aber sucht neue Formen und neue Träger. Das ist die weitere Revolution, die wir sich schon vollziehen und weiterhin kommen sehen. Sie drängt hinaus über die bisherige Kirchenform, und — je nachdem man die „Kirche" versteht — über die Kirchenform überhaupt. Sie drängt hinaus über den Unterschied von Protestantismus und Katholizismus, indem sie diese beiden großen bisherigen Ausgestaltungen des christlichen Prinzips in einer höheren Einheit verbindet und sie daher in ihrer besonderen Form auflöst. Ja, sie drängt über das hinaus, was wir Christentum nennen. Dieses ist nur eine Form der Sache Christi, eine erste, die aber zerbrochen und durch neue, weitere, höhere ersetzt werden kann.

Und das ist es, was wir heute vor Augen zu haben glauben. Jenseits unserer Kirchen, ja jenseits der „christlichen" Begriffe leuchtet die Welt Christi auf. Sie bewegt mehr als wir glauben, und zwar größtenteils unbewußt, die Heidenwelt außerhalb des Christentums. Aber auch unsere eigenen „Heiden", unsere „Gottlosen". Außerhalb der „Religion" erscheint das „Reich Gottes", das von der „Religion" verleugnet wird. Es ist hier in den Worten, dort aber in den Kräften, im Wollen einer neuen Welt, auch schon in einem starken Fragen und Suchen nach dem rechten Wort. Es ist in den Scharen, die heute diese ganze Welt stürzen wollen, welche wahrhaftig nicht die Welt Christi ist, die den Krieg, den Mammonismus, die Sklaverei, die Armut aufheben wollen. Sie lästern noch da und dort — obschon immer seltener — Gott und Christus, oft aus enttäuschter Liebe, weil sie sich von ihnen verlassen und verdammt glauben und dies ja von ihren offiziellen Bekennern tatsächlich sind, aber sie werden eines Tages erkennen, wohin sie gehören, nachdem Christus sich ihnen neu zu eigen gegeben hat. Schon reden unzählige Zeichen davon.

Und das ist vielleicht der wunderbarste Teil der religiösen Revolution, die sich vollzieht: das Reich Gottes rückt von den Christen weg zu den „Heiden", ein neues Volk Gottes taucht auf, das Christi Sache trägt.[1])

[1]) Diese Gedanken treffen mit den von Birnstiel in diesem Heft ausgesprochenen zusammen. Beide Aeußerungen sind unabhängig von einander entstanden.

*
* *

Die Königsherrschaft Christi neu aufgerichtet über alle Wirklichkeit — das ist das Neue, das sich aus den Trümmern einer Welt erhebt. Das ist die positive Seite der religiösen Umwälzung. Das ist das verborgene Ja, von dem das sichtbare Nein ausgeht. Das ist der tiefste Sinn der Weltkatastrophe. Das ist das einzige Licht, das über die dunklen Wogen der neuen Sintflut glänzt. Aber dieses Licht ist so herrlich, daß der Gewinn allen Verlust unermeßlich überwiegt. Diese ganze Weltkatastrophe ist — wenn man es recht verstehen will — die Revolution Christi. Es stürzt eine Welt vor dem Hauche Gottes, der eine neue schaffen will. Darum gibt es allerdings keine bessere Losung, um die sich die Gemeinde Christi nach der Sintflut aufs neue scharen könnte als die: „Wir bekennen uns zu Christus als Herrn." Nur muß klar sein, daß ein Bekenntnis zur Herrschaft Christi ein Bekenntnis zur Freiheit und einer neuen Welt ist.

Zweierlei sei bloß noch bemerkt. Einmal: diese Ausführungen haben nicht den Sinn, daß Christus in der bisherigen Menschengeschichte nichts gewesen sei und jetzt erst etwas werden wolle. Sie nehmen bloß einen großen Abfall an, aber sie setzen voraus, daß auch in dieser Epoche Christus am Werke gewesen sei. Er ist es ja, der die Seelen vorwärts trieb zur Erkenntnis ihrer Halbheit, Verflachung und Verlorenheit. Er hat sich nie unbezeugt gelassen, auch in dieser Epoche nicht. Gerade im Abfall trat er den Menschen wieder auf seine Weise nahe; Abfall und Aufstieg stehen in einem paradoxen Zusammenhang und die Weltkatastrophe wird darum eine Rückkehr zu Christus.

Auf der andern Seite wissen wir, daß, wenn Christi Herrschaft eine neue Verwirklichung auf Erden erfahren soll, Christus neu hervortreten muß. Er muß in einer Klarheit und Greifbarkeit wieder den Menschen erscheinen, die ähnlich und doch wieder anders, nämlich realistischer ist, als die in der Reformationszeit den Menschen gewordene. Hier hilft alle geschichtliche Forschung, alle Bemühung der Theologen und Schriftgelehrten nicht weit, zum Teil führt sie sogar davon ab, hier muß uns neue Offenbarung werden, das will heißen: hier muß es zu einem neuen, wunderbaren Erleben kommen, das wir jetzt beschreiben weder können noch sollen. Dann wird mit einem Schlag ein neues Erkennen da sein; alles in anderem Lichte erscheinen; die alte Wahrheit neu verstanden werden. Auch dieser Revolution drängen, scheint uns, alle Entwicklungen der Zeit entgegen. Wir haben sie nötig; wir vergehen ohne sie — darum wird sie kommen.

4. Vorbildungen und Reaktionen.

Von dem festen Punkte aus, den wir hiermit gewonnen zu haben glauben, werfen wir nun noch einen raschen Blick in das

religiöse Chaos unserer Zeit. Jetzt finden wir uns darin vielleicht besser zurecht.

Es zerlegt sich in zwei mächtige Erscheinungsgruppen.

1. Da sind einmal die Erscheinungen, die wir Vorbildungen des Gottesreiches nennen können. Wir verstehen darunter Bewegungen, in denen etwas von lange vergessenen Wahrheiten des Reiches Gottes neu hervorbricht. Gewöhnlich geschieht dies so, daß eine solche Bewegung nur ein Bruchstück der ganzen Gottesreichswahrheit darstellt, das sie dann aber gern für das Ganze ausgibt, an dem sie zum mindesten das Ganze orientiert. So entstehen kräftige Einseitigkeiten. Eine solche ist z. B. die Christliche Wissenschaft und verwandte Erscheinungen. Sie vertritt mit neuer Wucht die Botschaft vom Siege des Geistes über die Materie, des Guten über das Böse, Gottes über die Welt. Besonders stellt sie jene Wahrheit, die im Evangelium eine so große Rolle spielt, wieder auf den Scheffel, daß zum Reiche Gottes auch Gesundheit gehört, der Sieg über Krankheit und Tod. — Da ist ferner die Theosophie in all ihren Gestalten. Sie ist erzeugt durch jenen Mangel, der sich in unserem christlichen Wesen immer mehr eingestellt hatte und den wir auch stark betont haben: das Verblassen der übernatürlichen Welt, das Zurücktreten der Erkenntnis der zum Reichgottesglauben gehörigen theoretischen Voraussetzungen. Zum Reiche Gottes gehört ja ein Weltbild, ohne das es nicht leben kann, wir dürfen vielleicht sagen: ein religiöses Weltbild. Ein solches herauszuarbeiten, ist das Pathos aller Theosophie, ist auch ihr Recht. — Oder nehmen wir Bewegungen, die formell außerhalb der Religion stehen. Wir haben den Sozialismus immer wieder als ein verkappte Reichsgottesbewegung bezeichnet. Das ist wohl noch wahrer, als Viele ahnen. Vielleicht, daß gerade seine extremsten Formen, der Bolschewismus und Anarchismus, von hier aus ihre tiefste Erklärung finden. Dieser vertritt die Wahrheit von einer über dem Staate liegenden, von allem Zwange befreiten Welt, er ahnt etwas von der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes", jener aber ist getrieben von der flammenden Sehnsucht nach einer wirklich neuen Welt, er ist verzehrt von der Leidenschaft des Unbedingten, die aus der Seele des Christentums strömt.

Wir lassen es bei diesen Beispielen bewenden. Die von uns gegebene Erklärung bietet, wenn sie richtig ist, einen Schlüssel, der sich leicht auf andere Erscheinungen anwenden läßt. Dadurch bekommen diese auf einmal einen einheitlichen Sinn; das bunte Chaos nimmt Gestalt an; aus den tausend Wirbeln wird ein Strom, der einem bestimmten Ziele zufließt.

Eine Abart und Entartung dieser Vorbildungen des Gottesreiches sind diejenigen, die wir Quacksalbereien nennen können. Es sind Versuche, den neuen Hunger der Menschen nach Seele und

Gott, nach Mystik, Hilfe und Heilung durch irgendwelche Fündlein, Religionsgründungen, Theorielein zu befriedigen. Davon ist unsere Zeit voll und auch dies ist für Revolutionszeiten charakteristisch. Wir betreten hier zuletzt das Gebiet des religiösen Schwindels, der sich wie ein immer dichter werdender Nebel auf uns legt. Beispiele zu nennen wird man uns erlassen. Selbstverständlich gibt es zwischen der ersten, ernsthaften und dieser zweiten, problematischen und mehr als problematischen Erscheinungsgruppe allerlei Uebergänge und Mischformen.

Wie stellen wir uns grundsätzlich dazu? Was die zweite Gruppe betrifft, so ist Ablehnung selbstverständlich, immerhin aber in der Erkenntnis, daß auch in solchen Formen ein verirrtes Sehnen nach der Wahrheit wirkt, nach einer neuen Wahrheit, der Wahrheit, die auf dem Wege ist, aber noch zögert, so daß die Menschen in der Nacht den Phantomen zur Beute fallen. Zu der ersten Gruppe aber kann man sich von unserem Boden aus auf zweierlei Weise verhalten. Man kann entweder den Nachdruck darauf legen, daß sie Wahrheit des Gottesreiches vertreten und sich zu ihnen freundlich stellen, oder man kann den Umstand für wichtiger halten, daß daß sie nicht seine ganze Wahrheit sehen und sie mehr oder weniger bekämpfen. Welche von beiden Haltungen richtig ist, hängt sehr von taktischen Erwägungen ab. Manchmal ist die Bestreitung, manchmal die Anerkennung richtiger. Diese ist ohnehin rätlicher, wo sie irgend möglich ist. Denn die Lust am Kritisieren und Verdammen ist ja nur zu sehr ein Krebsübel der gewöhnlichen Frömmigkeit. Es wird auch darauf ankommen, ob in einer solchen Erscheinung Wahrheit oder Irrtum überwiegt. Aber Eins steht uns auf alle Fälle fest: Wir müssen, soweit unsere Einsicht reicht, das ganze Reich Gottes vertreten. In dem Maße, als dieses kommt, hören jene Einseitigkeiten auf. Denn sie sind in ihm alle enthalten, nur einem größeren Ganzen der Wahrheit eingeordnet. Das Reich Gottes sammelt seine verlorenen Kinder wieder, erlöst sie von ihrem Irrtum und giebt ihrer Wahrheit Recht. Daß dieses geschehe, ist eine der großen Aufgaben und Hoffnungen der neuen Reformation. So entsteht ein neues Zentrum und darum eine neue geistige Einheit für die zerrissene Welt, eine neue Heimat für alle keimhaft zerstreute und unstete Wahrheit aus Gott. Denn in allem Leben ist ja eine Wahrheit aus Gott. Von ihm losgerissen kann sie nicht bloß ein „kräftiger Irrtum" werden, sondern sich titanisch gegen Gott auflehnen, aber durch ihn erlöst, hilft sie das Ganze der Wahrheit vollenden. Das Gottesreich allein ist die Erlösung aller der Heimat entfremdeten Wahrheit. Es geht in alle hinein, auch in die anstößigste, und nimmt sie in sich auf; es steigt in die Hölle hinunter und zerbricht ihren Bann.

2. Die zweite große Erscheinungsgruppe im religiösen Chaos ist die, welche wir Reaktionen nennen wollen.

Auch hier unterscheiden wir wieder solche, die auf dem Boden des Christentums und solche, die von außerhalb desselben stattfinden.

Um mit den letzteren zu beginnen, so ist von vorneherein anzunehmen, daß ein neues Erwachen Christi auch seine Gegner frisch auf den Plan bringe, ja, daß ihr Angriff und Widerstand in dem Maße, als Christus siegreich vordringe, an Wucht und Leidenschaft zunehme. Wir dürfen also darauf gefaßt sein, daß der Gegner des Christentums, das Heidentum, sich zum Worte melden werde, und zwar innerhalb wie außerhalb der Christenheit. Der Buddhismus und Hinduismus, auch die chinesischen Religionen, wie gewisse Erneuerungen der Antike werden sich zum Wettbewerb einstellen. Die alte Gnosis wird aus dem Grabe erstehen. Alle möglichen verschollenen Götter und Kulte werden sich aus dem Totenstaube erheben und noch einmal eine Stunde des Lebens zu erhaschen trachten. Wir haben das alles vor dem Kriege erlebt und dürfen uns nicht wundern, wenn dies weiterhin und sogar in steigendem Maße geschieht. Es ist Auferstehungs- und Gerichtszeit, da kommen alle Toten aus ihren Grüften hervor.

Aber die gefährlichste Gegnerschaft ist nicht diese offene des Heidentums, sondern die, welche im Gewand Christi selbst kommt. Es ist die Zeit des Antichrist. Der Antichrist ist ja nicht der grobe Widersacher Christi, den jedermann auf den ersten Blick als solchen erkennt, sondern sein Nachahmer, der mit Zügen Christi die Menschen verführt. Wenn in Nietzsche sich etwas von dieser Art wirklich darstellt, so gerade dadurch, daß er vieles vertritt, was zum Christus gehört, aber verlockend gemischt mit dem Gegenteil. Es ist wohl möglich, daß wir von dieser Art in den nächsten Zeiten immer zahlreichere und gewaltigere Beispiele erleben werden. Die Stunde scheint dafür gekommen. Auch gibt es wohl schon jetzt in der Welt gewisse Bewegungen, die dieses Zeichen des Antichrist, das Christusantlitz verbunden mit Zügen des Tieres, deutlich genug für Alle, die dergleichen sehen können, an sich tragen.

Es klingt paradox, wenn wir trotzdem die Reaktionen, die sich auf dem Boden des Christentums selbst zeigen, für noch gefährlicher halten. Folgende scheinen dem Schreibenden die wichtigsten zu sein.

Die Sehnsucht nach Vertiefung und Verinnerlichung, wie die nach einem festen Halt in dem allgemeinen Chaos wird wahrscheinlich eine allgemeine Flucht zu den Autoritäten zur Folge haben. Als solche stellt sich natürlich in erster Linie die katholische Kirche dar. Sie wird zunächst stark an Macht gewinnen. Wir werden eine große katholische Bewegung erleben, ja wir haben sie schon jetzt. Auf protestantischem Gebiete wird ihr eine Wendung zu der Tradition, zur autoritären Bibel, zum Dogma, zu allem, was Ruhe zu gewähren scheint, entsprechen. Die Seelen sind von

Kampf und Wanderung ermüdet; sie mögen auch das, was an der Botschaft vom Reiche Gottes *Forderung* ist, nicht mehr recht hören: die Kunde von der weltumgestaltenden Kraft des Gottesreiches wird ihnen zu äußerlich und zu angreifend. Dagegen sind sie bereit, ihre Gottesferne, ihren Abfall, ihre Schuld zu gestehen und sich aus einer so zerrissenen und fluchbeladenen Welt in irgendein religiöses Asyl zu flüchten. Darum wird ihnen irgend ein *Methodismus* recht sein, der ihnen ein einfaches religiöses Schema anbietet, das ihnen erlaubt, der Linie des geringsten Widerstandes zu folgen. Sie werden auch gerne irgend einem *Pietismus* zufallen, der ihnen durch die *Gnade* alles eigene Tun abnimmt. Ein gewisser, mehr oder weniger richtig verstandener *Paulinismus* und *Augustinismus* wird also große und leichte Siege feiern. Wenn diese Ruhe gar in „religiös-sozialer“ Form angeboten wird, wird es Vielen am allerliebsten sein. Man kann dann zugleich kühn, revolutionär und ketzerisch und doch ganz behaglich, harmlos und offiziell sein.

Das alles werden wir erleben, erleben wir zum Teil schon. Die steigende Flut des „religiösen Bedürfnisses“ wird in Formen und in Strombetten daherbrausen, die uns keineswegs immer gefallen werden und die vom Reiche Gottes, das *wir* ersehnen, stark abzulenken scheinen. Wir werden viel *Religion* haben statt *Gottesreich*.

Das alles wird auf dem Gebiete der Religion eine Analogie zu den *reaktionären* Bewegungen auf dem politisch-sozialen sein. Es wird sich wohl auch eine neue Verbindung zwischen beiden herstellen. Diese Religiosität wird von ihrer vermeintlichen Innerlichkeit aus zu einer Verteidigung des Bestehenden geneigt sein. Seine revolutionäre Umgestaltung wird ihr zu oberflächlich erscheinen. Sie wird das Kommen des Reiches auf eine Weise in die Zukunft verlegen, daß es dem alten „Jenseits“ verzweifelt ähnlich sieht.

Welches wird unsere Stellung zu *diesen* Gruppen sein?

Was die Reaktionen von außen her betrifft, so haben wir unser Urteil schon angedeutet. Es sind zum Teil revenants, die nichts anderes wollen, als erlöst in ihr Grab zurückkehren zu dürfen. Dies gilt besonders von den Erneuerungen des *Heidentums*. Wir müssen bedenken, daß der Kampf zwischen Christentum und Heidentum ein Prinzipienkampf und also sozusagen ewiger Art ist. Jedenfalls ist das Heidentum nie *ganz* besiegt worden. Zum Teil hat man es von außen her mit Gewalt niedergeworfen und unterdrückt, zum Teil hat man ihm im Christentum selbst einen Platz eingeräumt, ohne daß es doch zu der Versöhnung in einer höheren Einheit gekommen wäre. Darum ist es ganz in der Ordnung, wenn dieser Gegner noch einmal Gelegenheit erhält, in voller Freiheit seinen Streit wieder aufzunehmen. Christus kann davon nur Gewinn haben. Es ist ein Zeichen, daß er lebt.

Das Letztere gilt auch von der Erscheinung des Antichristentums. Es ist ein Zeichen, wie Christus das ist, wohin die Geschichte drängt. Hier besteht freilich die Gefahr gewaltiger Verirrungen und Tragödien; hier gilt es, die Augen scharf offen zu halten, um die oft so schmale Linie zu erkennen, wo das Reich Christi und das des Antichrist sich scheiden. Wir werden im übrigen sagen können: In dem Maße, als Christus fehlt, wird der Antichrist die Gemüter erfassen können, in dem Maße aber, als Christus selbst Macht gewinnt, verliert jener seinen Zauber. Er ist ein Kind unbefriedigter Christussehnsucht, aber er muß vor Christus selbst sterben. In dieser Wahrheit liegt vielleicht mehr Schlüssel für die Erscheinungen unserer Zeit und mehr Antwort auf ihre Fragen, als Viele wohl ahnen.

Was aber die Reaktionen innerhalb des Christentums selbst betrifft, so müssen wir ihnen gegenüber die Ruhe zu bewahren trachten. Sie werden ihre notwendige Rolle haben, wie die Reaktionen auf dem politisch-sozialen Gebiet. Es könnte ohne sie wohl geschehen, daß die religiöse Revolution in ihrem einseitigen Vorwärtsstürmen einen großen Teil der Wahrheit übersähe. Diese müssen dann jene Reaktionen durch ihren Widerstand wahren. So hat einst die Reformation einen Teil der christlichen Wahrheit übersehen, die der Katholizismus durch seinen Widerstand gehütet hat. So hat noch früher das Christentum (das ja nicht Christus selbst oder das Reich Gottes ist) die Wahrheit des Heidentums nicht völlig in sich aufgenommen. Es mußten und müssen darum neue Bewegungen kommen, synthetische Ueberbietungen der alten Gegensätze, damit die ganze Wahrheit Christi zur Geltung gelange. Auch ist zu bedenken, daß die Seelen nach all der Veräußerlichung und Ermüdung zunächst einer Sammlung und Erstarkung bedürfen. Eine solche bieten ihnen vielleicht gerade diese autoritären und pietistischen Ruheasyle. Wenn diese ihren Dienst getan haben, dann werden die gestauten Fluten die Dämme zerbrechen und in Kraft weiterstürmen, der Freiheit entgegen, die ihre Autorität in sich selber hat, nämlich im lebendigen Christus und seinem heiligen Geist, Christus entgegen, der mehr ist, als Paulus und Augustinus, dem ganzen Reiche Gottes entgegen. Auch dies ist also Vorbereitung, auch der Widerstand hilft und auch diese Reaktion erzeugt, diesmal auf eine heilsame Weise, die Revolution.

* * *

Damit seien diese Betrachtungen „Zur Lage" abgeschlossen. Sie sind ein individuelles Bekenntnis: auf diese Weise sieht der Verfasser zur Zeit die Dinge, so beurteilt er das, was geschieht und das, was kommt. Er will seine Art auch diesmal niemanden aufdrängen. Aber er kann vielleicht doch einigen Andern den Dienst tun, daß sie selbst im Wirrwar der Zeit nicht versinken, sondern darin leitende Linien sehen; daß sie darob getröstet und ermutigt

werden, weil diese Linien aufwärtsführen, und daß es ihnen eher möglich ist, den Ort zu erkennen, wo sie selbst für Kampf und Arbeit hingehören.

In der Tat ordnet sich so das Chaos. „Die Erde war wüste und leer", aber: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern." Der Wirrwar der Erscheinungen ordnete sich zu Gruppen, die zu Kampfesgruppen werden. Auf dem politischen Gebiete wie auf dem sozialen stellen sich die Vertreter einer alten und neuen Welt gegenüber. Reaktion und Revolution streiten sich um das Feld, in mannigfach verschlungenen Kampfesstellungen. Ihr Streit hat den Sinn, die höhere Wahrheit ans Licht zu schaffen und drängt über alle politischen, sozialen und religiösen Formen weiter bis zu einem höchsten Punkt: Christus allein bedeutet das letzte lösende Wort. Auf ihn weisen alle Nöte und alle Fragen hin. Sein Reich erhebt sich aus dem Chaos. Die religiöse Revolution, die zu ihm führt, vollendet jede andere und erlöst sie damit auch von ihrem Irrtum.

Und hier ist die Stätte, wo letztlich der Kampf der Zeit entschieden wird.

L. Ragaz.

Vorfrühling.

Wie ist die Welt so eigen;
Ich weiß nicht, was sie will.
Sie schafft in heil'gem Schweigen
Ein Großes froh und still.

Weiß ich denn, was will werden,
So stolz, so weit und schlicht?
Es wandelt über Erden
Wie ein geheimes Licht.

Mein Bestes kommt. Mein Leben
— das schau' ich froh und klar —
das wird mir erst gegeben
Uebergroß und wunderbar.

Ich weiß nicht, was will werden,
Das fasset kein Verstand.
Mit heimlichen Gebärden
Weist's mich in heil'ges Land.

Arthur Pfenninger.

Vom Recht und Unrecht der materialistischen Geschichtsbetrachtung.

(Fortsetzung.)

3. Schließlich lehrt der Geschichtsmaterialismus, daß die ökonomischen und die in ihnen wurzelnden sozialen und politischen Verhältnisse auch das Geistesleben einer Geschichtsepoche bestimmen, weshalb dieses nur als ideologischer Ueberbau über der realen Basis der materiellen Verhältnisse gilt. Nach Marx bestimmt nicht das Bewußtsein der Menschen ihr Sein, sondern umgekehrt bestimmt das gesellschaftliche Sein ihr Bewußtsein.[1]) „Dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktionsweise gestalten, gestalten auch die Prinzipien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen."[2]) „Auf den verschiedenen Formen des Eigentums, auf den sozialen Existenzbedingungen erhebt sich ein ganzer Ueberbau verschiedener und eigentümlich gestalteter Empfindungen, Illusionen, Denkweisen und Lebensanschauungen. Die ganze Klasse schafft und gestaltet sie aus ihren materiellen Grundlagen heraus und aus den entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnissen."[3]) Im Kommunistischen Manifest heißt es mit besonderer Anwendung auf die in der Bourgeoisie herrschenden Vorstellungen: „Eure Ideen selbst sind Erzeugnisse der bürgerlichen Produktions- und Eigentumsverhältnisse, wie euer Recht nur der zum Gesetz erhobene Wille eurer Klasse ist." Drum sind „die Gesetze, die Moral, die Religion für den Proletarier eben so viele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich eben so viele bürgerliche Interessen verstecken."

Diese Beurteilung des Geisteslebens könnte manchem als Aeußerung nicht nur einer materialistischen Geschichtsauffassung in dem hier dargestellten Sinne erscheinen, sondern auch einer durch und durch materialistischen Gesinnung. Doch wenn wir sehen, wie Marx selber unter den größten persönlichen Opfern und im Gegensatz zu einer ganzen Welt von Macht und Gewalt für eine hohe Idee kämpfte und seinen Gegnern gerade das erbittert zum Vorwurf machte, daß sie „frech gegen Ideen und allerdevotest gegen Handgreiflichkeiten" seinen, dann können wir diese Beurteilung des Geisteslebens nicht lediglich als einen im schlimmen Sinn des Wortes materialistischen Kampf gegen alles, was Idee und Geist heißt, betrachten. Tatsächlich will denn auch dieser Teil seiner geschichtsmaterialistischen Kritik nur zum Bewußtsein bringen, was ist, und

---

[1]) Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie.
[2]) Marx, „Elend der Philosophie", S. 91.
[3]) Marx, „Der 18. Brumaire", S. 34.

nur unerbittlich alle idealen Verhüllungen der herrschenden Zustände oder Verhältnisse zerreißen. Und auch hier kann sich die nähere Prüfung der leider nur allzu großen Berechtigung jener Kritik nicht verschließen.

Das Geistesleben schwebt nicht frei in der Luft und senkt sich nicht von oben her unberührt auf das Menschenleben nieder; es ist vielmehr aufs engste mit dem ganzen Menschenleben verbunden und steht in mannigfacher Wechselwirkung mit den übrigen Aeußerungen desselben. Die kleinen Vorstellungen und Meinungen des Alltagslebens passen sich deutlich der äußern Lebenslage der Menschen an; sie begleiten getreulich das Tun und Treiben der Menschen, als müßten sie wirklich dasselbe lediglich noch in der Sphäre des Gedankens widerspiegeln. Die Menschen gestalten ihre Ansichten und Ueberzeugungen viel mehr nach ihrem Leben, als ihr Leben nach ihren Ueberzeugungen. Die Ueberzeugungen müssen den Menschen meistens lediglich dazu dienen, ihre Art zu leben vor sich und andern zu rechtfertigen. Mit Recht sagt Robertson in einer seiner Predigten, daß der Unglaube der Korinther die Wirkung und nicht die Ursache ihrer Lebensführung war; zuerst aßen und tranken sie und suchten dann dieses bloße Genußleben mit der Ueberlegung zu rechtfertigen, daß sie ja doch morgen tot seien; und war es nicht gerade das bloße Essen und Trinken, was das Göttliche in ihnen erstickte und ihnen damit den Glauben an ein ewiges Leben raubte?[1]) Und ähnlich schreibt Tolstoj in der „Beichte" seine einstige Leugnung eines Sinns des Lebens nicht einem falschen Denken, sondern seinem verkehrten Leben zu: das sinnlose Leben erzeugte die Theorie von der Sinnlosigkeit des Lebens, die eben dieses sinnlose Leben wieder rechtfertigen sollte.

Wir sehen aber überhaupt das Geistesleben in größer Abhängigkeit von den Verhältnissen, in denen die Menschen leben, und die Behauptung des Kommunistischen Manifestes, die Geschichte der Ideen beweise, daß die geistige Produktion sich mit der materiellen umgestaltet, könnte durch eine Fülle von Tatsachen begründet werden. Das ganze Denken der Menschen hat sich tatsächlich verändert mit der ökonomischen und sozialen Entwicklung. Wissenschaft und Kunst sind deutlich in ihrer Entwicklung an die ökonomische und technische Entwicklung gebunden und auch die Religionsgeschichte zeigt einen deutlichen Zusammenhang zumal zwischen dem religiösen und dem sozialen Leben der Menschen. Stets sind die großen Umwälzungen des ökonomischen, sozialen und politischen Lebens auch von solchen des Geisteslebens begleitet. So brachte die Umwälzung von der feudalen oder zünftigen Betriebsweise und der feudalen Gesellschaftsordnung zur modernen

---

[1]) Robertson, „Religiöse Reden", S. 137.

großen Industrie oder der ganzen kapitalistischen Gesellschaftsordnung auch eine gewaltige Umwälzung des Geisteslebens mit sich und ebenso wird der Bruch mit den überlieferten Produktions- und Eigentumsverhältnissen und der herrschenden sozialen und politischen Ordnung, den der Sozialismus bedeutet, von einem radikalen Bruch mit den überlieferten Ideen begleitet sein. Der in der Produktionsweise begründete Klassengegensatz spiegelt sich auch im Denken wieder; jede Klasse hat ihr eigenes Klassendenken: der Kapitalist denkt als Kapitalist, der Proletarier als Proletarier, und schon ein flüchtiger Blick läßt hier zwei total verschiedene Welten erkennen, die sich kaum durch irgendeine Brücke der Verständigung verbinden lassen.

Die Abhängigkeit des Geisteslebens von den materiellen Verhältnissen tritt uns besonders deutlich in der ganzen Bildung entgegen. Der Besitz, der schon für die Klassenzugehörigkeit maßgebend ist, entscheidet auch über den Grad der Bildung. Während der Weg zu einer höheren Bildung in der bürgerlichen Gesellschaft nur den Besitzenden offensteht, bedeutet die Bildung für die enorme Mehrzahl hier tatsächlich nur die Heranbildung zur Maschine, wie das Kommunistische Mannifest bitter sagt. Auch der Inhalt der Bildung richtet sich nach der Produktionsweise. Der Lehrplan der Schulen zielt auf die Erfordernisse des heutigen Wirtschaftslebens ab und hat die möglichst große Konkurrenzfähigkeit im wirtschaftlichen Kampfe, nicht aber die Entfaltung echten Menschentums des Schülers im Auge; und weil die moderne Produktionsweise vor allem Menschen braucht, die eine naturwissenschaftliche und technische Bildung besitzen, sehen wir ferner immer mehr die Realschulen neben die alten humanistischen Gymnasien und die technischen Hochschulen neben die Universitäten treten. Und gerade bei den technischen Wissenschaften ist es besonders deutlich, wie deren Entwicklung im engsten Zusammenhang mit der ökonomischen Entwicklung steht.

Aber auch die „Interessenlosigkeit" der reinen Wissenschaft hält vor der geschichtsmaterialistischen Kritik nicht stand. Die Behauptung Engels, daß auf dem Gebiet der historischen und philosophischen Wissenschaften mit der klassischen Philosophie auch der alte theoretisch-rücksichtslose Geist verschwunden sei, ist nur zu berechtigt und es gilt auch heute noch, wenn er sagt: „Die offiziellen Vertreter dieser Wissenschaft sind die unverhüllten Ideologen der Bourgeoisie und des bestehenden Staates geworden — aber zu einer Zeit, wo beide im offenen Gegensatz stehen zur Arbeiterklasse."[1] Wem dieser ideologische Charakter der Wissenschaft nicht längst aus ihrer Stellung zum sozialen und politischen Emanzi-

[1]) Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deuschen Philosophie, S. 57.

pationskampf des Proletariates deutlich geworden ist, wurde vielleicht wenigstens durch die erbärmliche Haltung der Intellektuellen, insbesondere der fast sprichwörtlich gewordenen deutschen Professoren im Weltkrieg über diese interesselosen Wahrheitsforscher aufgeklärt, die mit erstaunlicher Geschicklichkeit ihre Naturwissenschaft, ihre Historie, ihr Völkerrecht, ihre Nationalökonomie, ihre Philosophie, Ethik, Theologie in den Dienst des Staates und seiner Machtinteressen zu stellen wußten. Bei dieser völligen Gebundenheit der Vertreter der Wissenschaft an die innere und äußere Politik der Herrschenden können wir in jenem Geheimratstitel, der die meisten deutschen Leuchten der Wissenschaft ziert, nicht mehr einen harmlosen Schmuck, sondern vielmehr nur einen Ausdruck eben jener tiefen Gebundenheit erblicken.[1]) Wenn man ferner bedenkt, wie solche Lehrer und Lehren, die der herrschenden Klasse nicht genehm sind, von den Lehrstühlen möglichst ferngehalten werden, muß man Rousseau Recht geben, welcher darüber spöttelte, daß man die Männer der Wissenschaft meistens auf der Seite jener Macht findet, die allein Lehrstühle und Akademiesitze zu vergeben hat.[2]) Besonders kraß tritt die Gebundenheit der Wissenschaft an die irdischen Mächte ferner etwa dort hervor, wo z. B. mächtige großindustrielle Unternehmungen durch große Stiftungen die Wissenschaft, zumal die Nationalökonomie, zu beeinflußen suchen oder gar eigene Stätten der Wissenschaft, die eine den Zielen der Großindustriellen entsprechende nationalökonomische Lehre zu verkünden haben, gründen. Der Schein der Interesselosigkeit, den die Wissenschaft verbreitet, muß da nur allzu deutliche Interessen verhüllen, und das Urteil, das Marx einst über die vom Klassenkampf beeinflußte wissenschaftlich bürgerliche Oekonomie fällte, erhält höchst aktuelle Bedeutung: „Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, ob dieses oder jenes Theorem wahr sei, sondern ob es dem Kapital nützlich oder schädlich, bequem oder unbequem, ob polizeiwidrig oder nicht. An die Stelle uneigennütziger Forschung trat bezahlte Klopffechterei, an die Stelle unbefangener wissenschaftlicher Untersuchung das böse Gewissen und die schlechte Absicht der Apologetik.[3]) Vergegenwärtigt man sich ferner, wie sehr etwa die Geschichte im Interesse der herrschenden Klasse beleuchtet und dargestellt wird, wie man für deren Imperialismus gleich eine besondere Staats- und Geschichtsauffassung mit entsprechender Philosophie und Ethik zur Hand hat, wie der Jurist sein Rechtsem-

---

[1]) Der Typus des Geheimrats findet sich übrigens, obschon der Titel fehlt, auch in der freien Schweiz, nur daß an Stelle der Gebundenheit an einen Thron diejenige an die herrschende Partei tritt, wobei mitunter noch sehr materielle Bindungen mitwirken. Deutlich trat diese Gebundenheit etwa in der Stellung unserer Hochschulen zur Dienstverweigererfrage hervor.

[2]) zit. bei Adler, „Wegweiser".

[3]) Vorwort zum I. Band des „Kapital".

pfinden an eben den Eigentumsverhältnissen bildet, die er rechtfertigen muß, und dann mit dem bestehenden „Recht“ jedes Unrecht im sozialen und politischen Leben zu rechtfertigen weiß, wie die Kunst sich oft dem Besitze ausliefert und bloß noch den Reichen zur blasierten Unterhaltung dient, wie Moral und Religion die Sanktion der bestehenden sozialen und politischen Ordnung liefern, dann begreift man das scharfe Wort des Kommunistischen Manifests: „Die Bourgeoisie — oder überhaupt die jeweils herrschende Klasse — hat den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.“

Daß manches, was der erhabenen Welt der Idee zu entstammen behauptet, tatsächlich sehr irdischer Herkunft ist, sahen wir bereits beim Recht. Gerade weil das Recht — von dem wir die Rechtsidee als solche scharf unterscheiden — aus den sozialen und politischen Machtverhältnissen hervorgeht und diesen einen Ausdruck gibt, weil es auch als Privatrecht vor allem die bestehenden ökonomischen Beziehungen zwischen den Einzelnen sanktionieren will, sodaß Montesquieus Ausspruch: l'esprit des lois c'est la propriété wirklich den Kern der Sache trifft, können wir in den Ideen, die es begleiten, meist nur verklärende Ideologien erblicken. Was lediglich der „juristische Ausdruck“ des Produktionsverhältnisses ist und von der politischen Macht verfügt wird, gebärdet sich als Verkörperung der ewigen Idee und als Erzeugnis der reinen Vernunft. Gerade diese Ideologie ist es, die Stirner als „Spuk“ bezeichnete und leidenschaftlich bekämpfte; denn er erkannte, daß das Recht ja nur die Macht ist, die sich behaupten kann, und daß sich die nacktesten Machtinteressen mit den heiligen Vorstellungen von Recht und Moral zu verhüllen suchen.[1]) Schon daß die Mächtigen ihren „zum Gesetz erhobenen Willen“ als „Recht“ bezeichnen und damit an dem Glanze, der von der göttlichen Welt der Gerechtigkeit ausstrahlt, teilnehmen lassen, ist eine ideologische Täuschung, deren sie sich je und je bedienten. Jede Klassenherrschaft bildet ihre eigene Klassenideologie aus, die das bestehende Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnis rechtfertigen und ideologisch verklären soll. Bei der feudalen Klassenherrschaft aller Zeiten spielen dabei, neben den juristischen Ideologien, welche die bestehende Ordnung als „legitim“ hinstellen müssen, auch gewisse „rassenphilosophische“ — man ist die geborene Herrenklasse, von Natur ausgerüstet mit allen zum Herrschen erforderlichen Tugenden und Fähigkeiten! — und vor allem religiöse Ideologien eine große Rolle. Das bestehende Herrschaftsverhältnis mit all seinen Vorrechten wird als „gottgewollt“ hingestellt; und gerade von diesem Bemühen, das alte Unrecht auch noch religiös zu konservieren, rührt es wohl her, daß die „konservative“ Gesinnung und Politik

---

[1]) Vgl. Adler's Aufsatz über Stirner, „Wegweiser“ S. 186, ff.

zugleich noch stets als die fromme erscheint. Und doch sind all diese juristischen, philosophischen und religiösen Ideologien, wie es im Wesen der Ideologie liegt, nur mißbrauchte Ideen, die sehr wenig ideale Interessen verschleiern müssen; sie haben beim Feudalismus vor allem den Zweck, sich die Grundrente oder den Unternehmergewinn als Gutsbesitzer zu sichern, weshalb auch ihr Ursprung am besten beleuchtet wird mit dem Worte: „Im Anfang war die Grundrente!"[1]) Wie aber die feudale Klassenherrschaft ihre konservative Ideologie hat, so die kapitalistische Bourgeoisie-Herrschaft ihre liberale. Das Verlangen nach der Freiheit zu schrankenloser Bereicherung versteckt sich hier gerne hinter der idealen allgemeinen Freiheitsparole. In der Revolutionszeit mußte das „Evangelium nach Jean-Jacques" im Kampfe um die neue bürgerliche Klassenherrschaft als Ideologie dienen, bis man schließlich, wie Carlyle sagt, zum „alten Evangelium des Mammons" zurückkehrte, nachdem man die Macht errungen hatte und jenes Evangelium mit seinem Contrat social und seiner Brüderlichkeit angesichts der brutalen Wirklichkeit auch gar zu unglaublich tönte.[2]) Wie schon die Girondisten das hungernde, nach Brot und Höchstpreisen schreiende Volk mit schönen Predigten über den freien Handel abspeisen wollten, so blieb es eine Eigenart der bürgerlichen Oekonomie, die Brutalität des Laissez-faire mit dem naiven Glaubenssatz zu verschleiern, daß die ungehemmte Entfesselung aller egoistischen Kräfte schließlich zum besten Wohl der Gesamtheit führe. Bis auf diesen Tag kennzeichnet es den Liberalismus, daß er sein ganz nur auf den materiellen Gewinn, auf das zu mehrende Kapital gerichtetes Streben mit dem verklärenden Schein einer allgemeinen Weltbeglückung und einem lichten Freiheitsduft umgiebt. Lauter Ideologie, die hohe Ideen vorspiegelt und doch nur materielle Interessen widerspiegelt!

Und wie die Klassen ihre Ideologien bilden, so hat auch der Staat als solcher eine eigene Ideologie über sich. Er verselbständigt sich der Gesellschaft gegenüber, deren Organisation zu sein er doch vorgibt, und je mehr er sich als bloße Form vom lebendigen Inhalt loslöst, umso mehr erhebt er sich als ein mystisches Wesen über das Irdische und wird in den Ideenhimmel entrückt. Die Staatsideologen feiern ihn als das Absolute, nennen ihn in einem Atemzug mit Gott, der ewigen Wahrheit, dem Guten und Schönen und beanspruchen denn auch geradezu religiöse Verehrung für ihn; der alte Cäsarenwahnsinn mit seinem Kaiserkultus lebt in dem modernen Staatskultus wieder auf und auf dem neuen Altare werden die größten Opfer an Gut und Blut, an Verstand, Gewissen, Seele dargebracht. Die staatstreue Gesinnung, und das ist zumeist nur die Gesinnung der im Staate herrschenden Klasse, wird zur wahren

[1]) Vgl. Oppenheimer, „Der Staat".
[2]) Vgl. Carlyle, Französische Revolution III. Teil, 7. Buch, 7. Kapitel.

Bürgertugend, wie man ja auch in derselben Zeit, wo man die Erziehung zum Menschentum ob der Schulung zum Konkurrenzkampf völlig vergessen hat, die staatsbürgerliche Erziehung als dringendstes Erfordernis erkannt hat. Der Staatsglaube wird zur eigentlichen, oft überhaupt einzigen Religion im Staate, der gegenüber der Gottesglaube als bloße Konfessionsangelegenheit erscheint; vom Staatsglauben erwartet man denn auch machtvolle Aeußerungen, während der Gottesglaube sich auf harmlose Gefühlsregungen und innerkirchliche Betätigungen zu beschränken hat und stets für seinen Glauben und sein Gewissen das Interesse des Staates als unübersteigbare Schranke respektieren muß.[1]) Jede Auflehnung gegen den Staat und seine Ansprüche, ja schon jeder Angriff gegen die herrschende Klasse, die sich im Klassenstaat mit nur allzu großer Berechtigung mit dem Staate identifiziert, kann mittels dieser Ideologie als größtes Verbrechen und wahres Sakrilegium hingestellt und dementsprechend geahndet werden. Zur Staatsideologie gehört auch der landläufige Patriotismus, wie er unter uns großgezogen und sorgsam gepflegt wird.[2]) Der Patriotismus gilt dem Staate und nicht dem Volk und der große Trug dieses ideologischen Ueberbaus über der realen Basis des bestehenden Klassenstaates liegt gerade darin, daß als allgemeine Volkssache hingestellt wird, was doch tatsächlich eine bloße Klassensache ist, und daß als edle Begeisterung für eine erhabene Idee gilt, was doch seine Wurzeln durchaus im Irdischen hat und seinen Ursprung in den naturhaftesten Instinkten des Blutes und in sehr materiellen Interessen nicht verleugnen kann. Der Klassencharakter des Staates wird mit dem Worte „Vaterland“ und seinem ganzen Zauber verhüllt, sodaß man im Banne dieser Ideologie einfach die Macht des Staates, dieser Organisation der herrschenden Klasse, mehrt. Nur mittels dieser Ideologie ist es möglich, einem politisch zurückgebliebenen Volke etwa die Knechtschaft, die eine absolute Monarchie bedeutet, zu verschleiern, wobei der Begriff des Gottesgnadentums dem Schleier noch religiösen Glanz verleiht, oder auf fortgeschrittener Stufe die Herrschaft der besitzenden Klasse

[1]) So sagt schon Hegel, wohl der größte und einflußreichste Prophet der modernen Staatsreligion: „Die Gesinnung muß die sein, daß es gegen die Gesinnung des Staates nichts Höheres und Heiligeres gebe, oder daß, wenn zwar die Religion höher und heiliger, in ihr doch nichts enthalten sei, was von der Staatsverfassung verschieden oder ihr entgegengesetzt wäre.“ (Philosophie der Geschichte, Reklam-Ausgabe S. 554.) Deutlich ist dieser Standpunkt auch in Art. 49 unserer Bundesverfassung ausgesprochen, wo die garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit sofort an den Interessen des Staates ihre Grenzen findet und es trat besonders klar zu Tage in der Beurteilung der Dienstverweigerungen aus Gewissensgründen und den prinzipiellen Aeußerungen, die unsere Staatsoberhäupter bei diesem Anlaß über das Verhältnis von Staat und Gewissen taten.

[2]) Vom Patriotismus unterscheiden wir sehr scharf das natürliche Heimatgefühl und vor allem das sittliche Bewußtsein der Verpflichtung für die Volksgemeinschaft — wohlverstanden: für diese und nicht für den Staat.

als die herrliche Realisierung ganz besonders freiheitlicher Ideen vorzutäuschen. So werden dann die eigenen Unterdrücker als Führer gepriesen und naiv läßt man sich bloße Klassenvertreter, die unbekümmert um Wohl und Wehe des Volkes die Interessen ihrer Klasse verfolgen, als „Volksvertreter" vorspiegeln. Wahrlich, da könnte sogar der große Ideologe der preußischen Monarchie, Hegel, manchem, der sich durch die formale Demokratie und deren Ideologie täuschen läßt, die Augen öffnen mit seinem Worte: „Die Wenigen sollen die Vielen vertreten, aber oft zertreten sie sie nur."[1]) Besonders durchsichtig wird der ideologische Charakter des Patriotismus, wenn etwa von der herrschenden Klasse an den patriotischen Sinn appelliert wird, um die Volkswehr in den Dienst von Klassenzwecken zu stellen; die patriotische Ideologie, die den Bestand des Vaterlandes mit der Aufrechterhaltung der politischen Macht der herrschenden Klasse identifiziert, bannt da weite Kreise des Volkes in den Dienst dieser Klasse und läßt sie in Zeiten eines akuten Klassenkampfes sich begeistert einsetzen für das bedroht geglaubte gemeinsame Vaterland, während sie doch nur, als Opfer jener Ideologie, die geschickt verhüllte Diktatur der herrschenden Klasse verteidigen und stärken.[2]) In ähnlicher Weise wird die Ideologie des Patriotismus verwendet, wenn es gilt, um der Interessen (oder auch nur Scheininteressen) der herrschenden Klasse willen das Volk in einen Krieg zu treiben; da wird wiederum das Vaterland als gefährdet und angegriffen erklärt, während es sich doch nur darum handelt, den Großindustriellen neue Rohstoffquellen und Absatzgebiete, den Rüstungsindustriellen eine Hochkonjunktur, den Großgrundbesitzern neue Ausbeutungsmöglichkeiten, der Militärklasse die ersehnte Berufsbetätigung, einer in ihrer Herrschaftsstellung erschütterten Regierung und Klasse neue Stärkung zu verschaffen oder was es sonst für reale Grundlagen jenes ideologischen Ueberbaues geben mag. Die patriotische Ideologie stellt den friedlichen Völkern die tatsächlichen Gegensätze der konkurrierenden Kapitalistenklassen und der herrschenden Gruppen in den verschiedenen Ländern als Gegensätze der Völker selber hin, sodaß sie im Banne dieser Ideologie einander als „Feinde" betrachten und, einschließlich der an Marx geschulten Sozialdemokraten, begeistert Gut und Blut, vermeintlich für das bedrohte Vaterland, tatsächlich für die ideologisch verhüllten Interessen der im Staate herrschenden Klassen opfern. Wahrlich: „Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse",[3]) und sind als solche nichts anderes als ein trügerischer Nebel mit dem die nacktesten materiellen Interessen sich zu verhüllen suchen, und der die betrogenen Menschen in

[1]) Philosophie der Geschichte, S. 554.

[2]) Wie sehr diese Ideologie in der Zeit des Landesstreiks mitspielte, dürfte jedem, der nicht selber in ihr befangen ist, klar sein.

[3]) Kommunistisches Manifest.

den Dienst ihrer Unterdrücker und Ausbeuter bannen soll.[1]) Diese ganze Staatsideologie erlebte besonders als Kriegsideologie eine wahrhaft entsetzliche Entfaltung. Der Krieg offenbarte seine Höllenart auch darin, daß er fort und fort Dämpfe aus seinem Schlund aufsteigen ließ, die sich als verklärende Wolke über ihm lagerten und den betörten Menschen ein wirklich höllisches Zauberwerk vorgaukelten. Bei diesem Gaukelspiel beteiligte sich aber nicht etwa nur die bekannte Staatsphilosophie im Sinne eines Treitschke, die mit ihren realpolitischen Ideen und ihrer besonderen Machtethik — von den Theologen euphemistisch als „Eigengesetzlichkeit" legitimiert — trotz ihrer auffallenden Abweichungen von den gewöhnlichen Moralbegriffen doch den Schimmer der Idee über all die nackte Brutalität zu werfen verstand, sondern alle nur möglichen „geistigen" Strömungen und Tätigkeiten suchten sich gegenseitig in dem Bestreben zu überbieten, ihre speziellen Ideen als Rechtfertigung, Verklärung, Verherrlichung des Krieges anzubieten und damit diesem als Ideologie zu dienen.

Schon die bisher erwähnten Ideologien wiesen oft eine stark moralische Färbung auf. Wenn wir beobachten, wie der Staat sich seine eigene Moral gibt, wie die Ethik dem Kriege als Ideologie dient, wie politische Klasseninteressen mit moralischem Pathos verfochten werden, sind wir der geschichtsmaterialistischen Behauptung gewiß schon viel zugänglicher, daß auch die Moral zum ideologischen Ueberbau gehört. So sagt Engels, „daß die Menschen ihre sittlichen Anschauungen in letzter Instanz aus den praktischen Verhältnissen schöpfen, in denen ihre Klassenlage begründet ist; daß alle Moraltheorie in letzter Instanz das Erzeugnis der jedesmaligen ökonomischen Gesellschaftslage ist und daß, da die Gesellschaft sich bisher in Klassengegensätzen bewegte, die Moral stets eine Klassenmoral war, die entweder die Herrschaft und Interessen der herrschenden Klasse rechtfertigte, oder aber, sobald die unterdrückte Klasse stark genug war, die Empörung gegen diese Herrschaft und die Zukunftsinteressen der Unterdrückten vertrat."[2]) Tatsächlich gibt es, wie ein Klassendenken, so auch eine Klassenmoral. Je und je bezeichnen im Klassenkampf die einen das als moralisch, was die andern verabscheuen. Den einen gilt der Streikbrecher als Verräter, den andern als „Arbeitswilliger"; den einen ist der Revolutionär — ein Wilhelm Tell oder Friedrich Adler z. B. — ein Held, den andern ein Verbrecher; die einen sehen im absoluten Monarchen den Tyrannen, die andern den Landesherrn

[1]) Diese Erkenntnis hat kurz vor dem Weltkrieg das Manifest des Basler Kongresses von 1912 klar formuliert, ohne indessen die Sozialdemokratie davor bewahren zu können, der patriotischen Ideologie zum Opfer zu fallen. Nach ihm kann der drohende Weltkrieg nicht „gerechtfertigt werden auch nur durch den geringsten Vorwand eines Volksinteresses", denn er wird geführt „zum Vorteil des Profits der Kapitalisten, des Ehrgeizes der Dynastien." Vgl. Lenin „Der Opportunismus und der Zusammenbruch der II. Internationale."

[2]) Anti-Dühring, S. 89.

von Gottes Gnaden u. s. w. Die sittlichen Anschauungen entsprechen hier tatsächlich der Klassenlage. Besonders bezeichnend für diese Klassenmoral ist die bürgerliche Beurteilung des proletarischen Klassenkampfes: Demonstrationen, Streiks oder gar gewalttätige, revolutionäre Akte werden als arge Anstößigkeiten empfunden und verabscheut, gleichzeitig aber — und das offenbart eben den Klassencharakter dieser Moral! — wird die Gewalt auf bürgerlicher Seite gerechtfertigt, ja glorifiziert, wie man überhaupt den von unten geführten Klassenkampf aufs schärfste verurteilt, den von oben geführten dagegen entweder gar nicht zu sehen vorgibt oder völlig in Ordnung findet. Wenn Arbeiter, aufs äußerste erbittert und gereizt, zur allgemeinen Arbeitsniederlegung schreiten — die an sich ja noch gar kein Gewaltakt ist, so leicht sie freilich dazu führen kann -- schreit man über die unerhörte Gewalttätigkeit; in den gegen die wehrlosen Arbeitermassen aufgebotenen, mit Handgranaten und Maschinengewehren ausgerüsteten Truppen aber sieht man wahre Friedensengel und während man die kleinsten Ausschreitungen der erstern aufs furchtbarste brandmarkt und ahndet, findet man Akte brutalster Gewalttätigkeit auf der andern Seite vollkommen entschuldbar, wenn nicht gar lobenswert.[1])

Der Klassencharakter dieser Moral tritt vollends zutage, wenn man einerseits bei gegen die eigene Klassenstellung gerichteter Gewalt einen echt tolstojanischen Abscheu vor aller Gewalt zur Schau trägt, gleichzeitig aber — etwas weniger tolstojanisch! — sich für Stahlhelme, Handgranaten, Maschinengewehre oder auch 42 cm. Mörser, kurz für allen Militarismus und Krieg warm begeistert. Im selben Atemzuge ferner, wo man sich über rote Garden entrüstet, jubelt man den eifrig ins Leben gerufenen weißen Garden („Bürgerwehren") zu; die proletarische Diktatur — die wir wahrhaftig auch verurteilen — wird als politische Ungeheuerlichkeit hingestellt, dagegen aber hat man nichts einzuwenden, wenn eine liberale Minderheit ihre Diktatur ausübt; die Arbeiterschaft wird energisch auf den „legalen Weg" verwiesen und ihr Abweichen davon streng verurteilt, wenn aber unsere obersten Behörden diesen legalen Weg gleichfalls verschmähen und z. B. gerade durch ihre fortwährenden Verletzungen der Preßfreiheit (Unterdrückung unliebsamer bestehender und Verbot unliebsamer neuer Zeitungen) und vor allem des Initiativrechtes jene vom legalen Weg abdrängen, so wird das wiederum gerechtfertigt. Solche Schmiegsam-

[1]) Vgl. das bürgerliche Urteil über die Opfer der Zürcher Unruhen vom November 1917, über die Schießerei auf dem Fraumünsterplatz, die so viel zur Entstehung des Landesstreiks beitrug, über das Vorgehen des Militärs in Grenchen, oder auch das beifällige Behagen, mit dem jenes zum Glück zwar nur erlogene, von dem Bänkelsänger Indergand als „Augenzeugen" kolportierte Geschichtlein vom erschlagenen Jungburschen in den Zeitungen berichtet wurde. Für den gewiß höchst bedauerlichen Tod jenes Zürcher Polizisten oder des Soldaten Vogel findet man nicht genug Worte der Empörung, die weit zahlreicheren Opfer auf der andern Seite nimmt man ruhig, wenn nicht gar mit einer gewissen Genugtuung hin.

keit der Moral ist verdächtig und erschüttert den Glauben an deren weltüberlegene Art. Ihren bloß ideologischen Charakter verrät ferner die Moral, wenn sie stets dazu dienen muß, das Bestehende zu rechtfertigen: eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mag noch so ungerecht und allem echten Menschentum widersprechend sein — die herrschende Moral wird nie verfehlen, sie zu sanktionieren; wie sie andererseits gegen jede soziale oder politische Umwälzung ihre flammenden Proteste richtet. Stets noch wurde die Moral dazu gebraucht, um den Herrschenden ihre Machtstellung und die zu deren Aufrechterhaltung dienenden Handlungen zurechtzulegen, den Unterdrückten aber die Unterordnung und den blinden Gehorsam als sittliches Gebot hinzustellen. Wenn das Recht der zum Gesetz erhobene Wille der Herrschenden ist, so bedeutet die Moral noch die sittliche Rechtfertigung desselben, das aber heißt, daß sie nur ideologischer Ueberbau zur realen Basis der bestehenden Verhältnisse ist.

Die bestimmende Macht, die die materiellen Verhältnisse auf die Moral ausüben, kommt besonders deutlich auch in deren Anpassung an die Eigentumsinteressen zum Ausdruck. Seitdem das Eigentum an beweglichen Gütern aufgekommen ist, steht das Gebot: „du sollst nicht stehlen!" im Mittelpunkt der Moral und stellt andere, die heiligsten Menschenrechte weit mehr berührende Gebote völlig in den Schatten. Recht und Gewissen lehnen sich auf, wenn irgendwo eine Sache gestohlen wird, ertragen es aber merkwürdig leicht, wenn eine Seele zertreten und vergiftet, oder wenn z. B. die Ehre der Frau in der Prostitution besudelt wird. Nichts empört das sittliche Empfinden so sehr, wie eine Antastung der bestehenden Eigentumsverhältnisse. Der Haß gegen die Sozialdemokratie nährt wohl seine ehrliche Glut vorwiegend an dieser Quelle, wie schon in der französischen Revolution die Schwenkung der Bourgeoisie gegen den bisherigen Verbündeten, das Volk, dann erfolgte, als nicht nur die feudalen Eigentumsrechte angetastet wurden, sondern durch erste vage kommunistische Ideen und konkrete Steuervorschläge der Arbeiter auch das bürgerliche Eigentumsverhältnis erschüttert zu werden drohte. Auch das Eigentum hat seine eigene Ideologie und erhebt trotz seiner deutlichen Herkunft wie der Staat den Anspruch, als ewige, unwandelbare, geheiligte Idee zu gelten, und angesichts der Rolle, die diese Idee im heutigen Denken spielt, möchte man wirklich meinen, daß diesem Geschlecht jede Verletzung der Kapitalinteressen als die Sünde wider den heiligen Geist erscheine. Wie könnte es auch anders sein in einer Gesellschaft, die Mammon als höchsten Gott verehrt? So sagte schon Marx, der die ganze Wut der in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Mammonsgläubigen erfuhr, daß heutzutage der Atheismus selbst eine culpa levis sei, verglichen mit der Kritik überlieferter Eigentumsverhältnisse und daß z. B. die englische Hochkirche — das Beispiel erträgt eine sehr weitgehende Verallgemeinerung — eher den Angriff auf 38 von ihren 39 Glaubensartikeln verzeihe, als den auf

1/39 ihres Geldeinkommens.[1]) Dieselbe reale Basis macht sich aber auch geltend bei der berüchtigten Steuermoral, die besonders deutlich zeigt, wie elastisch sich das moralische Empfinden den materiellen Bedürfnissen anschmiegen kann. Was man sonst allgemein als Lüge, Betrug und Diebstahl bezeichnet, wird dann, wenn es der Schonung des Kapitals dient, zur selbstverständlichen Klugheit, während Ehrlichkeit in diesen Dingen als Naivität und Dummheit gilt.[2]) Die Oekonomie bestimmt eben auch die Moral und gibt dem sittlichen Empfinden die Richtung und läßt sich hierin, weil eben noch brennendere Interessen in Frage stehen, nicht einmal von der sonst so mächtigen und gleichzeitig eifrig gepflegten Ideologie des Patriotismus beirren. Wahrlich, dieser ganzen moralischen Ideologie gegenüber bedeutet gerade die geschichtsmaterialistische Kritik, die Entschleierung des Pseudogeistes, eine sittliche Tat!

Und wie die Moral, so gilt auch die Religion dem Geschichtsmaterialismus als bloße Ideologie. So bezeichnet schon der junge Marx, hierin wohl stark von Feuerbach beeinflußt, die Religion als „die allgemeine Theorie dieser Welt, ihre moralische Sanktion, ihre feierliche Ergänzung, ihren allgemeinen Trost- und Rechtfertigungsgrund“ als das „geistige Aroma der Welt“, als das „Opium des Volkes“ oder den „Heiligenschein des Jammertals“.[1]) Und nach Engels wurde das Christentum mehr und mehr Alleinbesitz der herrschenden Klassen, die es als bloßes Regierungsmittel anwenden, womit die untern Klassen in Schranken gehalten werden; dabei mache es keinen Unterschied, ob die Herren an ihre Religionen selbst glauben oder nicht.[2]) Der Geschichtsmaterialismus glaubt nicht an die weltüberlegene Art und weltüberwindende Kraft der Religion sondern sieht in ihr nur die letzte und höchste Weihe der Welt, mittels welcher man zumal die beherrschten Klassen von einer Auflehnung gegen die bestehenden ökonomischen, sozialen und politischen Ordnungen abhalten will.

---

[1]) Vorrede zu Bd. I des „Kapital“.

[2]) Daß auch der durch die Steuerunehrlichkeit geschädigte Staat diese Unehrlichkeit nicht als argen Verstoß gegen die Moral empfindet, geht z. B. aus dem jüngst erfolgten Urteil im Steuerbetrugprozeß Junod-Bloch hervor: derselbe Staat, der die aus ehrlicher, politischer, oder gar religiöser Ueberzeugung entsprungenen Handlungen einiger Dienstverweigerer oder am Landesstreik Beteiligter mit der Entziehung der bürgerlichen Rechte bestraft, findet einen Millionenbetrug, krasseste Bestechung und Amtspflichtverletzung doch nicht schwerwiegend genug, um dieselbe Strafe zu verhängen. Wurde doch hier aus jenem materiellen Interesse gehandelt, das man besser versteht, als eine starke politische, sittliche und religöse Ueberzeugung. Dasselbe Denken verrät sich auch darin, daß man ohne die geringsten Skrupeln das Postgeheimnis verletzt und politisch verdächtigen Personen ihre Briefe öffnet, während man sich nicht dazu entschließen könnte, einmal den geheiligten Bannkreis, der die Banken umgibt, zu durchbrechen, um nach den dem Staate und der Allgemeinheit entzogenen Millionen zu sehen.

[1]) Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie.

[2]) „Ludwig Feuerbach“, S. 56.

Und gibt denn die Rolle, die die Religion, und gerade auch das Christentum in der Welt spielt, dieser Anklage nicht Recht? Nimmt sie nicht das Bestehende mit all seinen Schäden und Nöten, Ungerechtigkeiten und Brutalitäten in Schutz? Dient die Gottesidee nicht lediglich zur Sanktion der Welt, ja, sind nicht die meisten theologischen und philosophischen Gottesbegriffe bloße letzte Weltformeln, die den Glanz der Gottesidee über die Welt mit all ihrem Bestehen und Geschehen ausgießen müssen? Was aber heißt das anderes, als sich der Welt, ihren Mächten und ihrem Treiben als verklärende Ideologie hingeben? Gerade jener „Gott der Wirklichkeit", der in der modernen Kriegstheologie eine so große Rolle spielt, in dessen Namen man jede Gewalttat des imperialistischen Staates heiligt und jede gegen diesen ankämpfende Tat der Weltüberwindung als widergöttlich hinstellt, verrät deutlich diese ideologische Art: der „Gott der Wirklichkeit" und die ihm entsprechende Religion ist lediglich der religiöse ideologische Ueberbau zur realen Basis eben der Wirklichkeit, die man damit rechtfertigen möchte, — ein Nebel, den die Wirklichkeit selber aus sich erzeugt, um ihre Abgründe zu verhüllen.[1]) Aber auch religiöse Begriffe wie „Vorsehung" und „Ratschluß" müssen oft lediglich zur religiösen Verklärung des Seins, zur Heiligsprechung des Widergöttlichen dienen, weshalb Marx gar nicht so Unrecht hatte, als er sagte, daß die Worte „Vorsehung" und „providentielles Ziel" nur rhetorische Form seien, um die Tatsachen zu umschreiben. Für alles Elend, alle Not, alle Krankheit und jegliches Uebel, für Laster und Unrecht, Gewalttat, Krieg, für alles hat die Religion eine Rechtfertigung und läßt es als echte Bestandteile der göttlichen Weltordnung erscheinen; auch bei den ärgsten Sinnlosigkeiten, den furchtbarsten Gottlosigkeiten und den brutalsten Gewalttätigkeiten weiß sie eine ideelle Seite aufzuzeigen und lehrt sie sub specie aeternitatis betrachten. Alles vermag die Religion zu beseelen, sodaß man wirklich fast versucht sein könnte, auch in ihrer heutigen christlichen Ausprägung tatsächlich nur die Entwicklung und Entfaltung des ursprünglichen Animismus und Fetischismus zu sehen.

Deutlich wird uns dieser nur ideologische Charakter der Religion besonders, wo sie ganz offen im Bunde mit den Mächten dieser Welt steht und einfach zur religiösen Rechtfertigung der bestehenden materiellen Verhältnisse und der mit diesen gegebenen sozialen und politischen Ordnungen dient. So steht das offizielle Christentum auf der Seite der herrschenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung, stellt diese samt all ihren Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten als gottgewollte Ordnung hin und predigt den unter dieser Herrschaft Leidenden demütige Ergebung in das, was nun einmal „in Gottes Namen" — hieße es nicht besser „in Mammons Namen"?! — ist: wehe denen, die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit! Aus jener Bibel, die

---

[1]) Ich darf hier vielleicht auf meinen zu Anfang erwähnten Aarauer-Vortrag hinweisen, wo ich dies näher ausführte.

von allen Büchern der Erde die schärfsten Worte gegen den Mammonismus und die Ungerechtigkeit geschleudert hat, die mit heiliger Leidenschaft für die Armen eintritt und in deren Not eine scharfe Anklage gegen die Gesellschaft sieht, liest man mit merkwürdigem Scharfblick gerade das eine Sätzlein heraus: „Arme habt ihr allezeit unter euch", um mittels der schwachen Krücke dieses Wörtleins segnend hinter der Mammonsherrschaft und all ihrem Unrecht und ihrer Not herzuhinken. Besonders der Jenseitsglaube, der uns doch gerade zur Stärkung im Kampf gegen die Welt gegeben wurde, spielt in diesem Zusammenhang eine traurige Rolle; er scheint umso wichtiger geworden zu sein, je mehr das Christentum seine weltüberwindende Kraft verlor und sich den irdischen Mächten und Gewalten anpaßte. So hat er gerade damals die urchristliche Gottesreichshoffnung verdrängt; als das Christentum zum Range einer Staatsreligion „erhoben" wurde. Der Glaube an das kommende Gottesreich mit seinem Kampf gegen die bestehende Welt war eben nicht dazu geeignet, einer Weltmacht als Ideologie zu dienen, während umgekehrt die Jenseitshoffnung in ihrem harmlosen, die Gedanken von dieser Welt und ihren Schäden ablenkenden Sinn vorzüglich dazu paßte. Seit Konstantin sehen wir das Christentum stets in engem Bund mit dem Staate, sodaß die Allianz zwischen „Thron und Altar" fast sprichwörtlich wurde; das Wort „Staatschristentum" geht uns so geläufig über die Lippen, als wäre darin die selbstverständliche Zusammengehörigkeit zweier seelenverwandter Mächte ausgesprochen. Nicht zufällig ist im ganzen Verlauf der Geschichte die Kirche durch geistige und materielle Bande mit den Herren des Staates verbunden und pflegen die politischen Machthaber eine besondere Frömmigkeit, die aber bei sonst sehr verschiedenartiger Ausprägung stets den wesentlichen Zug aufweist, daß gerade die bestehende Klassenordnung von Gott gewollt und jede Auflehnung gegen dieselbe drum auch gegen Gott und seine ewigen Ordnungen gerichtet sei, daß eben dieser Gott in besonderer Weise die Macht des eigenen Staates wolle und darum namentlich in Kriegen schützend hinter diesem stehe. Auffallen muß es einem auch, wie gegenüber jenem Grundzug, dem Staate und seinen Herrschaftsverhältnissen als Ideologie zu dienen, die Unterschiede in Religion und Konfession nur wenig Bedeutung haben, wie z. B. das Christentum mit seinem alle Menschen und Völker in gleicher Liebe umfassenden Vatergott und seiner Verkündigung der Brüderlichkeit, der Nächsten-, ja Feindesliebe dem Staate und den herrschenden Klassen und Regierungen dieselben Dienste zu erweisen vermag, wie irgend eine außerchristliche Religion. Das Christentum hat sich denn auch als Kriegsideologie aufs beste bewährt und sich zur Proklamierung des „heiligen Krieges" im Weltkampf der Imperialismen mindestens so gut geëignet wie der Islam.[1])

---

[1]) Den Wert der religiösen Ideologie weiß auch der Staatsideologe Hegel zu würdigen: „Religion und Staat sind in der Wurzel eins und die Gesetze haben

Je und je hat ja das Christentum dem Patriotismus noch einen besonderen religiösen Glanz verliehen, — was Wunder, wenn dann auch beim Ausbruch des Weltkrieges die Zeiten maßlosester nationaler und kriegerischer Aufwallung auch eine „religiöse“ Aufwallung zeitigten und dem Christentum mit einem Male eine höchst aktuelle Bedeutung gaben! Daß es zwar nicht seine gegen allen Macht-, Gewalt- und Kriegsgeist gerichtete Friedensbotschaft war, die ihm die plötzliche Beliebtheit verschaffte, störte nur wenige Christen: statt in tiefster Seele ob dieser religiösen Hochflut zu erschrecken, wurden die Herzen vieler Christen freudig bewegt, als das Christentum wieder so zur Geltung kam, als sich die Kirchen wieder füllten und mit ihren zahlreichen Bitt- und Dankgottesdiensten für siegreiche Schlachten zu Mittelpunkten der nationalen Begeisterung wurden, als die Kirchenlieder als Schlachtenlieder Verwendung fanden, als die Generäle und obersten Kriegsherren sich so fromm gebärdeten und ein Mächtiger dieser Erde Gott sogar als seinen „höchsten Alliierten“ im Kampfe bezeichnete. Und doch, — könnte die bloß ideologische Art des Christentums deutlicher zutage tret n, als gerade in dieser Kriegsfrömmigkeit, bei der „die nationale Kirche ihren Gott an die nationale Kanone schmiedete wie einen Katorgasträfling“ (Trotzky)? Auch im Feldpredigertum findet diese ideologische Verklärung des Machtstaates und seiner Kriege einen deutlichen Ausdruck, berührt einen doch diese Institution — bei allen guten Absichten einzelner Feldprediger — geradezu als Symbol jenes Christentums, das sich damit begnügt, diese Welt mit all ihrem gottlosen Treiben zu segnen, statt sie umzugestalten. Gerade diese ideologische Art des Christentums trifft Kierkegaards Kritik: „Der Gedanke des Christentums war, daß es alles verändern wolle. Das Resultat, das Christentum der „Christenheit“ ist dies, daß alles, unbedingt alles geblieben ist, wie es war, nur daß alles den Namen „christlich“ angenommen hat.“[1]) Wenn das offizielle Christentum drum zu der brennenden Frage „Christentum und Krieg“ Stellung genommen hat, geschah es fast stets nur, um sich als Ideologie für den Krieg anzubieten und beispielsweise die religiösen Antimilitaristen

---

ihre höchste Bewährung in der Religion.“ Dabei konstatiert er immerhin einen gewissen Unterschied zwischen der Fähigkeit des Katholizismus und der des Protestantismus, dem Staate als Ideologie zu dienen: „Hiebei muß nun schlechthin ausgesprochen werden, daß mit der katholischen Religion keine vernünftige Verfassung möglich ist“, denn diese genügt nicht ganz der obersten Forderung, daß die Religion nichts enthalten darf, was dem Staatsinteresse entgegengesetzt ist, während der Protestantismus die Anerkennung erhält, daß durch ihn „die Versöhnung der Religion mit dem Rechte zustande gekommen ist.“ (Geschichtsphilosophie S. 554 und 562). Hegel bringt damit die Tatsache zum Ausdruck, daß der Katholizismus wenigstens im Prinzip die Weltüberlegenheit des Christentums besser vertritt als der Protestantismus und sich deshalb weniger leicht zur bloßen Ideologie verflüchtigt. Tatsächlich haben sich im Weltkrieg gerade die lutherischen Pastoren und Theologen als unerreichte Staats- und Kriegsideologen erwiesen.

[1]) „Der Augenblick“, S. 60.

auch noch in Christi Namen zu verdammen.[2]) Natürlich sucht man diese Ideologie auch biblisch zu rechtfertigen, und wie man einst die Bibel durchstöberte nach Stellen, die die kirchlichen Glaubenslehren begründen sollten, so jetzt nach solchen, die dem Staats- und Kriegschristentum als Stütze dienen können. Da läßt man z. B. die Verkündigung des Paulus gipfeln in dem Satze: „Seid untertan der Obrigkeit, denn sie ist von Gott“, ohne sich weiter darum zu kümmern, was Paulus zu dieser Mahnung veranlaßt haben könnte; das Evangelium aber faßt man zusammen in dem heute geläufigsten Satz der Bibel: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ — Punkt! Seltsamerweise sind es dabei oft gerade moderne, bibelkritisch und historisch geschulte Theologen, die sich darauf verstehen, unbekümmert um den ganzen Zusammenhang, der den Erfolg dieser Beweisführung mitunter sehr beeinträchtigen könnte, derart Belegstellen zur Rechtfertigung jenes im Dienste irdischer Machtpolitik stehenden Christentums herauszufinden, — jene selben Theologen, die andrerseits Jesus so fein in die Zeitgeschichte hineinzubetten wußten, daß seine Weltüberlegenheit inmitten dieser Welt fast völlig verblaßte und er sich vortrefflich der Weltgeschichte und ihrer „Entwicklung“ einfügte. Dieses ganze Staats-, Kriegs- und Feldpredigerchristentum liefert ein

---

[2]) Ich kann es mir nicht versagen, hier noch ein Urteil Pestalozzis über „den Troß der Geistlichkeit, wie er in den verdorbenen Staaten immer ist und der so viel zum Niedergang des Rechts beigetragen hat“, anzuführen; der bloß ideologische Charakter des offiziellen Christentums könnte kaum schärfer gekennzeichnet werden. „Sie haben sich dazu erniedrigt, auch bei Forderungen, die offenbar auf Erstickung der Wahrheit, auf Unterdrückung der Völker und auf ein mutwilliges Spielwerk mit tausendfachem Menschenmord abzielten, dem Untertanen die Schuldigkeit eines ganz blinden Gehorsams unbedingt an den Hals zu werfen, indem Gott dieses alles als seinen Dienst durch seine Gesalbten von ihnen fordere; ferner sei alles Bestreben, sich selber aus dem erbarmungswürdigen Elend einer jeden, auch noch so widernatürlichen Sklaverei zu erlösen, ihnen ebenfalls von Gotteswegen und um Jesu Christi willen unbedingt als sündlich und verderblich verboten. Indessen, wenn sie auch mehr durch die Schuld derer, die ihr Brot haben, schlechte Bürger werden, so sollten sie doch die Lehre Jesu Christi von der schlechten Beschaffenheit ihrer bürgerlichen Lage und ihrer Gesinnung sondern, und nicht so öffentlich laut und selbst in den Reden, die sie den Gottesdienst nennen, tun, als ob es eine ausgemachte Sache sei, daß der liebe Gott gegen die Großen der Erde eben die Deferenz gehabt, die sie gegen die weiblichen und männlichen Zuhörer ihrer Schloßkapelle zu zeigen, sich aus traurigen Gründen genötigt sehen. Der Heiland hat nie advokatisiert, am wenigsten für die großen Herren. Wenn er es für jemand getan hätte, dann für diejenigen, denen er zugerufen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Die Welt wird nicht christlich regiert, die Regierungen als solche sind nicht christlich und der Staat als Staat handelt in seinen wesentlichsten Einrichtungen bestimmt wider das Christentum. Eine christliche Armee, eine christliche Schlacht, christliche Feldprediger, christliche Finanz- und Kabinettsoperationen, christliche Polizeimeute und christliche Maßnahmen, den blinden Gehorsam der Untern und die Allmachtsrechte der Obern auf Kind und Kindeskind zu sichern, das alles sind Sachen, die, wie der Mann im Mond, nur in der Einbildung verwirrter Leute ihr Dasein haben.“ Aus der Schrift „Ueber die Ursachen der französischen Revolution“ in Bd. 16 der Seyffarth-Ausgabe von 1872.

geradezu erdrückendes Belegmaterial für die geschichtsmaterialistische Beurteilung der Religion: ihm gegenüber hat der Geschichtsmaterialismus ohne jede Einschränkung Recht!

Dieselbe Rolle spielt die Religion — vielleicht unbewußt — aber auch dort, wo sie sich sorgsam von jeder Berührung mit der Welt fernhält und sich nur auf die Pflege ihrer religiös-sittlichen Ideale und eine rein innerkirchliche Tätigkeit beschränkt. Jene „reine" Religion, die man im Namen einer besonders tiefen Innerlichkeit und Geistigkeit gegen jeden umgestaltend in die Welt eingreifenden Gottesglauben auszuspielen pflegt, wird gerade in ihrer „idealistischen" Art — ideologisch. Sie wird entweder zur bloßen Erbaulichkeit und andächtigen Gefühlsregung und spielt mit ihrem Bestreben, die Menschen über die Nöte des Lebens hinwegzutrösten, eben jene Rolle eines „Opiums des Volkes", oder dann zu einem harmlosen, meist mit viel Sentimentalität getriebenen Spiel mit kultischen Gewohnheiten und moralischen und religiösen Trivialitäten. Weit davon entfernt, völlig losgelöst von allem Materiellen nur ihrer Geistigkeit zu leben, dient die „reine" Religion der Sache dieser Welt am besten, weshalb sie sich auch so großer Beliebtheit bei den Mächtigen im Reiche der Materie, den Vertretern der Mammons- und der Staatsherrschaft, erfreut, die ja einen scharfen praktischen Blick für ihre Vorteile zu haben pflegen. Wer im Namen der Religion den Kampf gegen die Mächte dieser Welt und für das Gottesreich auf Erden ablehnt, der setzt sich mit seiner Religion für die bestehende Welt und ihre Ordnungen ein und liefert dieser gerade mit seiner „reinen" Religion einen ideologischen Ueberbau. Den ideologischen Charakter verrät diese Frömmigkeit auch dadurch, daß sie nicht mit der umgestaltenden Wirksamkeit Gottes auf Erden rechnet, sondern in jedem Ernstnehmen der drei ersten Bitten des Unservaters eine Schwärmerei und ein Abirren vom tiefsinnigen Idealismus jener Innerlichkeit in einen recht oberflächlichen Materialismus erblickt. Diese Frömmigkeit liefert in ihrer mehr altertümlichen, „positiven" Form wirklich nur den „Heiligenschein des Jammertals" und läßt mit ihrem erbaulichen Christusbild selbst den Bringer des Gottesreiches die Rolle einer Ideologie spielen; in ihrer modernen liberalen Form aber, mit ihrer „reinen" Religion einerseits und ihren Theorien von der Eigengesetzlichkeit der Welt andrerseits liefert sie die passende Ideologie für eine Welt, in der Gott von jeder Einmischung in die Ordnungen dieser Welt ferngehalten werden soll und die doch nicht auf eine gewisse sentimental-mystische Weihe verzichten möchte.

So gipfelt denn der ideologische Ueberbau in der Religion. Die Welt der ökonomischen, sozialen und politischen Ordnungen steht vor uns als die eigentliche Wirklichkeit, als reale Basis, die vom Geistesleben nur gestützt und geweiht werden darf. Der Geist beugt sich vor dieser gegebenen Wirklichkeit: er lehrt als Philosophie, daß alles so sein *muß*, wie es ist; er fordert als Moral, daß alles so sein

soll und nichts geändert werden darf; und als Religion wirft er den Glanz der Gottesidee über diese Welt, spricht: „es ist alles sehr gut" und predigt die Ergebung. R. Lejeune.

(Fortsetzung folgt.)

Eisners Vermächtnis.

I.

Eisner ist nicht mehr. Aber die Selbstlosigkeit seiner Gesinnung, die Reinheit seines Wollens, sein schöpferischer Enthusiasmus, die visionäre Weite seiner politischen Konceptionen, welche doch einzig auf Wahrheit und absolute Ehrlichkeit gegründet waren und alle Halbheiten und Kompromisse verschmähten, sein Mut, sein heißer Glaube an das Volk und die in ihm liegenden schöpferischen Kräfte werden nicht untergehen. Sein Opfertod hat sein reines Leben gekrönt. Es ist rührend, von Augenzeugen zu vernehmen, mit welcher unsäglichen Liebe und mit welchem vertrauenden Glauben der einfache Mann aus dem Volke und die schlichte Arbeiterin zu ihm aufgeblickt haben und wie sie im tiefsten Herzen um den Dahingegangenen trauern. Eisner hatte es verstanden, ihnen eine neue, reinere, bessere Welt vor die Seele zu stellen und seinen enthusiastischen Glauben an die erneuerte Menschheit diesen gebeugten Seelen mitzuteilen. Nichts ist so schmachvoll für Deutschland, als die perfiden Verdächtigungen und Schmähungen, mit denen die Unreinen diesen Reinen beschmutzten, nichts so schamlos als die hämische Freude, mit denen gewisse Anhänger des alten Systems seinen Tod begrüßt haben. Und doch ist Eines gewiß: wenn Deutschland nicht rettungslos und für immer zu Grunde gehen soll, wenn es einen Weg gibt, der das deutsche Volk aus seinem Chaos, aus seiner Anarchie, aus seinem seelisch-sittlichen Zusammenbruch, der so viel furchtbarer noch ist als der wirtschaftliche, erlösen kann, so kann dieser Weg nur derjenige der hohen und reinen Gedanken sein, für welche Eisner lebte und starb.

Seine Reden, die er während der drei Monate seiner Ministerpräsidentschaft des Volksstaates Bayern in den Arbeiter- und Soldatenräten und in Volksversammlungen gehalten hat, liegen gesammelt in zwei dünnen Heften[1]) vor und bilden ein kostbares Vermächtnis für das deutsche Volk, kostbar ihrer Gesinnung und kostbar ihrem Gedankeninhalte nach. Sie haben aber auch für den künftigen Historiker ihren Wert, weil sie die Triebkräfte aufzeigen, welche in Bayern die Revolution verursacht und das Alte umgestürzt haben.

---

[1]) Kurt Eisner, „Die neue Zeit". Georg Müller Verlag. 1919. München.
— — „Die neue Zeit". Neue Folge. Georg Müller Verlag, 1919. München, Wien und Zürich.

Eisners Gedanken sind von einem hinreißenden Optimismus, von einem zukunftsfreudigen Glauben an die Macht der Ideen beseelt. Solcher Glaube macht ihn fröhlich und getrost. Mitten in der Dunkelheit, mitten auf dem Marterwege der leidenden Menschheit erblüht ihm diese innerste Fröhlichkeit des Herzens, des reinen und in sich ruhenden Herzens. Dieses Herz ist fröhlich, nicht im Sinne des Leichtsinns, „aber im Sinne eines tiefen Glaubens, einer festen Zuversicht, und umso hoffnungsloser es der Wahn umkreist, um so gewaltiger erhebt sich jenes fröhliche Herz und verheißt Erfüllung, Erlösung.“ Aus der Lüge, aus der Barbarei, aus dem Blut und Schrecken der Kriegsjahre, aus dem Zusammensturz aller Dinge erhebt sich der neue Gedanke, der neue Wille, das neue Ziel. Dieser zukunftsfreudige Gedanke macht frei, jener leidenschaftliche Glaube, daß die Menschheit dennoch vorwärts schreitet, „daß jener Abgrund der Greuel sich nur aufgetan hat, um alles das herauszuziehen, was niederträchtig und faul war“. Um das Neue zu bauen, um die Gespenster der Vergangenheit in Tat und Wahrheit überwinden zu können, dazu müssen die Menschen reinen Herzens sein. Der reine Wille muß da sein, der Wille zur wirklichen, zur schöpferischen Arbeit; denn „in demselben Augenblicke, wo wir wirklich zu arbeiten beginnen, fallen alle giftigen Nebel zu Boden“. Diese Arbeit, dieser Aufbau des Neuen aber können nur gelingen, wenn die Menschen sich von Idealen die Schwungkraft verleihen lassen. Eisner ruft aus: „es gibt nur eine Realpolitik in der Welt, das ist die Realpolitik des Idealismus. Nur diejenigen, die an die Macht der Wahrheit glauben, nur diejenigen, die den Idealen der Menschheit vertrauen, die siegen auf die Dauer. Sie mögen schlechte Geschäfte machen im Augenblick, es mögen auch viele zu Grunde gehen, aber es war seit jeher der stolze Gedanke des Sozialismus: es gibt nur *eine* Wirklichkeit, unser Ideal, und, wenn dieses Ideal zu Grunde geht, dann ist das Leben nicht wert, gelebt zu werden, dann geht alles zu Grunde.“

Klingt nicht dieser unzerstörbare Glaube an die Kraft der Ideen wie eine himmlische, wie eine erlösende Melodie in dem fürchterlichen Chaos, in welches der Großteil des deutschen Volkes versunken ist, von dem uns kürzlich in so erschütternder Weise berichtet wurde, wie diese Menschen imstande wären, ohne Ideen und ohne Ideale zu leben, wie sie nur an die Faust und an das Geld glaubten? Gibt es für Deutschland noch eine Auferstehung, dann müssen sich alle Deutsche, in denen noch die Sehnsucht nach einer neuen, nach einer geläuterten Menschheit lebt, unter der Fahne der Wahrheit und der Ideen zusammenscharen und zusammenarbeiten. Denn „Politik treiben heißt nichts anders, als mit dieser Sehnsucht zu arbeiten, diese Sehnsucht in politische Werke umsetzen.“

Die einzigen Gedanken aber, die fähig sind, die Welt zu regenerieren, die bessere Zukunft aufzubauen, sind der Sozialismus und die Demokratie. Die alten Regierungen waren nichts als Interessen-

ausschüsse der herrschenden Klassen; die alten Parteien waren nrn Interessenverbände, von keiner Idee getragen. Deshalb gab es auch keine Demokratie; denn die wahre Demokratie ruht allein auf der Kraft der Ideale, nicht auf dem Interesse, nicht auf dem Willen zur Macht.

Diese neuen, richtunggebenden Ideen der Demokratie und des Sozialismus sind so weit gefaßt, daß sie das ganze Volk umschließen können. Nur mitarbeiten muß es wollen, wirklich und tätig mitarbeiten am Aufbau des Neuen. Alle sind zur Mitarbeit willkommen. „Demokratie heißt gleiches Recht für alle; aber es heißt auch gleiche Pflicht für alle. Die Demokratie will die Kräfte des gesamten Volkes lebendig machen, nur muß es wirkliche Arbeit leisten, einerlei ob mit dem Kopf oder mit der Hand."

Demokratie heißt nichts weiter, als alle Kräfte entbinden, alle frei machen, jedem den Weg seiner inneren Fähigkeiten öffnen, daß niemand künftig mehr verkümmere. „Wir schalten niemand aus, der mitarbeiten will an der Sozialisierung und Demokratisierung der Gesellschaft." Das Volk muß sich durch Tätigkeit zur Freiheit erziehen; nur durch Tätigkeit wird es frei. Unterdrückte darf es nicht mehr geben in der Gesellschaft; der Mensch darf nicht mehr Objekt des Profites sein, sondern jeder der arbeitet, hat Mitbestimmungsrecht an der Arbeit und ihrem Erträgnis.

Erst in einer solchen neuen Gesellschaftsform, welche durch die elementarsten Triebkräfte, durch die innersten Sehnsüchte der breiten Volksmassen geschaffen worden ist, ist Raum genug für „Alles, was bisher dahinsiechte und verkümmerte in hoffnungsloser Sehnsucht, daß es sich an der Arbeit der Gemeinschaft beteiligen kann. So gewinnt das Leben erst Zweck und Ziel. Die Gesellschaft soll in dem Sinne umgestaltet werden, daß jeder frei atmen kann und jeder, der arbeitet, schaffend beglücktes Leben gewinnt." Die Politik muß künftig geleitet sein durch sittliche Achtung vor den Empfindungen und Gefühlen der Menschen, muß Vertrauen haben in die sittlichen Kräfte der breitesten Volksmassen, muß schöpferische Tätigkeit und schöpferische Entwicklung sein, besonders auch Entwicklung jener Kräfte und Anlagen der Menschen, welche unter dem alten System verkümmern mußten.

II.

Eisner hatte die Vision eines Volkes, das nicht mehr aus unterwürfigen Arbeitssklaven besteht, sondern das, über seine wirtschaftliche Tätigkeit hinaus, freischaffend an dem Aufbau der neuen besseren Gesellschaftsform sich beteiligt und dadurch über sich selbst hinauswächst, sich vergeistigt. Demokratie bedeutete ihm vor allem Demokratisierung, Vergeistigung der Seelen. Daraus ergibt sich Eisners Stellungnahme gegenüber der Nationalversammlung und gegenüber den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten. Es ist bekannt, mit welch leidenschaftlicher Wärme Eisner für das Rätesystem eintrat; dessen Ausbau

wollte er sich nach seinem Rücktritt von seiner Stellung als Ministerpräsident widmen. Der Ruf nach der Nationalversammlung mußte ihm von Anfang an als kontrerevolutionär erscheinen, weil er ausging von den Anhängern des alten, verhängnisvollen Systems, besonders von der Bourgeoisie, an der er ihrer ganzen Vergangenheit nach und besonders auch ihrer Haltung während des Krieges wegen den aufrichtigen Willen zur Wahrheit und zum Aufbau einer wirklich neuen, regenerierten Gesellschaft vermißte. So war er davon durchdrungen, daß nur die revolutionären Elemente die Revolution wirklich fortzuführen und auszubauen imstande wären. Weil Eisner alle Lüge, alle innere Unwahrheit, alle Halbheiten und Kompromisse, alle Ungeistigkeit der Revolution und der durch sie zu schaffendeu neuen Gesellschaft fernhalten wollte, deshalb mußte er an den Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräten festhalten. Diese allein konnten die tätige Mitarbeit der weitesten Volksmassen gewährleisten, konnten durch diese Mitarbeit aller die Demokratisierung der Seelen, mit der ihm die Revolution stand und fiel, herbeiführen. „Wir wollen", ruft er aus, „kein Parlament mehr haben, in welchem nur Vertreter des Volkes sind, nur Leute, die alle fünf Jahre mal wieder das sogenannte Vertrauen des Volkes erproben, sondern wir wollen ein Parlament haben, hinter dem das ganze Volk steht und mitarbeitet, wenn auch außerhalb des Saales, das vorwärts drängt, vorwärts treibt und in dem nicht wieder die leere Mühle des bürgerlichen Parlamentarismus klappert." Mit einer bloß formalen Demokratie ist es ihm nicht getan. Die neue Demokratie erfordert neue Formen. Der Parlamentarismus der Vergangenheit schaltet die tätige Mitarbeit der breiten Volksmassen aus; das Volk bleibt dabei bloßer Zuschauer, ohnmächtiger Zuschauer. Nicht sollen wieder statt der Massen die Führer ihr angenehmes Dasein führen. Die Räte müssen die Grundlage des Parlamentarismus bleiben; die Nationalversammlung darf nur die Krönung sein. In den Räten sollen alle vertreten sein. Dadurch, daß die ganzen Volksmassen tätig mitarbeiten, werden sie zur politischen Bildung, zur Freiheit erzogen. „Nur im Vorwärtsdrängen, nur im Schaffen reift die Freiheit! Wir wollen einmal versuchen, wie weit demokratische und sozialistische Ideen unmittelbar in der Praxis der Politik umgestaltend und umwälzend für die Gesamtheit wirken können." Die Volksmassen, an deren sittliche Kräfte Eisner mit Rousseauscher Inbrunst glaubte, sollen beständig mitarbeiten an den Geschicken der Gesamtheit. Das Parlament darf nicht wieder eine Diktatur ausüben. Nur die lebendige und tätige Mitarbeit aller Volkskreise, nicht nur die der Arbeiter- Soldaten- und Bauernräte, sondern auch die der Räte aller anderen Berufskreise kann allein eine aktionsfähige Regierung einsetzen und so die schwierigen Probleme des inneren Aufbaus und des Friedensschlusses lösen. „Die lebendige Teilnahme aller Volksglieder, insbesondere auch der Frauen, der Arbeiterinnen, Bürgerinnen, Bäuerinnen, soll nicht nur durch die erwähnten Nebenparlamente erreicht werden, sondern

auch durch die ständige, persönliche Verbindung der Organisationen mit der revolutionären Regierung.“ Allein die Masse des Volkes kann die schaffende Armee der Rettung bilden. So allein, durch die beständige Mitarbeit, wird die Demokratie unerschütterlich in den Herzen der Menschen verankert. „Alle, die reinen Herzens, klaren Geistes und festen Willens sind, sind berufen, am neuen Werke mitzuarbeiten.“

Es bedarf keiner Führer: Eisner spricht es aus, wie er das Wort „Führer“ haßt. Es gibt in der neuen Gesellschaft nur Mitarbeiter, die gemeinsamen Ideale der Demokratie und des Sozialismus, die Vergeistigung und innere Läuterung, der Enthusiasmus für die großen Ziele der Erneuerung, der Wahrheit, der Gerechtigkeit machen die Führer unnötig. Eisner weist darauf hin, welch überraschende Fülle neuer Gedanken, welch überquellender Reichtum neuer Ziele in den Räten ans Licht drängten. Durch die unmittelbare politische Tätigkeit sollen die Menschen umgeschaffen, zu neuen Menschen werden. So wollte sich Eisner der Schaffung eines neuen, idealistisch gesinnten, Bauernstandes widmen, wie denn überhaupt Volkshochschulen allen Licht und Erkenntnis bringen sollten. Nur durch diese tätige Mitarbeit aller Volksglieder kann die alte Obrigkeitsgesinnung, kann der alte Obrigkeitsstaat wirklich überwunden werden, kann die neue Menschheit, die Eisners ahnendes Auge sah, „die Menschheit mit reinem Herzen, die sich fortreißen läßt durch große, ideale Willensziele, geboren werden.“

Die Gedanken Eisners nehmen mit unvergleichlich weiteren Horizonten die Gedanken des Freiherrn von Stein wieder auf, der auch durch Beteiligung des Volkes an der lokalen Verwaltung, durch die Selbstverwaltung in den Communen, die Bewohner Preußens innerlich erneuern wollte.

Mit Bolschewismus haben sie nichts zu tun. Eisner begriff, „daß den Bolschewismus als Elementarerscheinung der tiefsten Not und Verzweiflung keine Macht der Erde überwinden könne“. Als einzigen Ausweg aus dem Zusammenbruch sah er die Arbeit, die freudige, die schöpferische Arbeit. Uebereilte Sozialisierung der Betriebe lehnte er ab, dafür schien ihm der Augenblick, in welchem die Industrie so gänzlich darnieder lag, ganz ungeeignet. Auch wußte er, daß diese Sozialisierung nicht im Rahmen der isolierten Volkswirtschaft eines einzigen Landes, sondern nur im Rahmen der Weltwirtschaft durchführbar sei. „Wir wollen durch Arbeit“, rief er den Arbeiter- und Soldatenräten zu, „durch unmittelbare, schöpferische Arbeit den Wiederaufbau Deutschlands, so rasch wie nur möglich, im Interesse der Gesamtheit zu Ende bringen. Dabei müssen uns aber die Völker der Entente helfen!“

III.

Damit kommen wir zu Eisners auswärtiger Politik. Hier sind seine Konzeptionen fast noch großartiger und weithorizontiger als in

der Innenpolitik. Eisner zielte auf eine wirkliche und aufrichtige Versöhnung mit den Feinden, besonders aber mit dem scheinbar unerbittlichsten Gegner, mit Frankreich ab. Diese Versöhnungspolitik entsprang aber durchaus nicht nur der Einsicht, daß Deutschland zu seinem Wiederaufbau die Hilfe seiner Feinde nötig habe. Die letzte Wurzel seines Willens zur Versöhnung lag in seinem ethischen Grundgefühl, in seiner Sehnsucht nach Wahrheit, nach Entsühnung, nach Reinheit; und dann in seinem Begriff der wiedergeborenen, wahrhaft demokratischen Welt, welche alle Völker umspannen sollte. Voraussetzung für die Völkerversöhnung waren ihm Wahrhaftigkeit, Anerkennung und Sühnung der deutschen Schuld, Wiedergutmachung, freiwillige Wiedergutmachung des gegen die menschliche Solidarität durch die deutsche Kriegführung begangenen Unrechtes. Von Anfang an hat Eisner die deutsche Kriegspolitik bekämpft.[1]) So ruft er denn hinaus über die Grenzen: „Wir bekennen unsere Schuld! Und bahnen damit den Weg zu innerer Verständigung und Versöhnung. Das war der letzte Krieg! Indem wir die Schuldigen an diesem Weltverbrechen beseitigten, in fester Entschlossenheit, grüßen wir die, die unsere Feinde waren. Wir senden unsere Grüße zu den Völkern Frankreichs, Italiens, Englands, Amerikas! Wir wollen mit ihnen gemeinsam die neue Zeit aufbauen!" Eisner war einer der wenigen Deutschen, der, wie etwa Fr. W. Foerster und Mühlon, die psychologischen Vorbedingungen zu erkennen, den Willen hatte, deren Erfüllung einzig einen wirklichen Frieden möglich machen kann. In einer Versammlung sagte er: „Wir müssen in Deutschland eine Politik des Vertrauens, des gegenseitigen Vertrauens pflegen, wir müssen als Menschen zu einander reden, ein anderes Mittel gibt es nicht. Das können wir nicht so machen, daß wir sagen, alle Regierungen seien miteinander mitschuldig. Auch das geht nicht, daß wir unsere blutbefleckten Hände über die Grenze hinüberreichen und rufen: Darum keine Feindschaft nicht, es sei alles vergeben und vergessen. Töricht, die da glauben, es genüge, wenn wir jetzt nach dieser furchtbaren Vernichtung Nordfrankreichs, nach diesen Greueln der deutschen Kriegführung, und, nachdem das deutsche Volk scheinbar 4½ Jahre lang keinen Widerstand geleistet hat gegen diesen Krieg und gegen die Methoden dieser Kriegführung, beteuern: Wir haben genug vom Krieg, jetzt reichen wir uns die Hände. Anderes muß geschehen. Das war der Sinn meiner Enthüllungen aus der Vorgeschichte des Krieges. Ich habe damit jedem, der lesen kann, jedem, der ehrlich ist, bewiesen; wie eine verbrecherische Horde von Menschen diesen Weltkrieg inszeniert hat, wie man ein Theaterstück inszeniert. Denn dieser Krieg ist nicht entstanden, er ist gemacht worden... Das Bekenntnis der Wahrheit ist die Voraussetzung, zu einem ehrlichen Frieden zu kommen."

[1]) Die Aufsätze, welche er während des Krieges schrieb, deren Veröffentlichung aber die deutsche Zensur verbot, sind jetzt erschienen unter dem Titel: „Unterdrücktes aus dem Weltkrieg". Georg Müller, München 1919. Alle Deutschen sollten sie lesen.

Um der Wahrheit und Ehrlichkeit zum Siege zu verhelfen, um der Völkerversöhnung vorzuarbeiten, um der in allen aufrichtigen und wahrhaftigen Seelen beschlossenen Forderung nach Reinheit und Sühne Genug zu tun, deshalb hat Eisner die erwähnten Berichte des bayrischen Gesandten in Berlin, welche die Schuld der Berliner Machthaber an diesem Menschheitsverbrechen so klar aufzeigten, veröffentlicht, deshalb hat er das auswärtige Amt in Berlin, die so kompromittierten Herren Solf und Erzberger, bekämpft. So sah er klar ein, daß die Nationalversammlung in Weimar, daß die Regierung der Mehrheitssozialisten, die sich an der Internationale, an der Solidarität versündigt hatten, daß die Herren Ebert, Scheidemann und David, niemals fähig wären, eine solche Politik der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit zu führen, wie sie allein den Frieden und die Versöhnung bringen kann. Er rief aus: „Die bankerotten Politiker, die die neuen revolutionären Organisationen beseitigen wollen, scharen sich um das Banner der Nationalversammlung, und die verbrecherischen Politiker, die den Weltkrieg gemacht und fortgesetzt und die uns in den Abgrund gestürzt haben, die versuchen heute nochmals, den Haß und den Zorn der deutschen Volksgenossen gegen die Entente zu schüren, damit man sie selbst und ihre Armseligkeit vergißt."

Auch für den Frieden der Versöhnung, den die durch ihre Billigung der Kriegspolitik kompromittierten Mitglieder der Nationalversammlung nicht würden herbeiführen können, stützte sich Eisner auf die breiten Volksmassen und ihren gesunden Sinn. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur die Versöhnung der breiten Massen der feindlichen Völker der leidenden Menschheit den Frieden bringen könne. In diesem Sinne handelte Eisner auf der internationalen Sozialistenkonferenz in Bern und unvergessen wird seine Rede bleiben, in welcher er den von ihm und Renaudel gemeinsam eingebrachten Antrag über die Repatriierung der deutschen Kriegsgefangenen begründete. Eisners Aufrichtigkeit gelang, was die deutschen Mehrheitssozialisten nicht vermocht hatten, eine Brücke zu den Sozialisten der anderen Länder, besonders zu den Franzosen, zu schlagen.

In Eisner lebte das tiefe Gefühl für die menschliche Solidarität; in ihm war kein Opportunismus, weil er so ganz von Ideen beseelt war. Wenn er von Völkerbund, von Schiedsgericht, von Abschaffung der Heere sprach, dann waren ihm das nicht leere Worte, Schutzanpassungen oder dergleichen, sondern Prinzipien, für die er lebte, und von deren Durchführung ihm der Fortschritt der Menschheit abhing. Wegen seiner Aufrichtigkeit genoß Eisner das Vertrauen der Entente. Er hätte die Völkerversöhnung schaffen können, weil er reinen Herzens daran glaubte und mit Enthusiasmus dafür sich einsetzte. Eisners großer Traum, seine Zukunftsvision war die Entente cordiale mit Frankreich. Eisner kannte die französische Volksseele, weil er sich liebend in sie versenkt hatte und er wußte, welche ungeheure seelische

Bereicherung das deutsche Volk aus einer wirklichen Freundschaft mit Frankreich gewinnen könnte.

Eisner ist nicht mehr! Aber seine Gedanken leben, sie allein können Deutschland den Weg zum Wiederaufbau weisen. Möge sich das deutsche Volk des Vermächtnisses des großen Toten würdig erweisen!

Johannes Boeste.

Rundschau.

Zu den Weltbegebenheiten. Es geschehen fortwährend so viele und wichtige Dinge im In- und Ausland, daß eine Monatsschrift, die noch dazu keine politische ist, unmöglich nachkommen kann. Wir freuen uns, daß Manches aus diesem Gebiete, was wir früher an dieser Stelle zu sagen uns verpflichtet fühlten, nun anderwärts gesagt wird, z. B. in der „Neuen Schweizerzeitung" (über die wir hoffentlich bald einmal etwas Ausführlicheres werden bringen können). Die paar Bemerkungen, die wir zu machen uns doch genötigt fühlen, sollen auch nur die Erfüllung einer Pflicht sein. Wir müssen zu gewissen Dingen ein Wort sagen, weil wir früher Stellung genommen und darum weiterhin Stellung zu nehmen haben, zu andern aber, weil es Gewissenssache ist, darüber zu reden, wenn man sie so sieht wie wir.

Was wir über die schweizerische Lage denken, ist in der Erklärung ausgedrückt, die die Redaktion an die Spitze des Blattes gestellt hat. Wir sind uns dabei wohl bewußt, daß sie aufs innigste mit der internationalen zusammenhängt. Diese nun ist nicht minder düster. Die Flamme der Zerstörung rückt nach dem Westn vor. Sie wütet nun in Mitteleuropa, aber es wäre gegen alle geschichtlichen Analogien, wenn sie dort halt machte, falls ihr anderwärts nicht durch sehr rasche und gründliche Maßregeln der Nährboden entzogen wird. Davon scheinen diejenigen Machthaber der Entente, die verhängnisvoller Weise in dieser Entscheidungsstunde berufen sind, Weltgeschichte zu machen, bisher keine rechte Ahnung gehabt zu haben. Sie meinten wohl, der militärische Sieg sichere ihre Länder vor der Gefahr des „Bolschewismus", sollte sie aber doch auftauchen, so würden die glorreichen Marschälle, die Ludendorff bezwungen, auch mit Lenin fertig werden. Sie denken, mit Einem Worte, ähnlich wie unsere eigenen Bürgerlichen. Es ist die gleiche Geistesart. Darum handeln sie als Verblendete. Anders kann man das, was in den letzten Wochen in Paris geschehen ist, nicht nennen. Die ganze falsche Behandlung Deutschlands; die Verwandlung des Völkerbundes in eine Karrikatur; die zynische Weltherrschaft und Weltverteilung der neuen Obergewaltigen, das alles drängt uns das Wort auf die Lippen: „Wen Gott verderben will, dem raubt er zuerst den Verstand." Sieht die durch

diese Pariser Diplomaten vertretene bürgerliche Demokratie nicht, daß sie ihre letzte Karte spielt? Wenn es ihr nicht gelingt, das Problem einer politischen Neuordnung der Welt einigermaßen zur Befriedigung aller Völker und in einem größeren Stil zu lösen, versteift sie sich dabei in Machtgier, Uebermut und Unglauben in Bezug auf alle höheren Ziele des Völkerlebens, so braucht sie auf die Nemesis nicht lange zu warten. Sie hat dann ihren Untergang endgiltig und reichlich verdient. Von der ungeheuren Enttäuschung der Völker, denen man die heiligsten Versprechungen gebrochen, mit deren edelsten Gefühlen man ein frevelhaftes Spiel getrieben, wird sie wie von einer Sturmflut zugedeckt und in die Tiefe gerissen werden.

Wir verkennen dabei die ganze Tragik der Lage durchaus nicht. Was wir sagen, stammt ja nicht aus der gleichen Quelle, wie ähnliche Aeußerungen bei so vielen unserer lieben Landsleute, die noch vor kurzem keinen Glauben weder an Wilson noch an den Völkerbund, noch an irgend welchen Idealismus im politischen und sozialen Lelben hatten und ihn vielleicht auch jetzt nicht haben, ihn aber von den Staatsmännern und Völkern der Entente in fast übermenschlichem Maße verlangen; die vorher von einer besondern Schuld eines Volkes nichts wissen wollten, sich in eine moralische Ueberlegenheit hüllten, von „Greueln" nichts hören wollten und für sie höchstens die Entschuldigung hatten: „Krieg ist Krieg", die nun aber plötzlich sehr sentimental und sehr moralisch geworden sind, so es gegen die Entente geht; die nicht nur die Hinschlachtung der Armenier, sondern auch das Verhungern der Serben, Polen, Belgier, die systematische und raffinierte Ausraubung der Welt, besonders auch Belgiens und Nordfrankreichs, sehr kühl aufnahmen, aber auf einmal voll Teilnahme sind für die deutsche Rohstoffversorgung und die hungernden deutschen Kinder und Mütter. Wir wissen, daß die Hauptursache der jetzigen Haltung der Entente gegen Deutschland dessen Methoden der Kriegsführung sind; daß vieles an ihren Maßregeln sich besonders aus der Zerstörung der französischen Industrie durch die Deutschen erklärt, die die Franzosen vor einer neuen deutschen Eroberung des Weltmarktes ängstlich macht; daß der Mangel an Transportmitteln und Lebensmitteln zum größten Teil eine Folge des deutschen U-Bootkrieges ist; daß diese ganze Angst vor Deutschland, dieses Austoben der Wut gegen es eine Reaktion gegen viele und lange Mißhandlung bedeutet[1]); daß die Stellung der

[1]) Auf Grund dieser Sachlage finden wir es wenig angebracht, wenn von den Neutralen nach Deutschland Sympathiekundgebungen gehen, die den Deutschen mehr oder weniger ihre Unschuld bestätigen sollen. Richtiger wäre, wenn man ihnen die Augen für die wirklichen „Tatsachen" öffnete, damit die Deutschen einmal einsähen, wo denn die Wurzeln ihrer jetzigen Not liegen. Wahrheit haben sie vor allem nötig. Die allein hilft ihnen. Man soll sie ihnen in Liebe sagen, aber man soll sie ihnen sagen. Alles Andere ist nur eine Hilfe in der Selbstverblendung, worin gewisse Neutralen ohnehin eine fluchwürdige Rolle gespielt haben.

deutschen Presse und der „Intellektuellen“ zur Schuldfrage, die Leitung des Reiches durch die minderwertigsten Vertreter des alten Systems, der ganze geistige Habitus der Nationalversammlung das alte Mißtrauen gegen Deutschland wach erhält. Wir sehen, wie hier Fluch immer neuen Fluch gebiert. Besonders wird uns immer deutlicher, daß der Krieg, der selbst eine Ernte des Fluches war, eine neue furchtbare Saat ausgestreut hat, daß nur ein Wunder einen wahren, hohen Frieden als seinen Abschluß hätte herbeiführen können.

Dennoch — dies Wunder muß eben geschehen, sonst gehen wir Alle zu Grunde. Dennoch ist das Verhalten der Entente Verblendung. Verblendung ist die fortwirkende Angst vor Deutschland, Verblendung der Glaube, daß mit militärischen „Sicherungen“ irgend etwas geholfen sei; Verblendung die Annahme, daß irgendwelche Deutschland abgepreßte Gutmachungen und Entschädigungen auch nur den geringsten Nutzen haben könnten. Der Entente und aller Welt hilft nur eine neue Ordnung der Dinge. Das ist auch der einzige Siegespreis, der standhält. Und er wäre wahrhaftig groß genug. Hat man nicht immer erklärt, daß man nur dies Eine wolle? Wer bringt jenen verhärteten Menschen aus einer alten Welt, die nun eine neue bauen sollten, die Ueberzeugung bei, daß das, was sie vorher heuchlerisch bekannten, wirklich die Wahrheit ist?

Unser Trost ist inzwischen Wilson. Er ist der Einzige, der Wort hält. Auch wo man einen Augenblick selbst an ihm glaubte irre werden zu müssen, zeigt sich bald, daß er auf Umwegen, die ihm die Größe der Hindernisse abgenötigt, doch fest seinem Ziel zustrebe. Da wir so selten seine Reden in ihrem wirklichen Wortlaut zu lesen bekommen und neuerdings die Entente-Agenturen sie lügnerisch verstümmeln, so sei uns erlaubt, einige Stellen aus der Rede, die er vor seiner Rückkehr nach Europa in New-York hielt, wiederzugeben.

„Ich bin erstaunt und überrascht“, sagt er mit deutlicher Beziehung auf die Pariser Diplomaten, „wenn auch nicht außer Fassung, wenn ich sehe, daß in gewissen Sphären eine solche Unkenntnis der Weltlage herrscht. Diese Herren haben keine Ahnung, in welchem Grad sich der Rechtsgedanke der Menschen bemächtigt hat. Rings um sie herum legen sich Alle davon Rechenschaft ab; von ihnen aber weiß ich nicht, in welche Zelle sie eingeschlossen gewesen sind und welche Einflüsse dazu beigetragen haben, sie so blind zu machen, ich weiß bloß, daß sie sich außerhalb der großen Strömungen der Menschheit befinden.

Die Nationen sind nicht dazu geschaffen, um ihren Leitern als Dank für einen günstigen Erfolg politischer Manöver Ehren einzubringen; die Nationen haben, wenn überhaupt eine, die Aufgabe, ihren Männern, Frauen und Kindern Sicherheit, Gedeihen und Wohlfahrt zu verschaffen und keine Nation hat das Recht, ihre besonderen Interessen dem Wohl der Menschheit voranzustellen. Noch weniger als andere Nationen besitzt unser großes Volk dieses Recht.

Der Tod Eisners, eines wirklichen Wahrheitszeugen, hat Deutschland mehr geschadet, als alle wirkliche oder vermeintliche Härte von Foch, Clemenceau und Lloyd George.

Ich muß sagen, daß ich mich über einige Kritiken, die meinem Programm zuteil geworden sind, verwundert habe; nicht über die Kritiken im einzelnen — diese kann ich begreifen, auch wo sie unbegründet sind — sondern über den Ausgangspunkt ihrer Kritik. Ich begreife nicht, wie diese Leute leben können, ohne die Atmosphäre der Welt zu teilen. Ich kann nicht begreifen, wie sie leben können, ohne im Zusammenhang mit den Ereignissen ihrer Zeit zu stehen, und besonders kann ich nicht begreifen, wie sie Amerikaner sein und gleichzeitig die Theorie eines ängstlichen und ausgeklügelten Egoismus verkünden können. Ich habe aus ihren Kritiken keinen hochherzigen Rat entnehmen, ich habe daraus keine konstruktive Idee schöpfen können. Nichts anderes habe ich daraus vernehmen können, als die Zweifelfrage: „Ist es nicht gefährlich für uns, wenn wir der Welt zu Hilfe kommen wollen?" Aber könnte es nicht umgekehrt verhängnisvoll werden, wenn wir zur Rettung der Welt nichts beitragen wollten? Von der Stellung der geachtetsten und mächtigsten Nation der Erde stiegen wir dann zur Stufe der verächtlichsten von allen hinunter."

Das sind Worte, die mit einigen Veränderungen auch für die Schweiz überhaupt und besonders für ihre heutigen „Staatsmänner" gelten.[1])

---

[1]) Wir denken dabei besonders an die Stellung der Schweiz zum Völkerbund und das in diesem Zusammenhang auftauchende Problem der Neutralität. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit wieder der Geist kleinlicher Klugheit am Werke. der von jeher der Fluch unserer Geschichte gewesen ist. Man möchte die Vorteile des Völkerbundes genießen, ohne dafür irgend welche Opfer zu bringen, oder etwas von unserm verrosteten politischen System preiszugeben. Natürlich fehlt es dabei nicht an einer „idealen" Drapierung. Man stellt die Schweiz als Friedensinsel hin, für die schon der Gedanke an Krieg ein Greuel wäre und das tun zum Teil Leute, die sich bisher als fanatische Militaristen erwiesen haben. Da muß etwas faul sein! Wenn man aber anführt, die Schweiz würde wegen ihrer Zusammensetzung aus verschiedenen „Rassen" bei einer internationalen Aktion der Gefahr des Zerfalls ausgesetzt, so ist das einmal ein Zeichen, daß man zu der Solidität unseres Volksgefüges nur geringes Zutrauen hat, daneben aber ein höchst schwaches Argument. Als ob sich bei andern Völkern nicht auch ganz große Unterschiede der „Sympathien" gezeigt hätten und künftig zeigen könnten! Des Pudels Kern ist, daß auch unsere Regierenden an den Völkerbund gar nicht glauben, sondern im Grunde ganz in den alten Gedanken stecken und die alten Zustände bewahren wollen.

Nur mit einem Profitchen dazu! Es ist eben „Krämerpolitik". Man hat diese England besonders fleißig vorgeworfen. Nehmen wir einmal an, mit Recht, dann zeigt sich aber doch ein Unterschied zwischen der englischen Art und der unsrigen: die, englische Politik ist die des Großkaufmanns, der viel einsetzt, um viel zu gewinnen. die unsrige die des Kleinkrämers, der auf schlau zu ergatternde Vörtelchen aus ist, Dazu kommt dann noch unsere naive Selbstüberschätzung und Unterschätzung anderer, die meint, wir hätten ein moralisches Recht auf Privilegien, und sich einbildet, die Andern betrachteten unsere Krämerschlauheit als besonders großen Idealismus Sie haben nach den Erfahrungen dieser Jahre gar keine Lust mehr, dies zu tun!

Wer die Bedeutung der Stunde für die Zukunft der Schweiz versteht, der muß jetzt vor allem diesen Kleinsinn bekämpfen. Er muß sich und andern sagen: Der Völkerbund ist unsere Rettung. Dafür müssen wir etwas opfern können. Wir müssen es tun im Vertrauen zu ihm. Und wir müssen wissen, daß auch die Völker nicht von kleiner Klugheit leben, sondern vom Glauben und Wagen.

Freilich gäbe es für einen solchen Sinn noch einen andern Weg, der höher wäre, als der des Völkerbundes und der unserer militaristischen „Neutralität": die Niederlegung der Waffen. Das wäre auch eine Tat, die mehr ausrichtete als alle Völkerbundssysteme. Er allein wäre echte, höchste Neutralität. Aber wer wagt es, ihn vorzuschlagen?

Noch schärfer drückt er sich an einer andern Stelle aus.

„Europa ist bis auf den Grund erschüttert, weil es einsieht, daß seine Staatsmänner weder Voraussicht noch Einsicht (vision) haben und daß nur die Völker die Wahrheit gesehen haben. Die, die leiden, sehen. Die, welche Mißhandlung erfahren, sehen, wie wertvoll das Recht auf Gerechtigkeit ist. Die Nationen, die unter dem österreichischen, deutschen und türkischen Joche seufzten, haben Geschlecht für Geschlecht an die Welt appelliert, Gerechtigkeit, Freiheit, Hilfe verlangend, und keine Regierung der Welt hat sie gehört. Private Organisationen, Männer und Frauen, liebevolle Philanthropen haben große Mittel aufgebracht, um diese Leiden zu lindern, aber keine Nation hat zu den verantwortlichen Nationen gesprochen: „Ihr müßt damit aufhören; das ist unerträglich und wir werden es nicht länger ertragen." Nur das Volk hat diese Erkenntnis des Rechten gehabt. Meine Freunde, ich wünschte, daß Sie dies bedächten: Die Klarheit über die Notwendigkeit großer Reformen und das, was dazu gehöre, ist noch selten denen, die die Völker regieren, zu Teil geworden. Aber diese Klarheit wurde der Not und dem guten Willen geschenkt und trat in den Forderungen der großen Massen hervor, die die Freiheit suchten.

Ich möchte diese feierliche Erklärung abgeben, aber nicht etwa im Sinne einer Drohung, da ja die in der Welt tätigen Kräfte auch nicht drohen, sondern einfach tätig sind, da die Flut des Weltgeschehens auch nichts voraussagt, sondern einfach steigt und vorwärts dringt, steigt und vorwärts dringt in ihrer unbesieglichen Macht und Majestät und die, welche ihr in den Weg treten, verschlingt. Jetzt ist die Seele der Welt erwacht und die Seele der Welt muß befriedigt werden. Versuchet nicht einen Augenblick, euch einzubilden, daß die Unruhe der europäischen Völker bloß wirtschaftlichen Ursachen zuzuschreiben sei; ihr Ursprung liegt viel tiefer. Diese Völker haben gesehen, daß ihre Regierungen niemals fähig gewesen sind, sie gegen List und Angriff zu schützen und daß sich in keinem heutigen Kabinete die Kraft der Klugheit und Voraussicht findet. Und darum rufen die Völker: „Wenn ihr wirklich glaubt, daß man dem Kriege ein Ende bereiten muß, so hört auf, nur auf die streitenden Interessen der Völker zu sehen und denket an die Menschen, an die Frauen und Kinder überall auf der Welt."

Wenn die Menschen heute nicht dazu gelangen, nach diesem Todeskampf in blutigem Schweiße, sich zu beherrschen und für einen geregelten Gang der Weltdinge zu sorgen, so werden wir abermals in eine Epoche der Kämpfe und Schlachten gestürzt, worin es keine Hoffnung und kein Erbarmen mehr gibt. Wo es keine Hoffnung gibt, gibt es auch kein Erbarmen. Denn werdet ihr andere schonen, wenn ihr am untergehen seid? Wie könntet ihr Mitleid haben, wenn ihr für euch selbst keine Gnade erwartet? Wie könntet ihr gerecht sein, wenn ihr von allen Seiten angegriffen werdet? ....

Die Menschen sehen endlich ein, daß das einzig Dauernde auf der Welt die Sache des Guten ist und daß eine verkehrte Lösung nur eine vorübergehende Lösung sein kann. — — —

Wir können jene alten Frauen, die uns Blumen überreicht haben (sc. in Italien), nicht enttäuschen. Ein Tag wird kommen, wo die Amerikaner mit Stolz und Rührung auf die Gelegenheit zurückblicken werden, das notwendige Opfer zu bringen, um durch das Aufgebot ihrer materiellen und moralischen Kräfte die Sache der Gerechtigkeit für alle Menschen und Menschenrassen der Welt zum Siege zu führen."

Die nächsten Tage oder Wochen werden uns zeigen, wer in Paris siegen wird. Werden wir wohl, wenn Wilson unterliegt, unsern Glauben an eine neue Ordnung des Völkerlebens aufgeben? Mit nichten! Wir bleiben bei unserem ceterum censeo! Wenn die Politiker sie nicht schaffen, so müssen die Völker es durch andere Organe tun. Es kann uns schließlich nur recht sein und stimmt zu unserer ganzen Einschätzung dieser Art von Menschen und ihres Metiers, wenn ihnen ein so großes Werk nicht gelingt. Wir haben

dies auch nie erwartet. Wilson selbst ist ja auch mehr als ein „Politiker“. Sein Wollen wird nicht umsonst sein. Schade wird es freilich sein, wenn er nicht die geniale Leidenschaft besitzt, die Macht zu brauchen, die er tatsächlich hat, nämlich die Völker selbst, die alle auf seiner Seite stehen, alle ohne Ausnahme, aufzurufen gegen seine perfiden Gegner am grünen Tische. Aber er wird auf alle Fälle das Verdienst behalten, ein großes Ideal so eindrucksvoll und lauter vor die Welt hingestellt zu haben, daß sie es nicht mehr vergessen kann. Und im übrigen ist der „Völkerbund“ eine der großen religiösen Hoffnungen der Menschheit, die sie nur mit sich selbst aufgeben kann. Gerade weil sie dies ist, darf sie nicht zu leicht verwirklicht werden. Krieg und Militarismus sind offenbar Mächte, denen nur das Kreuz Christi gewachsen ist. Es wird noch einen letzten, furchtbaren Kampf kosten, ähnlich dem, den einst das Urchristentum geführt, ja noch härter, noch gewaltiger, bis diese starke Feste der alten Welt gestürzt ist. Es ist auch dies recht so!

Das wollen wir uns überhaupt klar machen: der Ausblick in die Zukunft ist furchtbar dunkel, dunkler als selbst vor einem Jahre. Damals der Beginn der deutschen Offensive in Frankreich und damit die Steigerung des Kriegsfluches auf seinen Gipfel, jetzt das immer stärkere Heranbrausen der Weltrevolution. Und nachher? Vielleicht soll diese heutige Welt in Trümmer zerfallen, daß eine neue werden könne. Wir werden dies vielleicht nicht hindern können, sind aber verpflichtet, mit aller Kraft das Wesen der neuen zu vertreten. Unser Trost ist jedenfalls die Verheißung: „Und es sprach der auf dem Trone sitzt: Siehe, ich mache alles neu!“

17. März. L. R.

Folgender Zusatz zu dem im letzten Heft veröffentlichten Aufsatz von Herrn Dr. Ferrière: „Aufruf“ 2c. ist uns für die letzte Nummer zu spät zugegangen; wir bringen ihn nun noch nachträglich.

Die Red.

Postscriptum. Die obigen Ausführungen sind auf den 1. August 1918 hin etwa hundert schweizerischen Zeitungen und allen Korrespondenten der Neuen Helvetischen Gesellschaft zugestellt worden. Sie sind in französischer Sprache als Broschüre erschienen und der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, über ihren Inhalt mit Vertretern aller sozialen Klassen, aller Parteien und aller Gegenden der Schweiz zu verhandeln. Das Ergebnis dieser Besprechungen war folgendes: Die Mehrzahl von denen, die sich über die Sache geäußert, billigen den Vorschlag einer freiwilligen Beteiligung Einzelner an privaten Vereinigungen, namentlich an Gartenbau-Genossenschaften. Viele sind der Ansicht, daß, wenn die Bürgerschaft darin einig sei, die Gemeinden die Organisation ihrer freiwilligen Arbeiter auf der Basis der Genossenschaftlichkeit an die Hand nehmen sollten. Es ist dies das System des Gemeindebestimmungsrechtes, das im Kanton Freiburg für den Kampf gegen den Alkohol bereits verwirklicht ist. Die Mehrheit zeigte sich jedenfalls allem Zwange abgeneigt und hielt nur das Voluntariat für möglich. Erst wenn die Zahl der auf solche Weise gebildeten Vereinigungen eine Mitwirkung des Staates erwünscht erscheinen ließe, könnte dieser der privaten Initiative entgegenkommen, wie dies ja schon bisher in gewissen Fällen geschehen sei.

Von den Vereinigungen, die in der Schweiz gebildet worden sind, um diese besondere Form des freiwilligen sozialen Dienstes zu verwirklichen, und zwar auf genossenschaftlicher Grundlage und mit dem Zwecke, den Gemüsebau des Landes auf den größtmöglichen Ertrag zu bringen, nennen wir:

a) Die „Schweizerische Vereinigung für industrielle Landwirtschaft", gegründet am 5. Juli 1918 in Zürich, mit Zweigvereinen in Zug, St. Gallen, Baselstadt, Bern, Luzern, Solothurn 2c.

b) Die „Genossenschaft für Garten- und Gemüsebau" von Basel, gegründet den 7. Oktober 1918.

c) Eine „Gesellschaft für die Gründung von Gartenstädten" hat sich in Zürich gebildet (Bureau: Geßnerallee), zu dem Zwecke, die militärischen Baracken, die von den kriegführenden Mächten hintergelassen worden sind, zu verwenden.

d) Eine „Société de coopération intégrale" hat am 25. November 1918 in Genf das Licht erblickt (Sitz: Croix d'or 14) und hat dann in Peney bei Genf eine Kolonie gegründet.

e) Eine Vereinigung mit dem Titel: „Cités ouvrières coopératives", gegründet zu Genf am 17. Januar 1919, will die in dem Bundesratsbeschluß vom 12. Dezember 1918 vorgesehenen Darlehen zu reduzierten Zinsen ausnützen.

f) Herr Nationalrat Gelpke in Basel ist daran beschäftigt, eine „Liga für Innenkolonisation und Siedlungswesen" zu organisieren.

Nennen wir noch die Tatsache, daß viele unter den „unions civiques", die bei Anlaß des Streiks vom 11. November 1918 unter den Elementen, die die öffentliche Ordnung erhalten wollen, entstanden sind, seither fortbestehen und daß einige unter ihnen Gelegenheit gehabt haben, als solche wirtschaftliche Ordnungsdienste für ihre Stadt oder Gemeinde zu leisten (Führung von Tramwagen durch private Ingenieure, Beladung und Entladung von Wagen 2c.). In einigen Kantonen, besonders im Waadtland, haben die Bürgerwehren eine offizielle und kommunale Grundlage und hängen vom Staatsrate ab. Auch in Genf ist ihre Organisation Sache der Gemeinden, unter Vorbehalt der Genehmigung durch die höheren Behörden, also des Staatsrates.[1])

Endlich haben die eidgenössischen Militärbehörden die Armee oder doch besonders geeignete im Dienste der Armee stehende Personen für bestimmte Arbeiten von öffentlichem Interesse, wie Einbringen der Ernte, Fällen und Transportieren des Holzes 2c. verwendet. Man redet davon, daß sumpfige Ebenen mit Hilfe der Truppen ausgetrocknet werden sollen.

Dies alles zeigt, daß die Idee einer Mitarbeit der Bürger am wirtschaftlichen Wohl des Landes ihren Weg macht. Das Beispiel Englands, und vor allem Amerikas, wo während des Krieges mehr als hunderttausend Personen sich für freiwillige soziale Hilfsdienste einreihen ließen, beweist, daß die hier ausgesprochene Idee keineswegs so theoretisch und utopisch ist, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Es kommt darauf an: a) die Notwendigkeit dieser Organisation zu erkennen, besonders für den Fall, daß Unruhen die soziale Ordnung in den uns umgebenden Ländern erschüttern sollten; b) weitblickend zu sein, d. h. das Schlimmste rechtzeitig vorauszusehen, auch wenn es nicht eintreten sollte; und sodann c) die rationellste Organisation zu schaffen, um Reibungen und verlorene Zeit zu vermeiden und um nicht Schiffbruch zu leiden, bevor man die Fahrt recht begonnen. „Die größte Leistung beim geringsten Kraftaufwand", das muß unsere Losung sein, wenn wir die wirtschaftlichen Probleme zum Wohl der Schweiz lösen wollen. Ad. F.

---

[1]) Was wir von den „Bürgerwehren" denken, haben wir mehrfach ausgesprochen. D. Red.

Ich rufe dich!

Ich rufe dich, du heilige Kraft, du Geist,
Du Feuer, das des Lebens Trug verzehrt,
Du Flamme, die den grauen Schatten wehrt, —
Ich rufe dich, — aus Schmerzen ruf ich dich!

Ich rufe dich! Aus Niederungen bricht
Mein Sehnen auf und drängt und wirbt und fleht:
Komm heil'ger Sturm, vor dem kein Falsch besteht;
Ich rufe dich, — aus Schmerzen ruf ich dich!

Ich rufe dich! Versandend liegt mein Land;
Irr geht mein Weg; in Grau erlosch mein Stern.
O Kraft, o Licht wie scheinst du mir so fern
Ich rufe dich, — aus Schmerzen ruf ich dich! —

Carolina Lutz.

Sprüche.

Es ist unmöglich ein Gemälde recht zu würdigen, wenn man mit der Nase auf die Leinwand rückt; und doch durchrieselte die nächsten Zeitgenossen Jesu etwas wie Schauer bei der Berührung mit diesem „zeitlosen" Gotteskinde.

*

Jesus ist zart und innig, ohne schwach zu sein, stark, ohne rauh zu werden, demütig, ohne Knechtsgesinnung zu haben. Er ist ein Mann der festen Ueberzeugung, ohne jede Intoleranz, begeistert ohne Fanatismus, heilig ohne Pharisäertum, leidenschaftlich ohne Vorurteil. Er ist das fleischgewordene Gesetz höchster, sittlicher Schönheit, ein unerreichter Lebenskünstler, der mit Recht von sich sagen konnte: „Ich bin das Leben."

Redaktionelle Mitteilungen.

Wir machen unseren Lesern die Mitteilung, daß der Aufsatz von Ferrière: „Aufruf zur Organisation eines Zivildienstes" im Separatabzug bei der Druckerei der Neuen Wege zu haben ist und möchten diejenigen unter den Lesern, welchen die darin enthaltenen Anregungen wertvoll scheinen, bitten, zu seiner Verbreitung beizutragen, durch Mitteilung an Behörden, Vereine, Genossenschaften, Zeitungen u. s. w.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Christus und Barrabas.

Auf das Fest pflegte er ihnen einen Gefangenen freizugeben, den sie auswählen durften. Nun war da einer mit Namen Barrabas im Gefängnis, mit den Aufrührern, die bei dem Aufruhr einen Mord begangen hatten. Und die Menge ging hinauf und begann ihn zu bitten, daß er ihnen tue, wie er gewohnt war. Pilatus aber antwortete ihnen und sprach: „Wollt Ihr, daß ich euch den König der Juden freigebe?“ Denn er wußte, daß die Hohepriester ihn aus Eifersucht übergeben hatten. Die Hohepriester aber bedeuteten dem Volke, daß er lieber den Barrabas freigeben solle. Pilatus aber antwortete ihnen abermals und sprach: „Was wollt ihr denn, daß ich mit dem König der Juden tue?“ Sie aber schrieen: „Kreuzige ihn!“ Pilatus sprach zu ihnen: „Was hat er denn Böses getan?“ Sie aber schrieen umso lauter: „Kreuzige ihn!“ Da nun Pilatus der Masse ihren Willen tun wollte, gab er ihnen den Barrabas frei, Jesus aber ließ er geißeln und übergab ihn zur Kreuzigung. Markus 15, 6—15.

Die Geschichte von Christus und Barrabas gewinnt, wie die ganze Bibel vom ersten bis zum letzten Wort, im Lichte des heutigen Weltgeschehens einen neuen großen Sinn. Damals, an jenem entscheidendsten Tag der Geschichte, war Israel vor die Wahl zwischen Christus und Barrabas gestellt, heute, wo die Geschichte in ihrem Kreislauf wieder an einen Wendepunkt ähnlicher Art gelangt ist, handelt es sich für die ganze Welt darum, ob sie den Weg Christi vorziehe oder den Weg des Barrabas. Die beiden vertreten die zwei großen Prinzipien, zwischen denen nun der Entscheidungskampf tobt, nachdem sie die Geschichte, die sich seit jenem Tage abgespielt, mit ihrem Kampfe erfüllt haben.

1.

Barrabas war ein „Räuber“.[1] Aber nicht ein gewöhnlicher, vom Strafgesetz von vornherein gekennzeichneter. Für einen solchen hätte sich das Volk nicht begeistert. Er war ein Räuber in höherm Stil. Er gehörte, wie man annimmt, zu jenen Männern, die sich

[1] Joh. 18, 40.

mit bewaffneter Faust gegen die Römerherrschaft erhoben und deren Joch zu zerbrechen trachteten. Man nannte sie „Eiferer", d. h. Radikale, Extreme, Unbedingte. Er war ein Revolutionär und zwar ein Revolutionär der Gewalt. Seine Waffe war das Schwert. Als Aufrührer gegen die bestehende Gewalt war er in die Hände der Römer gefallen und stand nun neben dem anderen Aufrührer, Jesus von Nazareth, vor dem Tribunal des Pilatus und dem der Menge.

Jesus ist ja auch ein Aufrührer. Zwar nicht im gleichen Sinn wie Barrabas. Wenn sie ihm vorwerfen, er habe den Tempel zerstören und die Kaiserherrschaft beseitigen wollen, so ist das, so wie sie es meinen, ein grobes Mißverständnis. Aber ist er im letzten Grund nicht der viel größere Aufrührer als Barrabas? Ging seine Revolution nicht noch viel tiefer? Und zwar nicht etwa bloß so, wie die landläufige Deutung etwa lautet, daß jener bloß die äußeren Verhältnisse, er aber das Menschenherz revolutionieren will. Gewiß ist das wahr, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Auch Jesus will mit den Herzen die Verhältnisse umwälzen. Wenn das, was er will, durchdringt, dann stürzt zuletzt auch der Tempel wie der Thron des Zäsar. Darin haben seine Gegner eine ganz richtige Ahnung und Jesus antwortet darum auf diese Anklagen bloß mit Schweigen oder mit kurzem Rätselwort.

Nein, der Unterschied der beiden Umwälzungen liegt nicht in der Ausdehnung, sondern in der Methode. Die Revolution des Barrabas arbeitet mit der Gewalt. Ihre Waffe ist das Schwert. Sie ist politischer Art. Sie will die Macht, die jetzt dem Zäsar gehört, in die Hand eines israelitischen Herrschers bringen, heiße er dann so oder so. Sie bewegt sich also auf der gleichen Fläche, wie die vorhandene Gewalt, sie will bloß selbst an ihre Stelle rücken. Die Revolution Jesu aber ist die des Geistes. Sie ist darum unendlich viel radikaler. Das heißt: Sie geht dem vorhandenen Wesen viel stärker auf die Wurzeln. Sie setzt den Hebel in den tiefsten Tiefen an, bei den Fundamenten der Weltgewalten. Sie stellt den Mächten, aus denen das Weltreich erwächst, andere, überlegene entgegen, dem Glauben an die Götzen, den Glauben an den lebendigen Gott, dem Egoismus die Liebe, dem Machtdrang die Freude am Dienen, kurz, dem Weltreich das Gottesreich. Aus der Quelle, die sich so erschließt, strömt nicht bloß eine neue Gewalt, sondern eine neue Welt. Es ist etwas unendlich viel Weittragenderes, Umwälzenderes, Gründlicheres, Größeres, als was Barrabas will.

Aber gerade darum ist es etwas Ruhigeres, scheinbar Gemäßigtes. Weil diese Revolution ihrer Sache sicher ist, hat sie Geduld. Weil ihr die Zukunft mit Gewißheit zufällt, braucht sie sich nicht aufgeregt um die Stunde zu bemühen. Weil Gott sie macht, muß sie nicht von Menschen mit ihren menschlichen, allzumenschlichen Mitteln vielleicht künstlich gemacht werden. Weil sie aus Seinem weiten

Herzen stammt, wird sie nicht zu einem engen Parteidogma und zur Losung von „Eiferern" d. h. Fanatikern. Sie ist wie Frühling und Sonne, so stark und so hoch und so freudevoll.

Und trotzdem, ja gerade darum begreifen wir, daß die Masse den Barrabas wählte und Jesus verwarf. Die Masse der Menschen (und zwar der „Oberen" noch mehr als der „Unteren") ist sinnlich befangen. Geistige Mächte kommen ihnen unwirklich vor. Sie sind für sie blutleer und kühl, die Gewalt aber ist lebensheiß, greifbar und verständlich. Die Römerherrschaft drückt und reizt täglich mit ihrer Brutalität, ihrem Unrecht, ihrem Wucher, mit ihren Stahlhelmen und ihren Gerichtsurteilen. Es ist eine sehr sichtbare und greifbare Macht. Eine ebenso sichtbare und greifbare Macht ist Barrabas mit *seinem* Schwert, das das Römerschwert besiegen will. Das begreift die Masse. Jesus mag höher stehen, aber was hilft ihr das? Sie will *rasche* Hilfe, *rasche* Aenderung. Nichts liegt uns näher als der Gewalttrieb. Der *Geist* kommt gleichsam nur auf einem Umwege zur Geltung. Er muß den steilen Hang der Selbstüberwindung hinauf, er muß den hohen Wall des natürlichen Willens durchbrechen, aber der Gewalttrieb braucht sich bloß gehen zu lassen.

So wählt die Masse einfach die Linie des geringsten Widerstandes, wenn sie Barrabas zufällt, statt Christus. Wir brauchen uns nicht zu wundern. Ja, wir begreifen schließlich auch, warum sie zuletzt sich sogar mit Wut gegen Jesus kehrt. Es ist eine allgemeine Neigung der Menschen, das, was sie nicht verstehen, zu hassen. Aber hier kommt noch etwas Besonderes dazu. Der Haß gegen Jesus entsteht aus der Ahnung, daß er eigentlich recht habe, daß man eigentlich *ihm* folgen müßte, aber nicht *will*, weil die *Leidenschaftes* anders gebietet und weil man den *Glauben* an ihn doch nicht völlig aufbringt. Die Wahrheit wird zu einem Stachel, der den wildesten Haß hervortreibt. Der „Idealismus", die göttliche Torheit, wird entweder belächelt oder gekreuzigt. „Hinweg mit diesem!"

2.

Dieses Schauspiel hat sich seit jenem Charfreitagmorgen in der Geschichte noch oft erneuert, aber nie in so gewaltigem Stile wie heute. Der große Kampf, der heute in Todeswehen die Welt durchzuckt, ist der zwischen Christus und Barrabas, das heißt: zwischen der Revolution des Geistes und der der Gewalt, der Revolution Gottes und der des Menschen, der Revolution des Reiches Gottes und der der Politik. Die *Revolution* muß kommen. Sie ist notwendig. Die Völker warten auf sie. Die bestehende Ordnung muß gestürzt werden. Die Verhältnisse müssen so gut neu werden, wie die Herzen.

Aber wie? Nun beginnt wieder der Kampf der beiden Methoden. Jedoch nun mit einer besonders tragischen Wendung. Es schien ja eine neue Welt emporzusteigen, eine Welt im Sinn Christi oder doch eine solche, die eine Stufe höher als die bisherige und näher zu ihm hinan führte. Die Katastrophe der Welt schien ja eine solche der Gewalt zu sein. Diese schien im internationalen wie im nationalen Leben dem Recht und der Liebe weichen zu sollen. Der Militarismus, sogar der Krieg selbst, der Kapitalismus, die „Realpolitik", die Gewaltdiplomatie schienen zu versinken, um dem Reiche des Geistes, des Rechtes und der Güte Platz zu machen. Und nun, in dem Augenblicke, wo gleichsam (man erlaube den übertriebenen Ausdruck) Christus, der Friedefürst, in sein Reich einziehen will, springt Barrabas vor mit dem Schwert in der Hand und siegt über ihn. In Paris und in Moskau glaubt man allem Militarismus ein Ende zu machen, ja den Krieg ganz zu beseitigen und im sozialen wie im politischen Leben die Herrschaft mehr an ihn als an Christus. Der Sozialismus, der berufen war, der Gewalt zu zerbrechen, richtet einen neuen Militarismus auf, setzt an Stelle des Völkerkrieges den Klassenkrieg, proklamiert ein Regiment der Gewalt. Wohl erinnert er sich noch in seinen besten Vertretern seiner höhern Wahrheit. Aber sie scheint zu hoch, zu blaß, zu ohnmächtig. „Das Regiment der heutigen Ordnung drückt unerträglich. Mag es höhere Wege geben, uns paßt, was uns rasch hilft. Diese Ordnung muß zerschlagen werden; und wenn wir es mit Gewalt machen können, so machen wir es halt mit Gewalt. Wir wissen eigentlich, daß die neue Ordnung nicht durch politische Macht aufgebaut werden kann, sondern nur durch neuen Geist, aber was sollen wir auf die langsame Arbeit dieses Geistes warten? Wir machen es halt mit Politik. Das mag unvollkommen sein, aber es ist das, was wir haben können."

So wählt die Welt überall wieder die Linie des geringsten Widerstandes. Auch heute bietet sich Christus mit seiner Revolution dar. Es ist heute der Welt etwas viel Größeres verheißen, als eine bloße politisch-soziale Umwälzung, die die Macht in andere Hände bringt und im übrigen die alten Weltgewalten im Regimente läßt, nur unter etwas veränderten Namen; wir haben auf etwas viel Schöneres gehofft, als auf eine bloße Ersetzung des „bürgerlich" durch das „proletarisch", des bürgerlichen Maschinengewehres durch das proletarische, der bürgerlichen Diktatur durch die proletarische, der bürgerlichen Gewalt durch die proletarische. Jene andere Revolution, die Revolution des Geistes, der Liebe, der Freiheit, die Revolution Christi, ist dem Wesen nach ungleich radikaler, wälzt die vorhandene Welt viel tiefer um, reicht in viel größere Höhen, aber sie erscheint gerade darum weniger radikal, weniger greifbar, weniger nahe. Darum reißt die andere die Gemüter fort. Auch Menschen, die sich zu Christus oder zu

seinen Jüngern, zu Tolstoï, zu Franz von Assisi bekannten, fallen zu ihr ab. Christus bleibt fast allein. Ja, es wiederholt sich (und wird sich immer deutlicher wiederholen!) das Schauspiel, daß die Verkündiger dieser Revolution von den andern gehaßt werden. „Hinweg mit diesen. Kreuziget sie!"

Eine ungeheure Tragödie! Die scheinbar sichere Geburt einer neuen Welt nicht zustande gekommen! Aus den „Geburtswehen Christi" Barrabas emporgestiegen! Ja, eine Tragödie! — aber zugleich ein Gericht über die Welt. Denn wie ist es möglich, daß inmitten dieser Welt, über der doch das Kreuz Christi steht, Barrabas herrschen kann? Die Antwort ist einfach genug: Weil diese christliche Welt selbst Christus wieder gekreuzigt hat! Es ist die Umkehrung des einstigen Verhältnisses: einst kreuzigte man Jesus, weil man Barrabas frei gelassen hatte, jetzt ist Barrabas wieder frei geworden, weil man Jesus gekreuzigt hat. Wäre Christus wirklich unser „Herr" gewesen, hätte seine Kraft unter uns gewirkt, wie hätte dann Barrabas die Herzen erobern können? Wäre die Demokratie seines Geistes unter uns aufgerichtet worden, wie hätte dann die Losung von der Diktatur des Proletariates aufzukommen vermocht? Hätte die Liebe regiert, wie hätte denn der Bolschewismus entstehen mögen? Wäre die Revolution Christi vollzogen worden, diese allerradikalste, allergrößte, wie hätten denn oberflächlichere und kleinere noch einen Sinn gehabt? So aber, wie konnte und kann man der Masse zumuten, an andere Mächte zu glauben, als an die Gewalt? Wo sieht sie die Macht der Liebe, des Glaubens, des Opfers, der Mammonsfreiheit, daß sie daran glauben könnte? Wo sieht sie Christus, daß sie ihm folgen könnte statt Barrabas? Es war so und bleibt so: wo die Revolution Gottes nicht vollzogen wird, muß die Revolution der Welt kommen.

3.

Aber wie erdrückend die Tragödie auch scheint, so ist sie doch nicht hoffnungslos und nicht endgiltig. Denn das ist doch klar: letztlich hat nicht Barrabas gesiegt, sondern Jesus. Barrabas ist frei geworden und — verschwunden. Niemand erfahrt mehr etwas von ihm, er ist den Weg der Zahllosen gegangen, den üblichen Weg der Weltvergänglichkeit; Jesus aber ist ans Kreuz gekommen und am Kreuz der Herr der Welt geworden — trotz alledem! Er war die unendlich größere Macht, aber sie konnte nur durch das Kreuz offenbar werden. Barrabas ist gestorben, Christus aber ist auferstanden.

Seither haben in der Geschichte freilich Barrabas und Christus weiter gerungen. Barrabas, als Prinzip, ist wiedergekehrt. Aber wer hat Fortschritte gemacht? Ein Gewaltreich nach dem andern ist gekommen und gegangen (den Sturz zweier der furchtbarsten haben wir in diesen letzten Jahren geschaut!) aber Christi Reich lebt und wächst — trotz

alledem! Inmitten der sogenannten christlichen Welt bildet dieser Kampf eine der innersten Linien ihrer Geschichte. Der Geist Christi dringt langsam vor gegen den Geist der Gewalt. Der Staat verwandelt sich aus dem Gewaltstaat in den Rechtsstaat, aus dem Rechtsstaat in den Sozialstaat und aus dem Sozialstaat in die freie und brüderliche Gesellschaft der Menschen. Gegen die Sklaverei aller Art branden immer stärker die Wellen jener Demokratie an, deren Ursprung in Christus liegt. Der Sozialismus, mag er nun auch kurz vor dem Gipfel zurücksinken, vom Geist der alten Welt überwältigt, ist doch eine gewaltige Bewegung auf die neue zu. Die Beseitigung des Krieges und der Völkerbund, mögen sie vorläufig nicht durchdringen, so ist schon das Aufsteigen dieser Gedanken aus der alten Welt ein Zeichen, daß eine neue in ihr zur Geburt drängt. Als man es dreißig Jahre nach Jesu Tod mit der Methode des Barrabas in großem Stil versuchte, da ging Jerusalem unter. Niemals hat sie zu einem andern Ende geführt. Aber das Kreuz steht!

Die Tragödie braucht uns nicht zu entmutigen. Sie kann einen tiefen und guten Sinn haben. Es mag nötig sein, daß Barrabas noch einmal frei wird und Christus ans Kreuz kommt. Die Gewalt muß vielleicht noch in einer neuen und letzten Form ihr Wesen kund tun, damit die Menschen einmal völlig von ihrer Herrschaft frei werden. Christus muß vielleicht noch warten. Er muß noch einmal sterben, um aufzuerstehen. Die wahrhaft neue Welt, auf die wir harren, muß vielleicht noch eine schwere Via dolorosa ziehen, einsam, ermattet, verhöhnt; sie muß umdunkelt, scheinbar auch von Gott verlassen, am Pfahle hängen. Die Revolution Christi, die die letzte sein wird, muß noch Kraft sammeln; es ist noch nicht Kraft da zur Geburt, wenn auch die Wehen begonnen haben. Sie müssen vielleicht noch eine Weile dauern.

Aber Christus wird auferstehen und siegen. Dessen sind wir gewiß. Dessen macht uns jene Geschichte vom ersten Charfreitag gewiß; dessen macht uns gewiß, was seither geschehen ist, und dessen macht uns gewiß, was jetzt geschieht. Aus dem Zusammenbruch aller Weltmächte, auch der idealern, steigt das Reich Christi auf. Wir wissen durch die tiefen Visionen der Bibel, daß es gerade durch Katastrophen kommt und aus unerträglichen Wehen geboren wird. Wir lesen, daß ein Erdbeben den Stein von dem Grabe gewälzt habe, worin Christus gelegen. Zum Erdbeben gehört Sturm. Das bekräftigt uns in der Zuversicht, daß das Erdbeben der Weltkatastrophe von der neuen Auferstehung Christi gewirkt sei und daß der Sturm, der heute durch die Welt geht, ein Ostersturm sei.

L. Ragaz.

Vom Recht und Unrecht der materialistischen Geschichtsbetrachtung.

(Schluß.)

III.

In fast erdrückender Wucht steht das Recht der materialistischen Geschichtsbetrachtung vor unsern Augen — und doch können wir uns nicht zu ihr bekennen. Ja, wir müssen ihr sogar vorwerfen, daß sie gerade für das Wesen der Geschichte blind ist und ihre tiefsten Kräfte übersieht. Das Recht des Geschichtsmaterialismus lebt geradezu vom Mangel an wirklicher Geschichte: nur dort treffen seine Lehren zu, wo die schöpferischen geschichtlichen Kräfte erlahmt sind, wo kein weltüberlegener Geist in das Geschehen eingreift, sondern dieses dem Spiel der materiellen Kräfte überlassen bleibt und drum in seiner „immanenten Entwicklung" dahintreibt — nur dort, wo Materie, Macht und Masse die einzigen Faktoren der Geschichte sind und diese drum mehr ein Stück bloßer Natur und Naturentwicklung, als wahrhafte Geschichte darstellt. Das reiche Belegmaterial für das Recht des Geschichtsmaterialismus ist zugleich ein erdrückendes Belastungsmaterial für das Unrecht dieser „Geschichte": nur weil so wenig Geschehen wirkliche Geschichte ist und weil insbesondere unser Geschlecht so arm an geschichtlichem Leben ist, läßt sich das Recht des Geschichtsmaterialismus so schlagend beweisen am breiten Strom der Geschichte und zumal an der gegenwärtigen Geschichtsepoche. „Soweit es Gesetze gibt in der Geschichte, ist die Geschichte nichts wert" — dieses Wort Nietzsches gilt besonders für die nach den Gesetzen des Geschichtsmaterialismus ablaufende Geschichte, und Marx ist noch weit mehr darin der große Kritiker und Richter unserer Gesellschaft, daß er durch die Analyse derselben zu seiner Lehre geführt wurde, als durch seine direkten Anklagen gegen die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Aber die berechtigte Kritik aller unechten Geschichte kann uns niemals als Charakteristik der Geschichte überhaupt gelten: so groß das Recht der geschichtsmaterialistischen *Kritik* auch ist, so bedeutet es doch nicht zugleich das Recht einer materialistischen *Geschichtsbetrachtung*. Nicht alle Geschichte läßt sich nach jenen geschichtsmaterialistischen Gesetzen erklären; nicht alles Geschehen weist jene immanente Entwicklung auf, die vorwärtsgeschoben wird von den Kräften der Materie und regiert wird von den Mächten und Gewalten dieser Welt. Neben diesem bloßen Weltgeschehen, dieser *Welt*geschichte im eigentlichen Sinn des Wortes, gibt es geschichtliche Geschehnisse und Bewegungen gerade entgegengesetzter Art, die sich nicht der gegebenen Entwicklung einbetten, sondern sich ihr

entgegenstellen, um die Menschheit aus ihr herauszuführen. Es ist dies die Heilsgeschichte, die Geschichte des werdenden Gottesreiches auf Erden, die sich nicht an den trüben Quellen der Materie nährt, sondern ihre Kräfte aus der Welt des Geistes erhält, und die nicht von unten emporsteigt, sondern von oben geschaffen wird. Eine neue weltüberlegene Wirklichkeit tritt uns im heilsgeschichtlichen Geschehen entgegen, deren tiefstes Wesen gerade die Freiheit gegenüber den irdischen Mächten und die Kraft der Weltüberwindung ist. In dieser Heilsgeschichte wird uns der freie, schöpferische Geist offenbar und an ihr gewinnen wir überhaupt die Erkenntnis, daß die wahre Geschichte, weit davon entfernt, bloße naturnotwendige Entwicklung zu sein, vielmehr ein Hereinbrechen der Welt Gottes inmitten der gegebenen Welt bedeutet.

Dieser wahren Geschichte gegenüber muß die materialistische Geschichtsbetrachtung notwendig versagen, da sie ja gerade die selbständige Kraft des Geistes leugnet, ein schöpferisches Wirken Gottes in den Menschen nicht anerkennt und drum auch jenes von oben geborene Geschehen von unten zu erklären sucht. Diese Ohnmacht muß umso offenkundiger werden, je mehr die Erscheinung, die man derart geschichtsmaterialistisch erklären will, gerade im Ursprung aus der Welt Gottes ihr Wesen hat. Welch armselige Verständnislosigkeit für die tiefsten Kräfte und den tiefsten Sinn einer geschichtlichen Bewegung verrät doch da besonders jener Versuch eines Kautsky, die Entstehung des Christentums auf eine proletarische Revolution zurückzuführen, Jesus im Wesentlichen als kommunistischen Organisatoren und sein Evangelium als die entsprechende Ideologie zu jenen ökonomischen und sozialen Umgestaltungen zu erklären. Angesichts der kraftlosen Geistigkeit des heutigen Christentums kann man solch einen Versuch ja immerhin als eine Reaktionserscheinung ein wenig begreifen und es kann, nachdem sich die herrliche Lebensbewegung des Christentums zu einer bloßen Idee verflüchtigte, nur gut sein, wenn einmal auf die Bedeutung, die das ursprüngliche Christentum gerade auch für das gesamte soziale Leben hatte, hingewiesen wird — allein, nirgends in der Geschichte offenbart sich doch die schöpferische Kraft des Geistes so deutlich, wie gerade hier, wo er, weit davon entfernt, als bloße Ideologie verklärend die Materie zu umschweben, vielmehr in selbständiger Kraft diese gestaltet und neues Leben ins Dasein ruft. Gegenüber dieser herrlichsten Kundgebung des Reiches Gottes auf Erden muß der Geschichtsmaterialismus am kläglichsten scheitern — wie sollte sich auch hier, wo das Wort Fleisch, wo Gott Mensch geworden ist, das Fleisch aus dem Fleischlichen und der Mensch aus dem Menschlichen erklären lassen. Jeder Ableitung von unten, von der Welt und ihren Kräften her, ist eine unübersteigbare Schranke gesetzt, wo das Wort gilt: „Ihr seid von unten her, ich bin von oben her; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt.“ (Joh. 8,23).

Was uns aber bei Jesus in lichter Klarheit entgegentritt, gilt überhaupt von aller wahren Geschichte: gerade der Geist, den der Geschichtsmaterialismus so gern als begleitende Ideologie hinstellen möchte, zeigt sich da stets als die schöpferische Kraft, die dem Materiellen wie dem Ideellen die Richtung weist. Moses z. B. ist wahrhaftig nicht der Machtpolitiker, der in seiner Gesetzgebung lediglich den Willen der Mächtigen und Besitzenden zum Gesetz erhebt und diesem Gesetz zugleich noch als geschickter religiöser Ideologe eine höhere Sanktion erteilt: gerade umgekehrt tritt jene soziale Gesetzgebung, die seinen Namen trägt und in ihrem Grundzug sicher auch auf den gewaltigen Gottesmann zurückgeht, der „natürlichen" Entwicklung (z. B. der zum Privateigentum am Boden und zum Großgrundbesitz mit ihrem Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnis hindrängenden Tendenz) und allen Ansprüchen der um den Bruder unbekümmerten Selbstsucht entgegen und will auch in den materiellen Verhältnissen Gottes Willen zur Geltung bringen. Ihren Ursprung aus dem Geiste und nicht der Materie offenbart diese Gesetzgebung vor allem darin, daß sie nicht den Schutz des Eigentums, sondern den des Menschen im Auge hat und drum nicht die Vorrechte der Starken formuliert, sondern die Rechte der Schwachen sicherstellt. Und wie Moses sprengen auch alle andern Propheten Israels jede geschichtsmaterialistische Erklärung. Was hat denn die Predigt eines Elias, Amos, Jesaja oder Jeremias mit jener religiösen Ideologie zu schaffen, wie ließe sie sich als ideologischer Ueberbau zu den materiellen Grundlagen erklären! Im Namen Gottes traten sie ja eben den herrschenden Ordnungen und Mächten entgegen, kündigten dem Bestehenden den Untergang an und verzehrten sich nicht zuletzt gerade im Kampfe gegen die ideologische Religion. Ihr Gott ist nicht jener höchste Begriff, der die Welt noch mit religiösem Glanz umgibt, sondern der lebendige Gott, der die Welt zu seinem Reiche umgestalten will. Gerade an ihnen kann man es drum erleben, daß es nicht nur „Religion" und Moral jener ideologischen Art gibt, sondern auch Gottesgeist, der im Menschen wirksam wird und der gegebenen Welt in umgestaltender Schöpferkraft entgegentritt. So berechtigt nun die geschichtsmaterialistische Kritik gegenüber jener „Religion" ist, die die Reiche dieser Welt noch verklärt, so sehr fällt sie doch in sich zusammen angesichts jenes Gottesgeistes, der der Welt das Reich Gottes entgegenstellt.

Eine arge Vergewaltigung der Geschichte, die wie jede Gewalttätigkeit gerade von der Schwäche des Gewalttätigen zeugt, bedeutet ferner die geschichtsmaterialistische Erklärung der Reformation, die in dieser nur die erste große Aktion des erstarkten Bürgertums in seinem Kampf gegen den Feudalismus erblickt und das damalige religiöse Erwachen nur als ideologischen Ueberbau dieser Bewegung zu bewerten vermag.[1]) Auch diese Entstellung mag zwar

[1]) Vgl. Engels, „Ludwig Feuerbach", S. 54 f.

gegenüber jener anderen, die die Reformation bloß als kirchen- und dogmengeschichtlichen Vorgang versteht, die tatsächliche Bedeutung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse in der Reformationszeit hervorheben, nimmt sich aber dem Kern und Wesen der Reformation gegenüber höchst dürftig aus. Der neue Geist der Reformation spottet jeder geschichtsmaterialistischen Ableitung, wie auch besonders an den Gestalten der Reformatoren jede solche Erklärung abprallt — wie sollte auch eine Theorie, die prinzipiell ohne den schöpferischen Geist auskommen will, solche Schöpfungen des Geistes verstehen können! Auch hier lieferte wahrhaftig der Geist nicht, wie Engels sich ausdrückt, bloß das „ideologische Kostüm", sondern griff als die entscheidende Kraft bestimmend in das gesamte Leben und seine Ordnungen ein, wie es denn gerade das neue Gotterleben war, von dem aus die Reformatoren eine neue Gestaltung der Gesellschaft forderten, und wie gerade das neu entdeckte Evangelium die Sehnsucht der Bauern nach der Befreiung von ihrer menschenunwürdigen Knechtschaft erwachen ließ. So deutlich ferner die Zusammenhänge zwischen dem Calvinismus und der englischen Revolution und ihren sozialen und politischen Umwälzungen sind, ist es doch dieselbe Verkennung der entscheidenden Kräfte, wenn Engels in jenem nur „die echte religiöse Verkleidung der Interessen des damaligen Bürgertums" sieht, da es ja eben die heilige Leidenschaft, die Welt für Gott zu erobern, ist, die den Calvinismus derart ins Leben eingreifen ließ und ihm eine Wirkung weit über den engen Kreis der Kirche und Religion hinaus verlieh. Nur die prinzipielle Verkennung des Wesens und der Selbstständigkeit des echten Geistes kann auch die in der englischen Revolution proklamierten Ideen der Glaubens- und Gewissensfreiheit lediglich als ideologische Widerspiegelungen der im materiellen Leben proklamierten Handelsfreiheit beurteilen.

Gerade der Zusammenhang zwischen dem Calvinismus und der englischen Revolution weist uns aber auch auf die Einseitigkeit des geschichtsmaterialistischen Urteils über die bürgerlichen Revolutionen überhaupt hin. So wichtig hier die ökonomischen Kräfte sind, so waren neben diesen doch auch solche schöpferischer Art am Werke, wie denn auch die Linie, die Calvin mit Cromwell verbindet, gewiß auch über diesen hinaus noch zu Rousseau führt. Ihre tiefsten Kräfte schöpfte auch die französische Revolution aus der Welt des G e i s t e s; die Parolen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren echte Ideen, Kinder des Geistes, bevor sie als Ideologien mißbraucht wurden. Rousseau selber war nicht ein Ideologe, sondern ein Idealist im tiefsten Sinne des Wortes, so sehr man ihn auch (wie noch weit Größere!) in der Folgezeit jene Rolle spielen ließ; und in der Revolution finden wir nicht nur jene klugen Girondisten, die ihre materiellen Interessen geschickt mit idealen Formeln zu umhüllen verstanden, sondern auch ein V o l k,

das erfüllt war vom Glauben an eine neue Welt der Gerechtigkeit, und diesem mit Hingabe und Opfermut diente. In der französischen Revolution lediglich eine durch die ökonomische Umwälzung bewirkte soziale und politische Umwälzung zu sehen, verbietet schon der furchtbare Ernst des Gerichtes, der sie umgibt und diesem gewaltigen Ereignis auch heilsgeschichtliche Bedeutung verleiht. Auch im politischen Leben entscheidet schließlich der Geist, und diejenigen politischen Ideen, die wirklich zündend in die Volkstiefen dringen und die Völker zu opferwilligem Kampf hinreißen, sind nicht bloße Ideologien, die sich schmiegsam den materiellen Interessen anpassen, sondern Sendboten aus der Welt des Geistes, die an das Beste im Menschen appellieren und die Menschheit aus ihren Niederungen heraus zu den Höhen jener Welt emporführen möchten. So birgt auch das zu staatsideologischen Diensten erniedrigte Recht in seiner innersten Tiefe etwas von diesem Geiste: wo wir das Recht anerkennen, beugen wir uns nicht vor seinem ideologischen Glanz, noch vor der Gewalt, die hinter ihm steht, sondern vor dem Geiste, der schließlich auch dem Recht, selbst in seiner Entstellung, innewohnt, vor der Rechtsidee als solcher, die unser Rechtsempfinden bejaht.

Daß die materialistische Geschichtsauffassung mit diesem Geist nicht rechnet, sondern sein schöpferisches Walten leugnet, macht ihre prinzipielle Verfehltheit aus. Zu dieser Leugnung des schöpferischen Geistes wurde Marx wohl nicht zuletzt durch den Pseudogeist jenes falschen Idealismus verleitet, der sich stets nur auf das Idealisieren der Realität beschränkte, nie aber an ein Realisieren des Ideals in der Welt dachte. Und gerade die Hegel'sche Philosophie, die das damalige Geistesleben beherrschte und von der auch Marx selber herkam, mußte ihn in dieser Wertung des Geistes bestärken. Hegels Idee hat ja nichts mit jener schöpferischen Kraft zu tun, die wir in dem vom lebendigen Gott ausgehenden Geist sehen, sondern ist ein ruhendes Prinzip, das sich kraft seiner Logik in der Zeit entfaltet. Auch Hegels Geschichtsphilosophie rechnet nicht mit dem überlegenen, schöpferischen Geiste, sondern kennt nur jene immanente Entwicklung, und ihr Idealismus äußert sich einzig darin, daß sie diese Entwicklung, und zwar so wie sie vorliegt, als die logisch notwendige und deshalb vernünftige versteht. Marx brauchte nur angesichts der von Hegel idealisierten und doch so wenig idealen Realität den Glauben an die in der Wirklichkeit sich realisierende Idee zu verlieren und dafür die im realen Geschehen wirksamen ökonomischen Kräfte zu entdecken, um einerseits — und zwar mit großem Recht! — den Hegel'schen Idealismus als bloße Ideologie, sein Ideelles als „das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle" zu erkennen und abzustreifen, und andererseits Hegels immanente Entwicklung nur in der neuen materialistischen Form festzuhalten. Und wie Marx schon durch Hegel auf den Gedanken der historischen Notwendigkeit gebracht worden war, so

wurde diese Notwendigkeit, die schon in der logisch-idealistischen Form Hegels noch der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung angehört, mit der wachsenden Beeinflußung durch den Positivismus immer mehr zur bloßen Naturkausalität, die noch mehr als die teleologische Notwendigkeit der idealistischen Philosophie den schöpferischen Geist ausschließt. Indem Marx das naturgesetzliche Denken auf den von Hegel übernommenen Gedanken der historischen Entwicklung anzuwenden sucht, will er für das Gesellschaftsleben und dessen Entwicklung dasselbe leisten, was die Naturwissenschaft auf ihrem Gebiete leistet, und sein auf dieses Unternehmen gegründeter Sozialismus gibt sich als Wissenschaft, die für ihre Aussagen und namentlich auch Voraussagen unbedingte Sicherheit beansprucht.

Gerade diese „Wissenschaftlichkeit" aber, auf die der marxistische Sozialismus so sehr pocht, bedeutet ein Grundübel desselben. Sie ist der Ersatz für den Geist, den man leugnet: das Wissen verdrängt den Glauben, die Dialektik die Ethik und wo es gälte, dem Gewissen das hehre Soll des Sozialismus einzubrennen, begnügt man sich damit, den Köpfen das starre Muß der zum Sozialismus hindrängenden Entwicklung einzutrichtern. Indem der Sozialismus derart auf die Wissenschaft abgestellt wird, wird er immer mehr theoretischer statt praktischer Art, und statt selber mit dem verpflichtenden Ideal im Herzen an das Gestalten der Zukunft zu gehen, beschränkt sich der marxistische Sozialist auf das Vorhersagen dessen, was mit Naturnotwendigkeit kommen muß. Aus den begeisterten sozialistischen Revolutionären werden die Dogmatiker einer Evolutionstheorie, die statt einer hingebenden, opferwilligen Kämpferschar eine orthodoxe Schule oder Kirche mit allem Zubehör einer solchen ausbilden, in der die Theorie mehr gilt, als das Leben, in der man der Gewalt mehr zutraut als dem Geiste und in der sich zumal auch jener geistliche Hochmut entwickelt, zu dem das aufblähende Wissen führt, und der in so schroffem Gegensatz zu jener demütigen Hingabe steht, die der Glaube hervorbringt. Und doch — welche Verkennung nicht nur der echten Geschichte, in der es keine naturnotwendige Entwicklung, sondern nur ein schöpferisches Werden gibt, liegt in diesem wissenschaftlichen Sozialismus, sondern auch der Wissenschaft. Dieser kommt es niemals zu, aus der Erkenntnis vergangener Entwicklungen und gegenwärtiger Gegebenheiten den Gang der Zukunft mit Sicherheit zu erschließen. Die (übrigens noch sehr beschränkte) Fähigkeit der Wissenschaft, das auszusprechen, was ist, bedeutet noch nicht jene andere, zu sagen, was kommen wird, zumal die Wissenschaft als solche gerade die tiefsten Kräfte der Geschichte nicht zu erfassen vermag, und noch viel weniger ist der nur auf seine Wissenschaft sich gründende und nur mit den wissenschaftlich feststellbaren Entwicklungstendenzen rechnende Sozialismus imstande, jenes erkannte Entwicklungsziel auch tatsächlich herbeizuführen.

Die „Wissenschaftlichkeit" des Marxismus wird uns besonders fragwürdig, wenn gerade diese Geschichtsbetrachtung, die doch die treibenden Kräfte der Entwicklung erkennen und ganz nur auf die Tatsachen abstellen will, einerseits die wichtigste, in ihren tiefgreifenden Wirkungen klar zutagetretende Kraft der Geschichte, den Geist, übersieht, andrerseits aber einen geradezu naiven Glauben an die „Entwicklung" verkündet.[1]) Denn trotz der wissenschaftlichen Einkleidung ist jene Lehre von der selbsttätigen Entwicklung, die auch den Sozialismus realisieren soll, ein Glaube, und zwar bei gleichzeitiger Leugnung des Geistes und gleichzeitigem Verzicht darauf, aus der Kraft des Geistes für das Ziel jener Entwicklung zu kämpfen, ein bloßer Aberglaube. Während aber der echte Glaube der beste Führer ist und die Menschen voll Hoffnung und Vertrauen dem Ziel entgegenschreiten heißt, ist der Aberglaube ein Verführer, der seinen Gläubigen einredet, daß alles „von selbst" kommen werde und sie in dieser untätigen Vertrauensseligkeit gerade die alte Welt erhalten und stärken läßt. In der Tat hat der Marxismus immer mehr eine lähmende Wirkung auf die soziale Bewegung ausgeübt und sich immer mehr als unfähig erwiesen, die Menschheit aus der kapitalistischen Welt herauszuführen. Wo man derart alles von der „Entwicklung" erwartet, verzichtet man darauf, mit eigenem Wollen, Arbeiten, Kämpfen und Leiden auf die Ueberwindung der bestehenden Welt hinzuwirken. Wo die gegebene Entwicklung als vernünftig gilt und man von ihr annimmt, daß sie notwendig zum Ziel hinführe, da kann man auch im gegenwärtig Bestehenden nicht etwas absolut Verkehrtes, seinem ganzen Geist und Wesen nach Falsches erblicken. Die immanente Entwicklung setzt bei Hegel wie bei Marx den prinzipiellen Monismus voraus, und dieser weiß nichts von entgegenwirkenden Mächten des Bösen, von den Gewalten des Irrtums und der Schuld. Die Leugnung des schöpferischen Geistes macht blind nicht nur für den lebendigen Gott und sein Schaffen in den sich ihm hingebenden Menschen, sondern auch für den Satan, sein Reich und seine Diener auf Erden! Man soll den bestehenden Zustand der Entwicklung überwinden — und doch liefert man sich mit dem eigenen Glauben der Entwicklung aus und vertraut nur den in ihr wirksamen Kräften. So kann man z. B. dem Kapitalismus, den man doch beseitigen will, seine Bewunderung nicht versagen; bei der Einstellung auf die ökonomischen und der Blind-

[1]) Die Blindheit für reale geschichtliche Kräfte und Mächte kennzeichnet überhaupt den Marxismus und hängt mit dessen Dogmatismus zusammen. Solche Kräfte, die nicht ins marxistische Schema passen, werden einfach ignoriert. Besonders auffallend trat dies bei der marxistischen Beurteilung des Weltkrieges und seiner Ursachen und in der nivellierenden Beurteilung der beteiligten Völker hervor (vgl. das Programm von Zimmerwald). Dieser Dogmatismus verschleiert aber den Blick für die realen Möglichkeiten schließlich auch in der Beurteilung des ökonomischen Lebens, steht doch ein Lenin z. B. dem mannigfaltigen Leben hilflos und gewalttätig zugleich mit seinen dürftigen Formeln gegenüber.

heit für die geistigen Kräfte sieht man nur die imposante Technik des Kapitalismus, nicht aber den grundfalschen Geist desselben und vermag drum im Kapitalismus zuversichtlich das notwendige Zwischenglied zu erkennen, das sich mühelos der Entwicklung zum Sozialismus einfügt und einmal „von selbst" in jenen „umschlagen" wird. Die Begeisterung für den kapitalistischen Großbetrieb läßt den Marxisten verächtlich auf den Gedanken, den Sozialismus vom kleinen Kreise einer Genossenschaft her aufzubauen, herabsehen und verleitete ihn zu der Meinung, in der Landwirtschaft müsse auch erst die kapitalistische Konzentration mit ihrem Großbetrieb einsetzen, bevor der Sozialismus auch hier verwirklicht werden könnte.[1]) So machte ferner die Sozialdemokratie ohne Besinnen mit, als die „Entwicklung" den kapitalistischen Staat in den Weltkrieg hineintrieb und vermochte auch dieses Stadium in einem merkwürdigen optimistischen Fatalismus dem Weg zum schließlichen Ziel einzuverleiben, wenn schon diese nationalistische Episode allen zuvor verkündeten Prinzipien des Internationalismus ins Gesicht schlug. Ja, als der kapitalistische Staat in seiner Not ein paar verzweifelte organisatorische Maßnahmen treffen mußte, um alle seine Kräfte auf das eine imperialistische Ziel zu konzentrieren, begrüßte man den Krieg in naiver Freude als Bundesgenossen und merkte nicht, daß dieser gefeierte „Kriegssozialismus" zwar dem Krieg, niemals aber dem Sozialismus dienen sollte. Wiederum sieht man nur die ökonomische Maßnahme als solche und fragt nicht, in welchem Sinn und Geist sie getroffen wird.

Und so nimmt man denn auch seine Zuflucht zu den Kräften der bestehenden Welt, um eben diese Welt zu überwinden: man erkennt, wie das ganze gegenwärtige Leben auf dem Fundament der bestehenden Produktionsverhältnisse beruht, und so erwartet man auch den Sieg der neuen Gesellschaftsordnung nur von den ökonomischen Kräften, von der weiteren Entwicklung der Produktionskräfte; man sieht, wie in der kapitalistischen Welt nur das nackte Interesse gilt, und so appelliert man selber an das bloße Interesse und nicht an den sittlichen Geist, um die Menschen für den Sozialismus zu gewinnen; und derselben geistlosen Gewalt und ihren Organisationen und Institutionen, die die bestehende Welt aufrecht erhalten, anver-

[1]) Charakteristisch ist es, wie der Marxismus die in der alten Dorfmark oder der Gilde wirksamen sozialistischen Prinzipien wenig zu schätzen weiß und alle modernen Versuche, die den Sozialismus im Geiste derselben, ohne die Vermittlung des Kapitalismus, verwirklichen wollen, als „kleinbürgerlich" abweist, mit welchem Worte z. B. auch die Bestrebungen eines Proudhon oder Kropotkin erledigt werden. Bezeichnenderweise werden ja auch von der heutigen sozialdemokratischen Presse typische Vertreter des Kapitalismus, wie ein Bundesrat Schultheß, den idealistisch und religiös orientierten Sozialisten lobend als „Großbürger" gegenübergestellt, während letztere nicht einmal dies, sondern eben nur „Kleinbürger" sind. Auch hierin verrät sich die Ueberschätzung der ökonomischen und die Mißachtung der sittlichen Kräfte.

traut man auch die Errichtung der neuen Welt und ihres Lebens. Drum spielt im Marxismus der Staat mit seiner Macht und Gewalt, mit seinem Zentralismus, Gouvernementalismus und Bureaukratismus eine so große Rolle. Abgesehen vom proklamierten Klassenkampf, vom Kampf um die politische Macht und der dem siegreichen Kampfe folgenden Uebergangsperiode der Diktatur des Proletariates, welche Mittel alle dem gewalttätigen Geist der alten Welt entliehen sind, bloße Kopien des alten Klassenstaates darstellen und drum auch nicht über ihn hinausführen können, gründet der Marxismus auch die künftige sozialistische Gesellschaft auf einen neuen Staatsmechanismus, bei dem zwar der Staat weniger als Repressionsgewalt, denn als Administrativgewalt gedacht wird. Wie schon Hegels Geschichtsphilosophie nicht über den Staat hinauskam, so bewegt sich auch das marxistische Denken durchaus innerhalb des Staatsgedankens.

Die sozialistische Gesellschaft des Marxismus kommt einem deshalb nicht wie eine von Grund aus neue Ordnung vor, sondern bloß wie ein verstaatlichter Kapitalismus, bei dem es einem höchst fraglich ist, ob er der Menschheit wirklich die ersehnte Befreiung bringt oder nicht lediglich die jetzigen Untertanen der Einzelunternehmer in solche des dann vollends allgewaltigen Kapitalisten Staat umwandelt. Eine wirkliche Befreiung ist für uns nicht denkbar ohne den lebendigen Geist der Freiheit, und die freie Gemeinschaft, die wir vom Sozialismus erwarten, kann gewiß auch nicht auf dem Wege über die Eroberung der politischen Macht geschaffen und von oben her „angeordnet" werden, sondern muß schon von unten her aufgebaut und von Anfang an durch den neuen Geist der Freiheit und Brüderlichkeit gestaltet werden.[1]) Der Marxismus aber, der sich jener auch in der bestehenden Welt wirksamen Entwicklung anvertraut, kommt auch nicht über diese alte Welt hinaus.[2])

---

[1]) Uebrigens vollzieht sich auch der gewerkschaftliche Kampf — dessen Berechtigung, ja Notwendigkeit innerhalb der kapitalistischen Welt wir durchaus zugestehen und dessen materielle wie ideelle Erfolge wir anerkennen — jetzt noch ganz auf dem alten Boden des Kapitalismus und führt darum nur zu einer Verbesserung, nicht aber zu einer wirklichen Ueberwindung desselben.

[2]) Wollten wir, wozu wir in weitem Maße berechtigt sind, auch im russischen Bolschewismus eine Auswirkung des Marxismus sehen, dann erhält das Gesagte eine geradezu furchtbare Bestätigung. Die furchtbaren Mittel der alten entarteten kapitalistischen Welt — Unterdrückung, Gewalt, Diktatur — werden hier mit entsetzlicher Konsequenz gehandhabt und der „Sozialismus", von dessen echter Entfaltung wir gerade auch die Ueberwindung des Staates erwarten, führt uns diesen statt dessen in Reinkultur vor. Die alte absterbende Welt erfährt im Bolschewismus statt der Ueberwindung eine furchtbare Neubelebung, die ihre Kraft nicht zuletzt dem sozialistischen Ideal, dessen man sich dabei bedient, verdankt. Indem die einem höhern Ziel geltende Leidenschaft derart in die alten Formen der Gewalt und Unterdrückung geleitet wird, steigert sich die alte Geistlosigkeit geradezu zur Ungeheuerlichkeit. Wir sehen in Lenin zwar einen schlechten Marxisten — und doch wirft der entartete Sohn gleichwohl ein schlechtes Licht auf den Vater, kann dieser doch den Sohn mitsamt seinen Fehlern nicht einfach verleugnen.

Die geschichtsmaterialistischen Lehren treffen im allgemeinen zwar der **Masse** gegenüber zu, scheitern aber jenen Einzelnen gegenüber, die in der Kraft des Geistes wirken und gerade führend sind in der Geschichte. Als echte Dogmatiker stellen aber die Marxisten ihre Theorie höher als das ihr widersprechende Leben, kümmern sich nicht um die einzelne geisterfüllte Persönlichkeit, sondern halten sich an die Masse, die zu ihren Formeln paßt. Und doch liegt die entscheidende geschichtliche Kraft auch hier wieder nicht dort, wo der Geschichtsmaterialismus recht hat, sondern dort, wo er versagt; denn die Masse gibt gerade um ihres Mangels an geschichtlichem Leben willen dem Geschichtsmaterialismus Recht. Der marxistische Entwicklungsglaube hat hier seine wundeste Stelle: gerade den wichtigsten Faktor der Entwicklung, ohne den auch der Sozialismus nie verwirklicht werden kann, übersieht er und arbeitet sogar mit der eigenen Theorie auf die Ausschaltung desselben hin. Der Marxismus rechnet nicht mit dem Einzelnen, der in persönlicher Entscheidung, in hingebender Arbeit und opferwilligem Kampfe für das Kommen der neuen Welt wirkt — und er erzeugt mit seiner Theorie schließlich nur eine unpersönliche Masse, die nur auf ihre Massenhaftigkeit baut, der aber mit dem Glauben an die siegreiche Welt des Geistes und mit dem Bewußtsein der eigenen Verantwortung auch der Wille zur Tat und die Kraft zum Opfer fehlt. Die Theorie, die den Geist ausschaltet, macht ihre Anhänger schließlich selber geistlos: wo man nur an die Masse glaubt, hat man schließlich nur die Masse, die aber bleibt, was sie ist, wenn der Geist fehlt, der allein sie zu bewegen imstande ist. Statt dieses Geistes trifft man aber meist nur eine dürftige Ideologie an, die mit ihrem Glauben an die Materie und Masse, an die Gewalt und bloße Organisation nur der Geistesarmut unserer Zeit einen ideologischen Ausdruck gibt und drum zwar zur alten kapitalistischen Welt paßt, von der man sie auch wie so manches andere entlehnt hat, die aber niemals diejenigen sich zu eigen machen dürften, die eben diese alte Welt überwinden wollen.[1])

Mit all dem erweist sich der geschichtsmaterialistisch begründete und orientierte Sozialismus als ohnmächtig, eine neue Welt zu bauen. Sein Monismus verwehrt es ihm, in der kapitalistischen Welt eine tiefgreifende geistige Verirrung zu erblicken, die nur durch eine ebenso radikale geistige Umkehr überwunden werden kann. Sein Evolutionismus gibt ihm die törichte Hoffnung ein, daß der Kapitalismus sich schließlich zum Sozialismus entwickelt, und gerade dieses Vertrauen auf die Entwicklung führt ihn nur zu einer Stärkung

---

[1]) Hiebei sei aber bemerkt, daß Marx selber sich nie zum philosophischen Materialismus bekannte, sondern daß erst Marxisten wie Kautsky und Plechanow diese bürgerliche Erbschaft antraten, wohl in der leider nicht unzutreffenden Meinung, daß zu ihrem Geschichtsmaterialismus am besten auch die materialistische Philosophie passe.

der bestehenden Welt. Sein Materialismus verleitet ihn zu einer verhängnisvollen Ueberschätzung der ökonomischen Kräfte, bei der er von der Entwicklung der Technik alles und vom Erwachen eines neuen Geistes nichts erwartet und die ihn selber zu einer bloßen, die materielle Entwicklung begleitenden Ideologie werden läßt. Diese Entwicklung mag ja jenem verstaatlichten Kapitalismus und dessen internationaler Organisation zutreiben, allein mit all dem hätten wir im besten Fall gewisse ökonomische Vorbedingungen zur sozialistischen Welt — nach unserer Ansicht zudem sehr mangelhafte, viel zu sehr an der alten Welt mit ihrem zentralistischen Staat, statt an der neuen Welt föderierter freier Genossenschaften orientierte Vorbedingungen! — niemals aber die wirkliche sozialistische Gesellschaft, in der die Hauptsache gerade der neue Geist sein wird, und zwar der Geist als gestaltende Kraft und nicht als bloße, das Bestehende kraftlos umschwebende Ideologie. Dieser Geist ist schon für den Aufbau der sozialistischen Welt wichtiger als alle ökonomischen Kräfte — dürfte doch die alte Dorfmark oder Gilde, oder eine von echtem Gemeinschaftsgeist erfüllte kleine Genossenschaft uns einen deutlicheren Begriff vom Sozialismus geben, als der entwickelte kapitalistische Großbetrieb, der mit seiner Monopolisierung reif zur Verstaatlichung wäre, oder als irgend ein bereits nach staatssozialistischem Prinzip funktionierendes Unternehmen; das Beispiel der kommunistischen Gemeinde zu Jerusalem kann uns auch belehren, daß jener von Jesus in die Welt gebrachte Geist der Brüderlichkeit mehr bedeutet für die Verwirklichung des Sozialismus, als die Entdeckung der Dampfmaschine und all die andern modernen technischen Errungenschaften.[1]) Im Gang der Entwicklung mögen wichtige sachliche Vorbedingungen geschaffen werden, mag die Zeit reifen und sich „erfüllen", aber nicht die bloße Zeiterfüllung führt das neue Reich herauf, sondern allein der „Sohn". Der „Sohn" ist aber kein Produkt der Entwicklung, er stellt sich nicht „von selbst" ein, sondern ihn vermag allein der Vater zu senden und wir müssen ihn von oben erwarten und empfangen. Hier hat Hegel, von dem zwar der Marxismus gerade jenen monistischen und evolutionistischen Zug geerbt hat und dessen Einfluß ja auch die moderne Theologie mit ihrer „religiösen Entwicklung" dem schöpferischen Geiste blind gegenüberstehen läßt, doch tiefer gesehen als Marx; der echte Geist blickte mitunter durch seine starre Logik hindurch und ließ ihn das Wort schreiben: „Es ist ein falsches Prinzip, daß die Fesseln des Rechts und der Freiheit ohne die Befreiung des Gewissens abgestreift werden, daß eine Revolution

---

[1]) So sagt auch Adler („Zwei Jahre . . .!" S. 67): „Anhäufung der Lohnarbeiter, Organisation der Arbeit und sogar Sozialisierung des Bewußtseins der Arbeitenden sind insgesamt doch erst nur sachliche Vorbedingungen der Möglichkeit einer sozialistischen Gesellschaft, zu deren wirklicher Herbeiführung der Umwandlungswille des Proletariates gehört."

ohne Reformation sein könne."[1]) Auch der Sozialismus, diese tiefgreifendste Revolution des gesamten Lebens ist an eine Reformation gebunden und gerade das gibt ihm seine Größe, hebt ihn hoch über andere politische und sonstige Bewegungen empor und reiht ihn der Heilsgeschichte ein, daß er auf weltüberlegene Kräfte angewiesen ist und ohne diese gar nicht kommen kann. Gewiß, er muß kommen, doch nicht als Naturnotwendigkeit, sondern als sittliche Notwendigkeit und muß drum erst vom Gewissen bejaht, von Menschen, die an jene sittliche Welt glauben, gewollt und erkämpft werden. Den Sozialismus bringt uns keine ökonomische Entwicklung und machtpolitische Umwälzung mit den sie begleitenden Ideologien und ebensowenig eine auf jene ökonomischen und politischen Kräfte sich stützende Entwicklungslehre und nationalökonomische Orthodoxie, sondern nur ein aus den innersten Tiefen hervorbrechender, von weltüberlegenen Quellen genährter Lebensstrom. Da der Marxismus gerade diese Wahrheit leugnet und ihr hemmend im Wege steht, hängt das Kommen des Sozialismus nicht zuletzt auch ab von der Zertrümmerung des — Marxismus.

*

Wie aber der Marxismus den Sozialismus hemmt, die soziale Bewegung lähmt, so zeugt auch die lebendige soziale Bewegung selber gegen ihn. So sehr Marx den Sozialismus aus den Utopien herausführte und wissenschaftlich begründete, so ist dieser doch mehr als nur Wissenschaft und spottet selber in seinem tiefsten Wesen und seiner innersten Kraft der geschichtsmaterialistischen Erklärung. Auch er ist im Tiefsten ein Glaube, eine Hoffnung und eine von diesen beflügelte Willensbewegung und nur durch diese Kräfte aus der Welt des Geistes vermochte er die stumpfen Massen zum Leben zu wecken. Seine „Wissenschaftlichkeit" war meist nur ein Kleid für jene tieferen geistigen Kräfte, indem nicht das theoretische W i s s e n, sondern die Glaubenskraft der G e w i ß h e i t deren Seele ausmachte, wie denn auch der Sozialismus bei seinem ersten gewaltigen Aufschwung die Massen als ein neuer G l a u b e erfüllte und bei ihnen mehr religiösen als wissenschaftlichen Charakter annahm. Aber auch M a r x selber wäre als der scharfblickende Theoretiker nie der Bahnbrecher jener mächtigen Bewegung geworden: er wurde es als der Prophet einer neuen Botschaft, der seine Verkündigung im letzten Grunde weniger auf seine wissenschaftliche Einsicht in die ökonomischen Bewegungsgesetze der Gesellschaft, als vielmehr auf seinen unerschütterlichen Glauben an den schließlichen Sieg der Gerechtigkeit auf Erden gründete. Wenn man sein Hauptwerk sehr zutreffend als „gefrorene Leidenschaft" charakterisierte, so gilt das überhaupt von seiner theoretischen Arbeit, wobei aber gewiß nicht das Gefrorensein — und das ist die Wissenschaftlichkeit

---

[1]) Geschichtsphilosophie S. 558.

— sondern die Leidenschaft zündend wirkte. Nur die Leidenschaft, der Glaube, ließ auch seine Wissenschaft stets in die siegesgewiße Zukunftsdeutung und in den wuchtigen Appell an die Massen ausmünden. Trotz seiner theoretischen Ueberwindung des utopischen Sozialismus, hat Marx den Geist jener großen Sozialisten nie verleugnet, und wenn auch nicht seine Theorie, so bezeugt doch sein Leben das Wort Saint-Simons: „Vergessen Sie niemals, daß man begeistert sein muß, um große Taten zu vollbringen.“ In Marx ist denn auch immer wieder das revolutionäre Temperament durchgebrochen, und wenn man seine opferwillige Begeisterung und seinen hingebenden Kampf für die Idee des Sozialismus sieht, kann man in ihm überhaupt nur einen schlechten Marxisten sehen, und das Wort, das er einem sich bei ihm als Marxisten einführenden Journalisten erwiderte, bekommt für uns einen tiefen Sinn: „Quant à moi, je ne suis pas Marxiste!“ Mit Absicht haben wir denn auch in der oben geübten Kritik mehr vom Marxismus, als von Marx geredet. Bei jenem einseitigen, den Geist und die persönliche Tat ablehnenden Geschichtsmaterialismus haben wir es in der Tat mehr mit den Epigonen Marx', als mit ihm selber zu tun, der die mechanische und fatalistische Deutung seiner Theorie als eine Unterschiebung ablehnte. Freilich läßt sich nicht bestreiten, daß sich schon bei Marx die Ansätze zu jenem die geistige Kraft der sozialen Bewegung hemmenden Marxismus vorfinden; gerade der Hegel'sche Evolutionismus und die positivistische Uebertragung der Naturgesetzlichkeit auf das gesellschaftliche Leben, die beide bei Marx von größter Bedeutung sind, mußten fast notwendig zu jenem Marxismus hinführen, sobald die Persönlichkeit von Marx selbst jenen lähmenden Geistern nicht mehr entgegenwirkte. Aehnlich wie im Luthertum vor allem die die Reformation hemmenden neukirchlichen und neuscholastischen Züge des alternden Luther bestimmend hervortraten, so im Marxismus jene dem lebendigen Sozialismus feindlichen Züge des Marx'schen Gedankenkreises, und wie Luther zwar mitverantwortlich ist für jenes entartete Luthertum, aber doch größer ist als dasselbe, so ist auch Marx zwar der Ausgangspunkt des Marxismus, steht aber doch hoch über ihm. Bei der Kritik des Marxismus kann man sich drum auch nicht zuletzt auf Marx selber, zumal den jüngeren Marx berufen, und wenn wir jetzt noch dem Geschichtsmaterialismus unsere eigene Geschichtsbetrachtung gegenüberstellen, so können wir dabei gerade auch von Marx ausgehen und den Ansätzen, die er zu einer andern, höheren als der einseitig materialistischen Geschichtsbetrachtung liefert.[1])

---

[1]) Der berufenste und auch wirksamste Kritiker des Geschichtsmaterialismus ist überhaupt der Sozialismus selber, wie denn auch — ähnlich wie bei der Kritik des Christentums — aus seinen eigenen Reihen die wirkungsvollsten Kritiker hervorgegangen sind. Am wenigsten berufen zur Kritik scheint mir jedenfalls das heutige Christentum zu sein, das gerade auch dort, wo es dem Marx'schen Mate-

Bei Marx steht stets der Mensch im Mittelpunkt der Geschichte, auch wenn er in den materiellen Verhältnissen die Grundlage des gesamten Lebens sieht; das „Materielle“ bedeutet für ihn ja nichts Dinghaftes, sondern das gesamte Produktionsverhältnis mit den ökonomischen Beziehungen der Menschen; die Menschen selber mit ihren Bedürfnissen, ihren Produktivkräften, ihrer Produktionsweise, ihren gegenseitigen Beziehungen bilden das wirtschaftliche Leben, weshalb Marx sagt, daß sie „in Einem Verfasser und Schauspieler ihres eigenen Dramas“ seien.[1]) Deutlich tritt dies auch in einem gegen den Hegelschen Glauben an die wirkende Idee gerichteten Wort hervor, an das aber gerade auch die Kritik des marxistischen Entwicklungsglaubens wenigstens anknüpfen könnte: „Die Geschichte tut nichts; es ist vielmehr der Mensch, der wirkliche lebendige Mensch, der alles tut; es ist nicht etwa die „Geschichte“, die den Menschen zum Mittel braucht, um ihre — als ob sie eine aparte Person wäre — Zwecke durchzuarbeiten, sondern sie ist nichts als die Tätigkeit des seine Zwecke verfolgenden Menschen.“[2]) Auf die selbstständige Bedeutung des Geistes gegenüber den gegebenen Verhältnissen weist ferner die gegen Feuerbach gerichtete These hin: „Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß. Das Zusammenfallen des Aenderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit kann nur als umwälzende Praxis gefaßt und rationell verstanden werden.“[3]) Auch

---

rialismus gegenüber mit erhabener Miene seinen „Idealismus“ betont, meist nur ideologisch ist und zudem dort, wo es wie die liberale Theologie, vom Hegelschen Evolutionismus ausgeht, trotz der idealstischen Einhüllung, an denselben Gebrechen krankt. Vergessen wir nicht, daß gerade dieses Christentum, das doch in erster Linie der Träger des schöpferischen Geistes hätte sein sollen, sehr dazu beitrug, dem heutigen Geistesleben den Stempel der Ideologie aufzudrücken und Marx zu seiner ideologischen Einschätzung desselben zu bringen, während umgekehrt gerade der von Marx ausgehende Sozialismus am wuchtigsten über das Bestehende hinausdrängte, allein an neue Anfänge glaubte und solche anbahnte und uns selber wieder glauben lehrte an das Schöpferische in der Geschichte.

[1]) Elend der Philosophie S. 97.

[2]) „Die heilige Familie“, zit. bei Adler „Marx als Denker“. Es ist dabei aber nicht an den isolierten, unabhängig und selbständig handelnden, sondern an den vergesellschafteten Menschen gedacht, der ganz der sozialen Gesetzlichkeit unterworfen ist.

[3]) Thesen über Feuerbach. Diese Stelle erinnert stark an ein Wort Pestalozzis in den „Nachforschungen“: „So viel sahe ich bald: die Umstände machen den Menschen; aber ich sahe ebenso bald: der Mensch macht die Umstände; er hat eine Kraft in sich, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. Sowie er dieses tut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken.“ Gerade diese Einsicht in die Bedeutung der Umstände ließ Pestalozzi zu dem großen Sozialpädagogen werden, der, fern von der Illusion jenes Idealismus, der meint, unabhängig von der Materie seine

in seiner Charakterisierung der menschlichen Arbeit hebt Marx die Bedeutung des zwecksetzenden Geistes hervor: „Eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vorneherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters vorhanden war. Nicht daß er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt; er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß."[1]) Mit eben diesem zwecksetzenden und den Zweck im Natürlichen verwirklichenden Geist tritt Marx aber auch der Welt gegenüber und spricht diesen Willen zur Weltumgestaltung in jenem kühnen Worte aus: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern."[2]) Daß diese Veränderung, die vor allem in der Ueberwindung des Kapitalismus mit dessen ganzem Proletarierelend besteht, durch den Geist bewirkt wird, deutet jener andere Ausspruch an: „Die Philosophie kann sich nicht verwirklichen ohne die Aufhebung des Proletariates, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie," — in welchem der echt idealistische Geist, bereichert durch die sozialistische Erkenntnis, einen trefflichen Ausdruck findet.

Gerade das letztere Wort weist uns auch deutlich auf das durchaus idealistische Ziel hin, das der Sozialismus eines Marx bei aller geschichtsmaterialistischen Begründung verfolgte. Der Geschichtsmaterialismus will nicht der Materie die Herrschaft über Welt und Menschheit zusprechen, sondern zielt umgekehrt letztlich auf deren Unterwerfung unter den Geist ab. Gerade von der Erkenntnis der eminenten Bedeutung des Materiellen für das gesamte Leben aus fordert der Geschichtsmaterialismus die Umwälzung der materiellen Verhältnisse und hat darin nicht zuletzt die geistige Befreiung des Menschen im Auge.[3]) Dieser Sozialismus will die Anarchie innerhalb der gesellschaftlichen Produktion durch planmäßige bewußte Organi-

---

Geistigkeit rein für sich kultivieren zu können, neue soziale Verhältnisse fordert, in denen ein neuer Geist sich erheben kann; denn „im Sumpfe des Elends wird der Mensch nicht Mensch!" Drum ist in „Lienhard und Gertrud" die erste Vorbedingung aller Erziehungsarbeit am Volk die Besserung seiner äußeren Lebenslage.

[1]) „Kapital" Bd. I., S. 140 (6. Aufl.)

[2]) Thesen über Feuerbach.

[3]) Deutlich trat dieses Ziel der ökonomischen Umgestaltung schon bei Owen hervor, wie sich ja auch die soziale Pädagogik Pestalozzis in diesen Gedankengängen bewegt. Idealistisch orientiert ist auch die Religionskritik des jungen Marx: „Die Kritik der Religion ist im Keim die Kritik des Jammertals, dessen Heiligenschein die Religion ist; sie enttäuscht den Menschen damit er denke, handle, seine Wirklichkeit gestalte.

sation ersetzen, denn erst dann „tritt der Mensch aus tierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche. Die Gesetze ihres eigenen gesellschaftlichen Tuns, die ihnen bisher als fremde, sie beherrschende Naturgesetze gegenüberstanden, werden dann von den Menschen mit voller Sachkenntnis angewandt und damit beherrscht. Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von Natur und Geschichte aufgenötigt gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene freie Tat. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen; erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit.“[1])

Diesem idealistischen Ziel entspricht nur der Weg nicht, insofern er einseitig auf die selbsttätige Entwicklung und besonders deren ökonomische Kräfte abstellt. Soll der Mensch in der sozialistischen Gesellschaft in freier Tat seine Vergesellschaftung vollziehen und seine Geschichte selbst machen, dann muß er schon innerhalb der alten kapitalistischen Welt dem gegebenen Sein und der herrschenden Entwicklung seinen freien Geist und seine freie Tat entgegenstellen, muß schon hier anfangen, selbst seine Geschichte zu machen, statt sich vertrauensselig dem Strom der Entwicklung anzuvertrauen. Denn nur durch jene neuen freien Menschen und ihren freien Geist wird die freie Gesellschaft gestaltet. Es muß viel mehr zur Geltung kommen, was auch der Marxist Adler, dessen stark idealistischer Standpunkt überhaupt durch unsere Kritik weniger getroffen wird, wenn wir auch seinen Evolutionismus ablehnen, betont, daß nämlich die ökonomischen Verhältnisse nur die Maschine, der Geist aber die Triebkraft des sozialen Lebens bedeuten, daß die ökonomische Entwicklung aus sich heraus nicht auch den neuen gesellschaftlichen Zustand, sondern nur die realen Bedingungen seiner Möglichkeit erzeugt, während nur das sittliche Ideal, das zwar seinen geschichtlichen Inhalt aus den materiellen Lebensverhältnissen bezieht, jenen gestaltet. Im Gegensatz zu Kautsky, der aber mit seiner Auffassung weit mehr den allgemeinen Standpunkt des Marxismus vertritt, betont Adler die Wirksamkeit der Ideale und ihren richtunggebenden Charakter, und wenn auch nach ihm die materiellen Bedingungen über die Art ihrer Realisierung entscheiden, so erzeugen sie doch niemals selbst das sittliche Ideal. Der Mensch ist ihm ein in der Aktion bestimmtes, aber in der Bestimmung aktives Wesen[2]) und sein kritischer Marxismus findet einen trefflichen Aus-

[1]) Engels, Schlußwort zu „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“; ebenso „Anti-Dühring“ S. 305 f.

[2]) Vgl. das Wort Engels: „Alles was die Menschen in Bewegung setzt, muß durch ihren Kopf hindurch; aber welche Gestalt es in diesem Kopf annimmt, hängt sehr von den Umständen ab.“ (L. Feuerbach.)

druck in dem an Kant, dessen Geist wohl auch Adlers Kritik des gewöhnlichen Marxismus leitet, erinnernden Worte: „Das Ideelle ohne das Materielle ist wirkungslos, das Materielle ohne das Ideelle ist richtungslos.“[1])

*

Dieser von idealistischem Geist getragene Marxismus führt uns immerhin unserer eigenen Geschichtsbetrachtung entgegen, die zwar mit dem Geschichtsmaterialismus die große Bedeutung und das Recht der Materie anerkennt, aber im Gegensatz zum Marxismus die entscheidende Bedeutung und die selbständige, weltüberlegene Art des Geistes betont, die jeden, sei's idealistischen, sei's materialistischen Evolutionismus ablehnt, keine Naturnotwendigkeiten oder logischen Notwendigkeiten in der Geschichte gelten läßt, sondern nur den freien Geist, die keine mechanische, sondern nur eine schöpferische Entwicklung kennt, sich aber auch der mächtigen gegensätzlichen Gewalten bewußt ist. Der Geschichtsmaterialismus erkannte die Macht, die die Materie über das gesamte Leben der Menschen ausübt, und die sich bisher, weil der Geist auf ihre Gestaltung verzichtete, nur als knechtende Macht äußerte. Er eröffnete uns das Verständnis, daß die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nicht belanglos sind für den Menschen und daß ihre Umgestaltungen gerade auch für das Geistesleben von größter Wichtigkeit sein können, indem sie für dessen Entfaltung weite Möglichkeiten schaffen. In der Arbeit an der Materie beseitigt der Geist Hemmnisse seiner Entfaltung und wirkt so an seiner Selbstbefreiung mit. Dieselbe Materie, die dort, wo sie sich selber überlassen bleibt, den Geist erdrücken und ersticken kann, kann zu dessen Trägerin werden und sein Wesen zum Ausdruck bringen, wo er sich ihr gestaltend zuwendet. Im Reich des Materiellen muß sich der Geist seine eigenen Lebensbedingungen schaffen; gerade nachdem uns der Geschichtsmaterialismus die verheerenden Wirkungen vor Augen stellte, die z. B. die Herrschaft des Mammons auf das ganze soziale und politische Geistesleben ausübt, muß der Geist sich in einer radikalen Umgestaltung dieser Welt des Materiellen kundtun und kann nur in diesem Werke seine eigene Befreiung bewirken. Bei all dem weist uns aber der Geschichtsmaterialismus mit seiner Lehre vom ideologischen Ueberbau nachdrücklich darauf hin, daß dieser Geist nichts mit jenen die materiellen Mächte nur weihenden Ideologien zu tun haben darf, sondern in selbständiger, weltüberlegener und weltüberwindender Kraft der Materie entgegentreten muß, was er aber nur vermag als Auswirkung des auf die Erlösung der Welt gerichteten Gottesgeistes.

Diesem mit der tatsächlichen Macht der Materie rechnenden Denken gegenüber besteht der heutige „Idealismus“ lediglich in

---

[1]) Vgl. Adlers „Marxistische Probleme“, besonders etwa S. 14—17 und S. 129—135.

der hochmütigen Ignorierung jener Macht. Man redet sehr idealistisch von der Bedeutungslosigkeit der Materie für das Geistesleben, überläßt die Materie sich selbst, um nach Aesthetenart gemäß der Parole eines „l'esprit pour l'esprit“ zu leben. Als wollte sie dieses Reden von der Bedeutungslosigkeit der Materie in seiner ganzen Nichtigkeit bloßstellen, beantwortet die Materie dasselbe mit einer mächtigen Entfaltung ihrer Herrschaft. Denn wo der Geist die Welt sich selbst überläßt, wird der Fürst der Welt nie verfehlen, die damit ihm gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten nach Kräften auszunützen. Das Reden von der Bedeutungslosigkeit der Materie ist gewöhnlich begleitet von der tatsächlichen Weltgebundenheit, wie denn auch nur unter dem Schutze des herrschenden „Idealismus“ die furchtbare Entfaltung des Kapitalismus, dieser modernen Form des Mammonismus, oder des Gewaltstaatentums mit seiner brutalen Machtpolitik und seinem Kriegstreiben möglich war. Angesichts dieser furchtbaren Herrschaft der Materie über den Menschen und zumal auch über sein sogenanntes Geistesleben nimmt sich das idealistische Gerede etwas komisch aus — denn was anderes ist es, als ein von der Materie diktierter Freibrief für ihre ungehemmte Entfaltung, verschleiert durch eine idealistische Phraseologie? Man fühlt die Allmacht der als bedeutungslos erklärten Materie, muß sie aber als Idealist idealisieren. So pflegt man eine harmlose, die Welt rechtfertigende Erbaulichkeit oder man spinnt in gewissen theologischen Kreisen jene Ideologie vom „Gott der Wirklichkeit“, während dieser derart idealisierte Gott seinem Wesen nach nichts anderes ist als der allerdings sehr wirkliche und mächtige, ja gegenwärtig auf Erden fast allmächtige „Fürst dieser Welt.“ An diesem Idealismus wird es offenbar, wie der Geist verdirbt, wo er sich in seine eigene Geistigkeit einspinnt. Weit davon entfernt, mit der Abwendung von der Materie seine eigene Selbständigkeit zu finden, verblaßt er in seiner Isoliertheit zur bloßen Ideologie und gerät gerade mit der Loslösung von der Materie in ihre tiefste Abhängigkeit. Wie anders war es doch da in jener Zeit des Urchristentums, wo man sehr wenig besondere Geistespflege trieb, aber im Reiche der Materie das Reich des Geistes zu errichten suchte und gerade damit der herrlichsten Entfaltung des Geistes diente. Auch über dem Geistesleben steht eben Jesu Wort: „Wer sein Leben sucht zu erhalten, der wird es verlieren, und wer es verliert, der wird es erhalten.“ Nicht nur um die äußeren Hemmungen des Geistes zu beseitigen, sondern auch um des inneren Gedeihens des Geistes willen, ist dieser auf die Gestaltung der Materie angewiesen: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles zugelegt werden“ — auch ein gesundes, rechtes Geistesleben!

Daß der Geist, der uns in Jesus entgegentritt, nichts mit jener „idealistischen“ oder vielmehr ideologischen Geistigkeit zu tun

hat, ist selbstverständlich. Der Geist Jesu paßt sich nicht schmiegsam der Materie an; er zeigt auch seine Weltüberlegenheit nicht in der hochmütigen Verachtung derselben, sondern in ihrer Eroberung. Während sich die Ideologie in tiefsinnigem Idealismus über die Wahrheit des Geschichtsmaterialismus hinwegsetzt und die eigene Abhängigkeit von der Materie sich selber verschleiert, schafft sich der Geist sein Reich inmitten der Materie. Jesus will ja eben ein Reich und nicht nur eine neue abstrakte Geistigkeit, er will neue Geschichte und nicht nur neue Ideen, Leben und nicht nur Lehren. Daß Gottes Wille auf Erden gerade so geschehe wie im Himmel, das ist das Ziel, für das sein Geist sich im Glauben und Hoffen, Arbeiten, Kämpfen und Leiden einsetzt! Er nimmt die Schöpfung, die unter die Herrschaft irdischer Mächte und Gewalten geriet, für Gott in Anspruch und tritt mit diesem Anspruch allen immanenten Entwicklungen und allen Eigengesetzlichkeiten entgegen. So schwebt denn der Geist nicht als Idee und Ideologie über der Welt, sondern tritt ihr als neue, von oben stammende Wirklichkeit entgegen, sie formend und gestaltend. Und solange der Geist lebendig war, sahen wir ihn derart an die Materie herantreten. Der Glaube des Urchristentums gilt dem lebendigen Gott, der schöpferisch diese Erde zu seinem Reiche gestaltet; seine Hoffnung geht auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt; und sein Leben sein Gottesdienst ist ein Durchdringen des ganzen Daseins, vom Innersten bis zum Aeußersten, mit der Kraft des empfangenen Geistes. Jesu Wort vom unversöhnlichen Gegensatz zwischen Gott und Mammon z. B. deuten jene Christen noch nicht idealistisch lediglich als die innere Erhabenheit der Seele über den Besitz, sondern lassen den Kampf des Geistes wider den Mammon in einer totalen Umgestaltung der realen Verhältnisse zum Ausdruck kommen und noch bis ins zweite und dritte Jahrhundert verstanden sie es nicht, sich derart mit der Weltmacht des Staates idealistisch abzufinden, daß sie ruhig dem Kaiser geben konnten, was Gottes ist. Während sich unser Idealismus stets in seine Geistigkeit zurückzieht, wo er gegenüber den Mächten dieser Welt, die zumal in unserem sozialen und politischen Leben zur Geltung kommen, seine weltüberlegene und weltüberwindende Geisteskraft zeigen sollte, offenbart das ursprüngliche Christentum gerade im Kampf gegen die Welt seinen Geist. Einen herrlichen Ausdruck schafft sich dieses urchristliche Denken zumal in jener Enderwartung, die so seltsam von der Nebelhaftigkeit unseres Jenseitsglaubens absticht, und in ihrem siegesgewissen Glauben an den Sieg des Geistes über die Mächte dieser Welt das Recht des wahren Idealismus und das des berechtigten Materialismus so wunderbar vereinigt, um deswillen aber gerade dem heutigen Christentum so fremd ist. Während die einen sie in ihrem dogmatischen System einsargen, gilt

sie den andern einerseits um ihrer Schwärmerei willen — wie kann man mit seinem Glauben nur so über das Bestehende hinausgehen! — andererseits um ihrer materialistischen Befangenheit willen — wie irdisch gefärbt ist doch diese Hoffnung! — als eine störende Zutat zur reinen christlichen „Idee". Die Bibel verkennt weder materialistisch den Geist, noch verachtet sie idealistisch die Materie; sie reißt Geist und Materie überhaupt nicht auseinander, sondern verbindet sie derart miteinander, daß der Geist in der Eroberung und Gestaltung der Materie sich die Bedingungen seiner Freiheit schafft und in diesem Werke sich selber findet, die Materie aber, statt den Geist zu knechten, ihm dient und ihn trägt. Die wahre Geschichtsphilosophie ist der Glaube der Bibel an ein Reich **Gottes**, das zur **Erde** kommt, an ein Reich des Geistes, das sich in der Materie durchsetzt. Die Fleischwerdung des Wortes, die Menschwerdung Gottes, ist der tiefste Sinn alles echt geschichtlichen Lebens. So hat jener Pietist und Mystiker Oetinger, den wohl niemand des Materialismus zeihen wird, den Geist des Evangeliums durchaus richtig erfaßt, wenn er sagt: „Das Ende der Wege Gottes ist die Leiblichkeit." Der wahre Gottesgeist scheut sich nicht, „äußerlich" zu werden; er weiß noch nichts von jener „idealistischen" Scheidung zwischen Innerem und Aeußerem, bei der man sich vor allen Forderungen der auf die Gestaltung durch den Geist angewiesenen Materie scheu in seiner Innerlichkeit zurückzieht und jede Aeußerung schon als Veräußerlichung empfindet. Der Geist weiß vielmehr, daß er gerade, indem er sich äußert, lebt. Die Zeiten der herrlichsten Geistesentfaltung waren denn auch stets zugleich Zeiten der tiefsten Eroberungen der Materie. Wenn wir erfahren wollen, was Geist und freies Geistesleben ist, gehen wir denn auch zu jener vom Geiste Christi ins Leben gerufenen Pfingstgemeinde zu Jerusalem, in der Herzen und Seelen, wie das ganze Zusammenleben bis hin zur äußeren „Wirtschaftsordnung" in gleicher Weise von dem empfangenen Geiste Zeugnis ablegen, während wir umgekehrt den Eindruck der tiefsten Geistesknechtung immer wieder ob der „Innerlichkeit" und „reinen Religion", ob dem christlichen „Idealismus" unseres Geschlechtes empfangen, mittels dessen sich dieses so tiefsinnig mit der furchtbaren Herrschaft der Materie über unser gesamtes Leben abzufinden weiß.

In dieser Entartung des Geistes kann uns der Geschichtsmaterialismus den Dienst erweisen, daß er uns die Augen öffnet für die eminente Bedeutung des Materiellen für unser Leben und zugleich schonungslos jenen ideologischen Pseudogeist entlarvt, der uns diese Macht der Materie verhüllen soll. Gerade seine Blosstellung des falschen Geistes als Ideologie, sein Hinweis auf die Ohnmacht alles nur ideologischen Geistes läßt uns aber wieder ausschauen nach den Kräften des wahren Geistes, die allein die Knechtschaft der Materie

zu überwinden vermögen. Der Geschichtsmaterialismus stellt uns eine gewaltige Aufgabe, aber eine Aufgabe, die jene Kräfte, denen er vertrauen möchte, niemals zu lösen im Stande sind. Er lehrt uns wieder achten auf das sehnsüchtige Harren der Schöpfung, die wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes und bis jetzt mit uns seufzt und mit in Wehen liegt; — er führt uns hin zu einem neuen Verständnis des Evangeliums, der Botschaft vom kommenden Gottesreich. Das neu verstandene Evangelium zeigt uns aber zugleich, wo die Kräfte liegen, die uns über die dem Geschichtsmaterialismus und der von diesem beseelten Sozialismus gezogener Schranke hinausführen können. Die Verwirklichung der neu in uns erwachten Hoffnung auf eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt, erwarten wir nicht von der immanenten Weltentwicklung, der Dialektik des ökonomischen Prozesses und dem diesem angepaßten politischen Machtkampf, nicht von einer, sei's idealistischen, sei's materialistischen Lehre, deren Verkündigung allein auf „Ueberredungskunst der Weisheit" steht, sondern allein von einem neuen Erwachen jener ganzen Botschaft und Bewegung, die schon einst auf dem Erweise von Geist und Kraft stand. Der Entfaltung jenes Geistes wird es uns aber entgegenführen, wenn wir auf jenes Harren und Seufzen der Schöpfung achten, es selber in uns tragen und uns den Aufgaben zuwenden, die uns mit der Knechtschaft der ganzen Schöpfung gestellt sind. Haben wir bereits Erstlinge des Geistes empfangen, dann gilt es, diese in die Schöpfung hineinzutragen: sie harrt darauf und auch sie soll ja befreit werden zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes; wir selber aber, die wir selbst noch seufzen bei uns in der Erwartung unserer Sohnesrechte, werden unsere volle Erlösung nur finden in jener großen Befreiung, in der Gott alles in allem sein wird. R. Lejeune.

Kirchenpflichten des Augenblicks.[1]

Verehrte Kapitularen,

Ich spreche nicht zu Ihnen; ich spreche in Ihrem Namen. Denn Sie leiden zusammen mit mir unter den Greueln und Sünden unseres Geschlechts. Sie stehen in der gleichen hilflosen geistigen Not, angesichts der schauerlichen Ereignisse auf der ganzen Welt, in unserm Lande und in unserm Kanton, wie auch ich. Sie seufzen zusammen mit mir über die Verkommenheit unseres Volkes und über die falschen Bahnen, die es beschreitet.

---

[1]) Referat, gehalten in der außerordentlichen Kapitalsitzung am 16. Dezember 1918 in Altstätten.

Die Redaktion glaubt diese Ausführungen in den Neuen Wegen veröffentlichen zu sollen, weil sie es für wünschenswert hält, daß solche Gedanken gründlich diskutiert werden. Eine Antwort wird im nächsten Hefte erfolgen. Die Red.

Ich spreche in Ihrem Namen; denn Sie tragen dieselbe Ueberzeugung in Ihrem Herzen, wie ich, daß die Welt allein durch unsern Herrn, Heiland und Erlöser Jesum Christum und durch den, der ihn gesandt hat, errettet werden kann. Sie sind evangelische Christen, wie ich. Aber zugleich haben Sie auch schon Zustände der Ratlosigkeit und der Ermattung erlebt, die durch die innere Kraftlosigkeit unserer Kirche erzeugt worden waren.

Ich spreche aber nicht nur in Ihrem Namen, sondern zugleich weiß ich mich als Vertreter aller evangelischen Christusgläubigen, die von derselben Ueberzeugung zehren, daß sich alle Knie beugen müssen vor Jesus und alle Zungen im Himmel und auf Erden und unter der Erde bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei, durch den die Menschen errettet werden können.

Ich spreche aber nicht nur in Ihrem Namen, indem ich ein Bekenntnis ablege, das auch das Ihrige ist: Ich spreche auch zu Ihnen, indem ich Sie dringend bitte, daß Sie sich ganz und völlig für dieses Bekenntnis einsetzen und dasselbe in Tat umsetzen. Nein! Ich bitte Sie nicht: Ich fordere Sie dazu auf kraft Ihres Pflichtbewußtseins. Und kraft des Wortes aus dem Pastoralbrief Jak. 4,17: „Wer da weiß Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist es Sünde", rufe ich Ihnen Ihr Ordinationsgelübde in Erinnerung.

Wenn wir uns über den Pflichtenkreis unserer Kirche Rechenschaft geben wollen, so müssen wir uns erstlich Klarheit darüber verschaffen, was diese Kirche in Wahrheit sei?

Wir haben auf der Universität gelernt, die Kirche sei die Gemeinschaft der Gläubigen, und sie sei teilweise sichtbar, teilweise unsichtbar. Aber vielen ernstgesinnten Gläubigen lag und liegt es noch heute schwer auf dem Herzen, daß diese Kirche nur zu einem ganz verschwindenden Teile sichtbar, im Großen und Ganzen aber unsichtbar geworden ist. Oder will man etwa das, was heute unter dem Namen „Kirche" betrieben wird, noch mit diesem ehrwürdigen Namen benennen? Ist etwa das die Gemeinschaft der Gläubigen, daß man über Gehälter debattiert und auf Bettel ausgeht? Ist das Gemeinschaft der Gläubigen, daß hin und wieder jemand den Pfarrer revidiert, ihn lobt und tadelt, womit der Akt folgenfrei beendigt ist? Oder will man den mehr oder weniger regen sonntäglichen Kirchenbesuch mit lebendiger Gemeinschaft der Gläubigen bezeichnen? Oder bedeutet etwa gar die Entrichtung der staatlichen Kirchensteuer die Gemeinschaft der Gläubigen?

Woher kommt das, daß diese Gemeinschaft der Gläubigen so kraftlos, unlebendig und bedeutungslos geworden ist? Wieso konnte eine entkirchlichte und damit eine entchristlichte Welt ruhig und ungehindert erstehen und Dinge verüben, die uns mit Schreck und Grauen erfüllen? Wieso konnte sie uns Dinge androhen, die über uns Bangigkeit vor der Zukunft verhängen?

Was war denn einst diese protestantische Kirche? Sie ist entstanden aus dem Protest gegen die katholische Kirche. Durch eine neue Lehre wollte sie die mißratene Gemeinschaft der Gläubigen erneuern. Die protestantische Kirche war von Anfang an eine Lehrkirche, und deshalb sind wir, ihre Vertreter, noch heute mit dem Namen „Verbi Divini Minister“ behaftet.

Mit dieser Lehre aber war es eine eigene Sache. Ein Ausdruck der Gemeinschaft der Gläubigen war sie nie, von Anfang an nicht. Die allererste Bedingung der Gemeinschaft ist die Forderung der Einheit. Wenn die Einheit die Bedingung einer jeden natürlichen Gemeinschaft ist, wie viel mehr muß sie die Grundlage sein für die Gemeinschaft der Gläubigen? Das hat sowohl Jesus wie Paulus behauptet, die protestantische Lehrkirche aber nie bemerkt noch beachtet. Mc. 3, 24 f. sagt Jesus: „Wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird, mag es nicht bestehen. Und wenn ein Haus mit sich selbst uneins wird, mag es nicht bestehen“ und er fährt fort in Vers 27—29: „Es kann niemand einem Starken in sein Haus fallen, und seinen Hausrat rauben, es sei denn, daß er zuvor den Starken binde, und alsdann sein Haus beraube. Wahrlich ich sage euch: Alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die Gotteslästerungen, damit sie Gott lästern. Wer aber den heiligen Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich, sondern ist schuldig des ewigen Gerichts.“ — Wenn dieser heilige Geist, wie es sich aus dem Zusammenhang der Stelle ergibt, nichts Anderes ist, als der Geist, der Jesum trieb und aus Jesus heraus wirkte, streifen wir dann nicht diese Sünde wider den heiligen Geist, wenn wir ihm nicht alles zutrauen? Paulus aber, wenn er von den Geistesgaben und ihrem rechten Gebrauch redet, stellt fest in 1. Cor. 12, V. 4—6: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Und es sind mancherlei Aemter; aber es ist ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem.“ Vers 11: „Denn gleich wie ein Leib ist, und hat doch viele Glieder, alle Glieder aber eines Leibes, wiewohl ihrer viele sind, sind sie doch ein Leib: also auch Christus.“ Vergl. dazu noch weiter 1. Cor. 12, 14—23.

Wie steht und stand es seit Anfang mit der protestantischen Lehrkirche? Da waren nicht mancherlei Gaben und ein Geist, sondern umgekehrt: eine jämmerliche, dogmatisch festgelegte Gabe, die Lehre; aber dafür mancherlei Geister. Da waren nicht mancherlei Aemter und nur ein Herr, sondern ein Amt: das Lehramt, aber dafür mancherlei Herren, denen schon Melanchthon durch den Tod entrinnen zu können froh und dankbar war. Denn die „rabies theologorum“, die Stänkerei und Zänkerei war damals gerade so schlimm, wie unsere Kriegstheologie. Dieser protestantische Leib Christi war von Anfang an ganz Ohr: aufs Hören der Lehre eingestellt; deshalb kam sie in schlechten Geruch. Wo aber sind die andern Geistes-

gaben? Sie wurden verlästert und unterdrückt, bis auf den heutigen Tag; anstatt daß man gelernt hätte, den richtigen Gebrauch davon zu machen. Man denke nur an die „Christian science“, die „christliche Wissenschaft“, die nichts anderes darstellt, als das protestantische Lourdes, wenn der richtige Gebrauch davon gemacht wird. Man denke nur an die Quäcker, „die Gesellschaft der Freunde“, die für die protestantische Lehrkirche nichts Anderes bedeutete, als die Gesellschaft der Feinde. So wurde hier und in vielen andern Dingen, die dem Geiste Jesu entsprangen, gegen den Geist unseres Herrn und Meisters Jesu Christi gesündigt, gegen den einigen heiligen Geist der Liebe und der Barmherzigkeit. Weil die Lehre herrschte und nicht die Liebe, konnte die „Gesellschaft der Freunde“ keine Stätte in der protestantischen Kirche finden, obgleich sie nichts Anderes bestrebte, als den Geist der Liebe Gottes zu verwirklichen auf Erden. Möge sie dies tun dürfen mit Unterstützung der Kirche!

Aber wir wollen nicht ungerecht sein: die protestantische Kirche muß doch in irgend einem Punkte den Geist der Einheitlichkeit besessen haben, sonst hätte sie nicht 400 Jahre lang bestehen können, denn ein Reich, das in sich zerteilt ist, muß zerfallen.

Statten wir hier der katholischen Kirche den Dank ab, den wir ihr schulden; denn sie vertrat bei uns den Geist der Einheit dadurch, daß wir sie 400 Jahre lang bekämpfen durften. Ohne katholische Kirche gäbe es schon lange keine protestantische mehr. Und doch ist es der Sinn des Protestantismus, daß der Katholizismus überwunden werden müsse. Ja wohl! muß die katholische Kirche überwunden werden. Aber die protestantische Lehrkirche wird es nicht schaffen: der Katholizismus wird sich selbst überwinden, dadurch daß die evangelische Kirche sich katholisiert, d. h. dadurch, daß sie universal wird, *καθ' ὅλον την γῆν*, über die ganze Welt sich erstreckend, und dadurch, daß die katholische Kirche sich evangelisiert, d. h. sich versittlicht, alles Magische abstreift, und alles Rechtliche aus der „civitas Dei“ fallen läßt, um allein der Liebe zu leben. Aber dazu wollen wir uns Zeit lassen, bis es Gott gefällt!

Die Einheit der protestantischen Lehrkirche war eine polemische Einheit. Der Geist des Streites hielt sie zusammen. Deshalb ist die Geschichte der protestantischen Kirchen nicht viel Anderes, als die Geschichte des protestantischen Theologen- und Sektengezänkes. Die Einheit war keine positive, aufbauende, gemeinschaftsgründende, sondern eine negative, Gemeinschaft sprengende Einheit. Die Einheit bestand in der Einsicht in den römischen Irrtum und dessen Folgen. Sie war Protest-Einheit, weshalb wir mit Recht vom Katholizismus mit dem unchristlichen Namen der Protestanten behaftet wurden. Während vierhundert Jahren haben wir ihn mit Schanden getragen. Fort mit der Schande!

Die Lehre war also nur der negative Ausdruck der Gemeinschaft der Gläubigen. Einen positiven Ausdruck, ein positives Symbol für die Gemeinschaft der Gläubigen kennen wir nicht — haben wir nie gekannt.

Was war aber der positive Sinn dieser Lehre? — Ohne Zweifel entsprang sie einer neuen Entdeckung des alten Glaubens durch Luther. Sie entsprang einem neuen und ursprünglichen Erlebnis des Evangeliums Christi. Und dieses neue Erlebnis gab die Kraft des Glaubens, dessen Wirkungen und Treue wir mit Recht verehren.

Aber es gibt nicht nur ein einziges Erlebnis Christi: Schon zu Lebzeiten Jesu waren es viele Gründe, die dazu beitrugen, daß seine Jüngerschaft groß und stark war: Der eine folgte ihm, weil er geheilt worden war, der andere um seiner Hoheit willen, der dritte aus Ehrfurcht vor seinem Charakter, der vierte, weil er getröstet worden war, der fünfte aus Freude über das Evangelium u. s. w. So war es im ganzen Verlauf der Kirchengeschichte. Jedesmal, wenn der christliche Geist einen neuen Aufschwung nahm, lag dieser Glaubenskraft ein neues Erlebnis Christi zu Grunde: So bei Paulus, bei Augustin, bei Franz von Assisi, bei Luther, Zwingli und Calvin, bei Knox und Fox, bei Wesley, Blumhardt, Booth, dem Gründer der Heilsarmee, und bei allen Uebrigen. Die protestantische Kirche hat das aber nicht anerkannt bis in die letzten Jahre. Nein! Jedes neue Erlebnis Christi führte zu einer neuen Lehre und damit zu einer neuen Kirche, die zu den Uebrigen im Gegensatz stand.

So war es von Anfang an. Wenn Luther sein Erlebnis Christi auf Grund der Frage machte: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?", so war die darauf beruhende Lehre der Anlaß zur einer neuen Kirche. Wenn Calvin danach fragte, wie die Majestät Gottes von den Menschen am würdigsten verherrlicht werde, so entstand daraus eine neue Kirche. — Zur Ehre sei es ihm gesagt, daß er persönlich keinen Gegensatz suchte, er allein! Aber dennoch hat er das Martyrium Servets auf dem Gewissen, weil auch die relative Berechtigung zu diesem Akt auf Grund der Verhältnisse seiner Zeit keine genügende Entschuldigung bietet. Denn auch er hielt vor allen Dingen auf die reine Lehre, von der die Sekten ausgeschlossen waren. Wenn der Pietismus das allein wirkungskräftige Erlebnis Christi im Akt der Bekehrung selbst fand, so war dieses neue Erlebnis der Grund zu einer neuen Kirchenbildung. So geht es weiter.

Für uns ersehen wir daraus, daß eine Lehre für die Kirche nötig sei; denn sie ist der Ausdruck für das Erlebnis der Erlösung in Christus. Die Lehre ist ein Symbol der Gemeinschaft der Gläubigen, gleichwie das Abendmahl ein Symbol ist. Die Lehre be-

deutet aber nicht mehr als das. Sie ist eines unter den evangelischen Symbolen.

Ferner ersehen wir, daß es so viele Lehren gibt, als Christuserlebnisse; und jedesmal, wenn ein neues Erlebnis der Erlösung durch Christus gemacht wird, so entsteht eine neue Lehre. So wird noch manche neue Lehre entstehen. Die jüngste ist die Lehre der „christlichen Wissenschaft".

Zum dritten aber muß es ein Erkennungsmittel geben, ob eine Lehre auf einem wahrhaften Erlebnis Christi beruhe. Sonst wäre jede, auch die katholische Lehre, wahr und richtig. Der Geist der Unterscheidung bestand aber schon zu Zeiten des Paulus unter den christlichen Gemeinden, und es war kein anderer, als der sittliche Geist. Das Evangelium Christi ist daher das Kriterium der evangelischen Kirchenlehren. Nicht die Dogmatik, nicht die Logik, nicht die Altgläubigkeit, nicht die Modernität, nicht die Wissenschaftlichkeit, sondern allein die Sittlichkeit entscheidet über die Wahrheit einer evangelischen Lehre. Alle Kirchenlehren, die sittlich orientiert sind, sind evangelisch und wahr. Ich frage mich, welcher protestantischen Kirche oder Sekte man dieses Merkmal der sittlichen Orientierung abzusprechen wagte? Ich glaube keiner einzigen!

Die ersten protestantischen Kirchen, die diesen Standpunkt durch ihre Trennung vom Staat instinktiv eingenommen haben, waren diejenigen von Nord-Amerika. Die protestantischen Kirchen von Nord-Amerika stellten die erste evangelische Christenheit dar. Anfang Dezember dieses Jahres ist es den protestantischen Kirchen in England gelungen, sich zu evangelisieren, laut einem Privat-Telegramm der „Frankfurter-Zeitung" vom 6. Dezember 1918, das folgenden Wortlaut hat: „Nach einer Reutermeldung haben die Führer von allen protestantischen Kirchen Groß-Britanniens und Irlands eine Botschaft an alle Christen des Vereinigten Königreiches erlassen, um ihre Mitwirkung zur Errichtung des Völkerbundes zu erlangen." Das klingt anders als die „Rechtsverwahrung" des preußischen Oberkirchenrates und Generalsynodalvorstandes gegen die Trennung von Kirche und Staat! Obgleich wir ja auch bei dieser Unternehmung der englischen Kirchen nur von einer Anbahnung der Gemeinschaft der Gläubigen reden können; denn noch sind es nur die Führer, die sich gegenseitig anerkannten, noch nicht aber die Gemeinden selbst. Aber das wird kommen. Da hilft keine Lehre dagegen; denn Gott ist stärker als jede Lehre, und er weiß besser zu streiten, als es je bei einer Lehrstreitigkeit geschehen ist.

Als letzte ging diesen Weg der Anerkennung der übrigen Lehren die Kantonskirche von Basel; aber sie konnte ihn nicht einmal durchführen. Man hatte einen gemeinsamen Gottesdienst im Münster geplant; aber vor Grippefurcht wieder aufgegeben. So weit hat es die schweizerische reformierte Kirche, die Mutterkirche fast aller protestantischen Kirchen gebracht. Ein kleiner Teil will den gött-

lichen Weg gehen und bekommt es dabei mit der Angst zu tun. Friede sei ihrer Asche!

Wir meinen dabei nicht die Basler Kirche, die doch immerhin voranschreitet. Wir meinen die schweizerische Mutterkirche; denn sie besteht nicht mehr. Eine schweizerische protestantische Kirche gibt es nicht mehr, seit der Aufhebung des Bekenntnisses. Nur jährlich einmal ersteht sie neu auf, wenn die „schweizerische reformierte Kirchenkonferenz" zur Beratung zusammentritt — zur Beratung, der niemand Folge leistet! Die protestantische Kirche, die ein Organ des göttlichen Wortes sein wollte, hat durch die Aufhebung des Bekenntniszwanges sich selbst aufgehoben, sich selbst aufgegeben — und nichts ist an ihre Stelle getreten. Denn das Bekenntnis war der Ausdruck von der Gültigkeit dieser Lehre. Mit der Zerstörung des Bekenntnisses wurde auch diejenige Gültigkeit der Lehre zerstört, auf der die Kirche gebaut war. Die protestantische Kirche als Organ des göttlichen Wortes hat sich daher aufgelöst, und in richtiger Erkenntnis der Dinge spricht man von einem Bankerott, von einer Krisis der Kirche. Wenn wir uns also noch einmal die anfängliche Frage ins Gedächtnis zurückrufen: **Was ist die protestantische Kirche?** — so lautet unsere Antwort: „Nichts"! Das ist die betrübliche Tatsache, vor die wir uns gestellt sehen. Man könnte zynisch werden, angesichts einer derartigen sittlichen Null!

Verehrte Kapitularen. Wir sind nicht zusammengekommen, um nur zu kritisieren. Geredet und kritisiert wurde genügend. Es gilt endlich einmal den Glauben zu bewähren in positiven Leistungen. Sie sind hierhergekommen als Vertreter der Kirche, die nicht besteht. Aber dennoch arbeiten Sie für diese Kirche, und wenn ich in Ihrem Namen reden will, so muß ich auch ein Zeugnis ablegen davon, warum Sie Ihr Leben in den Dienst einer Sache stellen, die überhaupt nicht besteht.

Für was arbeiten wir denn? — Nicht für die protestantische Kirche; denn sie ist nichts. Sie bereitet Ihnen nur die Mühen und Sorgen, unter denen Sie leiden. Und doch haben Sie sich mit Begeisterung in den Dienst gestellt. Und doch erheben Sie auch Augenblicke der Erhebung, des Dankes und der Freudigkeit in Gott. Solche Augenblicke erlebt man nicht, wenn man sein Leben für nichts und wieder nichts vergeudet.

Für was arbeiten wir denn? Wir haben unser Amt noch nicht aufgegeben, deshalb, weil wir von Gott durch Jesum Christum gefangen sind und deshalb nach einer Jüngerschaft trachten, die wir als Idealbild der Kirche vor uns sehen. Wir streben danach, dieses Idealbild in Wirklichkeit umzusetzen. Weil wir noch immer der festen Ueberzeugung leben, daß allein durch Christus die Welt aus dem Schlamm der Sünden und Greuel errettet werden könne, daß allein Christus der Weltheiland sei, und daß von nirgends sonst Rettung kommen kann, deshalb lieben wir unser Amt, deshalb

halten wir gerade jetzt besonders an unserer Berufung fest. Weil wir in den letzten Zeiten gesehen haben, wie alles Gerede von Wahrheit, Freiheit und Recht, das nicht von Christus getrieben ward, bare Heuchelei war, und weil es jetzt vor aller Augen liegt, daß es nur eine Wahrheit, nur eine Freiheit gebe: nämlich christliche Wahrheit und christliche Freiheit, deshalb haben wir Freudigkeit im Glauben.

Wenn das aber so ist, dann fordert die Treue zu Gott von uns, daß wir für unsere Ueberzeugung mit all unserm Können und Haben, wenn nötig, mit unserm Leben vor aller Welt einstehen und uns von nichts einschüchtern lassen — und wenn die Welt voll Teufel wär! Unsere Verpflichtung gegenüber unsern Gemeinden verlangt, daß wir Mut haben; denn der Glaube ist nichts Anderes, als der Mut für Christus. Dem Mutigen hilft Gott — vielmehr dem Gläubigen hilft Gott!

Denn nicht wir, die Vertreter der Kirche, die nicht besteht, tragen in uns das Bild von einer idealen Gemeinschaft der Gläubigen, das wir verwirklichen möchten. Nein! Außer in uns lebt dieses Bild in jedem Christen. Deshalb dieses gewaltige Sehnen nach Erlösung in unserem Geschlecht, weil sie von keiner Kirche vermittelt wird. Deshalb das starre Bitten um Frieden, weil kein Hort des Friedens auf der Welt ist. Deshalb das Suchen der Zeit, weil Christus nicht mehr unter uns wohnt; denn sein Gebäude ist eingestürzt. Er hat keine Heimat mehr unter uns. „Christus weint,“ hieß der Titel einer Kriegsschrift. Nein! Er weint nicht nur, er ist ausgezogen und nicht mehr da; denn er hat keinen Aufenthaltsort mehr auf Erden. Die Gläubigen aber bitten täglich Gott, daß der Geist Christi wieder Geltung gewinne auf Erden. Darum haben wir vor unsern Gemeinden die Pflicht, diese Sehnsucht nach Frieden und Erlösung mit allen Mitteln zu stillen, die uns zu Gebote stehen. Es liegt uns die Pflicht und die Schuldigkeit ob, nach unserm Vermögen, ja über unsere kleine, schwache Kraft hinaus, das Idealbild der Kirche zu verwirklichen, damit Christus wieder unter uns wohnen könne.

Was ist dies nun für ein Idealbild der Kirche, das wir alle zusammen in uns tragen. —

Gewiß keine Erneuerung der alten protestantischen Lehrkirche! Sie hat sich selber aufgegeben. Wir gönnen ihr daher ihre Ruhe.

Als Vertreter der Kirche glauben wir nicht an den endgültigen Sieg der Revolution ohne Christus, sondern allein an die Erlösung durch Christus. Wir beurteilen die Kirche nicht von der sozialen Frage aus, sondern die soziale Frage von der Kirche aus. Denn nur durch das Organ der Liebe, das von Christus gestiftet worden ist, nur durch die Kirche kann der Friede Gottes, kann die trenga Dei vermittelt werden unter den Menschen des guten Willens.

Wir müssen also für Christus streiten. Ohne das gibt es kein Heil auf Erden. Wie geschieht das? Welche Mittel müssen wir anwenden, um die göttliche Liebe den Menschen zu vermitteln? Für Christus ist kein Mittel zu teuer. Für Christus ist nichts gut genug. Auch das Beste ist im Kampfe für seine Erhöhung noch zu schlecht. Für Christus ist aber auch kein Mittel zu gering. Auch das Kleinste und Geringste, was zur Vermittlung des göttlichen Heils beiträgt, wird von ihm nicht verachtet. Allein auf den Geist kommt es an, indem die Kirche kämpft.

Dieser Geist ist auf keinen Fall der zänkische, wie er in der protestantischen Kirche geherrscht hat. Das Organ der göttlichen Lehre war von Anfang an polemisch eingestellt, polemisch im schlimmsten Sinne des Wortes. Heute haben wir genug Krieg. Wir kämpfen nicht zänkisch, sondern im Geist der Liebe. Heute, wo nicht nur fast alle Staaten feindlich gegen einander stehen, sondern wo auch in unserm Lande alle Stände, Völker und Parteien, Stadt gegen Land, Arbeiter gegen Bürger, Arbeiter gegen Arbeiter, Bürger gegen Bürger, Deutsch gegen Welsch -- da erkennen wir alle diese Gegensätze nicht an, sondern nur den einzigen: Christus gegen alles, was gegen ihn aufsteht. Denn das allein ist die gottgewollte Lösung, und keine andere. Aller Kampf für Wahrheit ist gottwidrig, wenn es nicht der Kampf ist für die göttliche Wahrheit. Aller Kampf für Recht ist gottwidrig, wenn es nicht der Kampf ist für das göttliche Recht, nämlich die Menschen durch Jesus Christus zu erlösen. Alle Freiheit ist Wind, die nicht die wahre, heilige, göttliche Freiheit bedeutet. Deshalb ist unsere Losung: Christus gegen alles, was sich gegen ihn erhebt; in unserer Zeit des allgemeinen Gegeneinander, da doch die Menschen dazu geschaffen sind, für einander und miteinander zu leben zur Ehre und Verherrlichung Gottes. In der evangelischen Kirche als dem Organ der göttlichen Liebe zur Erlösung der Menschheit, werden daher alle Mittel verwendet, die dazu beitragen können, das Ziel der geselligen Erlöstheit und erlösten Geselligkeit zu verwirklichen. Der Kampf der Kirche, in der die göttliche Liebe vermittelt wird, ist nicht polemisch; denn die Liebe duldet alles. 1. Kor. 13, 4 8a: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf."

Damit haben wir den Leitfaden für unsere Handlungsweise, wenn sie gottgewollt sein soll.

Aber bevor wir auf die Mittel selber zu sprechen kommen, die das Organ der göttlichen Liebe im Wettstreit für Christus

gegen die Welt anwendet, müssen wir ein Bedenken auflösen, das wir als Vertreter der Lehrkirche hegen, die nicht mehr besteht. Wenn wir Erlösungsmittel suchen, so erstreben wir ja doch offenbar Werke, die den Menschen zur Gerechtigkeit führen? Da werden uns also sofort die Hände gebunden; denn die evangelische Kirche kennt ja keine Werkgerechtigkeit. Das sei ferne von uns! Wir lassen uns von der protestantischen Kirche die Hände nicht binden. Wir erlauben ihr aber auch nicht zu protestieren; denn die sittlichen Mittel, die wir zur Grundlage der geselligen Erlöstheit und der erlösten Geselligkeit bedürfen, sind nicht Gesetzeswerke, sondern Glaubenskräfte, Gottesgaben, die wir verwalten und richtig gebrauchen. Eine Kirche, die nicht besteht, hat natürlich keine Glaubenskräfte und keine Geistesgaben, sie kann daher auch keine Glaubenswerke verrichten. Für uns aber sind alle Mittel, die wir verwenden, nichts anderes als Zeichen unserer Glaubenskraft. Gleichwie Taufe, Abendmahl und Lehre, die älteste Kirchenlehre, das symbolum Romanum ein Symbol war für die Gemeinschaft der Gläubigen, so sind alle unsere Mittel nichts Anderes als Symbole für die erlöste Geselligkeit. Wir erstreben dadurch keine Gerechtigkeit vor Gott. Unsere Werke sind nur ein Zeichen unserer Glaubenskraft. Gleiwie Taufe, Abendmahl und Lehre, so sind alle übrigen Tätigkeiten der evangelischen Kirche Symbole des Glaubens, Bekenntnisse zu Christus. Alle Werke der evangelischen Kirche sind Zeichen der Gemeinschaft der Gläubigen: und nur wirklich und wahrhaft Gläubige werden Mut und Ausdauer, Selbstüberwindung und Kraft dazu finden, diese Symbole zu schaffen und durchzuführen.

Alle Tätigkeiten der Kirche sind zugleich Organe und Symbole der göttlichen Gnade, und jedes Organ ist ein Symbol und jedes Symbol ein Organ für die Gemeinschaft der Gläubigen. Zu deutsch: Jedes Werk der Kirche ist ein Bekenntnis zu Christus und jedes Bekenntnis zu Christus ist ein Werk der Kirche. Die Kirche selbst aber ist das Werk, das Organ Christi.

Damit haben wir den Streit um die guten Werke, wie er in der protestantischen Lehrkirche geführt wurde, abgetan. Er kann uns nicht mehr hemmen. Wenn unsere Kirche wahrhaft evangelisch ist, dann kann sie alles tun, es wird immer gut sein; denn sie wird von Christus getrieben. Sie darf aber nicht nur alles tun, sie muß alles tun; denn für Christus ist nichts gut genug, nichts zu viel, nichts zu wenig.

Nun wir also frei sind, Christo mit allen Mitteln dienen zu dürfen zur Erlösung und Befreiung der Menschen, greifen wir zurück zu unserm Leitfaden der Liebe, der in der Kirche den Geist darstellt. Wir müssen den Menschen die Liebe vermitteln, die als Gottesgabe und Glaubenskraft in uns wirkt. Wo fangen wir dabei an? Unsere Antwort lautet: Ueberall! Wir können nicht den einen

Zipfel fassen, während uns die andern entrissen werden. Wir packen überall zugleich an.

Die Nächstenliebe aber verpflichtet uns, die nächste Pflicht zu erfüllen, und das ist die Antwort auf den Hilferuf der vier Millionen Protestanten aus Ungarn an die theologische Fakultät in Basel, die ja auch ein Glied unserer Kirche ist. Wir müssen uns für alle bedrückten Mitchristen, die uns um Hilfe anflehen, verpflichten; denn wer uns bittet, der ist unser Nächster. Sehen wir zur eigenen Schmach nach, was die protestantische Lehrkirche zu helfen gedenkt angesichts des Hilferufs von Seiten der protestantischen Kirchen in Ungarn. Sie schreiben: „Die protestantischen Kirchen der Republik Ungarn, mit einer Anhängerschaft von vier Millionen Seelen, rufen ihre Brüder in der Schweiz an, um ihren Beistand gegen die drohende Gefahr der Zerstückelung. Eine Aufteilung des alten Gebietes Ungarns, besonders der Verlust des südöstlichen Teiles mit seinen 1,200,000 Protestanten würde der Lebenskraft dieser Kirchen einen tödlichen Stoß versetzen und würde dadurch die neu entstehenden demokratischen Staaten Südosteuropas ihrer wertvollsten sittlichen und geistigen Kraft berauben. Vier Jahrhunderte hindurch dienten und litten diese Kirchen als die äußersten Bollwerke des westlichen evangelischen Christentums im Osten Europas. Jetzt ist es die Aufgabe des westlichen Protestantismus, die Vollkraft dieser Kirchen für die Arbeit zu retten, die ihnen nach göttlicher Bestimmung bevorsteht. Die protestantischen Kirchen Ungarns." Was tut die schweizerische Kirche dazu? Sie erklärt ihre Ohnmacht und bittet — um Abdruck! Weiter nichts, gar nichts! Sie bittet nicht einmal um Bekanntgabe an die Gemeinden.[1])

Was wird die evangelische Kirche dazu tun? Sie wird an der Friedenskonferenz, und schon an der Vorkonferenz, die Forderung aufstellen, daß jene Kirche, als Organ der evangelischen Gläubigen ein Recht zu leben habe und daher volle Freiheit genießen müsse, ohne von den irdischen Obrigkeiten zerstückelt zu werden. Wir verlangen nicht mehr, als das Recht zu leben. Das ist die allerprimitivste Forderung, die gestellt werden kann, und die dem Geist der Liebe nicht widerspricht, sondern ihn befördert. Ob dabei Stücke von Ungarn abgerissen werden — das geht uns nichts an. Wir betreiben keine Staatspolitik. Wir verlangen nur das Lebensrecht für die uns bittende Kirche, indem wir uns zur Mutterkirche der evangelischen Kirchen aufwerfen, wie wir es zu Calvins Zeit waren, dadurch, daß wir durch Werke der Liebe die ungarische Kirche adoptieren und zur Tochter annehmen. Und wenn die Forderung nicht anerkannt wird, so wird die mütterliche Treue nicht

[1]) Seit einiger Zeit ist in dieser Sache manches versucht worden; aber es waren lauter kraftlose Versuche, weil keine einheitliche, unbeugsame christliche Kirche und kein öffentlicher christlicher Wille da war, der zum Durchbruch hätte kommen können.

verzweifeln, sondern an der gottgewollten Pflicht festhalten. Sie wird die Tochter dauernd an sich ketten und ihr durch Liebeserweise Trost geben und sie durch Treue halten, in der stetigen, nie sterbenden Hoffnung, daß alles Göttliche und auch die göttliche Treue zum Siege führt.

Was verstehen wir aber unter dem Lebensrecht der ungarischen Kirche? Wir verstehen darunter die Forderung, daß das göttliche Band der Liebe, durch das die Kirche zusammengehalten wird, höher in Geltung stehe, als jedes übrige Band menschlicher Gemeinschaft. Wir räumen mit der Ansicht auf, daß die Einheit der Kirche an der territorialen Integrität hänge. Mögen die Staaten an Land holen, was sie wollen, die Kirche sollen sie nicht holen. Wir erneuern damit nicht den alten Streit von Staat und Kirche. Wir belassen den Staaten alle ihre Rechte, und wenn sie noch nicht einmal bestehen, wie es in jenen Gegenden der Fall ist, von denen die Hilferufe stammen. Wir trennen den Begriff der territorialen Einheit von dem der Gemeinschaft der Gläubigen. Kennen wir ja doch alle Auslandschweizer, die zu uns gehören, ohne daß sie bei uns wohnen. So möge sich auch die ungarische evangelische Kirche begnügen mit der Forderung ihrer freien und unabhängigen Einheit, dadurch, daß sie als erlöste Geselligkeit ein ungehindertes Lebensrecht genießt. Ueber die Ausgestaltung der erlösten Geselligkeit müssen wir uns noch nähere Rechenschaft geben.

Wir haben uns bekannt, daß wir überall zugleich anfassen wollen mit der Losung: „Christus gegen alles, was sich gegen ihn erhebt.“ Wir bekämpfen also alles zugleich auf einmal, was widerchristlich und unchristlich ist. Wir erinnern uns aber des Herrenwortes: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich.“ Damit zeigt uns unser Herr den Weg, den wir begehen müssen. Wir müssen alle Kräfte, die jetzt ohne Christus wirken, aber christlichen Geist in sich führen, zusammenfassen und an Christum fesseln. Wir müssen alles Christliche verkirchlichen. Die evangelische Mutterkirche muß ihre Arme öffnen, für alles was christliche Kraft hat oder haben kann. Denn es ist Vieles in unserer Welt an der Wirksamkeit, was jetzt brach liegt, weil es keinen Grund und Boden hat, denselben aber bekommt, wenn es auf kirchlichem Boden steht. Wir müssen die entchristlichte Kultur verkirchlichen, indem wir mit dem Apostel Paulus „alles prüfen, das Gute behalten“, um dadurch die erlöste Geselligkeit zu schaffen, um dadurch die wahrhaftige Gemeinschaft der Gläubigen aufzurichten. Unsere Grenzscheide ist Christus, der Herr. Alles, was in unserer Kultur für ihn ist, oder überhaupt für ihn sein kann, werden wir aufsaugen. Alles Uebrige werden wir bekämpfen. Unsere Kampfweise ist aber nicht der Kampf der Macht gegen Macht, sondern der Kampf des Geistes gegen die Macht. Unser Kampfmittel sind keine Verbottafeln und kein Streik und keine Soldaten. Wir kämpfen in friedlichem Wettstreit, indem wir alles Böse durch Gutes

überwinden, indem wir für das Schlechte in der Kultur Besseres, d. h. Christliches an die Stelle setzen.

So bekämpfen wir den Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Bürger und Arbeiter, zwischen Deutsch und Welsch, zwischen Bürger und Bürger, zwischen Arbeiter und Arbeiter. Wir bekämpfen Cafés, Kinematographen und Theater, Schützenfeste und Vaterlandsfeiern, Kirchweihrummel und Fastnachtstage. Wir bekämpfen alles, was den Menschen von Gott und Christus ablenkt, alles, was ihn ins Verderben führt.

Wie denn? Eben dadurch, daß wir die evangelische Weltkonkurrenz erklären. Wir werden die entchristlichte Welt überflügeln, indem wir sie mit ihren eigenen Mitteln bekämpfen, auf daß nicht mehr unser Reich in sich selbst uneins sei, sondern das Reich der Sünde zerfallen müsse. Wir werden die Konkurrenz eröffnen zwischen Christus und seinem göttlichen Geist der Liebe und zwischen der Welt und ihrem Geist der Selbstsucht. Und wir werden dabei gewinnen, die selbstsüchtige Welt wird aber verlieren. Beweis dafür ist die Aufhebung der Sklaverei durch die evangelische Kirche. Beweis dafür ist die Ausbreitung der Heidenmission, die nur durch Selbstaufopferung zustande kam. Beweis dafür sind alle Werke der Liebe, die noch nicht erstorben sind, wie humane Gefangenenbehandlung — nicht in den Interniertenlagern, sondern in den Gefängnissen — pro Juventute, Zwischen Licht, Wehrmännersammlungen, Rotes Kreuz, Austauschgefangene in diesem Kriege u. s. w. Alle diese Werke sind nicht von der protestantischen Kirche ausgegangen, die nicht besteht, sondern von dem evangelischen Geist, der in einzelnen Gläubigen lebendig war. Sie sind ein Symbol und Wahrzeichen für uns, daß die wahre Gemeinschaft der Gläubigen von den Mitchristen ersehnt wird. Ein weiterer trauriger Beweis für die Gewalt des evangelischen Geistes ist der Umstand, daß die von diesem Geiste durchsetzten Völker im Vorrang der Welt stehen. Am deutlichsten wird uns diese Gewalt des evangelischen Geistes an dem Unterschied zwischen Nord- und Süd-Amerika. Traurig! Denn diese Kraft der Völker wurde nicht von der evangelischen Kirche nicht als Mittel zu einer neuen religiösen Gemeinschaft benutzt, sondern von dem Reich der Sünde zu Mord und Todschlag. Die Gläubigen wurden vom Reich der Sünde zum Sündendienst gezwungen — und die Kriegstheologen eiferten dafür. Die evangelische Kirche wird daher jede Bewegung zur Aufhebung der allgemeinen Militärpflicht auf der ganzen Welt mit vollem Nachdruck unterstützen und fördern. In Zukunft mögen Söldner und Räuber Kriege führen, aber keine Christen.

Wir gehen weiter zu unsern eigenen Landespflichten. Die schweizerische evangelische Mutterkirche wird den Gegensatz zwischen Stadt und Land aufheben durch Errichtung einer Stadt-Land-Genossenschaft. Städter und Bauern sollen sich nicht bekämpfen, sondern für einander leben und arbeiten. Die Städter werden mit den Dorf-

gemeinden Anbauverträge abschließen, bis ihre Bedürfnisse an Lebensmitteln gestillt sind. Die Schweiz ist imstande, sich selbst zu ernähren; also muß sie es tun. Denn heute gilt keine andere Freiheit mehr, als die selbst erarbeitete. Wir rühmen uns, die älteste Demokratie der Welt zu sein. Was ist das für ein Ruhm? Zwar soll man das Alter ehren und vor einem grauen Haupte Ehrfurcht haben. Aber eine Demokratie mit grauen Haaren ist kein Ruhm, sondern lächerlich. Politische Freiheiten wiegen heutzutage leicht gegenüber den wirtschaftlichen. Wirtschaftliche Freiheit ist aber nur möglich, wenn sie geschaffen wird durch den Geist der Arbeit, durch Fleiß. Eine Stadt-Land-Genossenschaft wird selbst die Aenderung unserer Volkswirtschaft vom einseitigen Industriestaat zum Agrarstaat mit sich führen, ohne behördliche und zu umgehende Verfügung. So wird der Streik und auch die Waffengewalt überflüssig; denn der Streik ist in der Stadt-Land-Genossenschaft verbrecherisch. Es ist eine Pflichtverletzung gegenüber der Gemeinschaft.

Diese Stadt-Land-Genossenschaft wird aber einen evangelischen Einschlag haben dadurch, daß sie charitativen Charakter in sich trägt. Die protestantische Charität ist ein Mißbrauch, weil sie einseitig ist und auf dem staatlich verbotenen Hausbettel beruht. Wir sind aber kein Bettelorden. Durch den Mißbrauch der Charität ist die protestantische Liebestätigkeit in schlimmes Ansehen gekommen. Wir sind durch die hochmütige Wohltätigkeit so weit gekommen, daß man sich gar nicht mehr schenken lassen will. Der Proletarier verzichtet auf die ehrabschneidende Charität, schließt sich zur Selbsthilfe mit seinen Genossen zusammen, und pocht auf seine Hoffnungen auf Enteignung des Eigentums.

Was ist und soll das Eigentum? Nach evangelischen Begriffen ist das Eigentum kein Unrecht, keine Sünde. Wenn auch Jesus sich seines eigenen Eigentums entäußert hat, so tat er es nicht aus Protest gegen das Eigentum selbst, sondern um seinen Mitmenschen den richtigen Begriff des Eigentums als einer Gottesgabe beizubringen. Nur den Mammon bekämpfte er. Wir werden noch auf den Begriff des Mammons zu sprechen kommen. Vorerst: Was ist Eigentum?

Das Eigentum ist eine Gottesgabe, um die Liebe zu befördern, ein Gnadenmittel, ein Symbol für die Gemeinschaft der Gläubigen. Der Christ als Haushalter Gottes wendet das Eigentum richtig an, indem er sein Pfund nicht vergräbt, sondern damit Wucher treibt für das Reich Gottes. Das Eigentum ist ein christliches Wahrzeichen, wenn es seinem richtigen Zweck entgegengeführt wird, indem es dem „Füreinandersein und Miteinandersein“ der Menschen dient. Damit ist das Eigentum kein Recht des Einzelnen, sondern eine Gemeinschaftspflicht, um damit Barmherzigkeit zu üben. Sobald aber das Eigentum nicht als Pflicht an der Gemeinschaft, nicht als Gnadenmittel und Ausdruck der Gnade Gottes, nicht als Organ Gottes und Wahr-

zeichen der Kirche verwendet wird, dient es zur Sünde. Die evangelische Kirche beförderte das Eigentum zur Sünde, weil sie nicht evangelisch war. Sie hat Mammon hervorgerufen.

Was ist Mammon? Mammon ist dasjenige Eigentum, das der Selbstsucht dient; Eigentum, das den Menschen beherrscht an Gottes statt. Mammon ist ein Abgott, der den Menschen versklavt. So ist alles Großkapital Mammon; denn es beherrscht den Menschen. Sobald aber der Mensch; d. h. der Christenmensch das Eigentum beherrscht, indem er damit dem Reiche Gottes dient, so wird der Mammon zum Gnadenmittel, zum Organ und Symbol der evangelischen Kirche.

Wenn daher die Forderung des Sozialismus auf „Expropriation der Proprieteure“, d. h. auf Enteignung des Eigentums lautet, so beurteilen wir das als Sünde und stellen uns, wie überall, in Gegensatz zur entchristlichten Welt. Wir fordern nicht Enteignung des Eigentums, sondern — Aufhebung des Proletariats. Denn wir müssen jedem für sein Eigentum sorgen. In der evangelischen Kirche gibt es keine Proletarier, sondern nur Hauswalter Gottes. Das gilt für geistiges und sinnliches Eigentum. Diese Forderung der Aufhebung des Proletariats ist allerdings nicht die erste Forderung, keine Augenblickspflicht. Aber es ist eine Forderung, die sich allmählich durchsetzen wird, ja, die schon begonnen hat, sich durchzusetzen. Wir werden die Bewegung, die solches schafft, aufsaugen, indem wir sie fördern und unterstützen.

Jesus hat sich seines Eigentums entäußert, um den Menschen Gelegenheit zu geben, Haushalter Gottes zu sein: er saß selber an der Reichen Tische, aß und trank mit ihnen in neidlosem Frieden. Man setze doch einen Proletarier von heute an einen solchen Tisch, und höre zu, was er hernach seinen Genossen erzählen wird, und man erkennt den Unterschied zwischen Sozialismus und Christentum. Die evangelische Kirche aber wird den Sozialismus dadurch sprengen, daß sie das Proletariat in der Kirche aufhebt.

Damit kehren wir zurück zu unserer Stadt-Land-Genossenschaft und ihrem charitativen Einschlag, wobei wir gleich erkennen werden, durch welche Mittel wir das heimatlose Proletariat aufheben werden, um ihm in der evangelischen Kirche eine Heimat zu bereiten. Die Stadt-Land-Genossenschaft wird ihre Erträgnisse nicht zu Einheitspreisen abgeben. Die Preise richten sich vielmehr nach Maßgabe des Eigentums: Der Reiche bezahlt viel zu teuer; der Arme viel zu billig, so daß die Sparsamkeit eines Jeden dazu beiträgt, sich Eigentum zu bereiten. Angebot und Nachfrage muß also gewerkschaftlich bereinigt werden. Die Stadt-Land-Genossenschaft ist also zugleich eine Gewerkschaft, und zwar eine Kirchengewerkschaft. Dadurch, daß die Gewerkschaft ihr Schiedsrichteramt

erfüllt, erhält jedermann Gelegenheit, einerseits der Reiche sein Eigentum als evangelisches Organ und Symbol zu verwenden, andererseits der Arme sich Eigentum zu verschaffen und dadurch der Gemeinschaft der Gläubigen als lebendiges Glied beizutreten. Die ganze Stadt-Land-Genossenschaft aber ist ebenfalls Organ und Symbol der Kirche, ein Gnadenmittel; und alle Arbeit, die darin geleistet wird, ist Gottesgabe; denn es ist sittliche Arbeit. Sie schafft dem Volk seine Freiheit, sein Brot, seinen Frieden, sein Eigentum. Und was verlangt denn der heutige Mensch anderes? Die evangelische Kirche wird ihm alle seine Bedürfnisse stillen, indem sie das Proletariat aufhebt.

Man sage nicht: Das sei Schwärmerei. Es ist nichts als bodenständiger Realismus. Ich habe selber Erfahrungen damit gemacht in meiner sonst armen Gemeinde. Ich habe auch mit meinen Bauern davon geredet, und sie waren nicht nur mit Worten damit einverstanden.

Was ist also evangelische Charität? Nicht Hausbettel, sondern die Ueberzeugung von der Gemeinschaftspflicht. Das schlimmste Verbrechen gegen die evangelische Liebestätigkeit aber ist das verborgene Eigentum. Der Staat wird sich das merken.

Außer dieser einen sozialen Augenblickspflicht der evangelischen Kirche weiß ich keine andere ebenso drängende. Es sind da allerdings noch viele andere (Elektrifizierung der Bahnen, Sozialversicherung u. s. w.); aber sie drängen nicht so sehr, wie die Gründung der Stadt-Land-Genossenschaft. Denn ohne sie wird unser Volk weiter verhetzt, steigen die Preise noch höher, trotzdem sie kaum erschwinglich sind, laufen wir weiter die Gefahr einer Revolution. Und sie kommt sicher, wenn wir weiter in der Sünde bleiben. Vielleicht gelangt die Revolution nicht zum Sieg; aber das ist nur noch schlimmer. Helft darum ab!

Um gleich auf das weitere Verhältnis von Stadt und Land zu sprechen zu kommen: messen wir einmal die gegenseitigen Leistungen! Was leistet der Bauer für den Städter? Was leistet umgekehrt der Städter für den Bauern? — Der Bauer ernährt den Städter durch harte Arbeit. Lange Jahre hat er vielfach mit Verlust gearbeitet, weil der Städter ohne Rücksicht auf den Bauern vermittelst des internationalen Verkehrs ihm jede Lebensmöglichkeie entzog. Jetzt, da der Städter zu darben beginnt, wird er reumütig. Aber was hat der Städter für den Bauern getan? Er liefert ihm die Werkzeuge, früher billig, jetzt unerschwinglich teuer. Dazu aber liefert er allerhand Schund: schlechte Reklamebilder, Flitterware, Hochmut und schlechte Bücher. Was könnte und muß aber der Städter dem Bauern liefern? Alle Geistesgaben, die auf dem Lande Segen bringen können, und zur Erbauung der erlösten Geselligkeit und geselligen Erlöstheit dienen, wird er dorthin vermitteln, wenn er ein Organ der Liebe ist.

Zu diesem Zweck gehört in jede Landgemeinde ein Gemeindehaus, in dem nicht nur ein Gemeindesaal besteht, sondern auch Raum zum Uebernachten für die, die Segen bringen wollen: Raum für ein ganzes Orchester, für eine ganze Theatergesellschaft, für einen ganzen Sängerchor. Nicht nur die Städte, auch die Landgemeinden bedürfen der Gemeindehäuser, die allen Bedürfnissen entsprechen.

In diesem Gemeindehaus wird sich das gesellige Leben abspielen, das zur wirklichen Erbauung dient. Jeden Tag gibt es dort Erbauung, besonders da jetzt der Achtstundentag eingeführt wird. Wer irgend kann, wird dabei mitwirken. Man wird die Künste pflegen, um die gesellige Erlöstheit zu stützen und zu fördern. Was an religiöser Musik vorliegt, ist für die protestantische Kirche totes Kapital gewesen, obgleich es von Luther anders gedacht war. Wir müssen alle Mittel verwenden, die zur Erhöhung Christi unsers Herrn und zur Herrschaft Gottes auf Erden dienlich ist. Alle menschliche Tätigkeit muß Organ und Symbol der Liebe unter den Menschen sein, also auch die ganze Kultur. Wenn wir uns ärgern über die leichtfertige Operettenmusik in den Wirtschaften und Cafés, so bekämpfen wir sie dadurch, daß wir bessere Musik an die Seite stellen. Wenn uns die leichtsinnige Fröhlichkeit in den Wirtschaften ein Aergernis bedeutet, werden wir in den Gemeindehäusern wahrhaft fröhlich sein. Wenn wir uns über das Theater ärgern, so werden wir ein besseres an die Seite stellen, mit christlichen Aufführungen im Gemeindehaus. Wenn wir uns über die zerstörende Geisteswirkung der Kinomatographen aufhalten, so werden wir eigene Filmfabriken gründen, damit wir Kinomatographen mit christlicher Geisteswirkung gründen können. Wenn wir mit der Schundliteratur nicht zufrieden sind, gründen wir eigene Verlagsanstalten. Wenn wir mit dem Zeitungswesen unzufrieden sind, werden wir christliche Tageszeitungen gründen, die die Gläubigen anstatt von Unglücksfällen und Verbrechen, Schundromanen und Lustbarkeitsgelegenheiten unterrichten werden von den Anlässen der christlichen Kirchen, von den Bewegungen in der Kirche. Denn die Kirchengeschichte wird dann bedeutsamer sein, als die sündige Weltgeschichte. Ja, wenn der Glaube stark ist unter uns, werden freiwillig die Zeitungen, die uns nahe stehen, in unsern Dienst treten, und Organe der Liebe, Symbole der Kirche werden.

Dann wird auch der Gegensatz von Deutsch und Welsch, der jüngst wieder aufgelebt ist, von selbst als wert- und bedeutungslos zu Grunde gehen. In der Tat ist nichts stärker als der Patriotismus, wenn nicht der Glaube. Nur der Gottesglaube kann den irregeleiteten Nationalismus besiegen, indem er ihn in die richtigen Bahnen leitet, damit auch die Vaterlandsliebe kein Werk und Zeichen der Sünde, sondern ein Werk und Wahrzeichen, ein Organ und Symbol der evangelischen Kirche, eine göttliche Gnadengabe sei. Und das wird der Patriotismus, wenn er dem Füreinander und Untereinander der Menschen, wenn er dem göttlichen Gesetz der Liebe dient. Das aber

ist auf keinem andern Wege möglich, als allein auf dem Weg der Nachfolge Christi: Wenn so das Vertrauen auf Gott, der Wille und der Mut zum Wege Jesu, kurz, wenn der Glaube der evangelischen Kirche mehr gilt und in höherem Ansehen steht, als alles andere auf der Welt, dann wird die gesellige Erlöstheit die Grundlage alles Verkehrs der Menschen untereinander sein. Der Leib Christi, das Organ der Liebe, wird der Ort des Handelns sein, der nicht mehr nach dem sündhaften Gesetz von Angebot und Nachfrage, mit Zwischenhandel und Wucher geregelt wird, sondern durch das göttliche Gesetz der Liebe. Dann wird die evangelische Kirche die Börse der Liebe sein.

Das Organ der Liebe wird die ganze Kultur durchdringen, indem sie von der Kirche aufgesogen wird. Die sichtbar gewordene Gemeinschaft der Gläubigen wird die wahre Kulturkirche sein. Die Kultur der Menschen wird keine Heuchelei, sondern ein Organ und Symbol des Reiches Gottes sein. Die wahre Freiheit wird herrschen, die durch Arbeit und Fleiß geheiligt wird. Denn die Freiheit wird von den Menschen selbst erarbeitet werden. Heilige Freiheit und freie Heiligkeit werden die ganze Kultur durchdringen. Erst die Knechtschaft der Sünde konnte uns dieses Bild der heiligen Freiheit und der freien Heiligkeit, der geselligen Erlöstheit und der erlösten Geselligkeit klar vor Augen malen, und jedermann sehnt sich nach dieser Kultur, ob er nun christusgläubig sei oder nicht. In eines jeden Menschen Herzen wohnt im tiefsten und innersten Grunde diese Sehnsucht nach der Gemeinschaft der Gläubigen, nach der geselligen Erlöstheit und erlösten Geselligkeit. Jedermann auf der ganzen Welt sehnt sich darauf, gleich wie Jesus unser Herr und Heiland und Erlöser, daß die ganze Welt, die er im Gleichnis als Weinberg Gottes bezeichnet hatte, aus dem alles Unkraut ausgerottet werden soll — daß diese ganze Welt Organ und Symbol der göttlichen Liebe werde zur Herrschaft Gottes auf Erden durch die Erlösung in Jesu Christo.

Ein Einzelner kann das nicht machen. Sie können es nicht und ich kann es nicht. Die Jahrhunderte und Jahrtausende, die dieses Ziel vor Augen hatten, brachten es nicht zustande. Wir, die wir seit Anfang unseres Amtes stets unbewußt danach gestrebt haben, dieses gottgewollte Werk und Wahrzeichen der Verherrlichung Gottes und der Menschenerlösung zu verwirklichen, haben bis auf den heutigen Tag stets die mißliche Erfahrung gemacht, daß wir es nicht können, weil ein jeder allein für sich stand. Wir werden es auch jetzt nicht können. Aber Gott kann es, und wir können nichts anderes tun, als daß wir uns ihm zur Verfügung stellen. Wir verzichten vollständig auf unsere eigene Kraft, weil wir wissen, daß es nichts damit ist. Aber wir stellen uns zur Verfügung Gottes, um als Handlanger an dem gottgewollten Werke mitzuwirken, so weit wir es vermögen. Wir sind Organe der Liebe, wie wir es schon lange sein wollten, und nie ganz waren. Wir sind nichts anderes als Organe der Liebe! Keine Idealisten, keine Materialisten, keine Pessimisten, keine Optimisten. Wir

sind nur Organe der Liebe, d. h. Organe der Sittlichkeit im sittlichen Weltorganismus Gottes. Wir sind Werke der Liebe, Werke Gottes. Als solche sind wir seine Bekenner, seine Zeichen, sein Ausdruck.

Denn Gott wirkt auf der Welt nicht anders zum Heil der Menschen, zum Segen, zur Erlösung und zum Frieden, als allein durch die Gemeinschaft der Gläubigen, durch den Glauben, durch das Vertrauen, das kein Mißtrauen kennt, durch die göttliche Naivität. Die Sünde ist nicht naiv. Sie ist pfiffig, voller Mißtrauen. Das ist Weltklugheit. Wir aber sind nicht weltklug, sondern wir glauben, dadurch daß wir den Mut besitzen, Christum zu bekennen. Wir bekennen uns vor aller Welt zur göttlichen Dummheit, um die wahre Weisheit vor dem Reich der Sünde aufleuchten zu lassen, um Organe der Liebe zu sein. Wir stellen uns mit aller Naivität unserm Gott zur Verfügung. Wir glauben und vertrauen allein auf Gottes Weisheit, Macht und Stärke; denn wir sind seine Werke, und haben nichts dazu zu sagen, als daß wir ihm Gehorsam leisten und ihn bekennen.

Das ist alles, was wir tun können, daß wir Gott Gehorsam leisten. Denn Gottes Werk ist der **sittliche Gesamtgeist.** Gottes Werk ist die einheitliche, heilige Liebe. Die Gemeinschaft der Gläubigen ist nicht nur das Symbol, nicht nur das Wahrzeichen Gottes auf der Welt; diese Gemeinschaft der Gläubigen ist auch noch viel mehr das Organ, das Werk Gottes auf der Welt. Gott allein kann die wahrhaftige evangelische Kirche der Welt gründen. Wir können ihm nur gehorchen. Gott allein kann sein Organ der Liebe schaffen; denn er ist der alleinige und der allmächtige Schöpfer.

Wenn wir ihm aber nicht gehorchen, so fährt er fort in seinem Werke der Zerstörung. Denn Gott ist unbarmherzig gegen das Reich der Sünde, weil er es zerstören will, um die Menschen zu erlösen. Er ist aber gnädig gegen die Sünder, die sich erlösen lassen wollen. So war es schon zu Zeiten Jesajas, Kap. 6, 9—11 als Gott dem Propheten folgenden Verkündigungsbefehl ins Herz gab: „Geh hin und sprich zu dem Volke da: ‚Horcht recht genau, ihr sollt nichts verstehen. Späht, was ihr könnt, ihr sollt nichts erkennen. Mach hart das Herz dieses Volks, seine Ohren schwer, seine Augen blind, daß es nichts sieht mit den Augen und mit den Ohren nichts hört und mit dem Herzen nichts versteht.‘ Und als der Prophet sich zu fragen erlaubt, wie lange das währen solle, erhält er die Antwort: ‚Bis wüste liegen die Städte ohne Bewohner, und die Häuser ohne Menschen. Bis das Fruchtland zum Oedland verwüstet worden ist.“

So war es auch zu Zeiten Jeremias, der gegen seinen eigenen Willen zum Gehorsam gegen Gott und zum Prophetenamte gezwungen wurde durch den Allmächtigen, der ebenfalls den Kampf Gottes gegen das Reich der Sünde als Zerstörung bezeichnet und als Vernichtung symbolisiert. Kap. 1, 9. 10 „da streckte Jahve seine Hand aus und rührte meinen Mund an. Und Jahve sprach zu mir:

Da lege ich meine Worte in deinen Mund!
Blick auf! Heut' hab' ich dir Auftrag gegeben
Wider die Völker und Königreiche,
Auszureißen und einzureißen,
Zu vernichten und zu zerschmeißen!

Und jene blutige Wirklichkeit wird heute immer blutiger, wenn wir Gott den schuldigen Gehorsam nicht leisten, nicht umkehren, nicht den Mut besitzen als Werke und Bekenner Gottes zu Christus zu stehen und laut die Losung an unser Volk zurufen: „Christus gegen alles, was gegen ihn ist!“

Die Weltklugheit hat einen Schimmer des Göttlichen erfaßt und will einen Völkerbund zustande bringen. Die göttliche Naivität aber erkennt, daß dies ein gleiches Unterfangen ist, wie es in der griechischen Sage von Tantalus schon bezeichnet ist, indem die Welt den Stein des Friedens auf den Gipfel wälzen will, der ihr stets wieder entgleitet und herabrollt. Es ist das gleiche Unterfangen, wie es im Turmbau von Babel symbolisiert ist. Die evangelische Kirche aber, getreu ihrem Grundsatze, alles Göttliche zu unterstützen und zu fördern, wird die Menschen aus ihren Tantalusqualen und aus ihrer sittlichen Sprachverwirrung erlösen, indem sie selbst mit Hand anlegt und den Völkerbund der heiligen Freiheit und der freien Heiligkeit, der erlösten Geselligkeit und der geselligen Erlöstheit, das Reich der Liebe, das Reich Christi, die Gottesherrschaft, kurzum, indem die evangelische Kirche sich selbst gründet und Gott den geforderten Gehorsam leistet.

So ist die letzte Augenblickspflicht der evangelischen Kirche der Schweiz keine andere, als der Völkerbund Gottes. Der inneren Mission am eigenen Volke schließt sich an die äußere Mission, und der äußere Zweck des Völkerbundes ist die Heidenmission. Denn ohne gemeinsamen Zweck, ohne den einheitlichen sittlichen Willen, ohne den heiligen Geist ist der Völkerbnnd nicht möglich. Wir geben dem Völkerbund Festigkeit und Halt, indem wir ihm eine Aufgabe zuweisen: Die Heidenmission nach Innen und Außen unter der Losung: Christus gegen alles, was gegen ihn ist. Wir geben ihm seinen Pflichtenkreis, nämlich Gott zu gehorchen.

Summa Summarum:

1. Einheit aller schweizerischen Christen.
2. Einheit aller Eidgenossen.
3. Einheit aller Völker

auf dem Wege Calvins.

E. Ernst.

Präsident Wilson und der Völkerbund.

„Schaffe die Liga der Völker jetzt, o Amerika!"
George D. Herron.

Im Sinne des Völkerbundes ist Amerika und der jetzige Präsident der nordamerikanischen Union eins. So faßt der kongenialste Interpret das Problem, George D. Herron, der amerikanische Professor und Mitarbeiter Wilsons. Er hat in jüngster Zeit eine an Amerika gerichtete umfangreiche Ode dem Gedanken geweiht, daß jetzt die Stunde gekommen sei, wo Amerika seine Aufgabe, und zwar eine jener höchsten göttlichen Aufgaben, deren Erfüllung Jahrtausende umfaßt, zu vollbringen habe: die Völker dieser Erde unter dem Gesichtspunkt und der Herrschaft des absoluten Gesetzes und Rechtes zu einigen! Der wunderschöne schwungvolle Gesang harrt noch der Uebersetzung in fremde Sprachen, und es wäre zu wünschen, daß dies bald geschähe, es wäre zu wünschen, daß dieser Gesang von von Land zu Lande flöge.[1]) Das würde eine einheitliche Auffassung, ein besseres Verständnis des Völkerbundproblems, wie es in Woodrow Wilson sich kristallisiert hat, herbeiführen. Die Ode trägt die Ueberschrift: „Schaffe die Liga der Völker jetzt, o Amerika." Und diese Ueberschrift, wenn man darüber nachdenkt, legt so manche Frage nahe: O Amerika! Warum das? Warum nicht ebenso Europa? Warum nicht Wilhelm II., vor noch nicht langer Zeit, und noch als diese Ode gedichtet wurde, von vielen als der Träger der größten weltlichen Macht angesehen? Warum nicht Nikolaus II.? Er, der die Haager Staatenkonferenz und auch Amerika zusammenberief? Nein, diese waren nicht geeignet, Vollzieher des göttlichen Willens auf Erden zu sein. Europa, in hochfahrendem Dünkel auf die neue Welt jenseits des atlantischen Ozeans, seine Tochterwelt herabschauend, verharrte in der Zerrissenheit und Zwiespältigkeit einer anachronistischen Struktur, einer materialistischen Gesinnung, einer Politik, welche von Raub- und Gewaltgelüsten geleitet, eine scheinheilige Höflichkeit anstelle der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe setzt und jeden Idealismus in das engste Privatleben, in das Kämmerlein erfolgloser und unpraktischer Träumer verweist.

„Jenseits der tausende von Meilen des atlantischen Ozeans sehen wir Europa zerkrampft durch den furchtbarsten Konflikt, den die Welt je gesehen, sehen wir die Mannheit dieser großen Völker zerbrochen, ihre Heimstätten zu Ruinen verwandelt, ihre Produktionskräfte nur dem einen Ziele der Zerstörung ihrer Mitmenschen gewidmet. Wenn wir das ungezählte Elend betrachten, das diese

[1]) Inzwischen ist es der Verfasserin dieses Artikels gelungen, das Gedicht zu verdeutschen. Es wird demnächst erscheinen.

einstens glücklichen Völker ertragen und das Erbe, das sie den nachfolgenden Generationen übermitteln, kommen wir über den Gegensatz nicht hinweg, den dieser vom Krieg durchwühlte und (unser) vom Frieden beglückte Erdteil bietet. Dieses Schauspiel zeitigt eine Lehre, die wir nicht ignorieren dürfen."[1] So sagte der Staatssekretär Lansing in einer am 27. Dezember 1915 gehaltenen Rede.

Dieser von Lansing hervorgehobene Gegensatz zwischen der alten und der neuen Welt schließt den gesammten amerikanischen Kontinent ein, natürlich; denn es gibt seit Jahrzehnten einen amerikanischen Völkerbund, eine panamerikanische Union, einen panamerikanischen Geist! Hören wir einen lateinisch-amerikanischen Staatsmann, den in Washington als brasilianischer Gesandter amtierenden Nabuco. Er sagt in einer Rede, nachdem er, einen Blick auf die europäische Politik werfend, die Politik der Alliancen kritisiert hat: „.... Aber es gibt eine auswärtige Politik, die vorübergehend und gefährlich ist, und eine, die ständig und sicher ist. Die vorübergehende auswärtige Politik ist eine, bei der eine Nation, die sich Hilfe sichert, nur an sich denkt, das heißt, bei der sie eine andere Nation als ihr Werkzeug benützt. Die ständige auswärtige Politik ist jene, bei der eine Nation mit einer anderen ein gemeinsames Geschick zu erfüllen versucht. Der Unterschied zwischen der ständigen und der zeitlichen auswärtigen Politik liegt darin, daß die letztere die Form geschriebener Alliancen einer förmlichen Verpflichtung mit festgesetzter Dauer annehmen muß. Alliancen sind etwas vorübergehendes, Unelastisches und Gefahrvolles, während der spontane Wettbewerb in den gleichen Betätigungslinien der natürlichen Entwicklung des Geschickes einer jeden Nation entspricht. Alliancen haben den Krieg zur Voraussetzung, freie Zusammenarbeit setzt Frieden und gegenseitige Hilfe durch Sympathie und guten Willen voraus. Ihr (nämlich die nordamerikanische Union) hieltet euch fern von diesen „Verlegenheiten bringenden Alliancen", die der Vater eures Landes so sehr mißbilligte. Aber die Konzentrierung der amerikanischen Republiken in der Idee, daß sie alle unter verschiedener Flagge ein einheitliches politisches System bilden, ist eine moralische Alliance...." Rio Branko, ein anderer Staatsmann des lateinischen Amerika, sagte in seiner Eröffnungsrede zu einem der panamerikanischen Kongresse unter anderem folgendes: „.... In früheren Zeiten versammelten sich die sogenannten Friedenskongresse, um die Folgen von Kriegen zu regeln, und die Sieger diktierten dem Besiegten im Namen einer künftigen Freundschaft, die auf dem der stärksten Macht schuldigen Respekt beruhte, ihren Willen. Die heutigen Kongresse werden fast immer in Friedenszeiten ein-

---

[1]) Dem Werke Alfred H. Frieds „Pan-Amerika" entnommen.

berufen, ohne jeglichen Zwang mit klarer Vorhersicht, um die friedliche Betätigung der Nationen zu regeln; und bei ihnen wird das Recht des Schwachen ebenso voll anerkannt, wie das des Starken. Sie geben dem Völkerrecht, das in unseren Tagen glücklicherweise immer mehr geachtet wird, ... Gestalt und Ansehen. Sie haben ihren Ursprung in der Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung.... An Stelle der quälenden und grausamen Verhandlungen, bei denen eine Partei um Gerechtigkeit und Großmut bittet, und die andere das Gesetz ihres eigenen Willens auferlegt, haben wir jetzt ruhige und freundschaftliche Erörterungen, bei denen jede Partei ihre Anschauungen über praktische Fragen von allgemeinem Interesse vorbringt. Hier bedeuten Konzessionen Eroberungen der Vernunft, freundschaftlichen Ausgleich, und Verständigung, die sich aus dem wechselseitigen Interesse ergeben. Hier hört man nur freundschaftliche Worte, die bezeichnend sind für die aufrichtige Höflichkeit, wie sie im Verkehr zwischen Gleichen geübt wird. Bei diesen diplomatischen Zusammentreffen, bei denen es weder Sieger noch Besiegte gibt, wird daher die nationale Würde nicht nur nicht vermindert, sondern gestärkt...."

Das ist wohl für unsere europäischen Ohren eine ganz neue diplomatische Sprache. Sie charakterisiert den Geist, der aus dem Völkerbunde hervorgeht und ihn beherrscht, der schon während der Begründungs-, der Anfangszeit des Völkerbundes sich in seinen ersten Lebensäußerungen kundgibt und mit der allmählichen Entwicklung der Vereinigung mit seiner moralischen Macht immer weitere Lebensgebiete der Nationen umfaßt und durchdringt. In Amerika hat sich dies seit langen Jahrzehnten dauernd und ohne Unterbrechung gezeigt und vollzogen. Dieser Völkerbund, dieser panamerikanische Geist ist es, dem das mit Wunderkraft aufblühende Leben dort drüben zu danken ist. Dieser fortzeugende beflügelnde Idealismus hat das ernste und tiefe Bewußtsein in jener Welt hervorgerufen, daß es ihre Aufgabe sei, jenen Geist auch nach Europa zu verpflanzen, die europäischen Völker zum friedlichen Bunde zu einigen. Daß der bei weitem fortgeschrittenste der freien republikanischen Staaten Amerikas, daß die nordamerikanische Union, die ja selbst in sich einen Bund vereinigt, die Führerrolle besitzt, ist ja selbstverständlich und kann nicht anders sein.

Aus diesem Bewußtsein heraus gestaltete sich die Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika zum Weltkriege, ebenso die jetzige führende Stellung in der Sache des Völkerbundes. Aus diesem Geiste heraus auch entstand die vorerwähnte Ode „Schaffe die Liga der Völker jetzt, o Amerika!" In diesem Geiste wurzelt auch der Staatsmann Woodrow Wilson. Amerikaner durch und durch in diesem edlen Sinne dankt er seinen politischen Idealismus diesem panamerikanischen Geiste. Freilich ist die Qualität seiner individuellen Persönlichkeit eine ganz außerordentliche, eine ganz seltene Erschei-

nung. Darüber später. Jetzt möchte ich den Blick noch hinlenken auf gewiße Momente in der amerikanischen Geschichte, die dem Aufkommen und der Entwicklung dieses amerikanischen Idealismus förderlich, ja bis zu einem gewissen Grade grundlegend für ihn waren.

Amerika ist das — ich will es zunächst einschränken auf die angelsächsische Welt Amerika's — ist das klassische Land des Pazifismus. Und der Friedensgedanke sowie die Friedensbewegung wurzeln dort wiederum ganz im christlich-religiösen Geiste. Mit William Penn, dem Quäcker, der seine Glaubensgenossen schon im sechszehnten Jahrhundert nach Amerika führte und den gewissermaßen genossenschaftlichen, prinzipiell waffenlosen, kriegslosen Staat Pennsylvania begründete, trat das Friedensproblem als Konsequenz der religiös-quäckerischen Ueberzeugung praktisch und kollektiv in die Erscheinung. Es war wohl eine wunderbare Erfahrung für die dem jungen Staate benachbarten ausgeraubten und mit Waffengewalt zurückgedrängten amerikanischen Indianerstämme, als William Penn auf dem Wege freundnachbarlichen Vertrages neue Strecken Landes gegen entsprechende Aequivalente von ihnen erwarb, und es war ein Beweis sowohl für die staatsbildende wie die fortzeugende Kraft dieses quäckerischen Gesamtgeistes, daß hundert Jahre nach der Begründung Pennsylvania's die „Vereinigten Staaten von Nordamerika" bei ihrer Konstituierung die für Pennsylvania sanktionierten Penn'schen 24 Konstitutionsartikel ihrem Verfassungsentwurf zugrunde legten. Als wiederum ein Jahrhundert später in Amerika die ersten Friedensvereinigungen großen Stiles, die im amerikanischen Staatenleben eine ganz andere Bedeutung als bei uns hatten, als die ersten Friedensvereine ins Leben traten, da standen wiederum Quäcker (vor allem Elihu Burritt, der gelehrte Grobschmied) an der Spitze der Bewegung. Die Monroelehre verquickte sich in je höherem Maße, je erweitertere Formen sie annahm, mit dem Pazifismus. Die schnelle Entwicklung des Völkerrechts wurde wiederum davon befruchtet, und die Föderation der amerikanischen Republiken, die schon vor hundert Jahren ihren Anfang nahm, durchläuft an diesem roten Faden ihre Entwicklungsstadien.

Es war eine glänzende Zeit einer politischen Hochflut, welche dem Staatenverkehr in Amerika emporstrebende Begeisterung verlieh, als gerade wieder die Präsidentenwahl auf der Tagesordnung der nordamerikanischen Union stand und zugleich die fünfte große panamerikanische Staatenkonferenz ins Auge gefaßt wurde. Roosevelt, Taft, Wilson, um diese drei Gestalten scharten sich die Wähler und Wählerinnen, die letzteren zwar nicht offiziell, darüber nachher.[1])

---

[1]) Natürlich nicht als direkte Wählerinnen, sondern als Richtung gebende Macht, eine Macht, so wirksam, wie wir in unserer Welt es uns nicht vorstellen können.

Jeder dieser Namen bedeutete ein scharf umgrenztes Programm mit wenig gemeinsamen Punkten. Von diesen wenigen war einer der Pazifismus, wenn auch in sehr verschiedener Färbung. Und die wenigsten Aussichten schien nach der Ansicht weiter Kreise Wilson zu haben, ja nach den häufig geradezu wilden Ausfällen der deutschen Tagespresse Amerikas zu schließen, schien seine Wahl unmöglich. Aber die gewaltige Organisation der amerikanischen Frauenwelt setzte ihre ganze große Kraft und Energie ein für Woodrow Wilson, den Pazifisten. Bertha von Suttner wurde nach Amerika berufen, damit sie durch das Gewicht ihrer pazifistischen Würde, durch das Gewicht ihrer berühmten Persönlichkeit und durch die hohe Ethik, von der alle ihre Reden und Vorträge gekennzeichnet waren, die Sache unterstütze. Wilson wurde gewählt, und Bertha von Suttner jubelte in Briefen an Gesinnungsfreunde nach Europa herüber von der herrlichen Zeit, die nun mit der Wahl dieses Mannes, dieses Pazifisten, für den Fortschritt unserer sowie aller guten Sache mit seiner Präsidentschaft anbrechen werde.[1]) Ihr Blick hat sie nicht getäuscht. Wir glaubten ihr schon damals und versäumten nicht, unsere Aufmerksamkeit dem neuen Präsidenten von jenem Zeitpunkt an in besonderem Maße zu schenken.

Es war der Geist edelsten Menschentums, es war der erneute von allem Ballast, den die Geschichte auf ihn gehäuft hat, befreite christliche Geist, der immer deutlicher alle Handlungen, Aeußerungen und Maßnahmen des Präsidenten kennzeichnete. Und dieser Mann, der letzte und größte Träger des Friedensgedankens, mit dem großen, eiserenen Willen, dieser Mann stand an der Spitze, man darf sagen, des ganzen Amerika, als der europäische Krieg ausbrach und die Möglichkeit des Weltrichtertums, die Möglichkeit auch des Welterlösertums in seine Hand gab. Kann man angesichts der überwältigenden Tatsachen und Zusammenhänge, welche der Weltgeschichte seit sechs Jahren ihre Richtung geben, eine schier unglaubliche Richtung, kann man seine Augen verschließen vor dem Wunder eines göttlichen Weltplanes, einer Prädestination Amerikas? Der Völkerbund, schon auf der internationalen Friedenskonferenz um das Jahr 1848 von dem amerikanischen Friedensapostel Elihu Burritt gefordert, seitdem und fast bis zur heutigen Zeit in Europa als Kindertraum frommer Träumer ignoriert oder verlacht, von Alfred H. Fried Jahrzehnte hindurch propagiert — plötzlich wird er Ereignis, und seine Botschaft durchklingt gleich einem Evangelium von Pol zu Pol die Weiten unserer Erde mit dem Rufe: „Schaffe die Liga der Völker jetzt, o Amerika.“

---

[1]) Auch im letzten Teil der Briefe aus Amerika, welche sich in dem von Alfred H. Fried herausgegebenen Suttner'schen Werk „Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges“, Band II befinden, geschieht der Präsidentenwahl mehrfach Erwähnung.

Woodrow Wilson, der Mensch.

In der wunderschönen schottischen Hauptstadt Edinburg erhebt sich auf einem der bebauten Hügel inmitten der neuen Stadt ein tempelartiger Bau von einfachen edelsten Formen. Es ist die „Congregational church". Betritt man den großen, den Erbauungsversammlungen dienenden Raum, so fällt das Auge zunächst, die lichtdurchflutete Halle durchschauend, auf ein über der Rednerkanzel angebrachtes Feld, in dem mit weithin leuchtenden Buchstaben diese Erklärung zu lesen ist: „There is one God and one Mediator between God and men, Christ Jesus". (Es ist ein Gott und ein Vermittler zwischen Gott und Menschen, Jesus Christus.) Die Gemeinde besteht zum größten Teil aus den geistig Vornehmen, aus den im Gemüt und im Geist Lebendigen. Obwohl gewissermaßen eine Abzweigung von der großen schottischen puritanischen Kirche, der calvinistischen „Freechurch" bildend, hat die Congregational church doch den engen finstern Geist, die dogmatische Gebundenheit, sowie die aller Schönheit abgewandte Nüchternheit jener völlig abgestreift, ja, sie ist ihr Gegensatz und teilt formell mit ihr nur die Souveränität und Freiheit ihrer Verfassung. Es gibt auch in den großen Städten, wie Edinburg, meines Wissens auch in Glasgow nur je eine Congregational-Gemeinde und ein kirchliches Gebäude, doch sind diese verbreitet über das ganze Land; wo immer einige jener oben gekennzeichneten tief religiösen und geistig freien Naturen beisammen sind, da pflegt sich auch eine Congregational-Gemeinde zu bilden. Dieser Kirche gehört Woodrow Wilson seiner inneren Ueberzeugung nach an. Daß er der Sohn eines schottischen Congregational-Pfarrers ist, weiß man wohl schon, doch wird man nicht allgemein verstehen, wie der Charakter dieser christlichen Kirche beschaffen ist, darum diese wenigen Andeutungen. Da die Pfarrer dieser Richutng die Erziehung der Kinder, ihre Gemüts- und Geistesbildung, die Erweckung eines selbstständigen religiösen Lebens in ihnen als eine ihrer wichtigsten Aufgaben bezeichnen und behandeln, so hat sich wohl schon bei dem Knaben Wilson, der augenscheinlich durch die glücklichste Abstammung und durch die vornehmsten Anlagen gerüstet war, eine frühe Reife und Abgeklärtheit der gesamten Geistes- und Gemütsverfassung herausgebildet. Jedenfalls kann man, wenn man an der Hand aller vorliegenden Berichte seine Wirksamkeit bis in seine frühe Jugend zurückverfolgt, sagen, daß hier eine ganz seltene, fast einzigartige Erscheinung von sittlicher Kraft und Reinheit vor uns liegt. Er nimmt nach seiner eigenen Aussage die Kraft zur Erfüllung seiner Aufgaben aus seinem Glauben. Das ist die lautere Wahrheit, denn sein Leben selbst ist Religion. An seinen Früchten hat ihn nun endlich auch die Welt einigermaßen, soweit sie dazu im Stande ist, erkannt, jene übelwollende, ewig lästernde Menge, die in Wort und Schrift sich nicht genug tun konnte der Verleumdungen und Verdächtigungen

Wilson's. Jetzt erhebt sie flehend die Hände zu ihm, ja flehend, doch ohne Scham darüber, daß sie noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit dieselben Hände mit Schmähung und Verwünschung gegen ihn erhoben hat. Wohl weiß er dies, aber er kennt die Menschen, er „segnet, die ihm fluchen, bittet für die, so ihn beleidigen und verfolgen." Ebensowohl aber weiß er, daß die kleine Schar derer, die ihn von vornherein verstanden, die auf seiner Seite waren, an ihn glaubten und zu ihm hielten, doch groß genug war und ist, um in jedem Lande dieser Erde den Boden zu bereiten für seine Wirksamkeit, seine Genossen und Mitarbeiter zu sein. Wäre dies nicht der Fall, er wäre längst gekreuzigt worden wie sein Meister, der allein auf dieser Erde stand. Er weiß aber auch, daß diese Geistesverwandten — ich darf das Bewußtsein haben, daß viele, die diese Blätter lesen, zu ihnen gehören — jetzt in seiner schwersten Zeit zu ihm stehen und mit ihm arbeiten für die große, reine Sache unserer Zeit.

Woodrow Wilson ist kein Wortheld. Was er ausspricht, pflegt das Ergebnis jahrelanger innerer Erfahrung bei ihm zu sein, soweit es sich um Ansichtsäußerungen handelt. Noch weniger aber spricht er von seinen Pänen und Absichten. Hat er Pläne gefaßt, hegt er bestimmte Absichten, so sind sie in ihm klar wie Kristall, und er glaubt felsenfest an ihr Gelingen. „In Gegenwart Gottes hat man klare Gedanken!" Auch dieses von ihm stammende Wort ist für ihn eine Erfahrungstatsache. Seine Schweigsamkeit aber hat natürlich zur Folge, daß man ihn häufig nicht versteht, ja Vorwürfe gegen ihn erhoben hat, die jeder Begründung entbehrten. So argumentiert man in politischen Kreisen, sowie in der kannegießernden Stammtischrunde darüber, wie es nimmermehr zur Teilnahme Amerikas am Kriege gekommen wäre, wenn es sich nicht gegen die U-Boote hätte schützen müssen, und wie, wenn Deutschland nicht diesen oder jenen Fehler gemacht hätte, der den Präsidenten zu einer plötzlichen Kriegserklärung veranlaßt hätte, daß eben, wenn Deutschland diesen oder jenen Fehler nicht gemacht hätte, der Sieg sein, Deutschlands gewesen wäre...." In Wirklichkeit hat ja Wilson von vornherein an diesem Kriege teilgenommen dadurch, daß er die verbündeten mit Munition und allem, was ihnen fehlte dauernd und in hohem Maße unterstützte und erst zu den Waffen griff, da er die Stunde gekommen sah, in der die frische kriegerische Kraft Amerikas eingreifen, da die Kampfesbrüderschaft im Dienste der pazifistischen Weltaufgabe zu einer Waffenbrüderschaft werden mußte. Zahlreiche Aeußerungen schon seit Anbeginn des Krieges liegen von Seiten des Präsidenten vor, die deutlich erkennen lassen, namentlich jetzt, nachdem die Ereignisse sich vollzogen haben, erkennen lassen, daß Wilson sein Volk in systematischer geduldiger Arbeit auf diesen Waffenzug vorbereitete. Dieser Waffenzug war eine Opfertat Amerikas, vollbracht im Dienste

des Völkerbundes. Wo und wann hätte je ein Volk sein Gut und Blut in einem Kriege einer Sache geopfert, unter Verzicht jeden Gewinnes, jeden Vorteiles für die eigenen Interessen? Aber Wilson kennt sein Volk, das einst im eigenen Lande den großen Sklavenkrieg führte, das seine Unabhängigkeit mit demselben Mittel durch eigene Kraft errang. Er hat tiefe und langjährige Studien gemacht und diese in einem wertvollen Werke, das er über das Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika schrieb, niedergelegt. Und er hat sich wiederum nicht geirrt: das ganze Volk stand hinter ihm, steht auch jetzt einmütig zu ihm. Er weiß sich eins mit ihm in der Ueberzeugung, daß dieses Krieges Preis der Völkerbund sein muß.

In dem kürzlich von mir übersetzten Werke Professor Herron's „Woodrow Wilson und der Weltfriede"[1]), findet sich folgende schlagende Charakteristik des Präsidenten:

„Wohl mehr als irgend ein anderer unter den jetzt auf unserer Erde Lebenden ist Woodrow Wilson bestimmt, die Aufmerksamkeit der Welt an sich zu fesseln. Tief und mit weitherziger, kluger Güte sinnt er über das menschliche Problem. Sein Blick reicht weit in die Zukunft hinein, und über das, was zunächst in der Welt nottut, hat er die klarsten Ideen. Wohl umzugehen weiß er mit den Fahnen- und Bannerträgern dieser Welt, und er versteht es ebenso gut, seine höchst revolutionären Maßnahmen der noch kleinen scheuen Stimme, wie sie sich heute kundtut, anzupassen. Noch hält er seine größten Absichten in der eigenen Brust verborgen.[2]) Er sagt sowenig wie möglich voraus und zur Zeit und zieht es vor, lieber durch Resultate als durch Versprechungen sein Inneres entdecken zu lassen. Wie kennt er die Menschen doch so gut! Er weiß, wie sie in kritischen Zeiten schwerfällig und voller Zweifel, wie sie doppelsinnig und doppelwillig sind, wie sie sich der Meinung der Tagesschreier allzusehr hingeben. Mit einer Art frommer Heimlichkeit und ohne sie viel aufzuklären, so meint er, muß man sie für die neuen Wege in Bewegung setzen. Erst nachdem sie die besseren Bedingungen, die größere Freiheit und das beglückendere Vertrauen errungen haben, nachdem sie entdeckten, daß sie weiser und besser geführt worden sind, als sie selbst es ahnten, nachdem sich ihnen so die höhere Aussicht eröffnet hat, nur nachdem alles dies eingetreten ist, werden sie voll begreifen und verstehen, was eigentlich vorgeht."

Das ist die Qualität der Führerschaft Wilson's. Diese geistige Gewandtheit, dieser außerordentliche politische Idealismus, begleitet

---

[1]) Das Erscheinen desselben im „Freien Verlag", Bern steht nahe bevor.

[2]) Diese Schrift wurde von Herron vor etwa zwei Jahren verfaßt, als Amerika noch nicht zu den Waffen gegriffen hatte.

von einem notwendigen Teilchen, wir wollen sagen Schlauheit, machen seine Charakteristik aus. „Dies überzeugt die Menschen von der Gewißheit, daß sie ihm trauen dürfen, trauen sogar in Fällen, wo sie seinen eigentlichen Absichten gegenüber blind sind. Es ist das, was seine Stellung dauernd festigt, seinen Einfluß ständig vergrößert, und dies in einem Lande, wo ein Washington und ein Lincoln seine Vorgänger waren.

....Woodrow Wilson glaubt nicht an Krieg als Mittel, Zivilisation zu fördern, er glaubt nicht an militärische Macht als Modus, in irgend einer Weise den Fortschritt zu befördern. Er glaubt nicht, daß irgend welche Dinge durch den Krieg entschieden werden können. Er sieht im Kriege lediglich ein Mittel, Probleme konfus zu machen. Er räumt den starken Nationen keinerlei Recht ein, den schwächeren ihren Willen aufzuzwingen, kurz, er steht ein für eine universelle Politik, so neu, so revolutionär, so schöpferisch eine neue Welt hervorbringend, daß wenige auch nur einen Schimmer des Verständnisses für das Bild haben, das in ihm lebt.... Seine Augen sind auf ein Ziel gerichtet, das weit hinaus liegt über der jetzigen Anschauung der Nationen. ....Ich kenne keinen anderen an einem so verantwortlichen Platze stehenden Menschen, welcher über die Schicksale der Menschheit so gewichtige Worte gesprochen hat, wie Präsident Wilson. Was er vorschlägt, ist eine geistig und durch Arbeit verbundene Bruderschaft der Nationen, letzten Endes eine genossenschaftlich und harmonisch verbundene Menschheit. Zunächst verlangt er, daß man die vorhandene Macht gebrauche, um Krieg zu verhindern und auszuschalten, anstatt solchen zu schaffen. Er erklärt, daß es die Aufgabe der starken und mächtigen Nationen sei, den schwachen Helfer und Stütze anstatt Unterdrücker und Ausbeuter zu sein. Er wirft die gesamten Vorstellungen mit eins über den Haufen, auf denen der imperialistische Gedanke beruht....“

Soweit vorläufig Herron. Das Werk ist überreich an solchen Interpretationen, sowohl einzelner Charakterzüge des Präsidenten, wie auch seiner Gesamtpersönlichkeit, die er immer auf's neue und immer auf's neue anregend und aufklärend beleuchtet. Er tut dies mit einer Kongenialität, die man f ü h l t, wenn man auch nicht die Beweise der Wahrheit dieser Interpretation durch das Auftreten und Handeln des Präsidenten, welches, seitdem dieses Werk erschien, täglich sich der Welt darstellt, vor sich hätte. Außer diesem Werke liegen aber die früher verfaßten Schriften des Universitätsprofessors Wilson vor, Schriften, die seine politische Weltanschauung als Sozialist und als Demokrat darlegen. Das ist ein Sozialismus, der weit, weit hinausgeht über irgend ein von der heutigen sozialdemokratischen Auffassung aufgestelltes Ideal. Noch weniger ist die Demokratie, wie sie Wilson versteht, mit irgend einer der herrschenden Auffassungen zu vergleichen.

Der Demokrat.

Präsident Wilson gehört der sogenannten demokratischen Partei seines Vaterlandes an. Ein Wahlkandidat muß ja wohl vor allen Dingen einer politischen Partei angehören; wenn er selbst vielleicht für sich auch eine völlig andere Auffassung von dem Ideal haben mag, dem diese Partei dient, so pflegt es doch meist ein allgemeines im Parteiprogramm zu geben, in dem auch er sich mit den Parteigenossen verbunden fühlen mag. Jedenfalls würde man völlig irre gehen, wenn man nach dem Programm der demokratischen Partei der vereinigten Staaten von Amerika seine Demokratie einschätzen würde. Das Hauptmerkmal der Unterscheidung zwischen einem so hervorragenden Mitglied und der Masse der Parteigenossen pflegt begründet zu liegen in dem tief inneren Bewußtsein, aus dem die gesamte Willensrichtung des Menschen hervorgeht. In wie hohem Grade das in diesem Falle zutrifft, darüber mag das folgende Zitat aus dem Buche Herron's Aufschluß geben. Er sagt:

„Woodrow Wilson glaubt an die Logik und an die Dauer der Demokratie! Demokratie in politischen Beziehungen, Demokratie in Industrie, Demokratie im intellektuellen wie im geistigen Leben. Wenn wir tief hineinblicken könnten in dieses Mannes Seele, ich glaube, wir würden da das hehre Ideal einer Welt finden, die bei ihrem Ziele angelangt ist. Und dieses Ziel? Ein allgemeiner Kommunismus der Produktion und der Verteilung, verbunden mit einer allgemeinen und fessellosen Freiheit, bezogen auf das Recht des Individuums, den Weg für sich zu wählen, welchen er gehen, auf welchem er wachsen und sich selbst geben will. Hat er nicht gerade solches Ideal dargestellt in den Worten, die er an Lincoln's Geburtsstätte sprach?

„Ist nicht dies," so sagte er, „ein Altar, auf welchem wir für immer das vestalische Feuer der Demokratie als eines Symboles zu hüten haben, an dem sich einige der tiefsten und hehrsten Hoffnungen beständig neu entzünden können? Freilich nur jene, die Leben haben, vermögen sie zu entzünden. Und das einzige Element, welches die Leben gebende Flamme entzünden kann, das ist das Element des lebendigen Herzens. Nicht durch bloße Worte sind die Hoffnungen der Menschen aufrecht zu erhalten, auch nicht durch Institutionen und Doktrinen des Rechts, nicht durch Paragraphen über Freiheit, sondern die Aufgabe der Demokratie besteht darin, diese Begriffe in Leben und Handeln der menschlichen Gesellschaft umzuwandeln, in Selbstverleugnung, Selbstopferung heldenmutiger Frauen und Männer, die bereit sind, ihr Leben zu einer Verkörperung des Rechtes und des Dienstes erleuchteter Zwecke zu machen. Die Gesetze der Demokratie sind so ernst fordernd und bindend, wie ihre Vorzüge beglückend und

edel sind. Ihr Zwang ruht auf uns. Sie wird groß sein und zu einem herrlichen Licht für die Führung der Nationen werden. Aber nur, wenn wir groß sind. Wenn wir dieses Licht emporhalten, daß es uns den Weg zu unseren Füßen erhellt. Wir sind nicht wert auf diesem Boden zu stehen, es sei denn, daß wir selbst in Tat und Wahrheit Demokraten sind, Demokraten und Diener der Menschheit, bereit, selbst unser Leben dahinzugeben für die Freiheit, die Gerechtigkeit und den Hochflug dieser großen Nation, welche uns schützt und nährt.

Woodrow Wilson schaut seine Vision. Er folgt unentwegt dem Glauben an sie; an sie, weil er stark und kühn ist, ein mystischer Christ in seiner Auffassung der kollektiven Möglichkeiten unseres Gemeinschaftslebens. Die äußerste Demokratie, die Demokratie, welche sozusagen die volle Oktave unseres menschlichen Lebens von Grundton zu Grundton durchläuft und umfaßt; ihm ist sie das gewiße Ergebnis der Idee, für welche Jesus lebte und starb. Dieser Mann durchschaut mit John Milton, mit Alfred dem Großen, mit John Stuart Mill und Joseph Mazzini, daß der Sinn des gegenseitigen Dienstes die buchstäbliche und allgemeine Anwendung des Gesetzes der Liebe ist, daß dieses die einzige praktische soziale Basis, die einzige nationale Sicherheit, die einzige Grundlage für internationalen, dauernden Frieden ist. Er glaubt, daß die Bergpredigt die höchste Lebensverfassung der Menschheit ist, und er beabsichtigt und besteht darauf — mag kommen, was da will — mit der Klugheit der Schlange, mit der Verschwiegenheit des Priesters, sein heiliges Fundament der achtlosen amerikanischen Nation zu unterbreiten. Mit Schlauheit hoffend, mit Frömmigkeit planend, sucht er es herbeizuführen, daß Amerika schließlich von selbst erwacht, erwacht zu seiner nationalen Selbsterkenntnis, zum Selbstbewußtsein, das ist: zu seinem hohen Beruf, dem Beruf eines gewaltigen Apostels des Christentums, der die Welt in das Reich Gottes einführt."

Der Sozialist.

Wer solche Ideale hat, sich solche Ziele steckt, der ist selbstverständlich auch Sozialist, aber eben wieder in einem höheren Sinne, als man dies gemeinhin versteht, im allerhöchsten, im christlichen Sinne. Das Volk soll eine Genossenschaft, eine wahre Bruderschaft sein. Der vaterländische Boden gehört allen und nicht einzelnen. Die Natur deckt allen den Tisch zur Nahrung, zur Erquickung, zu einfachen Freuden. Ihre Gaben sollen genossenschaftlich gewonnen und verteilt werden, sie sollen reichlich aber sparsam und mit Vernunft genossen werden von jedem. Schwelgerei und Verschwendung einzelner zu ungunsten der vielen ist verbrecherisch. Wir haben nicht die Freiheit, solches zu tun, ebenso wenig haben einzelne die Freiheit, die Gaben der Natur in Genußgifte umzuwandeln, welche zu einem Quell demo-

ralisierender und schädigender Einflüsse für Millionen Volksgenossen werden.[1]). Das ist ein Teil des Anschauungskreises des Sozialisten Wilson. Daraus sind Taten entstanden, eine Kette von Taten, die vielleicht das kühnste und revolutionärste darstellen, was je ein mit der höchsten Macht ausgestatteter Staatsmann in seinem Lande in so kurzer Zeit getan hat. Weiß man dies bei uns? Weiß man z. B., daß er jene willkürlichste und größte Finanzorganisation vernichtete, die sich, berechnet für Weltherrschaft und Blutbad, in Amerika bildete und in New York zentralisiert war, die mächtige Institution der „Föderierten Bankassoziation?" Weiß man, daß er gegen die das Land Mexiko besitzenden und das mexikanische Volk ausbeutenden Herren vorging? Kennt man die zahlreichen kleineren Veränderungen zugunsten einer sozialeren Ordnung und Gesetzgebung innerhalb seines Staates? Wilson wurde gewählt und wurde wiedergewählt. Das Volk wählte ihn, die kapitalistisch-materialistischen Führer, sowie die dahin gehörigen Professoren sind seine erbitterten Feinde. Dabei aber haben europäische Zeitungen ihr Konzert angestimmt über den „Vertreter des amerikanischen Kapitalismus Woodrow Wilson!" „Es sind immer unsere Geld- und Besitzanlagen, welche Konflikte schaffen . . ." so erklärt Wilson und „Ich habe für die Wohlfahrt der Bedrückten, für die Wohlfahrt bemitleidenswerter Frauen und Kinder mehr Interesse, als für irgendwelche Besitzangelegenheiten und für irgendwelche sogenannten Rechte der Reichen . . ." So wies er vor ihn gebrachte Anklagen von seiten der Besitzenden ab. Hier noch einige Worte Herron's: „. . . Konsequenzen seiner Gesamtrichtung sind, daß er nicht in einem einzigen Falle, wo der Widerstreit zwischen Besitzenden und dem Volke vor ihn gebracht wurde, und wo der Fall klar übersehbar vorlag, sich je auf die Seite des Besitzes, sondern stets auf die der Schwachen und Unterdrückten sich gestellt hat. In den „Federal Reserve Banks", so gut wie in anderen legislativen Institutionen hat er zielbewußt gewisse Grundlagen unterminiert, auf denen unsere kapitalistische Wirtschaft beruht; zu gleicher Zeit aber hielt er stets solche Fundamente bereit, wie sie einer wahren Gemeinsamkeit der Interessen dienen. Ohne Proklamationen, fern von dem üblichen Jargon des modernen Radikalismus hat er sich als gewissenhafterer Vertreter und Förderer des Wohles der arbeitenden Klassen gezeigt, als die meisten Arbeiterführer selbst. Und dies alles trotz seiner früheren rein akademischen Laufbahn, trotz seiner Herkunft aus der Mitte jener Gesellschaftskreise, in die er durch Stellung und Beruf hineingestellt war. . ."

Sozialist und Demokrat! Also Sozialdemokrat? Nein, nicht im heutigen Sinne ist Woodrow Wilson Sozialdemokrat. Es mag eine Sozialdemokratie als absolute Idee geben, die an Hoheit und Würde allen anderen einzelnen Idealen gleich ist, ja, es gibt eine, das Evan-

---

[1]) Wie bekannt, ist Wilson sowohl selbst Nikotin- und Alkoholabstinent, wie er auch eine Abschaffung der Alkoholproduktion in seinem Staate plant.

gelium stellt sie dar. Was sich aber jetzt als solche ausgibt, ist ein gar zu getrübtes, kaum kenntliches Bild jener absoluten Idee. Präsident Wilson's ganzes Sein und Wesen hat nichts damit gemein. Und dennoch neigt er, der große Menschenfreund, sich immer zu den Schwachen und Elenden, gleichviel ob Volk oder menschliches Individuum, dennoch nennt er selbst und fühlt sich selbst nichts anderes, als den ersten Diener seines heimatlichen Staates, als Diener der Menschheit und zwar im vollen Sinne des Wortes. Ich muß, je tiefer ich eindringe in das Problem, immer aufs neue staunen über einen Mann, in dessen Persönlichkeit sich soviel unendliche Güte, ein so klarer scharfer Verstand, ein so seltenes staatsmännisches Geschick, eine staatsmännische Gewandtheit ohnegleichen, soviel Bescheidenheit und eine jederzeit gefaßte Ruhe und Sicherheit auch den schwierigsten Dingen und Anforderungen gegenüber zu einer solchen völligen Harmonie vereinen. Und ich muß auch immer wieder staunen darüber, daß dieser Mann gerade in unsere Zeit hineingeboren, daß er gerade in dieser Zeit auf einen Platz gestellt worden ist, der eben jetzt, man kann das wohl behaupten, als Gipfel sich emporhebt aus der Menschheitspyramide. Ich habe schon zuvor bemerkt und darauf hingewiesen, wie es überall wohl seiner Menschenwürde gleichkommende, gesinnungsgleiche Zeitgenossen gibt, ich möchte es auch nicht unterlassen, hervorzuheben, daß gerade dem, was Wilson als Pazifist will, Pazifisten schon zuvor Jahrzehnte ihres Lebens gewidmet und das gleiche pazifistische Gebäude, den Völkerbund aufgestellt haben; aber sie saßen eben doch nicht auf dem Präsidentenstuhl der nordamerikanischen Union. Freilich aber reiht gerade dieser Umstand den zahlreichen hervorragenden Eigenschaften des Präsidenten noch eine neue, sehr wichtige an: nie würde Woodrow Wilson in Gefahr kommen, eine Beute der Dämonen zu werden, als da sind Dünkel, Herrschsucht, Glanz und Prachtliebe 2c., welche den Thron umlauern. Einer stand ihm noch vor wenigen Jahren auf vielleicht gleich hohem Gipfel gegenüber, Einer hatte vielleicht dieselben Chancen und Möglichkeiten, Menschheitserlöser vom Kriege zu sein: Wilhelm II.! Aber vergegenwärtige man sich doch nur einmal das Sein und Wesen dieses Machthabers und ziehe Vergleiche mit jenem. Jawohl, in seinen eigenen Augen war Wilhelm II. ein „Instrument des Himmels“. Auch Woodrow Wilson trägt sicherlich tief im Herzen das Bewußtsein, die Aufgabe auf Erden zu haben, einen bestimmten göttlichen Willen zu vollstrecken, was anderes ist sein Glaube, als dies? Aber nun die Resultate solchen Bewußtseins bei beiden . . . Es schafft sich wohl jeder, der überhaupt in solchen Gedanken lebt, seinen Gott als sein Ebenbild.

Der Völkerbund Wilson's.

Wenn ich einigermaßen gründlich auf dieses Problem eingehen wollte — wir Pazifisten haben es ja solange bearbeitet, wenigstens

einzelne von uns, während aber wir, die wir nicht gerade an diesen Arbeiten teilnahmen, doch als gelehrige Schüler die Sache verfolgten, — wenn ich also darauf nach meinem besten Wissen eingehen wollte, so würde diese Arbeit noch ein Buch umfassen. Darum weil dies nicht sein kann, darf ich mir nur noch einige Bemerkungen dazu gestatten:

Der Völkerbund ist in aller Munde, in allen Vorstellungen und sicherlich hat er ebenso viele Formen, wie es Individuen gibt, die sich denkend damit beschäftigen. Was nun davon in Wort und Schrift seit jener ersten von Wilson ausgegebenen Januarbotschaft das Licht der Welt erblickt hat, nimmt sich oft recht wunderlich aus. Am wunderlichsten, so scheint es mir immer, ist der Völkerbund, der durch die Photographie der Tagespresse uns übermittelt, am grünen Tische in Paris zutage tritt. Da ist er doch lediglich ein Machtinstrument! Freilich sitzt auch Präsident Wilson selbst inmitten dieses Kreises, und er trägt das reine Bild des Völkerbundes in sich; aber würde es überhaupt im Augenblick möglich sein, es seiner wahren Gestalt nach zu enthüllen, solange noch Siegestrunkenheit mit allen ihren Folgeerscheinungen: Machtgelüst, Herrschgelüst, Haß- und Rachegefühle u. s. w. die Augen der Anwesenden blenden? Vielleicht ist die Schrift über den Völkerbund, die Lord Grey verfaßt hat, dem Wilson'schen Gedanken noch am nächsten gekommen, und doch lange nicht nahe genug. Viel weiter in der Fassung und Auffassung, viel höher steht der eigentliche Völkerbund. Der Völkerbund ist nicht ein Diktator, der den Krieg verbietet und sein Verbot oder Gebot durch ein internationales Heer unterstützt, der Völkerbund richtet aber Institutionen, wie Schiedshof und Staatengerichtshof, ein, des letztern Angelegenheit die Exekutive ist. Der Völkerbund, man vergesse doch das nicht, das sind ja wir selbst, wir, alle Völker der Erde, der Ausdruck der „Weltorganisation". Diese ist aber an sich der internationale Friede; denn sie hat es zu tun mit der Regelung aller Kulturaufgaben der Menschheit. In unserer Zeit stellt sich der gesamte Kulturapparat der Menschheit so ungeheuer vielgestaltig und kompliziert dar, daß es durchaus der Zentralisierung der Menschheitsinteressen bedarf. Und dies eben geschieht doch durch den Völkerbund. Er soll das Herz des Menschheitsorganismus sein, und er wird es sein! Durch seine positive Kulturarbeit wird ja die ganz negative Angelegenheit der Kriege und Zwistigkeiten von selbst zurücktreten und immer mehr von der Tagesordnung verschwinden, womit nicht gesagt ist, daß Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten nicht mehr vorkommen, keine Konflikte mehr schaffen, doch die Art der Konflikte wird schon einen ganz anderen Charakter haben, einen Charakter, der eben ihre Lösung durch Schiedsgericht und Gerichtshof und nicht durch Krieg fordert.

Vor allem aber: der Völkerbund ist etwas dauernd werdendes, etwas dauernd von Stufe zu Stufe emporsteigendes.

Er ist nicht ein Ding, das heute gewollt, morgen beschlossen und übermorgen hingestellt werden kann. Man schaue doch die organisch gestaltende, in Jahrhunderten, Jahrtausenden organisch gestaltende Natur an, man vergegenwärtige sich den menschlichen Organismus, dieses ewig werdende Gebilde und wende es an auf die Weltorganisation, auf den Völkerbund. Natürlich müssen die, welche sich zu einem solchen, die Erde umspannenden Bunde bekennen, welche eine äußere Körperschaft dafür schaffen, vor allem guten Willens sein; aber das sind sie im allgemeinen auch. Wir wissen es alle, wir alle sind ja erfüllt von diesem Willen. Daß dies Wilson's Werk ist, daß es sein Werk ist, Europa zu diesem Willen erweckt zu haben, dessen sind wir uns vielleicht nicht genügend bewußt. Der Pazifismus war nicht so mächtig, diesen notwendigen Gesamtwillen herbeizuführen. Das lag, wir wissen es wohl, an den Zeitverhältnissen, die Amerika im Verein mit den Alliierten erst überwinden mußte. Aber, dies sei noch gesagt: alle die Furcht und das Zittern, daß sich der Völkerbund als ein ungerecht einseitig Ding herausstellen könnte, diesen ausschließend, jenen zulassend, Rangordnungen einführend, gar Vergewaltigungen unternehmend, alles das ist mindestens verfrüht und entspringt falschen Vorstellungen. Die Idee ist ja immer größer als die Menschen. Diese Idee hat längst gesiegt. Selbst Wilson steht unter ihr, er ist ihr Diener, aber ihr erster Diener! Elsbeth Friedrichs.

Rundschau.

Zur Vermeidung des Bürgerkrieges. Unser „Weckruf" ist nicht ungehört geblieben. Die Basler „Nationalzeitung" und die „Neue Schweizerzeitung", der „Demokrat" und wohl noch andere Blätter haben ihn vollständig abgedruckt, wofür wir ihnen unsern warmen Dank aussprechen. Hoffentlich werden noch andere folgen! Eine Reihe von wertvollen Zuschriften haben uns belehrt, wie viele Menschen in allen Volkskreisen, sogar dort, wo man es nicht vermuten würde, von ähnlichen Gedanken bewegt werden. Wenn diese Kräfte nun bloß auch zu einer starken Aktion gelangen könnten, bevor es zu spät ist. Dafür sollten Politiker die Führung übernehmen, wir Andern würden gerne helfen.

Von dem „Weckruf" sind Separatabzüge bei der Redaktion zu haben und wir bitten die Gesinnungsgenossen, sich ihrer zur Aufklärung möglichst vieler Kreise zu bedienen.

[1]) Dem Zürcher Korrespondenten der „Basler Nachrichten", Herrn Zurlinden (er ist zweifellos der z.-Korrespondent) blieb es vorbehalten, in unserem „Weckruf" ein „Wahlmanifest" zu sehen. Wir werden auf diese gehässigen und unwahrhaftigen Ausführungen und den ganzen Herr Zurlinden nächstens zu sprechen kommen.

Kurt Eisner und die Presse. Daß Kurt Eisner in erster Linie als ein Opfer der Presse gefallen ist, weiß man. Er selbst hat geahnt, daß es so kommen werde. Daß ein Mann, der in seiner Stellung den Mut hat, diesem tausendköpfigen Monstrum, diesem Hauptorgan aller Gemeinheit, zu trotzen, würde allein schon ihn den Großen beigesellen. Wir feiern darum sein Gedächtnis auch dadurch, daß wir einige seiner Aeußerungen über diese Macht abdrucken.[1])

„Die revolutionäre Regierung des Volksstaates Bayern buhlt nicht um die Gunst des Volkes. Sie unterstellt sich der freiesten Kritik.

Sie will nur nach ihren Handlungen beurteilt sein. Schon beginnt nach der ersten Ueberraschung ein Teil der Presse, die mehr Schuld an der Katastrophe Deutschlands hat als irgend eine andere Institution, zu beweisen, daß sie von dem Geiste der jungen Zeit noch unberührt ist. Wir werden auch diesem Treiben, diesem läppischen Unsinn, die uneingeschränkte Freiheit gewähren, in dem ruhigen und festen, verachtenden Gefühl von Männern, die sich klar darüber sind, daß sie vor der Geschichte ihre Handlungen zu verantworten haben und verantworten können. Wir beabsichtigen nicht, die Presse unmittelbar oder mittelbar geheim zu beeinflussen. Wir werden kein Regierungsblatt haben. Was wir der Oeffentlichkeit mitzuteilen haben, wird mit deutlicher Kennzeichnung der Herkunft veröffentlicht werden. Aber auch auf diesem Gebiete haben wir die Zuversicht, daß sich eine innere Reinigung und Erneuerung des Pressewesens vollziehen wird und damit die Presse ihrem heiligen Berufe wiedergegeben wird, dem sie sich so schmählich entfremdet hat. Dann erst wird sie das Vertrauen des Volkes gewinnen und ein Werkzeug schöpferischer Arbeit werden.“ — — —

„Ich bewundere den Mut der Presse, den Mut ihrer Nichtsnutzigkeit. Meine Herren! Sie hätten keinen Journalisten als Ministerpräsidenten hereinsetzen sollen, der kennt den Schwindel (Bravo!) und weiß, wer dahinter steht und was bezweckt wird. (Zuruf!) Nein, das schlechte Gewissen der Schuldigen steckt dahinter. (Sehr richtig!) Diejenigen, die in der Revolutionsnacht und am Revolutionsabend mit uns Arm in Arm marschiert sind, die fürchten sich jetzt vor mir, weil ich dieses Verbrechernest in Berlin ausräuchern will, und von diesem Verbrecherneste gehen diese ganzen Treibereien aus. (Hört!) Ich bewundere den Mut der Presse, daß sie es heute noch wagt, jenes elende Geschäft fortzusetzen, das sie 4½ Jahre getrieben hat, aber ich bewundere noch mehr die Massen, das Publikum, das nun doch bis in das letzte Dorf hinein weiß, daß es 4½ Jahre von derselben Presse angeführt wurde und heute wieder gläubig auf dieselbe Schandwirtschaft hineinfällt, die es bisher 4½ Jahre getragen hat. (Sehr richtig!) Ich weiß wohl, was ich zu erwarten habe, wenn ich gegen diese Pest von Presse losgehe. Ich habe keinen Pardon zu erwarten, denn dieses Gesindel wehrt sich seiner eigenen Haut. Ich bin schon im September 1914 in Berlin gewesen, ich habe an den Pressekonferenzen teilgenommen und weiß, wie die öffentliche Meinung gemacht wird. Dort sitzen die Herrschaften zusammen und irgend ein Vertreter des Auswärtigen Amtes — so war es im Kriege — oder des Generalstabes sagt den Herren Journalisten: Meine Herren, ich denke, wir werden morgen oder heute folgendes schreiben“, und dann wird in der gesamten deutschen Presse dasselbe geschrieben. (Hört! Hört!) Das ist die öffentliche Meinung. So wird öffentliche Meinung gemacht, und solange ich hier stehe, bekämpfe ich diese Gesellschaft. (Lebhafter Beifall!) Die Presse kann in einer gewissen Hinsicht froh sein, daß ich durch die gegenwärtige aufreibende Tätigkeit verhindert bin, das große Buch fertigzustellen über die Schandtaten der Presse, das ich im Gefängnis zur Vollendung bringen wollte, aber nicht konnte, weil man mich vorzeitig entlassen hat. (Heiterkeit!) Heute habe ich keine Zeit dazu. Heute halte ich meinen Kopf hin gegen die Presse. Trotzdem bin ich ein Mensch, der nach Grundsätzen handelt. Ich will die Freiheit der Presse nicht antasten. Mögen sie

[1]) Vgl. Die Neue Zeit. I. Folge.

auf mich schimpfen, soviel sie wollen, das rührt mich nicht. Mein ganzes Leben liegt offen vor aller Welt. (Sehr richtig!) Ich habe nichts zu verbergen und nichts zu verheimlichen und ich rühme mich nicht einmal der Wunden, die ich im Kampfe um die Freiheit und die Erlösung der Massen davongetragen habe. Ich tue nur meine Pflicht und weiche niemandem, niemandem, keinem offenen Feind und noch weniger den Intriganten und Schleichern, die heute wieder aus der Tiefe auftauchen, diejenigen, die uns verhindert haben, schon im Januar dieses Jahres die Erhebung des Volkes vorzubereiten. (Sehr richtig!) Wir waren aber weitsichtiger, dieses kleine Häuflein, die wir gearbeitet haben, um jene verbrecherische Gesellschaft zu erledigen und im Februar dieses Jahres den Weltfrieden herbeizuführen. Damals aber wurden wir daran verhindert. Wir wurden in den Kerker eingesperrt, damals standen uns 6, 8, 10 Jahre Zuchthaus bevor, das heißt der geistige Tod. Als wir dann aus dem Gefängnis herauskamen, wir alle, die wir eingesperrt waren, was haben wir getan? Wir haben am selben Tage den Kampf dort aufgenommen, wo wir ihn verlassen mußten, weil wir von einer Gesellschaft gewaltsam gehindert wurden, von Leuten, von denen man heute nicht weiß, in welchem Schlupfwinkel sie sich geflüchtet haben. (Zuruf: Sehr richtig!) Meine Herren! Ich werde nachher Ihnen die politische Lage darstellen, wie sie sich in Wahrheit darbietet. Ich bitte Sie nur um Eins, glauben Sie der Presse kein einziges Wort! (Zurufe: Bravo!) Nicht ein einziges!

Ich will für die Herren der Presse Eins hinzufügen: Es hieß gestern — heute las ich es wieder — daß meine Stellung erschüttert ist. Das kostet nichts weiter als die geringe geistige Anstrengung des Herrn, der diesen Satz ausspricht oder niederschreibt oder diktiert. Das ist die ganze Wahrheit, die dahinter steckt. Ich sprach gestern mit einem Vertreter der „Münchner Neuesten Nachrichten" am Abend. Ich schilderte ihm die Stimmung des Volkes und die Gefahr, die der Presse droht, wenn die Volksleidenschaften entfesselt werden. (Sehr gut!) Und kaum sagte ich dies, so bekam ich aus einem oberpfälzischen Ort ein Telegramm, das ich dem Herrn zeigte, ein Telegramm, das vollauf bestätigte, was ich gesagt habe. Dort hat der Arbeiter- und Soldatenrat, ergrimmt durch die Pressetreibereien, kurzen Prozeß gemacht und das dortige Blatt auf 3 Tage eingestellt. (Zurufe: Sehr gut!) Meine Herren! Sie rufen: Bravo! Ich muß sagen, daß es mir im Innersten widerstrebt, diese Leute so zu behandeln. Aber eine Grenze hat auch meine Geduld und meine Ueberzeugung, daß nur in vollkommener Freiheit die neue Zeit reift, nämlich die Grenze, daß man uns nicht verhindern soll, zum Frieden zu kommen. (Rufe: Sehr richtig!) Meine Herren! Gestern hat der Ministerrat einstimmig beschlossen, daß die Presse dringend gewarnt wird vor jeden Schwindelnachrichten, die jetzt noch gegen die Entente aufreizen, vor jenen Tartarennachrichten von Truppenverschiebungen an die deutsche Grenze und dergleichen. Es ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß die Presse — ein einstimmiger Beschluß des Ministerrats — künftig bei solchen Meldungen, die gemeingefährlich sind, wenigstens den Anstand besitzt, die Quelle anzugeben (Zurufe: Bravo!), woher sie diese Nachrichten bezieht. Meine Herren, ich weiß nicht, ob ich mich irre. Ich bin in einer glücklicheren Lage als Sie. Ich lese seit 3 Wochen keine Blätter mehr. Sie werden mir ab und zu gezeigt. Ich habe keine Zeit dazu. Dieser Preßalkoholismus, der benebelt nur die Leute, die unglücklichen Menschen, die diese Presse lesen, und ich bin in der glücklichen Lage, keine Zeitung zu halten."

Das alles wird, mutatis mutandis, auch für die Schweiz gelten. L. R.

Kreuz.

Der Heilsweg Jesu hat zwei Stufen, die erste ist Selbstverleugnung, die zweite Leiden.

*

Wie kokett hängt das Goldkreuzchen am Busen der leichtherzigen Schönen; die beringte Hand des Bischofs spielt mit dem schweren, mit Edelsteinen besetzten Pectorale; es nickt das Kreuz von der Krone des Herrschers — aber nur, wer es keuchend schleppt nach der Schädelstätte, um dort daran zu verbluten, ist dem Meister verwandt.

*

Die Evangelien betrachten das Kreuz nicht als eine juristische Transaktion zwischen Jesus und Gott; sondern als eine neue Kraft, die Jesus dem Leben verleiht. Der Theologe mag sich abmühen, allerhand unfruchtbare Lehren aus dem Kreuzesbalken zu schnitzen, für Jesus war das Kreuz der Heilsweg und das unumgänglich notwendige Bildungsmittel des Christen.

*

„Fortschritt durch Leiden" ist einer von Jesu charakteristischsten Gedanken, der in der Geschichte des Individuums und der Völker noch immer seine Bestätigung gefunden hat. Menschen und Nationen verfallen, wenn Leid und Kreuz von ihnen weichen.

Büchertisch.

Sozialismus und Gewalt. Ein Wort an die Arbeiterschaft und ihre Führer. Von L. Ragaz. Verlag von W. Trösch, Olten. (34 S.)

Durch die große Gefahr, die dem Sozialismus und der Welt von einer Herrschaft des Gewaltprinzips im Sozialismus selbst droht, werden Viele von uns schwer beunruhigt. Aus dieser Unruhe heraus — auch einem mannigfach geäußerten Wunsche gehorchend — habe ich mich bewogen gefühlt, das Problem des Verhältnisses von Sozialismus und Gewalt in einer kleinen Broschüre zu erörtern. Es ist eine Pflichtarbeit, deren Unzulänglichkeit mir selbst vollkommen klar ist. Aber die kleine Schrift mag trotzdem zur Warnung vor den Gefahren des Gewaltprinzips und zu einer Vertiefung Klärung der ganzen so außerordentlich wichtigen Frage dienen. Darum möchte ich die Leser der Neuen Wege herzlich bitten, sich um der Sache willen der Schrift anzunehmen und für ihre rasche Verbreitung bemüht zu sein, natürlich nur soweit als ihre Ueberzeugung es ihnen erlaubt oder gebietet.

L. Ragaz.

Redaktionelle Bemerkungen.

Unmittelbar vor der Drucklegung der Neuen Wege erfahren wir das Urteil im Generalstreiksprozeß. Es fehlt uns Zeit und Raum, uns darüber auszusprechen, so sei denn nur dies gesagt; das Urteil gehört, wie der ganze Prozeß, zum Verhängnisvollsten, was in der Schweiz seit langem geschehen ist. Mögen die Folgen nicht so schlimm werden, wie zu befürchten ist. Dazu die Meldung von einem neuen großen Milchaufschlag. Wenn unsere bürgerliche Gesellschaft in Blut und Grauen untergeht, dann mag sie, falls sie noch einmal vor ihrem Ende erwacht, sich bei ihren Führern beklagen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Ich fühle dich.

Ich fühle dich, mein Gott, ich fühle dich!
Und muß mich, wie das Gras im Abendwehn
dir neigen tief. Du kannst mich dennoch sehn.
Ich bin ein Halm, der dürstend dein begehrt,
ein schwankes Gräslein, das zum Licht sich kehrt
und in ihm lebt und webt, ihm still erblüht.
Das dunkle Erdreich bist du, saftdurchsprüht.
Ich strecke meine Wurzel weit hinab:
Du dunkle Erde, die mir Leben gab,
du Mutterschoß, geheimnisvoll und tief,
der mich gehegt, als ich im Dunkel schlief,
— nun bin ich wach, mein Gott, und neige mich,
ein dürstend Gras im Wind, aus dir — in dich.

Julie Weidenmann.

Psalm 51.

Eine Laienbetrachtung.[1])

Es findet sich unter den Christen, den Theologen sogar ein merkwürdiger Kleinglauben hinsichtlich dessen, was das Wort Gottes dem modernen Menschen sagen kann, der zuletzt einem kleinmütigen Zweifel gleichkommt, ob Jesus ihnen überhaupt noch etwas zu sagen hat. Unter den niedrigst stehenden Heiden noch mag man Mission treiben, aber unter modernen, religionslosen Menschen, unter Sozialisten, Jungburschen gar — da ist man so skeptisch, daß ein Versuch fast als Sünde betrachtet wird, man vom Perlen vor die Säue werfen redet. Als ob Jesus Matth. 7, 6, oder überhaupt je, mit „Säuen" und „Hunden" Menschen, Brüder meinen könnte und nicht tierische Lüste in unserer eigenen Brust — ein seltsames

---

1) Angeregt durch die Betrachtung eines Pfarrers.

Mißverständnis des Wortes, das unmittelbar auf die Stelle vom Splitter im fremden und Balken im eigenen Auge folgt. Jesus sagt vielmehr, gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker. Ist unser Proletariervolk kein Volk, die Welt unserer Mietskasernen und Arbeiterwirtschaften keine Welt?

Doch! Das Wort Gottes ist heute wie allezeit, bei uns wie allüberall schärfer denn ein zweischneidiges Schwert, es trifft und durchdringt alle Menschen und Dinge, und es wird wieder verstanden werden, wenn wir Christen selbst erfassen und dann zeigen, wie in ihm auch für die modernsten Fragen und Nöte von der ewigen göttlichen Weisheit, dem Urquell aller Wahrheit, Lösungen geboten werden.

Nehmen wir den 51. Psalm zur Hand. Vielleicht lesen wir darüber nur mit einem allgemeinen Eindruck hin und bleiben erst gegen Schluß an der Frage hängen, was wir wohl heutzutage unter uns Opfer nennen könnten, die wir geben wollen, die Gott aber nicht will und an deren Stelle er ein geängstetes und zerschlagenes Herz verlangt. Jene alte Frage der Brandopfer und ganzen Opfer berührt uns ja nicht mehr, aber hat sie nicht auch noch für uns einen Sinn, kann sie nicht Antwort geben auf eine moderne Frage? Was können wir die Opfer nennen, die zu bringen wir einigermaßen bereit sind, die aber nicht genügen? Wir haben eingesehen, daß unsere alte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung dringend der Erneuerung bedarf, und da sind wir zu allen möglichen Opfern, Reformen und Reförmchen bereit, z. T. mit der Tat, wenigstens aber vorderhand einmal mit Worten. Wir geben etwas mehr für gute Werke, wir diskutieren ernsthaft die 48-Stundenwoche, Wohn- und Schulreform, Arbeitergewinnbeteiligung, alles mögliche bis zu Dienstboten- und Lehrlingsferien, ja noch allerhand unmögliche Reformen, wie Freigeld oder Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durch Gesundheitszeugnisse, die jeder in der Tasche haben müßte. Das alles sind mehr oder weniger große Opfer, die wir zu bringen bereit sind. Allerdings wenn sie recht groß sind, so rechnen wir manchmal noch darauf, daß wir sie nicht ganz zu bringen brauchen, daß es wie bei großen Opfertieren genügt, ein Stück als Brandopfer auf den Altar zu legen, der Hauptteil aber behalten werden darf. Das alles tut's nicht!

Dem gegenüber fordert Gott ein zerschlagenes Herz. Was ist in unserer Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung das Herz. Wir nennen es oft den nervus rerum, den Lebensnerv aller Dinge — das Geld und Gut, unser Vermögen, unsern privaten Besitz. Und der soll zerschlagen werden! Allerdings da sind wir geängstigt, müssen tief hinein in die Angst. Aber das ist, was Gott nicht verachtet. Das Herz will er zerschlagen haben. Ist das einmal da, dann tut er wohl an Zion, baut die Mauern zu Jerusalem. Dann erst gefallen ihm wohl die Opfer der Gerechtigkeit, die Brandopfer,

das sind die kleinen, und die ganzen Opfer, das sind die großen Reformen; dann wird Gott sie segnen und gelingen lassen.

Ist so der Schluß des Psalms gegenwartslebendig geworden, so nehmen wir den Psalm noch einmal von Anfang an vor und finden noch viel. Da ist im Anfang die unendliche Verstrickung geschildert in eigene Schuld: „meine Sünde ist immer vor mir,“ und in Erbschuld: „meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.“ Aller Hilfe zuvor geht die eine Notwendigkeit: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist.“ Wo sind in unserm Leben, in unserer Kultur, in unserm Reformwillen die Reinheit, die innere Gewißheit, das absolute Du-darfst und das absolute Du-sollst? Darauf folgt: „Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.“ Wer glaubt noch daran, daß wir nicht sehnsüchtig von ferne die Hand darnach auszustrecken haben, sondern daß der heilige Geist in uns ist und wir nur darauf achten müssen, daß wir ihn nicht verlieren? „Errette mich von den Blutschulden“, unseren Blutschulden, daran jeder Mann Anteil hat, der je auf seine Uniform stolz war, jede Frau, die wohlgefällig auf das bunte Tuch blickte, jedes Elternpaar, das seinen Kindern mit militärischem Spielzeug die Lust zum Kriege einpflanzte. Weiter lesen wir die Bitte: „mit einem freudigen Geist rüste mich aus“ und den Entschluß, die selbst gewonnene Erkenntnis des Willens Gottes und die Erfahrung seines Trostes weiterzugeben an die Brüder: „Ich will die Uebertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren.“ „Herr, tue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkünde.“ Hier schließt sich der Ring unserer Betrachtung. Ja, Gott hat allen, auch den religionslosesten Spöttern etwas zu sagen und zwar durch unsern Mund, aus der Tiefe eines durch Angst und Zerschlagenheit rein, neu und gewiß gewordenen, vom Geiste Gottes erfüllten Herzens, mit einer freudigen Stimme.

C. Alfr. Bietenholz.

Der Einzelne und der Staat.[1]

Ein Beitrag zur heutigen Lage.

Das Gebiet, auf das ich Sie heute Abend führen möchte, ist nicht im engern Sinne ein religiöses oder gar kirchliches. So lange Menschen leben, mußten sie sich praktisch und theoretisch mit der Frage, die in unserm Thema liegt, auseinandersetzen und zahllos sind die Lösungen, die einesteils von Denkern über den Staat

[1]) Es handelt sich im Folgenden um einen Vortrag, der das ganze Problem, das in dem Thema steckt, weder erschöpfen will noch kann, der es aber gerade von der gegenwärtigen Lage aus den Hörern näher bringen wollte. Er wurde im Februar vor der „Vereinigung unabhängiger Kirchgenossen“ in Basel gehalten.

vorgeschlagen, anderenteils von geschichtlich gewordenen Staaten wie von Einzelnen praktisch versucht worden sind. Jedesmal aber, wenn in der Menschengeschichte tief aufwühlende Katastrophen eintraten, wenn die seelische Struktur des Einzelnen aus ihrem Gleichgewicht heraustrat, mußten auch die überlieferten Formen des menschlichen Zusammenlebens neu geprüft werden. Man stand vor der Frage, die uns heute beschäftigen soll: der Einzelne und der Staat, oder um die Sache mit zwei modernen Schlagworten zu bezeichnen: Individualismus und Sozialismus.

Die Gegenwart, insbesondere aber die vier Kriegsjahre, haben uns allen immer wieder in konkreten Fällen den in dieser Frage eingeschlossenen Gegensatz gezeigt. Ich erinnere Sie an die Dienstverweigerer, die aus ehrlicher Ueberzeugung an den Staat die Frage gerichtet haben: Hast du wirklich das souveräne Recht, mich zum Töten anderer Menschen zu zwingen? Ich erinnere Sie an die zahlreichen Vorschriften, mit denen der Staat während des Krieges in unserm doch von blutigen Kämpfen verschonten Lande bis tief in unsere häuslichen Gewohnheiten eingriff, in Gewohnheiten, die uns bisher als unantastbar erschienen. Ich erinnere Sie, wie unsere welschen Miteidgenossen den Deutschschweizern ihren „Etatisme“ vorrückten, d. h. ihre relativ geduldige Unterordnung unter die außerordentlichen Vollmachten des Bundes, während sie ihren eigenen Individualismus priesen, der sich gegen alle Eingriffe von Bern her zur Wehr setzte. Was wir erlebt haben, ist aber wenig, gegenüber dem, was den Menschen in unsern Nachbarländern, z. B. in Deutschland zuteil wurde. Kein Zeitungsredaktor konnte mehr schreiben, was ihm richtig schien; die staatliche Zensur griff ein. Kein privater Brief konnte unzensiert über die Grenze gehen. Die Glocken im Kirchturm und die Kupferkessel in der Küche waren nicht mehr sicher vor der Hand des allmächtigen Staates. Und auch für die Zukunft ist man in Deutschland überzeugt, daß man ohne starke Sozialisierung, d. h. Ueberführung der Güterproduktion und auch ihrer Verteilung in die Hand des Staates nicht wird auskommen können. Dazwischen erleben wir in demselben Deutschland ein wildes, regelloses aber kräftiges Erwachen des Individualismus, der nun jedes Recht und jedes geordnete Zusammenleben zu sprengen droht. So tritt überall dieser Gegensatz in greller Beleuchtung an den Tag.

Auf der einen Seite stehen die Freiheitsansprüche des einzelnen, sein Recht auf Glück und Aufstieg, die Forderungen seines Gewissens. Auf der andern stehen die Pflichtforderungen der als Staat organisierten Gesamtheit des Volkes, die Beschränkungen und Verengerungen, die sie dem einzelnen auflegt. Kann man restlos auf die eine oder andere Seite treten? Oder ist wenigstens im Zweifelsfalle die unbedingte Ueberordnung der

einen über die andere Linie möglich? Oder wie ist ein sittlich-wertvolles Verhältnis zwischen den Anforderungen von beiden Seiten denkbar? Gibt es Forderungen, die für unsere heutige Lage besonders dringend sind? Das ist der Fragenkomplex, der sich mir aus diesem Gegensatz ungezwungen heraushebt. Daß ich Ihnen im Raum einer Stunde keine letzten Lösungen, ja nicht einmal eine vollständige Uebersicht über diese Fragen geben kann, das weiß ich wohl. Es genügt mir, wenn ich Ihnen zum Bewußtsein bringen kann, wie tief sie heute in unser persönliches und politisches Leben eingreifen und alle zur Mitarbeit auffordern.

Ich habe mein Thema formuliert: „Der Einzelne und der Staat", nicht „Der Einzelne und die Gemeinschaft" oder das Gemeinwesen". Mit Absicht. Ich kann die Hetze auf das Wort „Staat" nicht mitmachen, die heute Mode geworden ist. Ich finde es für einen Russen wie Lenin begreiflich, für einen Schweizer aber eine komische Nachäffung, wenn man den Staat als die Organisation einer Klasse zur gewaltsamen Unterdrückung anderer Klassen definiert. Das stimmt in Rußland von Rurik bis Lenin, aber nicht für die Demokratie in der Schweiz. Ich kann auch nicht folgen, wenn Professor Ragaz einer Reihe von guten Mächten, d. h. „Liebe, Seele, Christus, der Mensch", eine Reihe von bösen Mächten, d. h. „Gewalt, Stoff, Caesar, der Staat", gegenüberstellt. Staat und Mensch stehen für mich nicht im Gegensatz von böse und gut. Und die Ersetzung des Wortes „Staat" durch „Gemeinwesen" ist mir nur ein Spiel der Worte. Wenn ich heute Abend vom „Staat" rede, so denke ich also lediglich an die Organisation, die sich ein Volk gibt, um seinen Gesamtwillen zum Ausdruck zu bringen. Eingeschlossen in diesen Begriff ist auch die Tatsache, daß der Staat sich das Recht nimmt, den einzelnen zu gewissen Dingen zu zwingen. Nicht eingeschlossen ist dagegen, daß ich die gegenwärtige bei uns oder anderwärts verwirklichte Form des Staates als ein Höchstes und Letztes ansehe. Er ist mir einfach eine besonders typische und technisch hoch entwickelte Form des menschlichen Zusammenlebens, die irgendwie auch in aller Zukunft existieren wird.

* * *

Unsere Frage: Wie steht der Einzelne zum Staat? hat naturgemäß alle Denker beschäftigen müssen, die sich mit dem eigenartigen Gebilde Staat abgegeben haben. Neben den selteneren extrem-radikalen Lösungen nach der einen oder andern Seite stehen naturgemäß die viel zahlreichern mittleren Lösungen. In der Wirklichkeit der Staatenbildung ist eine mittlere Linie sogar unvermeidlich. Dabei gibt es Zeiten und Länder, die ihrer ganzen Tendenz nach mehr zur individualistischen und solche, die mehr zur etatistischen oder protektionistischen Lösung neigen. So steht dem griechisch-römischen Alter-

tum der Staat hoch über dem Einzelnen, wenigstens vor seiner rationalistischen und christlichen Zersetzung. England ist das klassische Land des Individualismus, Frankreich bis hinein in unsere Tage das Land der staatlichen Zentralisation, im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert auch des ausgesprochenen Protektionismus. Dabei ist es ein begreiflicher Scherz der Geschichte, daß der extremste Anhänger der unbedingten Staatsoberhoheit ein Engländer, Thomas Hobbes, ist, während der englische, dem Einzelnen mehr Raum gewährende Staat seinen Lobredner in Frankreich gefunden hat, d. h. in Montesquieu. Die Theorie lebt hier, wie so oft, von dem Gegensatz gegen die Wirklichkeit.

Doch ich will mich nicht bei geschichtlichen Reminiscenzen aufhalten, sondern will versuchen, Ihnen den Gegensatz der extremen Theorien typisch darzustellen, ohne daß die eine oder die andere Formulierung den Anspruch erhebt, sich mit den Ansichten eines bestimmten Theoretikers zu decken.

Die individualistische oder liberale Staatstheorie, wie sie im achtzehnten Jahrhundert ausgebildet wurde und im neunzehnten Jahrhundert Gemeingut aller liberalen Politiker geworden ist, lautet etwa dahin: Der Ursprung des Staates führt zurück auf einen staatlosen Zustand, in dem es nur Einzelne gab, die einander befehdeten. Aus diesem Urzustand haben sich die Menschen mittelst eines Urvertrages untereinander, hinausgehoben, wobei sie aber gewisse ursprüngliche, jedem Menschen angeborene Menschenrechte nicht preisgaben. Diese Menschenrechte, die auf angelsächsischem Boden in Amerika zum ersten Mal ausgesprochen wurden, hat die französische Revolution klassisch formuliert: Es sind das die Gewissensfreiheit, die Preßfreiheit, die Versammlungsfreiheit, das Recht auf Eigentum, der Schutz vor ungesetzlicher Verhaftung. Der Zweck des Staates ist zunächst lediglich, diese persönlichen Rechte zu schützen und dafür zu sorgen, daß keiner gewalttätig in die Menschenrechte des andern übergreift. Also zunächst ein reiner Polizeistaat. Erst im Laufe der Entwicklung tritt dazu auch noch die Forderung, daß der Staat für das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl — natürlich der einzelnen Bürger — zu sorgen habe. Der Staat hat nur dann einzugreifen, wenn es unumgänglich nötig ist, hat sich aber mit dem Privatleben des Einzelnen nicht abzugeben. „Die Regierung ist die beste, die am wenigsten regiert,“ so lautet eine in Amerika landläufige Staatsmaxime.

Nur ein konsequent zu Ende gedachter Individualismus ist es, wenn der Anarchismus jeden Eingriff des Staates in das Einzelleben ablehnt. Daß der Anarchismus in Rußland seine ausgeprägtesten theoretischen Vertreter hat, kann nach dem schon aufgezeigten Gesetz des Gegensatzes von Wirklichkeit und Theorie uns nicht verwundern.

Ebensowenig auffallend ist es, wenn eine dritte Form des Individualismus, die Anschauung nämlich, daß der ganze Sinn und Zweck des Staates als Massenorganisation im Grunde die Züchtung und Förderung des hervorragenden Einzelnen, des Künstlers, des Helden, des Uebermenschen sei, gerade auf dem Hintergrunde ausgesprochen demokratischer Bewegungen sich abhebt. Carlyle fordert in der Zeit der Chartistenbewegung zur Heldenverehrung auf, Nietzsche hat nach 1870 im Zeitalter der Emporkömmlinge seinen Uebermenschen konzipiert, Jakob Burckhardt hat sich aus dem demokratisch werdenden Basel in die Welt der Höhenleistungen, der Renaissancekunst geflüchtet.

Dieser Staatsauffassung, die zum mindesten den Zweck des Staates, vielfach aber auch dessen Ursprung im Einzelnen sieht, steht eine gegenteilige Betrachtungsweise gegenüber, die am ausgesprochensten von den Staatsrechtslehrern der Romantik, aber auch von H. von Treitschke, dem Staatstheoretiker und Geschichtsschreiber des preußisch-deutschen Kaiserreiches vertreten worden ist: Einen Staat gibt es, solange es Menschen gibt. Die Keimzelle des Staates ist nicht der Einzelne, sondern die Familie und aus dieser Keimzelle ist der Stamm, die Siedelung und schließlich der Staat herausgewachsen. Der Staat muß als eine eigenartige Persönlichkeit aufgefaßt werden, die unabhängig von den Einzelpersonen, die im Staatsgebiet wohnen, eine nicht nur tatsächliche, sondern auch eine sittliche Eigengesetzlichkeit hat. Sein Zweck ist zunächst nicht die Wohlfahrt seiner Glieder, sondern seine Selbsterhaltung, die Wohlfahrt der Glieder aber nur soweit, als sie seiner Selbsterhaltung dient.

Man achte z. B. auf die Motive der Bismarck'schen Altersfürsorge, die doch in ernster Linie in einer Ablenkung der Massen von staatsgefährlichen, d. h. den Bestand des Staates bedrohenden Gedankengängen zu suchen sind. Der Einzelne hat aber auch im Kriege ohne weiteres sein Leben für die Erhaltung des Staates einzusetzen. Wo der Staat in seinem eigenen Interesse für die Wohlfahrt der Untertanen sorgt, da tut er es als der Bestimmende, der alles weiß, was dem Wohle des Untertanen frommt, handle es sich nun um einen Schutzzoll, ein Fabrikgesetz oder ein Fürsorgegesetz für Kranke oder Invalide. Stets ist der Einzelne letzten Endes das Objekt der Staatsfürsorge.

Zwischen den beiden hier gekennzeichneten Extremen liegen natürlich eine Menge Theorien, die irgendwie die Mitte halten, oder nach der einen oder andern Seite hinneigen. Noch viel mehr liegen alle praktischen Lösungsversuche dieses Gegensatzes auf einer mittlern Linie. Im wirklichen Leben hat sich stets wieder mit elementarer Gewalt das Individuum gegenüber dem überstarken Staate aufgelehnt und umgekehrt hat sich die Notwendigkeit eines wirksamen

Staates gerade in den schwierigen Zeiten eines Volkes wie von selber geltend gemacht. Auf einen Wellenberg der Staatsüberschätzung ist stets mit Sicherheit ein Wellental der Unterschätzung gefolgt. Und nicht anders ging es der Einschätzung des Individuums.

* * *

Damit stehen wir vor der Frage: An welchem Punkte dieses ewig hin- und herflutenden Wellenspiels oder vielleicht der Entwicklung stehen wir heute nach den vier Kriegsjahren, inmitten der revolutionären Gährung?

Hinter uns liegt vielleicht das ausgeprägteste Zeitalter des Individualismus und Liberalismus. Allen, die mit ihrem Leben noch ein tüchtiges Stück ins letzte Jahrhundert zurückreichen ist dieser Liberalismus noch fest in Fleisch und Blut und in den Knochen, trotzdem längst gewiße Erscheinungen in Wirtschaft, Sitte und Staat über ihn hinausweisen. Längst ist auch bei uns der Zwang der Zunft gefallen. Jeder kann im wirtschaftlichen Leben die Stellung einnehmen, die er seiner Tüchtigkeit und seinen sonstigen Hilfsmitteln verdankt. Jeder hat das Recht, ein Millionär zu werden, wenn er nur versteht, wie er es machen soll, jeder darf uns als sogenannter Architekt die ärgsten Schauerbauten in eine schöne Gegend oder eine charakteristische Stadtstraße stellen, wenn er die Mittel dazu hat. Jeder kann schreiben und reden, was er für wahr hält, die Korrektur ergibt sich von selber durch den, der das Gegenteil schreibt und redet. Den Staat geht das nichts an. Jeder hat die volle Freiheit, seine Gesundheit und die seiner Nachkommen zu Grunde zu richten, aber auch sich und seine Kinder aufs höchste auszubilden und zu verfeinern, falls ihm das mehr zusagt. Nicht zufällig hat die Pädagogik der letzten Jahrzehnte den Individualismus in verschiedener Form gepflegt, sei es in dem Ideal einer sittlichen Persönlichkeit — das war das hohe und oft mißbrauchte Schlagwort — sei es in Form des souveränen, nur seinen eigenen Eingebungen folgenden Kindes nach Ellen Key oder Berthold Otto. Schranke und Zwang waren stets das Uebel, der einzelne und seine Eigenart hatten immer von vorneherein Recht. Es ist gar keine Frage, daß dieser Individualismus des vergangenen Jahrhunderts für viele etwas Hochbeglückendes an sich hatte, natürlich vor allem für die, welche durch einen gewissen Wohlstand in die Lage versetzt waren, ihn zu genießen und auszubauen. Ebenso sicher hat er einen Menschentypus gefördert, der nicht verächtlich ist, den self-made-man, freilich auch seine Karrikatur, den Parvenu und zwar beide sowohl auf wirtschaftlichem wie auf geistigem Gebiete.

Daß dieser restlose Individualismus auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Handelns nicht das letzte Wort sein konnte, das hat man freilich längst an verschiedenen Punkten gespürt.

Auf wirtschaftlichem Gebiet waren z. B. früh schon gewisse Einschränkungen der Gewerbefreiheit unerläßlich. Daß die absolute Gewerbefreiheit bei Aerzten und Apothekern unter Umständen für die übrigen Menschen lebensgefährlich werden konnte, das mußte auch den heftigsten Liberalen einleuchten.

Viel tiefer griff aber eine andere Erfahrung. Die absolute Gewerbefreiheit gab zwar theoretisch jedem die Möglichkeit als Großindustrieller sich ein Riesenvermögen zu erwerben, aber nur wenige waren durch die Umstände so begünstigt, daß sie tatsächlich ihre individuellen Fähigkeiten voll nach dieser Seite entwickeln konnten. Die große Menge blieb trotz dem theoretischen Recht des Aufstieges für sich und ihre Nachkommen außer Stande, diese individuelle Höherentwicklung mitzumachen. Die Befreiung des Gewerbes von allen Schranken führte zwar zu einer ungeheuren Entfaltung aller Einzelinitiative, aber tatsächlich bedeutet sie nur die Höherentwicklung eines kleinen Teils, dessen Abstand von der großen Masse sich von Jahr zu Jahr vergrößerte.

Am höchsten ist wohl diese Entwicklung im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten zugleich im Kernlande des Individualismus, in den Vereinigten Staaten von Amerika gestiegen. Die wirtschaftlichen Großmächte in Gestalt der Riesenunternehmen oder der Unternehmersyndikate, der Trusts, haben vor wenigen Jahren eine Höhe und einen Einfluß erlangt, die den Präsidenten Wilson zu einem eindringendem Mahnruf an das amerikanische Volk zur Wahrung seiner Freiheit veranlaßte. In dem Buche „Die neue Freiheit“ zeigt er unwiderleglich, wie der Staat den Individualismus des Einzelnen auf dem Wirtschaftsgebiet ruhig gewähren läßt, wie aber Gefahr besteht, daß die Riesentrusts alle Freiheit und Aufstiegsmöglichkeit des heute noch Kleinen und Werdenden zuschanden machen. Diesem Kleinen und Werdenden auf dem Wege des Gesetzes Luft zu schaffen, darin sieht Wilson als echter Amerikaner seine Aufgabe und nicht etwa in der Sozialisierung respektive Verstaatlichung der Riesenbetriebe. Er will auch bei der Rettungsaktion nicht Sozialist sein, sondern Individualist bleiben.

In der Einleitung zu dem Buche, die ebenfalls aus der Feder eines Amerikaners stammt, heißt es: „Die Notwendigkeit ist gekommen, das Aufsichtsrecht der Staatsgewalt auf Gebiete auszudehnen, die dem ältern Amerika als ein unantastbares Allerheiligstes des Individuums galten. Wo früher das Recht der Regierung aufhörte, werden morgen ihre folgenreichsten Pflichten beginnen. Die Uebernahme dieser Pflichten wird in der Praxis unwillkürlich eine Vergrößerung der Machtbefugnisse mit sich bringen. Der neuen Organisation des Wirtschaftslebens (eben in großen Syndikaten) muß eine neue Organisation des Staatslebens folgen: und ihr eine Erneuerung der gesamten Kulturideale.“ Das Eingreifen des Staates denkt sich Wilson vor allem zugunsten der Unternehmungsfrohen, die noch

auf den untern Stufen des Wirtschaftsgebäudes stehen: „Nötiger als anderes,“ so schreibt er, „braucht unser Land eine Reihe von Gesetzen, die sich jener annehmen, die geschäftlich im Werden sind, und nicht jener, die bereits „gemacht“ sind.“ Den Unterschied zwischen der alten und der neuen Zeit in Amerika zeichnet Wilson mit den Worten: „In der guten alten Zeit, als das Leben noch recht einfach war, nahmen wir an, die Regierung brauche nichts weiter zu tun, als eine Polizeiuniform anzulegen und zu erklären: Jetzt darf keiner dem andern etwas tun. Wir pflegten zu sagen, das Ideal einer Regierung sei für jeden, in Ruhe gelassen und nicht gestört zu werden, ausgenommen man störte einen andern; und als die beste Regierung galt jene, die so wenig als möglich regierte. Das war die Vorstellung, die zu Jeffersons Zeit waltete. Jetzt beginnen wir zu erkennen, daß wir es nicht mehr mit den alten Verhältnissen zu tun haben und daß das Leben so kompliziert geworden ist, daß das Gesetz eingreifen und neue Verhältnisse schaffen muß, die uns das Leben erträglich machen.“ So sah man auch in Amerika, vielleicht dem liberalsten Land der Erde neben England, die Wendung kommen.

Daß auch auf sittlichem Gebiete die uneingeschränkte Freiheit des Einzelnen namentlich für die Volksgesundheit gefährliche Blüten trieb, das ist ebenfalls längst erkannt worden, aber die Leute, die Einschränkungen verfochten haben, sind auf härteste Widerstände gestoßen. Wer gegen die Alkoholfreiheit oder für die Polizeistunde, gegen die Spielbanken oder gegen die Kinematographenfreiheit sich wehren wollte, mußte sich bis auf unsere Tage als Mucker oder doch als ein gänzlich in der Kultur zurückgebliebener Mensch behandeln lassen. Wie z. B. unsere Bundesbehörden die Spielbankinitiative behandeln, respektive nicht behandeln, das ist das beste Zeichen, wie tief ihnen der restlose Individualismus auf sittlichem Gebiete noch im Blute steckt. Und das in einer Zeit, da die nordischen Länder Europas und viele Einzelstaaten der amerikanischen Union längst zu einschränkenden Maßregeln, ja zur Abschaffung des Alkoholkonsums übergegangen sind.

So zeigen sich überall Anzeichen, daß der Staat zu neuen Bindungen der persönlichen Freiheit des Einzelnen gedrängt wird. Auch in den Arbeitergewerkschaften zeigen sich doch wohl in erster Linie neue, unbedingt notwendige Bindungen, die die Freiheit des Einzelnen beschränken und die vielleicht mit der Zeit einen staatlichen Charakter erhalten werden.

Diese da und dort sich zeigenden Ansätze zum Eingreifen des Staates oder zur Sozialisierung haben durch den Krieg eine unmeßbare Verstärkung erfahren. Das Tempo ist namentlich in den kriegführenden Ländern zur Schnellzugsgeschwindigkeit angewachsen.

Deutschland war gezwungen, seine so schon starke Organisation des Staates zur Ueberorganisation zu steigern. Die Zivildienstpflicht versuchte jeden Einzelnen dem Dienst des Staates einzugliedern, vom Militär nicht zu reden. Glaubens- und Gewissensfreiheit waren auf politischem Gebiete für vier Jahre aufgehoben. Auch die Freiheit der Genüsse war in vielen Punkten, jedenfalls für die große Masse der Bevölkerung, fast restlos aufgehoben. Das besorgte die Rationierung aller Lebensmittel und die Teuerung. So restlos hat wohl kaum zu einer Zeit der Staat über den Einzelnen dominiert wie das in Deutschland während der Kriegszeit der Fall war. In den Ländern der Entente mag der Druck bedeutend kleiner gewesen sein. Aber daß England das Palladium seiner Freiheit aufgab und die Militärpflicht einführte, und daß Amerika ihm folgte, das spricht doch ganze Bände.

Das Ende des Krieges aber hat uns eine ganz widerspruchsvolle Situation gebracht: weder eine glatte Weiterführung der Staatsallmacht noch eine einfache Rückkehr zu den doch verhältnismäßig liberalen Methoden der Vorkriegszeit. Vielmehr steht auf der einen Seite als Theorie die Forderung scharfer Sozialisierung von Seiten des Staates und damit letzten Endes einer unermeßlichen Machtvermehrung der Gesamtheit — wobei die mehr oder minder demokratische Organisation des Staatswillens außer Acht gelassen ist. Lenin fordert die schärfsten Arbeitsmethoden wie Taylorsystem und Akkordarbeit von Seiten des Staates; wenn Deutschland zu einer wirklichen Sozialisierung des Wirtschaftslebens kommen soll, so wird umfaßendster Arbeitszwang und damit ein Eingriff schärfster Art in das Leben des Einzelnen notwendig werden. Ein Kurt Eisner stellt die Alternative: Sozialismus oder Untergang. Wohl alle, die über den heutigen Tag hinaussehen, müssen eine ungeheure Verstärkung der Staatsgewalt, d. h. der Macht der Gesamtheit, voraussehen. Ob sie uns angenehm oder unangenehm ist, spielt in der ungeheuren Zwangslage, in der wir uns befinden, keine Rolle.

Dieser Einsicht, daß nur eine starke, aber möglichst allen billige Organisation der Arbeit in Industrie und Staat unsere Zukunft sein kann, einer Einsicht, die unter andern Walter Rathenau mit aller Schärfe ausgesprochen hat, steht nun in tragischem Widerspruch die Tatsache gegenüber, daß z. B. die Psychologie der Massen, speziell in den kriegführenden Ländern, auf alles eher eingestellt ist, als auf Sozialismus und damit auf verstärkte Staatsgewalt. Man hat vor allem im Militär, aber auch im bürgerlichen Leben die Hand des Staates so ungeheuer schwer auf sich gespürt, daß sich jeder jetzt dieser schweren Hand, sowie jeder Hand, die ihn zu irgendetwas zwingen will, soviel er nur kann entzieht. Genießen, Tanzen, Reden halten, nur nicht Arbeit und Einordnung, das ist in Deutschland heute Massenstimmung. Und verwunderlich ist es nicht.

In den kriegführenden Ländern, vor allem in Rußland und Deutschland, stehen wir durchaus nicht im Zeichen des Sozialismus, sondern — so scheint mir — im Zeichen des Massenindividualismus und damit einer ungeheuren seelischen Reaktion gegen die ganz außerordentlich harte Hand des Staates während der vergangenen Jahre. Auch unsere schweizerischen, relativ harmlosen Kriegsmaßnahmen haben eine analoge psychologische Lage geschaffen, wenn sie auch niemals dieselbe Schärfe besitzen kann. Alle diejenigen, die in der gegenwärtigen Weltordnung weder Individualisten der Lebensfreude, noch der geistigen Arbeit oder der wirtschaftlichen Stellung sein konnten, haben durch den Krieg und seine Maßregeln den verschärften Druck des Staates gespürt, viel mehr als ihre besser situierten Mitbürger, und nun wollen sie auch einmal Individualisten sein, auch einmal den unpersönlichen Druck der monotonen Arbeit und, wie es ihnen vorkommt, des Klassenstaates abwerfen, dem sie rettungslos und hoffnungslos für alle Zeit ausgeliefert zu sein schienen. In teilweise gewiß unerfreulichen Formen bricht ein elementarer Freiheitsdrang hervor, der sich auf den ersten Blick einfach als Egoismus des Einzelnen oder einer Gruppe zeigt. Daß — wie z. B. bei den Arbeitsniederlegungen der deutschen Bergarbeiter — nicht nur die Allgemeinheit, der Staat, dadurch geschädigt wird, sondern auch andere Arbeitergruppen in schwere Verdienstlosigkeit gedrängt werden, diese Ueberlegungen scheinen in gewissen Kategorien von Arbeitern kaum mehr zu existieren.

Somit stehen wir heute vor der schmerzlichen Erkenntnis, daß der Individualismus, dessen wir uns auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, aber auch der geistigen Bildung erfreut hatten, und der unser Stolz gewesen war, doch nur der Besitz und das Glück einer verhältnismäßig kleinen Zahl gewesen ist, daß die große Masse unseres Volkes wirtschaftlich und geistig zwar vom Staate aus die theoretische Möglichkeit besessen hat, sich nach individuellen Bedürfnissen emporzuentwickeln, daß aber der Druck der wirtschaftlichen Zustände diese Möglichkeit immer seltener zur Wirklichkeit werden ließ, und daß schließlich die gewaltige Verschärfung des materiellen und geistigen Druckes durch den Krieg und seine Folgen bei den Massen die elementare und berechtigte Sehnsucht, auch einmal ein Einzelner mit all seinen heiligen und unheiligen Rechten zu werden, den Grad leidenschaftlicher Siedehitze erreicht hat. Dieser Massenindividualismus, der sich vielfach in der unschönen Form des Massenegoismus äußern mußte, wird nur zerstörend wirken können. Der liberale Staat, den wir noch haben, war recht für eine Menge ökonomisch in nicht zu großen Abständen lebender Menschen. Die industrielle Entwicklung der letzten 50 Jahre, die eine unerhört große und tiefe Differenzierung zwischen der Masse und einer Anzahl freierer und glücklicherer Individuen mit

sich gebracht hat, wird diesen Staat zertrümmern, wenn wir nicht rechtzeitig verstehen, ihn so umzubauen, daß ein neues und menschlicheres Zusammenleben und Zusammenarbeiten der Individualisierten und der Masse möglich wird, wenn sich nicht die beiden Teile des Volkes in ganz neuer Weise durchdringen und verschmelzen. Nach dieser Richtung suchen heute viele den Weg zu dem, was man als den sozialen Staat bezeichnet. Nur eine Gesellschaftsordnung, die den beiden großen Spannungen zwischen dem Staatsdruck und dem Massenindividualismus einerseits, und zwischen der wenig individualisierten Masse und dem oft übermäßig individualisierten Einzelnen in hohem Grade mildern kann, wird uns über die kritischen Zeiten, in denen wir leben, ohne schwere Katastrophen wegbringen können.

Unsere Frage: „An welchem Punkte der Entwicklung stehen wir heute?" muß ich also dahin beantworten: Wir stehen vor der Gefahr, daß der Individualismus des vergangenen Jahrhunderts im Bösen wie im Guten mit der Schicht, die sein besonderer Träger war, zugrunde geht, nicht durch einen Sozialismus, d. h. durch eine gerechtere und billigere Ordnung des Zusammenlebens der Völker, sondern durch einen Massenindividualismus, der vielleicht niemals im Stande ist, die hohen und guten Seiten der individualistischen Grundidee zu verwirklichen.

* *
*

Nachdem wir so einen Blick getan haben in die Gegensätzlichkeit der beiden Betrachtungsweisen über den Einzelnen und den Staat, und nachdem wir die besondere Lage zu erkennen versucht haben, in dem sich gerade in unsern Tagen dieses ewige Menschheitsproblem befindet, bleibt uns noch übrig Ausschau zu halten, nach Richtlinien, die sich uns für die Zukunft ergeben können. Es ergibt sich die Frage: Wie können die wirklich wertvollen und aufwärtsführenden Elemente des hinter uns liegenden individualistischen Zeitalters übergeführt werden in einen künftigen Staat, der in viel höherem Maße als der bisherige sozialistisch sein muß, der also mit einer Rücksichtslosigkeit, die uns bisher fremd war, die Interessen der Allgemeinheit, des Staates vor die Interessen des Einzelnen und der kleinen oder großen Machtgruppen stellen muß?

Diese Frage greift natürlich sehr weit aus. Doch liegt es mir fern, hier auf politische Einzelheiten einzutreten, die ins Unendliche führen müßten. Es kann sich nur um gewisse allgemeingiltige Grundlinien handeln, die sich mir aus meinem Erfahrungskreis heraus ergeben, bei denen ich aber durchaus nicht nur an unsern Stadtstaat oder unsern Bundesstaat denke, sondern mehr

an das Gemeinsame, das in allen Staatswesen heute mehr oder minder deutlich sichtbar ist.

Bevor ich aber darauf eintrete, bin ich Ihnen noch eine Auskunft schuldig über den Standpunkt, den ich persönlich gegenüber unserm Problem einnehme. Für mich ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß der Ursprung alles Großen, das in der Welt geschieht, alles Fortschrittes, aller Initiative nur beim Einzelnen liegen kann. Schon eine Kommission ist bekanntlich niemals schöpferisch tätig, ebensowenig eine Partei, oder die Masse des ganzen Volkes. Die Ideen, die Willens- und Stoßkraft für alles Vorwärtskommen gehen von der Intuition oder von dem Gewissen des Einzelnen aus. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Einzelne seiner Umgebung, seinem Volke unendlich viel verdankt, daß sachlich stets vieles, was einer ist und weiß und kann, auf Vorfahren und Umgebung zurückgeführt werden muß. Aber der Impuls, das Leben geht vom Einzelnen aus.

Das Ziel des Lebensprozesses und damit auch die Aufgabe des Staates aber kann niemals sein, den Einzelnen in erster Linie hochzuzüchten, so daß er fern von allen andern ein einsames, ja vielleicht für die Gesamtheit unfruchtbares Dasein führen kann. Die Lebensenergie des Einzelnen hat doch nur dann einen Wert, wenn sie befruchtend und fördernd wieder in den Strom der Allgemeinheit einmündet, wenn sie dem Volke wieder zugute kommt. Damit ist nun nicht gesagt, daß man vorschnell über einen Menschen urteilen soll, wenn er seine z. B. künstlerische Energie nicht sofort in allgemein verständlichen und öffentlichen Nützlichkeiten ausprägt. Aber überall — so scheint mir — in Kunst und Wissenschaft, in Schule und Leben müssen die Wege bewußt und notwendig wieder zum Volke, oder bei ganz Großen zur Menschheit zurückführen. Ich vermeide in diesem Zusammenhang absichtlich das Wort „Staat", weil es mir hier zu eng erscheint.

Die Betrachtung der Notwendigkeiten, die sich aus dem Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Staat ergeben, muß nun von zwei Punkten aus gesehen: von Seiten des Staates und von Seiten des Einzelnen aus. Dabei bin ich mir wohl bewußt, daß es in der Demokratie dieselben Leute sind, die als Staatsbeamte oder Regierende das staatliche Leben von oben und anderseits als die von den Staatsmaßnahmen betroffenen Einzelbürger von unten her ansehen müssen. Und doch ist eben die Einstellung gegenüber diesen Dingen zunächst eine verschiedene, wenn man als Organ des Gesamtwillens, also des Staates, oder wenn man als einfacher Staatsbürger an sie herantritt.

Betrachten wir also die Situation zunächst von Seiten des Staates. Das große Zauberwort heißt heute Sozialisierung der Betriebe, d. h. Uebergang der Privatwirtschaft in

Staatswirtschaft. Das Wort braucht nicht in dem massiven Sinne aufgefaßt zu werden, wie es in der deutschen Revolution die Arbeiter mancher Geschäfte auffaßten, indem sie einfach als Gesamtheit, von heute auf morgen einen Betrieb als ihren Besitz erklärten. Wir können durchaus an einen ruhigen Uebergang der industriellen Betriebe an den Staat durch Ablösungsentschädigungen denken. Diese Sozialisierungen würden — so rechnet man — den Arbeitsertrag in höherm Maße als bisher dem einzelnen beteiligten Arbeiter und den Ueberschuß dem Staate, der Allgemeinheit zuführen. Dem gegenüber steht die Forderung „Privatwirtschaft um jeden Preis“. Der Staat, so heißt es, hat in den jetzt schon sozialisierten Betrieben, d. h. den Eisenbahnen, Trambahnen u. s. w. gezeigt, daß er unfähig ist, ökonomisch zu arbeiten. Sozialisierung bedeutet nur eine ungeheure Erschwerung und Vermehrung der Beamtenhierachie und Bureaukratie, Sozialisierung schaltet vor allem die Initiative des Einzelnen aus, da er nicht mehr die unbegrenzte Möglichkeit hat, durch seine Initiative reich zu werden.

Die Einwände sind sicher nicht einfach auf die leichte Achsel zu nehmen. Wie schwer das Sozialisieren von Betrieben im konkreten Falle ist, das haben die eifrigsten Revolutionsmänner in Deutschland und Rußland sofort nach dem politischen Umsturz gespürt und ausgesprochen. Die Sache ist leicht, wenn man von der Psychologie des konkreten Menschen absieht, aber das bedeutet eben nur — theoretisch leicht.

Nun ist den Gegnern der Sozialisierung im allgemeinen eines zu sagen: Ohne Initiative des Einzelnen wird allerdings weder ein industrieller Betrieb noch eine Schule, noch ein Staat existieren können. Aber wenn man annimmt, Geldverdienen und Reichwerden seien die einzige, ja auch nur die höchste Triebkraft der Initiative des Einzelnen, so liegt darin doch eine Geringschätzung der Menschen, die nur aus dem Zeitalter des rein individualistischen Kapitalismus verständlich ist. Richtige Bewegungsfreiheit innerhalb des ganzen und der Stolz, sich der Gesamtheit unentbehrlich zu machen sind — um von noch höhern Motiven abzusehen — doch auch Triebkräfte zur Entfaltung der Initiative.

Immerhin gebe ich zu, daß der Staat, wie wir ihn heute in unserer Demokratie besitzen, nicht sonderlich geeignet ist, ohne weiteres in den verstaatlichten Betrieben die Initiative des Einzelnen und damit die Leistung der Gesamtheit auf der Höhe zu halten. Denn unser Staat vertritt auf der einen Seite nicht in vollem Maße die Gesamtheit und er ist auf der andern Seite durch seine ganze Struktur nicht in der Lage die höchste Initiative einer möglichst großen Zahl zur Entfaltung zu bringen. Er ist also mit andern Worten nicht geeignet, durch sein Stehen über den Parteien und Einzelorganisationen

das Vertrauen des gesamten Volkes zu erwerben und er ist nicht so funktionsfähig wie z. B. ein gut geleiteter privater Großbetrieb. Die Kritik, die von bolschewistischer Seite, vor allem von Lenin, am bestehenden Staate geübt wird, daß er einerseits ein Klassenstaat sei, anderseits nicht der Ausdruck der wirklich starken Kräfte eines Volkes, mag im einzelnen übertrieben sein, sie hat aber trotzdem einen guten Kern Wahrheit in sich.

Daß in Amerika der Staat dem Einfluß der Industriemagnaten und Trusts, also in letzter Linie einzelner Privatleute zu erliegen drohte, ist aus den Ausführungen Wilsons hervorgegangen. Bei uns fehlen ja die Milliardäre Amerikas, die so sichtbar die Schwäche des Staates auszunützen wissen. Aber dem Eindruck, daß der Staat, in diesem Falle der Bund, nicht über den industriellen oder kollektiven Einzeleinflüssen steht, hat sich doch während des Krieges niemand sich entziehen können. Waren es heute die Interessen eines Großindustriellen, die geschützt werden mußten, so waren es morgen die der Bauern und übermorgen die der Eisenbahner. Wer am stärksten seine individuellen Interessen geltend machen konnte, der kam zuerst an die Reihe. Der Staatswille ist bei uns in Kanton und Bund zu sehr einfach die Komponente der Einzel und Kollektivegoismen, die Addition und Division der Egoismen gibt aber noch keinen Staatswillen ab, der konsequent und ohne Schwanken das beste Gedeihen des Ganzen im Auge hat. Alle Staatstätigkeit zerfließt bei uns oft in ein Geschobenwerden von links und rechts, wobei gerade die produktiv tätige Maße des Volkes nicht auf ihr Recht kommt. Ein Staat, der sozialisieren, d. h. weitere Gebiete dem Einzelunternehmer entziehen und selbst verwalten will, muß aber in erster Linie ein starker Staat sein, d. h. nicht nur ein physisch starker Staat, sondern ein solcher, bei dessen Leitern eine starke Rechtsüberzeugung allen noch so lockenden Vorteilen auf der einen und unter Umständen populären Forderungen auf der andern Seite Stand halten kann. Ein Staatsmann wie Wilson vertritt nicht einfach die Eisenbahnmagnaten, die Stahlmagnaten, die Farmer und den Arbeiterbund des amerikanischen Volkes, sondern in seinem Gewissen die besten sittlichen Traditionen seines Volkes. Das gibt ihm seinen sichern Stand und seine Kraft, die uns in unsern schweizerischen Verhältnissen so oft gefehlt hat. In diesem Sinne, meine ich, muß ein Staat in erster Linie stark und relativ unabhängig von den individuellen Interessenströmmungen sein. Nur dann kann er die gewaltige Machtvermehrung ertragen, die mit größern oder kleinern Sozialisierungen verbunden sind. Nur so sind auch die Interessen der Schwachen in sicherer Hand.

Eine weitere Schwierigkeit, die mit neuen Sozialisierungen überwunden werden müßte, ist die im ganzen sehr große Unfähig-

keit des Staates, Initiative zu wecken oder auch nur gewähren zu lassen. Wer unten steht auf der Leiter des Staates, kann ihn oft nur als einen schweren unpersönlichen Druck empfinden gegen alles Gute und ihm richtig Scheinende. Der Jugend, aber auch der großen Masse, muß das unerträglich vorkommen und in revolutionären Zeiten wie der unsern, wo man sieht, wie alte Herrenrechte in einem Tag zusammenbrechen, glaubt sie mit einem Wort, oder einem Schlag alle diese Hemmungen durchbrechen zu können.

Und doch würde gerade zur Lösung der genannten großen Spannungen in erster Linie nötig sein, daß der Initiative, dieser wertvollsten Erscheinungsform des Individualismus, in den breitesten Schichten Raum gegeben würde.

Man hat oft den Eindruck, daß in unserm Staatsapparat zu oberst viel guter Wille vorhanden ist und in den Massen viel Unternehmungsgeist und Initiative. Dazwischen aber liegt eine undurchlässige Schicht, die man im weiten Sinne als Bureaukratie bezeichnen kann. Auch die Parlamente sind ein Teil dieser Schicht. Hier wird alles mehrfach beredet und meist nach reinen Zufälligkeiten erledigt. Hier sitzen die zahllosen Kommissionen, denen die Sitzungen Selbstzweck geworden sind. Hier hat kein einzelner einen klar umgrenzten Kompetenzbezirk, innerhalb dem er auf seine freie persönliche Verantwortung hin etwas schaffen kann. Hier gibt es die zahllosen sogenannten formalen Bedenken, welche das lebendigste Leben nach und nach ersticken können. Wer unter dieser undurchlässigen Schicht sitzt, kann in seiner Betätigung nicht nach oben und wer über ihr sitzt kann nicht nach unten durchstoßen. So ist schon unendlich viel individuelle Arbeitslust und Arbeitsenergie abgestumpft worden. Sollen die sozialisierten Betriebe nicht demselben Uebel verfallen, so müssen sie aus einer gut geleiteten Privatindustrie viel lernen. Rein hemmende Menschen müssen ausgeschaltet und dem unternehmenden Kopf an jeder Stelle die Möglichkeit geschaffen werden, sein Bestes zu geben.

Der Einzelinitiative stehen auch noch eine Reihe von Sackgassen entgegen. Das alte Deutschland war das klassische Land der Sackgassen. Das Einjährig-Freiwilligenexamen, die Maturität, die untere Beamtenkarriere, vom Militär nicht zu reden, alles waren Sackgassen, innerhalb deren man wohl vorwärts kommen, aber aus denen man nicht in eine andere Gasse gelangen konnte. Wir haben in der Schweiz davon vieles nachgeahmt, vieles aus eigenem Instinkt eingerichtet. Dem Fähigen aus jedem Stand, namentlich dem aus der Masse auftauchenden wird künftig noch freier als bisher der Aufstieg ermöglicht werden müssen. Dem Unfähigen aus der individualisierten Gesellschaft aber muß ein Riegel ge-

schoben werden. Das gilt für das Militär, für die Schule, für manche staatlichen Berufe.

Aber auch dem in der großen Masse der Handarbeiter Tätigen, der eben seine mechanische Arbeit tun muß, sollte der Staat Luft schaffen, damit er auch einmal im Tage und in jedem Jahr doch einige Tage ein Einzelner sein kann. Unter diesem Gesichtspunkt müssen gerade die, welche freier über Pflichtarbeit und Erholung verfügen können, die Frage der Arbeitszeit und der Arbeiterferien betrachten.

So setzt ganz zweifellos alle Sozialisierung neue Formen des Staates voraus, die wir erst suchen müssen, freilich vor allem auch andere Menschen, die Willens sind eine starke Verantwortung gegenüber den Interessenströmungen von unten und ihrer Pflicht von oben her zu tragen, die die Absicht haben, persönlich durch die bureaukratische Trockenschicht von unten und von oben durchzustoßen, damit der Staat wieder in eine viel direktere Fühlung tritt mit allen initiativen Kräften des Volkes, vor allem mit denen, die in der wirtschaftlichen Produktion heute noch stark gebunden sind. Der Staat muß, wo er kann, Raum und Gelegenheit geben, daß auch der wirtschaftlich Gebundene wenigstens in einem Stückchen Leben sich als ein Einzelner, als ein Freier fühlen kann.

Nun die Kehrseite der Medaille: Die Einstellung des Einzelnen zum Staat. Dabei denke ich vor allem an Leute, die nicht in der wirtschaftlichen Gebundenheit der Masse leben, sondern sich als Einzelne durch ihren Beruf oder ihre ökonomische Stellung mehr individuell entwickeln konnten. Auf ihnen, oder sagen wir, auf uns, liegt die Verantwortung.

Ich will da keine Selbstverständlichkeiten wiederholen. In einem Kreise, in dem als höchstes Gebot das Wort „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst“ betrachtet wird, ist es ausgeschlossen, daß der individualistische Kultus des Genießens oder die Disziplinlosigkeit als individuelle Freiheit verteidigt wird. Daß wir in letzter Linie uns nicht Selbstzweck sein dürfen, das brauche ich Ihnen nicht auszuführen. Auch das beginnt mehr und mehr selbstverständlich zu werden, daß das Verhältnis zu jedem Mitmenschen nicht das des Almosengebers und des herablassenden Gönners sein kann. Menschenwürdig ist doch das Verhältnis von Mensch zu Mensch erst dann, wenn mir der „Nächste“ auch ein Wesen ist, das auf Einzeldasein, auf individuelle Entwicklung, auf ein Stück persönlichen Glückes, auf Geltendmachung seines Standpunktes Anrecht hat.

Aber es handelt sich hier nicht nur um das Verhältnis von Mensch zu Mensch, so sehr darin grundsätzlich alles folgende enthalten ist. Gerade wer das Glück hat, nicht nur die allernächsten

Dinge zu übersehen und der in einer Gemeinschaft nicht nur mit persönlichen Vorteilen rechnet, der wird auch sein Verantwortungsgefühl immer mehr erweitern müssen. Daß man sich für das Ergehen und die Ehre seiner nächsten Familie verantwortlich fühlt, und Versäumnisse gegen Familienglieder als persönliche Schuld empfindet, ist jedem naheliegend. Doch erweitert sich bei den meisten Menschen dieses Gefühl auf das Geschäft, das Arbeitsgebiet oder den Freundeskreis, in die sie hineingestellt sind. Dieses Verantwortungsgefühl kann aber noch weitere Kreise ziehen: man kann Beschlüsse seiner obersten Landesbehörde mit tiefster Scham lesen müssen, man kann sich mitschuldig fühlen, wenn die Politik des eigenen Landes bedenkliche Wege geht. Warum hat man nicht alle Mittel der Demokratie angewandt, um diese Wege zu verhindern? Ja man kann die Verpflichtung empfinden, sich in den Dienst seines eigenen Volkes zu stellen, auch wenn man dessen Wege als unsicher und dunkel ansieht. Wie viele ehrliche und tapfere Menschen sind so in den Krieg gezogen! Auf diesem Solidaritätsgefühl ruht jede echte Gemeinschaft und nicht zuletzt der Staat. Ausgesprochen und unausgesprochen begegnet uns freilich immer wieder der Einwurf: Wie soll ich mich für etwas verantwortlich fühlen, das ich gar nicht selber gemacht habe und an dessen Willensäußerungen ich doch nicht entscheidend mitarbeiten kann? Dieses Argument muß in Zeiten der großen Wandlungen dahinfallen, sie drängen Leute, die ihrer persönlichen Neigung nach lieber fern von allem, was Staat und Politik heißt, leben möchten, mit innerer Gewalt zur Teilnahme am Staatsleben. Fühlt man sich — mindestens durch passives Verhalten — mitschuldig an der heutigen Lage, so muß man wenigstens nicht länger in der Passivität verharren, auch wenn man dabei ein Stück seiner schönsten Individualität opfern muß.

So hoch ich nun aber dieses Solidaritätsgefühl mit dem eigenen Volk und Staat stellen muß, und so sehr ich es für etwas sittlich Unumgängliches halte, daß man sich den vom Staate vertretenen Bedürfnissen und Interessen der Gesamtheit einordne, auch wo sie durch Zwangsgebote sich geltend machen, so bin ich doch überzeugt, daß im Staat nicht der letzte und höchste Maßstab für unser menschliches Verhalten liegen kann. Die Welt würde letzten Endes doch stille stehen, wenn es nicht Menschen gäbe, die sich gelegentlich in Opposition auch mit dem best eingerichteten Staat befänden. Es gibt für den Einzelnen — und das ist immer wieder so empfunden worden, Momente, da er trotz aller Liebe zu seinem Volk und Land, trotz allem guten Willen zur Einordnung in das Ganze innerlich genötigt ist, einem andern Maßstab zu folgen, seinem Gewissen.

Solch tragische Konflikte haben schon die Propheten Israels, ein Amos, ein Jeremia durchlebt, als sie öffentlich gegen

ihr Volk auftreten mußten und zwar in Zeiten seiner großen Not. In solchen Momenten steht der Einzelne über der bloßen Solidarität mit dem eigenen Volk der Gegenwart. Er vertritt, in seinem Gewissen aufgestapelt, die besten und die in der Entwicklung vorwärts und aufwärts drängenden geistigen und sittlichen Ueberlieferungen seines Volkes und bedeutet so oft entgegen der Mehrheit des Volkes doch der Träger der aufwärtsweisenden Entwicklung. Das kann der Fall sein auch bei einem Dienstverweigerer oder bei einem Revolutionär. Alle, die eine tiefgreifende Umwälzung des sittlichen Zusammenlebens veranlaßt haben, sind in diesem Sinne revolutionär gewesen. Aber nicht jeder, der sich gegen die Solidarität mit seinem Volke auflehnt, ist auch ein sittlicher Reformator. Wem und wann es erlaubt ist, mit Berufung auf sein Gewissen sich von der Solidarität seines Volkes loszulösen, das kann kein Gesetz und Recht entscheiden, das ist und bleibt ein tiefes Geheimnis, das das Recht nur in sich selber trägt. Hier also liegt für mich der Punkt, wo der Einzelne unter Umständen sich über die Gemeinschaft seines Volkes wegsetzen darf und muß. Gerade der zu individuellen Leben so oder so Entwickelte steht aber vor der großen Gefahr, daß er oft recht früh den Moment für gekommen erachtet, da er seine Sonderwege gehen darf, da er sagen darf: „Was geht mich schließlich das Ganze an? Ich bin nicht schuld, wenn heute schlimme Zustände bestehen. Alle Politik, d. h. alle Verantwortung für die Gesamtheit und das daraus entspringende Handeln sind mir ein Greuel.“ Dem gegenüber steht mir fest: Die Individualisten müssen lernen, sich mehr in Reih und Glied der Masse des Volkes zu stellen, nicht um dort unterzugehen und ihr Gewissen einfach dem Massenempfinden unterzuordnen, sondern um zu helfen, daß die Massen ihr Menschenrecht, auch Einzelne zu sein, in wertvollen Formen zur Geltung bringen können.

Unser Thema wäre noch unerschöpflich, namentlich wenn wir auf die einzelnen Gebiete eintreten wollten, auf denen sich das Problem „Der Einzelne und der Staat“ stellt. Ich versuchte aber zum Schluß nur, das, worauf es mir ankommt, in Kürze noch einmal zusammenfassen: Wir stehen heute nach den Jahren des Krieges an einem besonders schwierigen Punkte. Hinter uns liegt ein Jahrhundert des ausgesprochenen Individualismus, der aber nach der besten Seite nur einer relativ kleinen Zahl zu gute gekommen ist. Die Masse der Menschen ist durch den Wirtschaftsbetrieb des Jahrhunderts nicht in die Lage gekommen, ihre Rechte als Einzelmenschen zur Geltung zu bringen. Der Krieg und seine Begleiterscheinungen haben neben dem Druck der wirtschaftlichen Gebundenheit, den Druck des Staates überall verstärkt, so daß wir heute vielfach einem wilden Ausbruch des Massenindividualismus gegenüberstehen, der als Reaktionserscheinung zu begreifen ist. Dieser

wird uns entweder in anarchische Zustände des sinnlosen Kampfes aller gegen alle führen, oder es gelingt uns, einen sozialistischen Staat zu schaffen, das heißt einen Staat, der viel mehr als der bisherige am Aufstieg und der freien Entwicklung auch der breiten Massen interessiert ist, der stark und frei über den wirtschaftlichen Einzelegoismen steht, es gelingt uns ferner, den Individualisierten, nur seinen privaten Erwerbs- oder vielleicht Kunst- und Wissensinteressen Lebenden, zur Mitverantwortung für die Interessen aller Volksgenossen und damit des Staates heranzuziehen.

Für die durch die Gunst des Geschickes Individualisierten lautet daher die Parole: Verantwortlichkeit in Empfinden und Tat für das ganze Volk und seine Organisation, den Staat; für die Massen, die von der liberalen Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts noch nicht viel Gutes erfahren haben: Raum für die Entwicklung der Einzelseele, damit sich ihr Bestes entfalten kann. Dr. A. Barth.

„Jedermann sei untertan der obrigkeitlichen Gewalt“.

Römer 13, 1—7.

Das Wort soll zunächst aus dem ganzen Zusammenhang der Gedanken des Paulus verstanden werden, und dann möge einigen Ueberlegungen Ausdruck verliehen sein.

Paulus war ein Mann der Hoffnung. Er lebte wie alle prophetischen Geister so stark in Gott, daß er sozusagen die Welt Gottes mit Händen greift; daß ihn von der Verwirklichung derselben nur eine ganz kurze Spanne Zeit trennt; er ist gleichsam vor der Tür der Gotteswelt. Er hat ein so intensiv in Gott gesammeltes, auf Gott konzentriertes Leben, daß er den Bringer des Göttlichen, den Christus jeden Augenblick erwartet; seine Seele war auf's Höchste gespannt auf das, was in allernächster Zeit geschehen werde. Es sind da Gaben und Kräfte in Tätigkeit, Sehergaben und visionäre Kräfte, die aus geheimnisvoller Quelle auftauchen; und sie werden zur Hoffnung. Aus der Hoffnung gehen der Menschheit die tiefsten Wahrheiten auf; nur ein Ziel läßt das Tiefste an geistigen Werten zum Durchbruch kommen; durch die Hoffnung holen die Gottesmänner die tiefsten geistig-sittlichen Wahrheiten aus Gott heraus. Das kommt daher, weil sie einen Gott vor sich haben, der lebendig ist. Wem aber Gott der lebendige Gott ist, der muß hoffen. Die Art der prophetischen Geister ist es dann auch, daß ihre Hoffnung zur Aktivität wird, d. h. sie wirken auf die Welt ein. So hat Paulus kraft der Hoffnung

seine übermenschliche Arbeit geleistet und Gemeinden des Christus aufgebaut und dadurch den Wahrheiten in Jesus für die Welt Bahn gebrochen. Von der Hoffnung aus ist auch das Wort vom Untertansein den obrigkeitlichen Gewalten zu verstehen. Christus kommt, und mit ihm bricht die neue Zeit, die Gotteszeit, an: Das ist die Erwartung der Gemeinden. Bis dahin ist ihr Leben in dem Zeitalter, in dem sie stehen, ein Zwischenzustand. Der bald anbrechende Tag der Ankunft des Christus wird Alles ändern. Daraus ergibt sich die Frage, wie sie sich zu den Weltverhältnissen, insbesondere zur Obrigkeit, der sie unterstehen, und zum Staat, dem sie angehören, stellen sollen. Sollen sie sich unterordnen oder nicht? Solange es sich nun um Entrichtung des Zolles und der Steuern und um Ehrerbietung gegenüber den diese Abgaben einziehenden Beamten und überhaupt gegenüber der Obrigkeit, also um äußere Lebensbedingungen handelte, war kein Grund da, sich nicht unterzuordnen; das waren Notwendigkeiten für die Existenz des Staates; sie selbst aber hatten ja auch Teil an dem Dasein und der Ordnung im Reich; irgendwo muß der Mensch doch leben; also muß er auch beitragen dazu, daß das Leben und Ordnung und Sicherheit möglich ist. Das fordert ja auch die Liebe gegenüber den übrigen Staatsangehörigen. Anders natürlich würde die Sache, wenn ihre höchste Freiheit, die des Glaubens, von der Obrigkeit angetastet oder gar unterdrückt würde. Dann gälte die Unterordnung nicht mehr, natürlich nicht im Sinne einer Revolte, sondern im Sinn der Bereitschaft zum Leiden oder gar Sterben. Aber dieser Fall trat ja damals noch nicht ein. Darum wäre auch eine Verweigerung der Unterordnung in diesen Dingen gar nicht am Platze gewesen; sie hätte vielmehr nur schlimme Folgen gehabt für das innere Leben. Denn der Ungehorsam in Bezug auf diese äußeren Lebensbedingungen hätte ja unbedingt die Spannung der Seele gelockert, hätte von der inneren Sammlung auf das Ziel hin, von der geistigen Aufgabe abgehalten; und diese bestand ja in der Bereitschaft auf das Kommen des Christus und das Eintreten des neuen Zeitalters, will sagen in der Lebensweise und Lebenshaltung, die dieser Bereitschaft würdig ist. Beschäftigung, auch abwehrende, negative, mit sekundären Dingen hindert ja immer die Konzentration auf die innere Wahrheit der Ereignisse und Dinge. Das Wort vom Untertansein unter die Obrigkeit stammt aus dem auf's Innerste konzentrierten Geist des Paulus. Mit seiner Hoffnung ist also die tiefste Innerlichkeit verknüpft. Das wird noch deutlicher, wenn wir überlegen, daß in dem Wort auch ein Gegensatz gegen die Juden steckt. Das Wort ist an die Christen in Rom gerichtet; in Rom nun waren die Juden einige Jahre zuvor unter dem Kaiser Claudius ausgewiesen worden. Vielleicht liegt die Ursache der Tumulte, die zu dieser Maßregel Anlaß gaben, im Chauvinismus der Juden. In jener Zeitepoche wuchs sich ja dieser mächtig aus und führte schließlich auch zum Untergang des Volkes. Weil sie einen Juden-Messias erwarteten,

der das Judenvolk wieder zu Selbständigkeit und Freiheit führen und damit dann auch zum herrlichen Volk über alle Völker der Erde erheben werde, konnten sie eine heidnische Oberherrschaft nicht anerkennen und einen heidnischen Staat in seiner Existenz nicht unterstützen; und diese Denkart führte vielleicht gerade in Rom, der Stadt des Kaisers, zu Ausbrüchen. Wenn dem so wäre, läge in der Mahnung des Paulus zum Gehorsam gegen die Obrigkeit der Gedanke: sie sollen es nicht gleichtun Jenen, und eben damit zeigen, daß sie nicht einen Messias erwarten, der zu äußerem Glanz führt und dann auf diesem „weltlichen“ Wege das Reich Gottes brächte; sondern ihr Messias, durch den sie zu neuen Menschen geworden sind, werde sie in eine neue Welt erretten, die von Gott her errichtet wird, einer Welt, die mit Macht und Gewalt nichts mehr zu tun hat. Nach Allem, was Paulus geschrieben hat, wäre der ewigmenschliche Gehalt dieses Gottes-Reiches eine durch den lebendigen Gott vom Innern des Menschen aus gestaltete Welt. Es liegt da dem Gehalte nach eine Aehnlichkeit mit dem Worte Jesu vom Kaiser-Zins vor. Da waren es Nationalisten, Chauvinisten, die die Fremdherrschaft je bälder je lieber hofften abschütteln zu können, in der Meinung, wenn Jesus wirklich der Messias sei, müsse er vor Allem die jüdische Gottesherrschaft, frei von aller Unterwerfung unter nicht-jüdische Oberherrschaft, herstellen. Aber Jesus sagt: nicht Erhebung gegen den Kaiser; zahlt ihm die Steuer nur; das Heil liegt für euch nicht in äußern Dingen; sondern innere Umwandlung, innere Umkehr, geistiges Neuwerden tut not; das Andere besorgt dann Gott. Also Innerlichkeit bei Jesus wie bei Paulus.

Paulus redet bei alledem aber keineswegs verächtlich von der Obrigkeit; er stellt ihr vielmehr eine hohe Aufgabe; er sieht in der Regierungsgewalt die oberste Instanz, die das Gute fördert und das Böse unterdrückt; die dem, der das Gute tun will, Rückhalt bietet und dem, der das Böse will, das Böse wehrt, ja die den Bösen richtet. Es ist gewiß nicht von ungefähr, daß er diese hohen Gedanken von der Aufgabe der Obrigkeit gerade nach Rom schreibt, an die Stätte, da das Recht gepflegt wurde; sie wurden dort am besten verstanden; ja vielleicht ist gerade die Formulierung derselben im Hinblick auf den Bestimmungsort des Schreibens entstanden. Aber freilich sind sie vertieft, haben sie ihre Wurzeln in festem Erdreich; der Gehorsam gegen die Obrigkeit soll aus dem Glauben herausfließen; denn sie ist von Gott angeordnet. Gott braucht die Regierungsgewalten um seiner Ziele, um seines Reiches willen. Sie sollen denen, die seinen Willen tun, Lebensmöglichkeit bieten, also in gerechtem Sinn sie in ihrem Streben, das Gute zu tun, vor Andersdenkenden schützen und ihnen in dieser Weise dienen; Gott erreicht ja durch Jene sein Ziel; also ist die Obrigkeit Dienerin Gottes: sie muß helfen zu Gottes Reich. Aber daraus folgt wohl auch, daß der Gehorsam gegen die Obrigkeit nur so lange gilt, als sie diese ihre Aufgabe erfüllt. Es liegt drum auch

die Frage nahe: hätte Paulus wohl auch so geschrieben, als die oberste Instanz jenen Schutz nicht mehr übernahm, sondern selbst das Gute unterdrückte und dem Bösen ihren Arm lieh? Als sie den Glauben an den lebendigen Gott, den Gott, von dem das Gute stammt, nicht einmal mehr duldete? Hätte er so geschrieben, wenn er die ganze Geschichte des Christentums vor sich geschaut hätte? Man kann mit Recht sagen, das sei eine müßige Frage. In der Geschichte kann man ja auch in der Tat nicht mit „Wenn“ und „Aber“ operieren: Situationen sind gegeben. Und doch haben Fragen solcher Art ihr Recht insofern, als sie uns zum Nachdenken über den Unterschied in den geschichtlichen Situationen führen können. So führt uns das Nachdenken über jene Frage den Unterschied, der im Hinblick auf das Christentum zwischen den geistigen und politischen Verhältnissen jener Zeit und denen der modernen Zeit besteht, vor Augen. Nur die eine Tatsache, daß das Christentum damals mit Staat und Politik noch nichts zu tun hatte, gibt zu denken. Jetzt ist das anders. Daran halten wir uns.

Hoffnung und Innerlichkeit bleiben unangetastet; sie sind integrierender Bestandteil jedes echten Christentums. Wenn auch die Dinge nicht so gekommen sind, wie die erste Christenheit sich dachte, so wird die Hoffnung lebendig sein und als eine Kraft sich erweisen, solange der Glaube hineilt zu Gott als dem lebendigen Gott. Und auch die Innerlichkeit wird zum Glauben gehören, weil der lebendige Gott der lebendige Geist ist. Aber weil die Weltlage sich geändert hat, gehen dementsprechend von der Hoffnung und der Innerlichkeit auch andere Forderungen aus.

Das Christentum hat seit jener Zeit eine Geschichte innerhalb der Menschheit gehabt. Das, was damals Eigentum kleiner Gemeinden war, ist in die Welt hinausgetreten mit dem Anspruch, die Welt zu erobern, d. h. sich der Welt gegenüber durchzusetzen. Es drang in die Weltverhältnisse und Welteinrichtungen ein; wo es aber in diesen Verhältnissen und Einrichtungen einen Geist fand, der sich mit seinem Wesen nicht vereinigen ließ, gab es Kampf. Und dieser Kampf setzte bald ein und zwar gerade in einer Weise, die dem Pauluswort von der Obrigkeit zu widersprechen scheint. Zu Zeiten des Paulus war Christus und das Weltreich noch nicht zusammengestoßen, und darum konnte er so schreiben; als aber der Konflikt eintrat, waren die Christen der Obrigkeit nicht mehr untertan. Denn sobald ihr Innerstes bedroht wurde, d. h. sobald an Stelle des Glaubens an den ewigen lebendigen Gott die an den Staat, ein vergängliches Menschengebilde, gebundene Knechtschaft des Denkens trat; sobald an Stelle des Mittels zum Zwecke der Staat zum Selbstzweck wurde, war es aus mit der Unterordnung unter jenes zum Absoluten erhobenen Relativen. Es war also nur ein scheinbarer Widerspruch gegen das Pauluswort; in Wirklichkeit blieben sie der Innerlichkeit treu. Das Christentum brachte ja die völlige Freiheit von der Welt, der Menschengeist sollte gebunden sein

allein in Gott, auf daß Gott durch den Menschen die Welt gestalten könne.

Der Mensch ist geschaffen zur Geistesfreiheit. Paulus braucht öfters das Wort: Söhne Gottes, Sohnschaft Gottes. Das ist ein außerordentlich kühner Ausdruck: der Mensch steht frei Gott gegenüber; er hat des Vaters Geist und Wesen erkannt; er ist nicht bevormundet und tut doch aus freien Stücken, weil er des Vaters Geist hat, des Vaters Willen; er steht wohl unter, aber doch auch neben Gott. Das ist höchste Geistesfreiheit. Diese Freiheit kommt daher, weil im Christentum der Menschengeist Gott nicht mehr, weder an bestimmte Grenzen innerhalb der Menschheit noch an bestimmte Formen, bindet, sondern ihn frei walten läßt über die ganze Welt hin. Er ist aber äußerlich frei, d. h. an keine Menschheits- und Weltschranken gebunden, weil er innerlich frei ist. Gott ist gebunden nicht nur nicht durch andere Mächte, sondern auch nicht durch sich selbst. Er ist eben der lebendige Gott. Alles Leben außerhalb Gott ist gebunden; das Leben in Gott ist durch nichts gebunden, weil Gott Geist ist. Der Geist aber ist immer aufbauend; d. h. er zerstört nicht anderes Leben, sondern fördert es in seinem Wesen, daß es zur höchsten Entfaltung, die als Möglichkeit in ihm ist, gelangen kann. Gott wird also die lebendigen Wesen, die selbst Geist haben oder mit der Möglichkeit, geistig sich zu entwickeln, begabt sind, zur höchsten Geistesstufe gelangen lassen wollen. Gott ist Liebe, weil er Geist ist. In Gott ist Leben und Liebe eins. Darum kann der Mensch auch mit völligem Vertrauen an Gott glauben. Er kennt keine Furcht vor Gott; ja Scheu, Ehrfurcht; aber keine Furcht. „Furcht ist nicht in der Liebe; wo Furcht ist, da ist die Liebe noch nicht vollkommen.“ Auch die Gerechtigkeit Gottes ist in seiner Liebe eingeschlossen; sie liegt in dem in seiner Liebe begründeten Ziel, die Menschen zu seiner Freiheit zu erheben. Nur von hier aus kann sie gefaßt werden.

Solches Verhältnis des Menschen zu Gott führt zur höchsten Freiheit, zur Geistesfreiheit. Diese geistige Freiheit führt aber ganz von selbst zu einer umfassenden und dauernden Gemeinschaft mit anderen Wesen, die auch zu geistiger Freiheit berufen sind; zu einer Gemeinschaft, die alle Lebensäußerungen, nicht nur Kunst und Wissenschaft, nicht nur Nationalität oder Zugehörigkeit zu einem und demselben Volke, sondern den *ganzen* Menschen umfaßt und eben deshalb, weil es sich um ewig-menschliche Werte handelt, auch von Dauer ist. Mit andern Worten: Der Menschheitsgedanke folgt notwendig aus dem lebendigen Gott. So sehr sind Gott und Menschheit verbunden, daß der Menschheitsgedanke geradezu als Kriterium für die innere Wahrheit einer Religion kann angesehen werden. Desto wahrer ist eine Religion, je klarer die Tendenz zu einer dauernden und umfassenden Gemeinschaft in ihr liegt. Hierin ist wohl überhaupt der letzte Sinn und das letzte Ziel der Religion und der aus ihr fließenden Erlösung zu suchen; sie will eine aus geistiger Freiheit geborene Gemeinschaft

schaffen. Das ist freilich ein Ziel, das nicht in diesem Leben stecken bleibt, sondern über dasselbe hinausgeht, wo die letzten Schranken des Naturhaften werden gehoben sein. Aber das Streben nach dieser Einheit des Menschengeschlechts, die von politischen, nationalen, „religiösen" und andern erdhaften Schranken nicht darf gestört werden, ist der Inhalt des auf den lebendigen Gott gerichteten Denkens und das Ziel der Erlösung des Menschengeschlechts, wobei die Erlösung, eben weil sie aus Gott stammt, bei dem Geist, Leben und Liebe Eins ist, Erlösung durch die Liebe ist. Das Christentum ist darum die menschlichste aller Religionen, und die göttlichste zugleich. Es gibt keine höhere Forderung als der Menschheitsgedanke, weil er aus Gott selbst, aus dem lebendigen Gott, fließt. Darum ist auch diese Forderung kein aus der bloßen Reflexion herausgeborener Zwang, sondern er ist das Leben selbst, freies, starkes, kämpfendes Leben, vor dem nur besteht, was aus ihm selbst stammt; alles Andere ist dem Tode verfallen.

Selbstverständlich wird sich die Menschheit immer in Gruppen gliedern; das Erdenleben bedingt das. Aber einerseits soll das Ewig-Menschliche in den einzelnen Gruppen herausgearbeitet werden; andererseits sollen die Kreise der Gruppen keine Hemmung für die lebendige Gemeinschaft der Gruppen untereinander bilden.

Daß die einzelnen Gruppen auch „Obrigkeiten" haben, ist Notwendigkeit. Arbeitsteilung, Ordnung, Verschiedenheit der Veranlagungen bedingen das. Sie müssen auch mit einer gewissen Autorität ausgestattet sein. Nur sollen diese Obrigkeiten aus dem Ganzen herauswachsen, sollen „Organe" sein. Obrigkeit ist immer etwas von oben herab. Der Wille zu jener Gemeinschaft soll jedoch und kann auch nur von innen heraus stammen. Der Geist muß sich seine Einrichtungen schaffen; aus dem Geiste heraus müssen die zur Abwicklung der Geschäfte und zur Ordnung notwendigen Organe geschaffen und die Verabredungen und Vereinbarungen innerhalb der einzelnen Gruppen und zwischen den Gruppen untereinander getroffen werden. Dazu müssen alle mithelfen; nicht die Obrigkeit soll regieren, sondern mitherrschen, mitregieren, mitarbeiten an der Verwirklichung jener Gemeinschaft, ist die Aufgabe Aller, die Einsicht in das Wesen des Menschengeistes haben. Das schließt nicht aus, daß die „Obrigkeiten" auch wachen, aber eben in dem Sinne, daß sie ihre Augen immer offen halten auf jenes Ziel hin; sie sollen auch den die Gemeinschaft störenden Elementen gegenüber ihre Autorität geltend machen können; schrankenlose Freiheit wollen wir nicht, sondern Freiheit des Geistes, die dem Naturhaften Schranken setzt. Das aber hindert keineswegs, daß auch die Menschheit über ihre „Obrigkeiten" wacht; wenn die Obrigkeit den menschheitumfassenden Willen nicht hat, soll sie dazu gezwungen oder dann ersetzt werden. Denn die Organe sollen den Geist der Menschengemeinschaft, den Menschheitsgedanken, widerspiegeln.

Daß die öffentliche Meinung durch die, die, im weitesten Sinn genommen — Schule, Presse ꝛc. — an ihrer Bildung arbeiten, von diesem Menschheitsgedanken soll durchdrungen werden und daß die Kirche hiebei ihre besondere Aufgabe hat, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Hierin liegt die Forderung: wir brauchen Menschen, in denen jenes Ziel einer dauernden und umfassenden Gemeinschaft lebendig ist. Vor ihrem Geiste gilt es sich zu beugen, d. h. es gilt ihn anzuerkennen als den Geist, der die Menschheit und den Menschen vorwärts, dem höchsten Ziele entgegenführt. Dann wird die Menschheit sich auch „Obrigkeiten“ schaffen, die ihrem Ziele angemessen sind und wird sie aus freien Stücken achten als ein Teil von sich selbst.

Rud. Reich.

Christentum, Kultur, Staat.

Ein Beitrag zur Diskussion über das Militärproblem.

Man wird es der Redaktion der Neuen Wege Dank wissen müssen, daß sie in einem Zeitpunkt, wo infolge des Kriegsabschlusses das Militärproblem aus dem Stadium der Aktualität in das einer relativen Inaktualität gerückt ist und die Kriegsmüdigkeit sich vielleicht auch auf das Kriegsproblem erstreckt, doch diesem unvermindert ihre Aufmerksamkeit schenken und ihr solche im Kreise der die Zukunft bedenkenden Menschen sichern will. Denn dieser Frage kommt ein prinzipieller Charakter zu; sie hat darum mit ihrer augenblicklichen Aktualität oder Nichtaktualität nichts zu tun und verlangt eine prinzipielle Stellungnahme und prinzipielle Lösung. Wir machen gerne von dem im Hinblick auf die Wichtigkeit der Frage höchst verdankenswerten Anerbieten der Redaktion, in den Spalten der Neuen Wege auch „gegnerische“ Ansichten zu Worte kommen zu lassen, Gebrauch.

Man wird das Militärproblem nicht irgendwie tiefer durchdenken können, ohne dabei notwendig auf das umfassendere des Staates zu stoßen, von dem jenes ein Teil ist. Es kann nur eine verhängnisvolle Verwischung und Abschwächung der Schwere des Problems bedeuten, wenn — ein Fehler, in den z. B. viele Dienstverweigerer verfallen sind — man glaubt, sich auf das Militärproblem im engsten Sinne beschränken zu können. Der Antimilitarist, der nur den Kriegsdienst abzulehnen, nicht aber den Staat an sich zu leugnen glaubt, wird schließlich zugeben müssen, daß er sich mitten im Staatsproblem befindet, denn der Staat behauptet nun einmal, des Militärs, sei es als eines gleichsam bloß potentiellen, sei es als eines aktiven Faktors, zu seiner Existenzsicherung zu bedürfen. Auf dieses Zentralproblem

gilt es daher gleich von Anfang an alle Energie des Denkens zu konzentrieren.

Zwei Seiten sind am Staatsproblem streng auseinanderzuhalten: 1. die Frage nach dem Wesen des Staates selber, gemessen nicht an irgendwelchen ihm transzendenten Maßstäben und Postulaten, sondern nach ihm selbst entnommenen Gesichtspunkten; 2. die Frage nach dem Verhältnis des Christentums zu diesem in seiner Eigenart erkannten Staat und den aus seinem eigentümlichen Wesen, also aus innerer Notwendigkeit sich erhebenden Forderungen. Eine strenge Scheidung ist deshalb nötig, weil nur so das Problem in voller prinzipieller Schärfe erfaßt werden kann, während man sonst über eine prinzipienlose Kasuistik oder einen rechthaberischen Dogmatismus nicht hinauskommt.

Es kann nun nicht unsere Absicht sein, das Wesen des Staates in seinem vollen Umfang zu erörtern; es genügt uns für unsere Zwecke, aus der Reihe seiner Aufgaben und Funktionen eine einzige herauszugreifen, die den doppelten Vorteil bietet, daß sie wohl allgemein dem Staat wirklich zugesprochen wird wie auch daß es seine höchste Funktion ist. Es darf als eine durch alle geschichtliche Erfahrung bestätigte und gesicherte Erkenntnis gelten, daß die Kultur nur auf der Grundlage des Staates möglich ist. Wir bitten zu beachten: auf der Grundlage — nicht: im Rahmen! Wir behaupten also nicht den naiven Standpunkt, daß der Staat (selber ja ein Stück Kultur) der wesentliche Erzeuger und Förderer der Kultur sei — der Staat ist zahlreichen Kulturerscheinungen und -gebieten gegenüber indifferent, und allzu oft in der Geschichte ist er ihnen feindlich gewesen. „Kulturträger" ist der Staat vielmehr in dem ganz nüchternen und schlichten Sinn, daß ein Staat, d. h. ein Organismus, eine in ihrem äußern Bestande gesicherte und vermöge einer sicher funktionierenden komplizierten Organisation sich selber (und das heißt ihre Glieder) erhaltende, in der Zeit kontinuierliche Gemeinschaft, die Voraussetzung und Vorbedingung für das Erstehen einer höhern Kultur ist. Er gibt und garantiert die Kontinuität, die der Kultur zu ihrem Werden unerläßlich und ihr selber wesentlich ist, und damit ein zwar an sich Außerkulturelles, aber schlechthin Fundamentales: die Existenz. Ein entwickelter Organismus nur kann die materielle Grundlage schaffen für eine höhere geistige Kultur: Kultur ist immer anspruchsvoller und bedürfender als die Kulturlosigkeit. Jenen Organismus aber nennen wir Staat. Daß — eine geschichtliche Notwendigkeit — der Staat bis zum jetzigen Zeitpunkt der Geschichte nicht ein die ganze Menschheit umspannender Organismus, also ein Weltstaat (oder Völkerbund), ist, ist prinzipiell gleichgültig, obwohl gerade daraus für das empirische religiöse und sittliche Bewußtsein schwere Probleme sich erheben können.

Und nun: welches Verhältnis hat das Christentum zum Staat? Die Frage wandelt sich sofort in die andere: welches ist das Verhältnis des Christentums zur Kultur?

Gewiß ist das Christentum nicht mit der heutigen oder irgend einer anderen bestimmten Staatsform unlöslich und wesenhaft verbunden, so daß ihr Schicksal sein Schicksal würde. Es wäre nicht das überzeitlich Ewige, um dessentwillen allein wir ja an ihm in aller Zeit festhalten können, wenn es einem zeitlichen Gebilde verhaftet wäre. Aber wir dürfen doch sagen, daß das Christentum an der Existenz des Staates (nicht am existierenden!) wesentlichst interessiert ist, insofern als die Kultur nur auf der Grundlage des Staates möglich ist: denn kann das Christentum für uns Menschen einer bestimmten Kultur anders ernstlich Bedeutung gewinnen als indem es irgendwie sich dieser Kultur verbindet? Der Satz wird unerträglich erscheinen; denn er scheint ganz einfach die Aufopferung des Christentums an die Kultur, sein Aufgehen in ihr, also eine unerträgliche Verflachung jenes und allerhöchstens eine religiöse Verbrämung dieser, zu proklamieren. Tatsächlich besagt er etwas völlig anderes: In Wirklichkeit sind wir nicht zu trennen von unserer Kultur; denn was wir sind, sind wir ganz wesentlich durch sie. Sie bestimmt unsere geistige Physiognomie. Ohne unsere Kultur wären wir nicht mehr wir selber: der Sänger, dem die Stimme fehlt, der Maler, der keine Hände hat — ein Widerspruch in der Logik und eine Vergewaltigung in der Wirklichkeit. Nicht ich, in meiner Individualität, die meine Persönlichkeit ausmacht, wäre dann Christ, sondern ein Wesen, mit dem ich, meine Wesenheit, nichts gemein hätte. Im Begriff und Wesen der Kultur ist enthalten, daß sie mit dem Menschen, mit der Menschheit, aus der sie herausgewachsen ist, innerlichst verbunden, verwachsen ist, eine lebendige untrennbare Einheit bildet. Wir alle fühlen, daß wir, wenn wir uns auch ganz dem Christentum erschließen, doch nicht zum russischen Mushik werden können, der sich ihm mit gleichem Willen hingibt wie wir. Es ist die Welt, die uns von Tolstoi trennt; auch er fordert ja für das Christentum nicht die absolute Kulturlosigkeit, sondern nur — die Kultur des russischen Bauern. Die Kulturentwicklung kann nicht plötzlich ungeschehen gemacht, die Kultur des 20. Jahrhunderts in den Menschen dieses Jahrhunderts nicht einfach ausgelöscht werden — es sei denn, wir haben nur äußerlich an ihr teilgenommen. Wir sind mit unserer Kultur so sehr eins, daß auch das Christentum sie nicht eliminieren kann und darf. Kultur ist nichts anderes als der Gesamtstatus unseres geistigen Wesens; wenn nun das Christentum in unser Leben eintritt, so tritt es sofort mit dieser unser Wesen konstituierenden Welt in Kontakt: wenn es uns begegnet, begegnet es ihr, in ihr uns. Das Christentum mag dieser Welt neue Impulse geben, neue Kräfte in sie einführen, Spannungen in sie hineintragen: immer ist sie vorausgesetzt, muß sie vorhanden sein, damit eine Aktion überhaupt möglich werde; sie auszumerzen verlangen,

hieße ein Vakuum schaffen wollen, auf das das Christentum wirken soll! Eine leere wirklichkeits-unbekümmerte Abstraktion oder, wenn eine ernstliche Forderung, eine Ungeheuerlichkeit.

In diesem Sinne sagen wir, daß das Christentum unsere Kultur nicht ausschließen darf, sondern notwendig einschließen muß. Und nun erinnern wir uns der engen Verflochtenheit von Kultur und Staat, so ergibt sich der Schluß, daß das Christentum mit und in der Kultur auch den Staat bejaht.

Man mag dem gegenüber vielleicht darauf hinweisen, daß die Höhepunkte der religiösen Entwicklung der Menschheit selten mit denen der politischen und kulturellen Entwicklung zusammenfallen. Eucken spricht einmal (Wahrheitsgehalt der Religion, 1. Aufl., S. 331) von der Epoche des kulturellen und politischen Zusammenbruchs der Antike, die der Welt einen Plotin und Augustin geschenkt hat, Männer, die uns als große Helden des Geistes gelten, „obschon sie der Kultur mehr geschadet als genützt haben". Aber gerade ihre einsame Größe läßt ja nur die furchtbare Oede ihrer Umgebung, ihrer Zeit umso fühlbarer werden; und ihre Größe stammt daher, daß die Religion sich in ihnen einer reichen Kultur verbunden hat. So beweisen solche Erscheinungen nichts gegen unsere Aufstellungen.

Es darf also folgerichtig nicht eine Alternative gestellt werden: Christentum oder Kultur. Unser Postulat kann nicht sein: Christentum (ohne Staat und darum) ohne Kultur, sondern allein: Christentum aufgenommen in Kultur. Das Christentum nimmt dadurch, daß es diese Verbindung eingeht (eingehen muß, um uns zu erreichen) Konflikte auf sich, die ihm ursprünglich fremd sind; aber es darf diese Spannungen, in die es eintritt, nicht zum vornherein nach einem feststehenden, eine bestimmte historische Gestalt der christlichen Ethik repräsentierenden Schema erledigen; es darf mit seinen Lösungen nicht einfach über die gegebene Kultur hinwegschreiten. Die Lösung muß aus der eigentümlichen geschichtlichen, d. h. kulturellen Lage heraus erfolgen, in die es, selber ein Bestandteil von ihr werdend, eingetreten ist.

Die Einsicht in die Selbständigkeit, in die Unwiederholbarkeit weil Lebendigkeit aller Kultur bringt die Einsicht in die Unmöglichkeit einer Uebertragung urchristlicher Verhältnisse auf unsere Zeit. Das Judentum der Zeit Jesu und das Urchristentum repräsentieren eine bestimmte Kultur, die der selbstverständliche Untergrund, gewissermaßen die Bühne ist für das Wirken, also auch für die ethischen Anschauungen und Forderungen Jesu und der ersten Christen. Jene Kultur ist der Resonanzboden, der die Melodie zum Klingen bringt, die da gespielt wird. Gewiß ist das Instrument nicht die Melodie, aber doch braucht sie jenes, um zu tönen — sie sind nicht zu trennen. Die Schönheit der Melodie ist das Werk des Künstlers, aber er muß sie seinem Instrument entlocken: so ist die Ethik Jesu zwar nicht das

Produkt jener Kultur, aber sie richtet sich in der ursprünglichen geschichtlichen Wirklichkeit notwendig und einzig auf sie. Damit ist der prinzipielle Verzicht ausgesprochen auf jene Art christlicher Ethik, die in Tolstoi ihren gewaltigsten Vertreter und Verfechter gefunden hat, d. h. die bewußte strikte Befolgung des Buchstabens der ethischen Forderungen Jesu. Wir müssen sie als eine Verirrung betrachten, weil sie die Wirklichkeit des geschichtlichen und das heißt des kulturellen Lebens in eine Scheinwirklichkeit verwandelt, indem sie sie entweder überhaupt ignoriert oder bewußt ausschaltet, unterdrückt. Wir lassen hier die Frage, ob die sittlichen Forderungen Jesu auch nur schon für seine Zeit „Gesetz" sein wollten, als für unser Problem gleichgültig, gänzlich beiseite. Für uns kommt es darauf an, zu wissen, daß sie es für unsere Zeit nicht sein können. Was hier ausgesprochen und gefordert ist, ist jedoch etwas völlig anderes als eine Kompromißethik. Es wird hier der einfachen Tatsache Ausdruck gegeben, daß die Ethik und daß das Christentum es nicht mit einem abstrakten geschichtslosen Wesen zu tun hat, sondern überall mit dem wirklichen konkreten Menschen. Christen des 20. Jahrhunderts — das ist mehr als eine bloße Zeitbestimmung, auch inhaltlich, qualitativ grenzt diese Bezeichnung gegen andere Epochen ab.

Soll da die Behauptung einer „christlichen Ethik" überhaupt noch irgendwelchen Sinn haben, so kann er nur darin bestehen, daß die treibende Grundidee, die schöpferische Grundgesinnung, der „Geist" der geschichtlichen Ethik Jesu unserer Ethik und damit unserer Kultur erhalten bleibt oder immer wieder zugeführt wird. Alle Verkehrungen und Verzerrungen, die der Moral die Berufung auf den „Geist" Jesu schon eingetragen hat, können und dürfen an dieser Lösung, an ihrer prinzipiellen Richtigkeit nicht irre machen. „Der Glaube an den Geist Christi, der oft so weit von der konkreten geschichtlichen Gestalt Jesu abführt, beruht psychologisch und logisch auf der Ueberzeugung, daß Christus selbst unter den veränderten Bedingungen diese neuen Formen und Inhalte der christlichen Ethik akzeptieren und sanktionieren würde. Diese Ueberzeugung gibt auch dem Christen den Mut, von der geschichtlichen Ethik Jesu abzuweichen, ohne doch eine christliche Ethik preisgeben zu wollen". (Schwz. Theol. Z. 1918, S. 119). Nur darf das nicht den Sinn haben, daß man Jesus in die Gegenwart versetzt, denn dann würden wir uns derselben Mißachtung der Wirklichkeit des geschichtlichen, des kulturellen Lebens schuldig machen, die unsere Ausführungen ja gerade bekämpfen.

Das Materiale der christlichen Ethik, dasjenige, das sie vorfindet und an dem sie sich auswirken, vollziehen muß, sind die eigentümlichen Kulturinhalte einer Zeit; dasjenige, was an diesem in stetem Werden, darum in steter Wandlung zu neuen Formen befindlichen Stoffe zur Auswirkung kommen soll, ist, in der blassen philosophischen Sprache ausgedrückt, das ethische Prinzip des Christentums, das in der historischen Ethik Jesu eine erste, revela-

torische Auswirkung erfahren hat. Dieses Prinzip, das wir in allen ethischen Weisungen Jesu wirksam sehen, ist die Liebe. Sie ist, wie alle letzten (ethischen wie erkenntnistheoretischen) Prinzipien, unbegründbar, sie kann angenommen oder abgelehnt werden, durch einen Akt unserer Persönlichkeit, durch eine Intuition (der Intellekt ist hier nicht primäre, sondern nur stützende Funktion); sie überzeugt durch sich selber oder sie überzeugt nicht. Dieser sozusagen axiomatische Charakter der Liebe ist von höchster Bedeutsamkeit; er zeigt, daß wir es hier wirklich mit einem letzten Grundprinzip zu tun haben. Es wird dadurch schlechterdings unangreifbar und unantastbar, denn es kann ja nicht widerlegt, sondern nur zurückgewiesen werden, man kann es auch nicht nach seiner Berechtigung fragen und prüfen — man kann sie nur erleben oder nicht erleben. Wie jedes Grundprinzip und Axiom ist auch die Liebe schlechterdings zeitlos, ewig gültig (oder ungültig), unabhängig von allen zeitlichen, zeitlich bedingten und darum nur zeitlich gültigen Formen der Ethik.

Vielfach gilt die Nächstenliebe als das Grundprinzip, die Quintessenz des Christentums. Wir können das nicht für richtig halten. Denn sehen wir zu, so hat sie nicht mehr den „axiomatischen" Charakter, den wir für die Liebe auszeichnend gefunden haben. Es tritt mit ihr eine andere Liebe (die auch Liebe zu sein behauptet) in Konkurrenz und Konflikt: man kann also ihre Berechtigung erörtern. Schon das Wort selber deutet ja auf eine Spezialisierung hin. Und wäre Nächstenliebe möglich, wenn nicht überhaupt Liebe da wäre? Die Nächstenliebe ist also bereits eine besondere Erscheinungsform, eine Aeußerung der Liebe, sie ist nicht der Quell, das Grundprinzip selber, nicht die Liebe. Das ist nicht Wortklauberei: Wir machen ernst mit dem Gedanken, indem wir diejenigen Versuche, die uns auf die Nächstenliebe als das fundamentale, in aller christlichen Ethik schlechterdings dominierende und entscheidende Prinzip festlegen wollen, ablehnen. Tolstoi, Symbol dieser Versuche, fällt so. Im vollen Bewußtsein der Schwere des Satzes sprechen wir es aus: die Nächstenliebe ist nicht das bindende, schlechthin verpflichtende Prinzip des Christentums; das ist allein die Liebe, die zwar jene in sich enthält, aber keineswegs mit ihr identisch ist, restlos in sie aufgeht. Die Nächstenliebe soll dadurch selbstverständlich nicht ausgeschaltet oder in ihrem Werte und ihrer Bedeutung herabgemindert werden. Aber in der starren, absoluten und letztlich lebensfeindlichen Form des Gebotes des Nichtwiderstandes ist sie nicht aufrecht zu erhalten und endet sie schließlich bei der Selbstaufhebung: denn sie führt zur Vernichtung alles Lebendigen — zurückbleibt dann die Fiktion einer sieghaften Liebe. Solange der Nichtwiderstand, die Nächstenliebe in ihrer letzten Ausgestaltung als das letzte Wort der christlichen Ethik betrachtet wird, kann diese Konsequenz trotz ihrer Furchtbarkeit gezogen und gefordert werden. Wir entziehen uns nicht als Opportunisten der Konsequenz, sondern wir lehnen aus einer ethischen Einsicht heraus die Prämisse

ab. In der Ethik der unbedingten Nächstenliebe, des Nichtwiderstandes wirken sich höchste sittliche Kräfte aus; aber es muß uns, einer innern Intuition, es muß unserer Liebe überlassen bleiben, ob wir sie befolgen dürfen oder nicht. Und wir glauben eben, daß dies nicht unter allen Umständen und um jeden Preis zu geschehen habe. Regeln lassen sich unseres Erachtens nicht aufstellen. Nur das wird man vielleicht sagen können — es ist ein subjektiver Prüfstein für die Echtheit der Liebe: man wird, wenn man entgegen der streng gefaßten Nächstenliebe oder dem Nichtwiderstandsgebot zu handeln sich verpflichtet fühlt, doch die Bereitschaft, die Kraft in sich wissen müssen, die persönlichen Opfer, die der Nichtwiderstand einem auferlegen würde, zu bringen; dann weiß man, daß man nicht aus bloßer Schwäche, aus der Abwesenheit oder dem Unvermögen der Liebe anders handelt. Tolstoi hätte einer brennenden und mordenden Räuberbande keinen aktiven Widerstand entgegengesetzt. Wir bewundern ihn deswegen — kalt, schaudernd: überzeugt uns diese Liebe noch? Wir glauben uns zur Formulierung des folgenden Grundsatzes berechtigt: Je mehr die Kreise dessen, was durch unsere Entscheidungen, durch unser Handeln direkt oder indirekt in Mitleidenschaft gezogen wird, über unsere bloße individuelle Persönlichkeit hinausgreifen, desto weniger haben wir ein Recht, uns durch eine rein subjektive Maxime bestimmen zu lassen, also z. B. durch das Prinzip des Nichtwiderstandes. Denn wir haben ein sittliches Recht zu freier Verfügung nur über unsere eigene Persönlichkeit und allenfalls über die, deren Zustimmung wir ausdrücklich versichert sind.

Wenn ich neben einem herrlichen gotischen Bauwerk stehe und sehe, wie ruchlose Menschen vorbedacht dasselbe zu zerstören unternehmen, werde ich da nicht selbst mit Gewalt sie daran zu hindern suchen? Und warum? Weil in diesem Stein etwas verborgen liegt, das meiner Seele Brot ist; weil — auf das Ganze der Kultur übertragen — hier Werte vorliegen, die ich nicht preiszugeben vermag, da sie mir innerlichst angehören, Teil meiner selbst sind. Und darum besteht auch eine wirkliche Verpflichtung, der ich mich auch als Christ innerlich nicht zu entziehen vermöchte, diese Güter zu schützen, wenn sie bedroht sind. Und es besteht die Verpflichtung, den Staat zu schützen, der die Grundlage der Kultur ist. Freilich sind die wenigsten Kriege zum Schutz der Kultur und eigentlich vitaler Interessen geführt worden. In dieser Tatsache liegt eine schwere Schuld der Christen: denn ihre eigentliche Arbeit hätte nicht erst mit dem Krieg einzusetzen, sondern müßte wesentlich vor allen Krieg fallen. Denn das ist nun wahr: das Christentum wirft stärkste Antriebe in die Welt, es überläßt den Prozeß der von einem naturhaften Wollen geleiteten Gewalten nicht sich selbst, sondern hat das Bestreben, ihn an sich zu reißen. Aber es muß sich anderseits mit dem begnügen, was ihm der

reinste Wille und die entschiedenste Kraftanstrengung erringen können — und das ist nicht in jedem Fall das Ziel, die vollkommene Realisierung des Ideals. Und wir glauben freilich auch, daß das Christentum noch viel radikaler auftreten muß, noch viel idealfroher und idealtreuer als unser feiges Kompromißchristentum, das erst, wenn durch sein Mitverschulden ein Unglück geschehen ist, sich aufrafft, um — von Notwendigkeiten zu reden. Aber wir glauben, daß ein radikales, ein seiner ursprünglichen Hoheit bewußtes, sich selbst treues Christentum an den neuen Lebensformen und Lebensinhalten sich auswirken muß. Die einzelnen Konkretionen des sittlichen Lebens mögen dann gegenüber ihrer primären Gestalt völlig neue Formen annehmen; aber dieselbe Quelle speist sie und verleiht ihnen Notwendigkeit: die Liebe. Darum ja haben Jesu Worte einen Klang, den die Menschheit nicht mehr vergißt, enthalten sie Wahrheiten, mit denen die Menschheit nun einfach rechnen muß, weil sie aus jenem letzten, unableitbaren Grunde stammen, den auch er nicht erforscht, nur in sich getragen und erlebt hat — der Liebe.

Oskar Bauhofer, cand. theol.

Zum Pariser Frieden.

1.

Werden wir sagen, daß der in Paris ausgeheckte Friedensvertrag uns eine große Enttäuschung sei? Das wäre zu viel gesagt. Denn nicht nur war man schon lange darauf gefaßt, daß nichts wahrhaft Gutes und Großes aus dieser camera obscura heraustreten werde, sondern es wäre auch ein Irrtum, wenn man meinte, wir hätten überhaupt von den Diplomaten, Militär und Börsenmännern einen wahren Frieden erwartet.[1]) Wir hofften bloß

[1]) Nicht etwa um zu zeigen, daß wir alles richtig vorausgesehen hätten und in allem recht behielten, sondern bloß um den obigen Satz zu belegen, sei es uns erlaubt, aus unserem Aufsatz: „Unsere Politik" folgende Stelle anzuführen:

„Ob die Regierungen imstande sein werden, solche Organe [nämlich für die Herbeiführung eines wirklichen Friedens] zu werden, ist zweifelhaft. Wilson freilich ist der Mann dazu, ob aber er allein genügt? Vielleicht daß die heutigen Regierungen durch andere ersetzt werden müssen, bevor es zu Friedensunterhandlungen kommen kann. Die neuen müßten aus irgend einer Form von Revolution hervorgegangen sein. Es scheint unmöglich, daß die in den Anschauungen einer zu Grabe gehenden Epoche ergrauten und erstarrten Männer, die heute am Steuerruder aller europäischen Staaten sitzen (die neutralen nicht ausgenommen) die Geburtshelfer einer neuen Welt werden können. Sie müssen wohl zuerst durch neue Strömungen ersetzt werden, wenn mit dem Programm einer veränderten Ordnung des Völkerlebens Ernst gemacht werden soll.

Damit kommen wir auf den Satz zurück, den wir schon mehrfach vertreten haben, daß sowohl der Frieden als die neue Ordnung der Dinge von den Völkern in die Hand genommen werden müsse. Politische, soziale und religiöse

und hielten es für möglich, ja wahrscheinlich, daß etwas zustande komme, was das große Werk der Ueberwindung des Krieges nicht hindern, sondern erleichtern werde. Und nun müssen wir schon gestehen, daß unsere bescheidensten Hoffnungen enttäuscht und unsere schlimmsten Befürchtungen übertroffen worden sind.

Was ist denn das Schlimme an diesem Vertrag? Etwa der dauernde Schaden, den er Deutschland zufügen wird? Keineswegs. Denn es war von Anfang an unsere feste Ueberzeugung, daß dieser Vertrag nicht in Kraft treten werde. Er wird, wie ein französischer Freund uns schreibt, un simple incident, ein bloßer Zwischenfall, sein. Die Bewegung, worin sich die Welt befindet, wird ihn hinwegspülen, wer weiß wie bald. Solch frevler Unsinn hat nicht mehr die geringste Aussicht auf Bestand. Das Schlimme, ja Verhängnisvolle, ist vielmehr der moralische Schaden, den dieses Machwerk im gegenwärtigen Augenblick anrichten wird. Es wird in aller Welt den Glauben an die Gewalt, also den Bolschewismus oben und unten, mächtig verstärken. Der Glaube an die Möglichkeit, im politischen und sozialen Leben das sittliche Ideal zur Geltung zu bringen, hat eine harte Niederlage erlitten, und mit ihm der Glaube an ideale Losungen überhaupt. Die Verzweiflung aber, die auf diese Weise auch die Besseren und Besten ergreift, ist eine Mutter alles Bösen. Die Hölle triumphiert. Es triumphieren alle Gewaltmenschen, alle Verleumder des Guten in den Völkern und den Einzelnen, alle Neunmalklugen; die ganze Schmutz- und Sumpffauna quackt und zischt. Besonders verhängnisvoll wird auf diese Weise der Vertrag allerdings für Deutschland. Er stärkt dort die Reaktion oder eine falsche Form von Revolution, er macht die Einsicht in seine ungeheure Schuld und Verirrung, die wir ihm zu seinem Heile wünschen mußten und die bei einer andern Behandlung sich ganz gewiß langsam verbreitet hätte, zunichte. Denn wer ohne Maß gestraft wird, verliert das Bewußtsein

---

Volksbewegungen müssen die großen Forderungen einer neuen Zeit auf ihre Fahne schreiben und durchkämpfen.

In welcher Form sich diese Volksbewegungen wohl vollziehen möchten, soll hier nicht weiter erörtert werden. Auch die Frage, ob es ohne eine welterschütternde gewaltsame Revolution ablaufen werde, wollen wir in diesem Zusammenhang bloß streifen. Wir halten es für wahrscheinlich, daß eine solche kommen wird. Ob wir sie wünschen oder nicht, ändert daran nichts, ebensowenig als die Gewitter darnach fragen, ob sie uns willkommen seien oder nicht. Die Dinge haben eine solche Spannung und Zuspitzung erfahren, es sind so viel Mächte des Bösen am Werke, so viele Explosivstoffe angehäuft, daß nur ein Wunder die neue Katastrophe verhindern könnte, gerade wie nur ein solches den Ausbruch des Weltkrieges hätte verhindern können. Das Wunder, das wir meinen, wäre das Auftreten gewaltiger geistiger Kräfte der Weltumgestaltung, die die Kräfte der Gewalt unnötig machen. Ein solches Wunder ist immer möglich; nur dürfen wir nicht darauf zählen. Auf alle Fälle aber ist es Aufgabe der Menschen, die so stehen wie wir, an der Erschließung jener höchsten Kräfte zu arbeiten, die eine Umwälzung durch den Geist herbeiführen müssen, die übrigens die radikalste von allen sein wird. Solche Arbeit wird auf keinen Fall umsonst sein". (Juli 1918. S. 149—50).

seines Unrechts. Er schädigt aber auch die Seele der Sieger. Kurz: er kann, wie uns scheint, nur Fluch wirken.

Darum hat er auch in uns, gerade in uns, Zorn und Entrüstung erregt. Wir greifen uns an den Kopf und fragen, was für Menschen es sind, die so etwas für möglich halten. Sind es Verbrecher oder sind es Wahnsinnige? Es ist Verbrechen, ist Wahnsinn, die Worte sind nicht zu stark. Und zwar schlimmer, als Verbrechen und Wahnsinn der Ludendorff und Tirpitz, Wilhelm und Franz Joseph, als sie den Weltbrand entzündeten. Denn diese konnten doch nicht recht wissen, was sie taten, heute aber haben wir die Weltkatastrophe hinter uns, vielmehr, wir sind mitten drin, können sie aber zum Teil noch aufhalten oder mildern; wer heute dazu beiträgt, daß sie noch furchtbarer wird, der ist dreimal so schuldig, als die andern. Wozu noch kommt, daß jene Männer, als sie den Weltkrieg entfesselten, durchaus sich selbst treu waren, während die, welche ihn heute verewigen, sich selbst verraten.

Das muß ohne jeden Rückhalt gesagt werden. Wir wollen aber möglichst deutlich sein. Gewisse Forderungen des Vertrages sind im Kerne durchaus berechtigt. Die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich und anderer Gebiete des früheren deutschen Reiches zu den Völkern, zu denen sie nun einmal auch staatlich gehören wollen, ist in der Ordnung. Es wird da nur altes Unrecht gut gemacht. Freilich wäre die rechte Form dafür überall die Volksabstimmung. Ebenso sind Entschädigungen aller Art besonders für Frankreich und Belgien am Platze. Deutschland müßte, wenn es nicht von ihm gefordert würde, sich freiwillig dazu anbieten. Sogar die Entwaffnung Deutschlands hielte ich nicht für so schlimm, trotzdem ihr nicht von vornherein eine der übrigen Völker parallel ginge; denn es ist doch ganz klar, daß es bei der in allen Völkern herrschenden Stimmung ganz unmöglich wäre, gegenüber einem wehrlosen Deutschland die alte Waffenrüstung beizubehalten. Durch diese riesige Bresche im Walle des Militarismus dränge die Abrüstung in unaufhaltsamem Ansturm vor. Viel schlimmer ist die Wegnahme der Kolonien ohne eine durchgreifende Neuordnung dieser ganzen Frage. Und doch ist auch das noch nicht das Schlimmste. Nein, was uns arg scheint und empört, ist der ganze Geist und Ton dieses elenden Machwerkes, der Versuch, das ganze deutsche Volk unter dauernde polizeiliche Bewachung zu stellen, ist der Geist der Grausamkeit, Kleinlichkeit und Raubgier, ist vor allem der schamlose Wortbruch sowohl gegenüber den eigenen Völkern wie gegenüber dem deutschen. Denn daß das nicht der Friede auf Grund der Wilsonschen Forderungen ist, auf die hier der Waffenstillstand geschlossen wurde, liegt klar zu Tage. Aber auch die Ententevölker sind betrogen. Sie sind in den Krieg gezogen, um den Krieg zu töten und sollen ihn nun erst recht verewigt haben. Man hat ihnen stets von einem Kampf für Recht und Freiheit gegen den deutschen Militarismus geredet, damit eine unendliche Fülle höchsten Enthusiasmus

entflammend, einen Enthusiasmus, der der menschliche Hauptfaktor des Sieges war, und nun langt man bei der nackten Gewaltaktion, dem Annektieren und Rauben, kurz, beim — deutschen Militarismus an! Ein solcher Betrug muß furchtbar verheerende Folgen haben. Dieser Vertrag würde, wenn ausgeführt, nicht nur Deutschland, sondern noch viel gewisser Frankreich (das sich durch ihn „sichern" will) und ganz Europa dazu vernichten. Er ist nicht nur Frevel, sondern auch Narrheit.

Das alles möchten wir hiemit als unsere Ueberzeugung festgestellt haben. Wir haben diese Grundsätze schon seit Jahren und ganz besonders auch in den letzten sieben Monaten öffentlich und privatim vertreten, wie wir sie weiterhin vertreten werden, und haben alles, was wir konnten, getan, um diesen „Frieden" zu verhindern.

2.

Aber nachdem darüber Klarheit geschafft ist, muß noch allerlei Anderes gesagt werden, was zur ganzen Wahrheit gehört.

Einmal muß die Frage gestellt werden, was und wer denn an diesem verhängnisvollen Ereignis die Schuld trägt. Und da darf denn nicht vergessen werden, welch einen großen Anteil daran Deutschland hat. Es hat schließlich diesen Krieg herbeigeführt, dessen höllische Frucht nun dieser Friede ist. Es hat die Welt viereinhalb Jahre lang in Furcht und Schrecken erhalten. Es hat Frankreich auf den Tod bedroht, ja fast getötet. Dieses Frankreich ist dann gerettet worden, nach seiner Meinung vor allem durch die rücksichtslose Energie seines Clemenceau und die Genialität seines Foch. Dürfen wir uns wundern, wenn unmittelbar nach der Rettung solche Männer eine überwältigende Autorität genießen? Das ist eben auch ein Fluch des Krieges. Und dürfen wir uns wundern, wenn Frankreich nicht noch einmal eine solche Probe bestehen möchte, wenn es Angst hat vor einem Deutschland, das sich finanziell und militärisch viel rascher als Frankreich erholte, wenn es auf seine verheerten Provinzen, seine ruinierten Bergwerke, seine vernichtete Industrie hinweist und dann auf das vom Krieg kaum berührte Deutschland blickt und darauf hin Forderungen stellt, die einen schließlichen deutschen Sieg verhindern sollen? Es ist gewiß ein Irrtum; auf diesem Wege wird nicht geholfen, aber ich frage bloß: dürfen wir uns wundern?

Dies führt uns aber auf ein Weiteres: Die Deutschen haben während dieser Jahre in der Welt wie Verbrecher und Wahnsinnige gewütet. Davon haben in Deutschland und in der deutschen Schweiz, überhaupt in den neutralen Ländern, Wenige ein klares Bild. Eine Reise durch die Wüste, die jene in Frankreich geschaffen haben, würde ihnen vielleicht die Augen öffnen. Und diese Wüste haben sie absichtlich, nach einem raffinierten Plan, geschaffen, um Frankreich industriell zu vernichten, wie sie es politisch und ethnographisch vernichten wollten. Dazu haben sie gestohlen, gemordet, geschändet, ver-

sklavt, verheert, die Welt mit Greuel erfüllt. Wahrhaftig, der Pariser Vertrag müßte ihnen eigentlich gerade die Augen öffnen über ihre Schuld. Er ist der Spiegel, der ihnen vorgehalten wird. Er ist die Antwort auf das, was sie in den Wald hineingerufen haben. Und das könnte vielleicht, nebenbei gesagt, auch seinen Sinn bilden.

Es ist Fluchernte aus Fluchsaat. Die Ursachen weisen übrigens noch weiter zurück. Da ist der Frankfurter Vertrag von 1871, der im kleinen nur das war, was der Pariser jetzt im großen ist, der Frankreich wirklich verstümmelte und demütigte, wie der jetzige Deutschland verstümmeln und demütigen würde. Da ist diese ganze Periode, von 1871—1914, wo zuerst Bismarcks Hand auf Europa lastete und nachher seine Erbschaft, besonders der Geist der Gewaltpolitik, der nirgends so sehr zum System und Evangelium gemacht wurde wie in Deutschland. Da ist jener Waffenstillstand vom letzten November, der von deutscher Seite tief unehrlich war, weil er nur den Zweck hatte, eine katastrophale Niederlage zu vermeiden und hiefür Wilsons vierzehn Punkte, die man vorher verlachte, gerade gut genug fand und der bei den Alliierten neue Verachtung und neuen Haß erzeugte. Da ist das ganze deutsche Verhalten nach der Revolution, das kein rechtes Vertrauen zu einem neuen Deutschland aufkommen ließ.

Wir könnten noch weiter ausgreifen und zeigen, daß dieser Vertrag unserer ganzen Epoche den Spiegel vorhält. Denn er ist aus ihrem Geist entstanden. Es ist der Geist der Angst, der bloß an materielle „Sicherheiten“ glaubt, weil er die geistige Bürgschaft eines sittlichen Glaubens nicht kennt. Diese Angst, viel mehr als Imperialismus und Raubgier, hat Frankreich auf diesen Weg getrieben; diese Angst aber ist auch schuld an unserem Militarismus und Mammonismus gewesen. Dieser Glaube an das Geld, die Gewalt, den Krieg — das ist nur zu sehr unser Glaube gewesen. Die Gottlosigkeit dieses Dokumentes ist die der ganzen Epoche. Wenn wir darob erschrecken, so erschrecken wir über uns selbst. Wir, wir Alle, haben diesen „Frieden“ gemacht, wie wir den Krieg gemacht haben. Es ist unsere Art und unser Werk, nicht etwa bloß der Soldaten und Diplomaten der Entente!

Also der Pariser Vertrag eine Fluchernte aus Fluchsaat — freilich nicht von Deutschland allein, aber von ihm besonders reichlich und frevelhaft ausgesäter; die entsetzlich sich fortzeugende Tragödie des Krieges und der Gewalt; eine Anklage nicht bloß gegen die Entente, sondern auch gegen Deutschland, wie gegen uns Alle! Wenn wir das bedächten, die Deutschen und wir, dann bekäme der Pariser Vertrag sofort ein anderes Gesicht.

Damit sind wir aber auf einen andern Punkt gestoßen, auf den ein volles Licht der Wahrheit fallen muß.

Es ist nun ein mächtiger Entrüstungssturm gegen diesen Pariser Frieden entstanden. Gut, aber fragen wir, wer denn das Recht hat zu dieser Entrüstung. Etwa die Deutschen, die in ihrer gewaltigen

Mehrheit einen solchen Frieden durchaus gebilligt hätten, wenn sie selbst Sieger geblieben wären? Haben sie denn ganz vergessen, was sie selbst für diesen Fall für schöne Pläne hatten? Ich weiß von einem durchaus zuverlässigen Deutschen, der über das, was in den leitenden Kreisen seines Volkes geschah, genau orientiert ist, einiges von diesen Plänen. Nur ein Beispiel für viele. In einer Versammlung von Spitzen der deutschen Politik, Hochfinanz und Schwerindustrie, die im Herbst 1914 stattfand, wurde der Vorschlag gemacht und gebilligt, durch die Karte von Frankreich von Calais bis Marseille einen Strich zu ziehen und alles Land nördlich davon (die beiden genannten Städte inbegriffen) zu Deutschland zu fügen, dazu von Frankreich allein 50 Milliarden Kriegsentschädigung zu fordern. Entsprechendes in der übrigen Welt. Gegen solche Pläne reagierte in Deutschland nur eine verschwindende Minderheit, solange wenigstens, als es gut ging, und darum hat wohl diese Minderheit, aber nicht das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit, zur Entrüstung ein Recht. Es erntet, was es gesät hat. Oder meint es immer noch, es sei ein großer Unterschied, wenn etwas ihm selbst angetan werde, oder bloß dem andern „Gevölk"? Dann muß es an einem scharfen Anschauungsunterricht diese Meinung verlernen.

Und diejenigen Deutschschweizer, die mit Deutschland vierundeinhalb Jahre lang durch dick und dünn gingen, die gegen die Vergewaltigung Serbiens und Belgiens, die Ermordung Armeniens, den U-Bootkrieg, die Deportationen von Männern, Frauen und Kindern, die Versklavung ganzer Völker, die Ausplünderung der Welt, kein Wort der ernsthaften Mißbilligung fanden, und es damit nur tiefer in Unrecht und Katastrophe hineinhetzten, haben die ein Recht zur Entrüstung? In den Ohren des Schreibenden tönt noch das Geschrei, das von dieser Seite vor einem Jahre entstand, als er gegen den alles vergiftenden Frieden von Brest-Litowsk mit Andern zusammen seine Stimme erhoben hatte. Wenn diese Leute jetzt protestieren, so geschieht es nicht, weil G e w a l t geübt wird, sondern bloß, weil sie diesmal gegen D e u t s c h l a n d geübt wird. Es ist H e u c h e l e i. Auch das muß ohne Rückhalt festgestellt werden. Und Heuchelei ist es auch auf Seiten solcher S o z i a l i s t e n, die selbst Anhänger der Gewalt sind. Denn diese Pariser Machthaber handeln ja nur aus dem Glauben, den auch sie teilen. Sie glauben nicht an den Geist, sondern bloß an die Materie, nicht an das Ideal, sondern bloß an Zahl und Quantum. Diese Sozialisten mögen sich darüber f r e u e n, daß die Andern auch so denken wie sie selbst, aber zur Entrüstung haben sie keine Ursache.

In diesem Lichte sieht der Pariser Vertrag, der Verbrechen und Wahnsinn b l e i b t, doch etwas anders aus, als vorher. Verbrechen und Wahnsinn v e r t e i l e n sich etwas!

3.

Nun erst können wir auch die Frage beantworten, die man uns in diesen Wochen etwa stellt: „Was sagt ihr nun dazu? Habt ihr euch in eurer Stellungnahme nicht geirrt? Wenn jetzt der Vernichtungswille der Entente so deutlich hervortritt, sollte denn nicht er es gewesen sein, der den Weltkrieg verschuldet? Wirft nicht das jetzige Geschehen ein Licht auf das frühere? Müßt ihr nicht zugeben, daß ihr euch getäuscht habt, wenn ihr auf Seiten der Entente standet und den deutschen Militarismus für schlimmer hieltet, als alle andern? Könnt ihr an diesem Ausgang des Krieges Freude haben?"

So tönt es nun von allen Seiten. Was ist darauf zu antworten?

Bei aller Bereitschaft, das Urteil über die Ursache des Krieges durch neue Tatsachen berichtigen zu lassen, kann ich doch nicht herausfinden, daß dazu Anlaß sei. Daß der Krieg nicht von Deutschland allein gemacht, sondern bloß entzündet worden sei, habe ich in den Neuen Wegen und anderwärts ausführlich gezeigt. Ich sehe nicht ein, wie noch irgend ein unbefangener Mensch die letztere These bestreiten könnte. Eine besonders große deutsche Schuld wird durch den Pariser Frieden nicht aufgehoben, im Gegenteil, dieser ist, wie soeben gezeigt wurde, zum Teil eine Folge davon. Der Vernichtungswille, der früher nur in dem Maße vorhanden war, wie er nun einmal zur nationalen Selbstsucht gehört, aber durch eine Menge von Momenten niedergehalten wurde, ist durch den Krieg mit seinen Schrecken und seinen aufgepeitschten Leidenschaften, dazu den überwältigenden Sieg, erst so groß geworden.

Wir denken also über die Schuldfrage genau wie zuvor. So auch über den Ausgang des Krieges und die Stellungnahme zu den darin ringenden Gruppen. Wir müssen dabei die Formulierung ablehnen, als ob wir einfach „auf Seiten der Entente" gestanden wären. Wir standen gegen den Krieg und den Militarismus und darum vor allem gegen den deutschen, dessen mächtigste und gefährlichste Form. Dabei bleiben wir unerschüttert. Darum betrachten wir den Ausgang des Krieges als ein unermeßliches Glück für Alle. Wir hatten ihn ja von uns aus etwas anders gewünscht, nämlich als eine kleinere militärische und dafür desto größere geistige Katastrophe für Deutschland. Aber auch so bleiben wir dabei: der Sturz des deutschen Militarismus und des ganzen früheren Deutschland war ein Heil für alle Welt und besonders für Deutschland. Er hat Raum geschafft für den Durchbruch des Neuen in aller Welt. Trotz den üblen Erfahrungen, die wir jetzt mit der offiziellen Entente machen und die uns so ganz und gar unerwartet nicht kommen, ist die Lage unvergleichlich viel besser als sie im Fall eines deutschen Sieges gewesen wäre. Dann hätte sich in Deutschland und den neutralen Ländern keine Maus mehr gegen den

Triumph des Militarismus geregt. Die russische Revolution wäre zerstampft worden. Die Entente hätte sich vollends bis zu den Zähnen gewaffnet. Vom Völkerbund, Frieden und Abrüstung hätte kein Mensch reden dürfen. Die Welt wäre eine Kaserne und Hölle geworden.

Das ist nun doch anders. Die Glorie des Militarismus ist in aller Welt vorbei. Der Entente-Militarismus ist eine Treibhauspflanze, die schon fast verwelkt ist. Die Abschaffung des obligatorischen Militärdienstes ist in England und Nordamerika gewiß, in den andern Ländern wahrscheinlich. Die Abrüstung muß kommen. Dem vollkommenen Sturz des Militarismus steht jetzt eigentlich nur noch der — Sozialismus im Wege, nämlich der Bolschewismus. Wäre der Sozialismus noch antimilitaristisch wie zuvor, so wäre es mit dem Militarismus in aller Welt zu Ende.

Es ist ferner zu bedenken, welche Opposition gegen den geplanten Pariser Frieden sich in der ganzen Entente erhebt. Das ist ein ganz anderes Bild, als sich uns dargeboten hätte, wenn der Ausgang des Krieges anders gewesen wäre. Nun zeigt sich eben doch, daß die idealen Losungen der Entente nicht vergeblich sind. Man kann sich auf sie berufen und die Völker vergessen sie nicht. Auch die Deutschen können sich auf sie berufen! Auf was hätte man sich im umgekehrten Falle gegen sie berufen können? Und das ist es, was wir meinten, wenn wir mit gewissen geistigen Mächten in der Welt der Entente und in Amerika rechneten. Wir dachten nicht an die Militär und Diplomaten, sondern an die Völker. Und wir lassen es darauf ankommen, ob wir uns getäuscht haben werden, oder nicht.

Damit aber ist auch schon eine andere Frage teilweise beantwortet, die man uns in diesen Tagen stellt:

„Und Wilson? Sehet, was nun der ist? Haben wir nicht recht behalten?"

Es ist in der Tat wieder ein großes Geschrei, das sich gegen diesen Mann erhoben hat. Der Ausdruck ist wieder nicht zu stark; denn wir haben dieses Treiben gegen und für und gegen Wilson schon zu lange mit angesehen, als daß es uns noch imponieren könnte. Aber wir wissen, daß auch ernsthafte und ehrliche Anhänger Wilsons diese Frage stellen und ihnen, nicht den Schreiern, wollen wir antworten.

Die Haltung Wilsons ist auch uns unverständlich geworden. Zwar hätten wir es begriffen, wenn er im Kampfe für sein Ideal unterlegen wäre und wären dadurch nicht an ihm irre geworden. Aber was wir nicht begreifen, ist die Preisgabe seines Ideals durch den Kompromiß, durch die wirkliche oder scheinbare Kapitulation vor der Monroe-Doktrin, durch zu große Nachgiebigkeit auf allerlei Punkten, und vor allem durch die formelle Zustimmung zu einem Friedensvertrag, der doch nicht nur sein Ideal gröblich verleugnet, sondern auch das von ihm verpfändete Wort bricht. Wir meinen,

Wilson hätte, wenn er nicht siegen konnte, besser getan, mit seinem Ideal zu fallen, als es durch Kompromisse und Kapitulationen zu verraten. Es kam viel weniger darauf an, daß das Ideal verwirklicht wurde, als daß sein wichtigster Träger ihm unbedingt Treue hielt. So scheint eine der größten und bedeutsamsten Tragödien der Menschengeschichte sich an den Namen Wilson zu heften. In seiner Person kommt das politische Ideal überhaupt zu Fall.* So sieht es aus und das bedeutet eine schwere geistige Katastrophe.

Wo sollen wir den Schlüssel zu diesem Rätsel suchen? Ist es vielleicht ein gewisses moralisches oder intellektuelles Versagen gegenüber der allzu großen Aufgabe? Denn darüber müssen wir uns klar sein, daß es eine fast übermenschliche Aufgabe war. Es hätte zu ihrer Lösung eine Vereinigung von Eigenschaften gebraucht, die sich nicht leicht zusammenfinden werden: das politische Genie Bismarcks und die Seele Tolstois!

Oder ist er an Anderem zu Fall gekommen? Vielleicht an den Intriguen von Gegnern und noch mehr von Freunden? Ist er der Macht der internationalen Finanz erlegen? Es wird darüber allerlei Merkwürdiges berichtet.

Hat er vielleicht mehr versprochen als er halten konnte, weil er die Reife und Willigkeit seines Volkes für seine Pläne zu hoch einschätzte oder — autokratisch — zu wenig danach fragte?

Oder ist es sein religiöser Quietismus gewesen, der auch in den im vorletzten Heft von uns gebrachten Aeußerungen durchschimmert, ich meine, der tief wurzelnde Glaube, daß man die Dinge nicht zwingen, nicht vergewaltigen dürfe, sondern sie müsse wachsen und reifen lassen, und daß das Gute und Rechte komme, wie die Meereswoge zur Flutzeit? Woraus denn auch zu erklären wäre, daß er lieber nur Einiges von seinem Ideal verwirklichen wollte, als gar nichts und daß er es vermeidet, die Völker aufzurufen und die Leidenschaften zu erregen? Dann wäre er an seinem eigenen Prinzip, der Opposition gegen die Gewalt, gescheitert — eine echte Tragödie!

Oder sollte er umgekehrt, wie einige geistvolle Menschen unter seinen Anhängern erklären, dem Fluch der Tatsache erlegen sein, daß er eben doch zu der Gewalt gegriffen habe, weßwegen er nun wider seinem Willen den Gesetzen dieses Reiches der Gewalt gehorchen müsse? Auch dies wäre Tragödie in großem Stil!

Wir wissen nicht, welches der wahre Schlüssel ist. Wir wissen überhaupt zu wenig. Vielleicht werden wir einmal mehr wissen, wenn der Schleier fällt, der diese Pariser Vorgänge verhüllt.

Aber wenn wir dieses scheinbare „Versagen“ Wilsons zugeben, so muß auch hier noch Einiges gesagt werden, damit die ganze Wahrheit ins Licht trete.

Einmal: Die Lauterkeit der Absichten Wilsons steht unangetastet da. Niemand, der ihn kennt, zweifelt daran. Dafür haben wir so viele Zeugnisse von allen Seiten, daß wir der Sache ganz sicher sein

können. Und das ist schon sehr viel! Dieses Ideal ist nicht durch seinen Träger geschändet worden, mag er auch unter seiner Last zusammengebrochen sein. Wenn jemand den traurigen Mut hat, ihn den größten Schwindler der Geschichte zu nennen, so möchte man ihm wünschen, daß er selbst einmal es mit einem großen Ideal versuchte und daran scheiterte! — Ferner: Dieser Mann hat doch ein unermeßlicher Verdienst um die Menschheit. Daß das von Wilson geführte Amerika uns vor dem überwältigenden Sieg Ludendorfs und damit dem vorläufigen und vielleicht endgiltigen Untergang aller Freiheit (auch alles Sozialismus!) gerettet hat, bleibt bestehen und ist eine Tatsache von ungeheurer Tragweite, ist eine Leistung, die allein schon unauslöschlichen Dank verdiente. Aber Wilsons Verdienst reicht noch weit darüber hinaus. Wenn nun der Völkerbund das große Leitwort der Menschheit ist, und trotz allem ihr anerkanntes Ideal — wer hat das Hauptverdienst daran? Ohne Wilson wären, menschlich gesprochen, die Dinge ganz anders gegangen. Es ist törichtes Geschwätz, wenn man auf deutscher Seite tut, als ob er mit seinen Idealen den Deutschen den Waffenstillstand abgeschwindelt hätte und so zu ihrem „Henker“ geworden wäre. Als ob er ihn nicht gegen den härtesten Widerstand der Militär hätte durchsetzen müssen! Als ob die Katastrophe sonst nicht noch viel furchtbarer geworden wäre! Aber auch die geistige Atmosphäre ist ganz anders, als sie ohne diesen Mann wäre. Die ganze deutsche und andere Entrüstung über den Pariser Frieden hätte ohne ihn keinen Anhaltspunkt. Man kann nur **mit** ihm **über** ihn schimpfen.

Ja schimpfen! Und nun sei wieder die Frage gestellt, wer das **Recht** hat, über ihn zu schimpfen. Etwa die, welche nie an ihn geglaubt, welche ihn stets nur verlacht haben, also die Masse der Deutschen und Deutschschweizer? Oder etwa die Zimmerwalder und Leninisten? Wahrhaftig, der Mann, der wenigstens einen großen Glauben an ein geistiges Ideal gehabt hat, steht immer auch in seinem Fall noch sehr hoch über denen, die sich darüber freuen, weil sie selbst keinen haben!

Ich frage auch: Wer hat denn dem Mann **geholfen** in seinem furchtbaren Kampfe? Etwa die Deutschen durch ihr Verhalten während des Krieges und während des Waffenstillstandes? Etwa diejenigen Schweizer, welche ihn unaufhörlich anbelferten? Etwa die, welche ihn bloß bewunderten und **alle** Hoffnung auf ihn allein setzten, statt selbst auch etwas zu tun? Sie haben ihn nur zu sehr zu einem Götzen gemacht und schlagen ihn nun, da er zu „versagen“ scheint. Es ist so viel bequemer, statt selbst Hand anzulegen und in den Kampf zu treten, sich auf Andere zu verlassen und diese dann zu schmähen, wenn sie nicht alles allein machen konnten!

Und endlich: wo ist denn **unter uns** jener ungeheure Idealismus, den wir Wilson, wie der Entente zumuten? Leute, die über den Gegensatz gegen ihre Volksgenossen so wenig wegkommen, daß sie mit

Freuden die Maschinengewehre gegen sie spielen sähen, entrüsten sich, wenn Frankreich nicht sofort vergessen kann, daß man ihm anderthalb Millionen seiner Söhne getötet und sein Land fast bis auf den Tod ruiniert hat. Leute, die an kein Ideal glauben, muten Wilson, wenn er ihnen gerade paßt, einen unerhörten Heroismus des Ideals zu. Wahrhaftig, wenn wir irgend einer Sache satt sind, so dieses Idealismus vieler Leute, den Andere haben sollen, dieses Nachrechnen, ob diese ideal genug seien!

Wir unserseits bereuen nicht, daß wir, wenn auch von vornherein innerhalb gewisser Schranken, an diesen Mann geglaubt haben. Wir meinen, es gebe einen Glauben, der Gottes Werk und einen Unglauben, der das des Teufels sei. Wir halten bis auf weiteres an diesem Mann fest. Und wenn er auch wirklich eine Tragödie für das Ideal erlebt hat, so hat er durch diese Tragödie mehr für das Heil der Welt getan als die große Masse derer, die gegen ihn schreit, nachdem sie ihn vorher im Stiche gelassen und die freilich Tragödien des Guten schaffen, aber keine erleben.

4.

So stellen sich uns die Dinge dar. Und was nun?

Nun sagen wir: der Kampf geht weiter!

Zunächst erklären wir: „Diesen Vertrag anerkennen wir nicht." Wir sind nämlich auch da — wir, die Völker, die Menschen. Wir wünschen, daß Deutschland ihn nicht unterzeichne. Wenn es ihn unterzeichnet, selbstverständlich mit Rachegedanken im Herzen, dann entsteht daraus ein schleichendes Uebel, wenn nicht, dann eine akute Krise, die schwer sein mag, aber zur Genesung führen kann. Auch wir unterzeichnen ihn nicht. Das heißt: aus allen Völkern heraus muß eine Bewegung entstehen, daß sie selber, durch eigene Organe, nicht durch ihre Diplomaten, Militär und Finanzleute, sowohl den Völkerbund als den Friedensschluß in die Hand nehmen. Wir betrachten Alle diesen Pariser Vertrag als einen bloßen Zwischenfall. Er braucht uns nicht allzu sehr zu erregen.

Vielmehr sei nun noch gezeigt, daß er auch sein Gutes hat. Das Gute an ihm ist, daß er so schlecht ist. Denn nicht nur ist dies eine Bürgschaft dafür, daß er nicht durchgeführt werden kann, sondern er wird dadurch auch eine Brandmarkung jener ganzen Welt, deren Frucht er ist. Aus dieser Welt der Diplomaten und Soldaten, den Organen des Macht- und Gewaltstaates, und der Börsen- und Trustmagnaten, denen des Kapitalismus und Mammonismus, kann nichts Gutes mehr kommen. Sie muß mit diesen stürzen und der Welt weichen, die auf Freiheit und Liebe gebaut ist. An dieses Werk müssen wir gehen.

Es ist ganz gut, daß es nicht scheint, als ob die Politiker, Diplomaten, Soldaten und Geldleute es tun könnten. Das Ideal konnte in dieser Welt auftauchen, aber nur, um sie zu richten. Eine andere Welt muß es verwirklichen.

Unser Kampf beginnt sozusagen erst jetzt recht. Alle äußerlich politischen Mittel haben versagt, jener Sozialismus, der reine Machtpolitik war, eingeschlossen. Jener sozialistische Imperialismus und Militarismus, der Wilson verhöhnt hat, wird den Völkerbund und Weltfrieden so wenig schaffen, als der kapitalistische. Dazu ist ein anderer Sinn und Glaube nötig. Nun muß der geistige Kampf mit neuer Wucht einsetzen. Die Lage ist durchaus nicht verzweifelt. Gerade der ungeheure Betrug wird uns zu Hilfe kommen. Denn er entlarvt diese ganze alte Welt. Er mag einige in Verzweiflung stürzen, auf die Länge wird er doch aufrüttelnd wirken, gewaltig der neuen Welt zutreiben.

Also dennoch — trotz dem Pariser Frieden und allem Andern — dennoch und gerade darum! Niederlagen des Guten sind Vorboten seiner Siege. Dennoch bewegt sich die Welt einem großen Licht entgegen.

L. Ragaz.

Friedenstaube.

Die sanfte Liebestaube,
Sie liegt gelähmt im Staube
Und schaut mit traurig klagenden,
Unendlich Wehes sagenden
Augen ins Licht.

Bei Völkern und Parteien,
Die stets sich neu entzweien,
Sah sie den Weg sich bahnen,
Nur Haß auf allen Fahnen,
Schnaubende Gier.

Und als man ihr nur fluchte,
Und sie Genesung suchte
Im Garten schöner Künste,
Da roch sie üble Dünste
Leider auch hier.

Verwirrt flog sie von hinnen,
Umflatterte die Zinnen
Von Kirchen und Moscheen,
Doch was sie dort gesehen
Heilte sie nicht.

Von Bürgern und Proleten
Sah Edles sie zertreten;
Bei Städtern und bei Bauern
Sah Eigennutz sie lauern,
Gestern wie heut.

Nun liegt die edle Taube
Ermattet da im Staube
Und schaut mit fieberkranken,
Verzweifelnden Gedanken
Sehnend ins Licht:

Ob nirgends mehr auf Erden
Ihr je soll Heimat werden,
Ob nicht sich doch noch melden
Lichtechte Liebeshelden,
Retter der Welt.

U. W. Züricher.

Vom Traume von heute zur Wirklichkeit des morgen.

Täglich aufs neue beschäftigt unser Denken das Weltgeschehen. Mit gemischten Empfindungen schauen wir nach den Ereignissen aus, aber doch stets eine Lösung erhoffend. Aus dem Chaos steigen neue Gestaltungen empor, noch unklar und oft noch bloße Standpunkte vertretend, aber doch auch gemeinschaftliche Sehnsucht ausdrückend und allgemeine Ziele suchend. Wie es einem dünken möchte, oft allzu bescheidene und dann wieder wie von einer Sturzwelle getrieben, plötzlich anschwellend, daß wir Mühe haben mit unsern Gedanken nachzukommen. Da wetteifern menschliche Meinungen miteinander, nicht selten so, daß die sich entgegen stehenden Thesen gleichmäßig Berechtigung zu haben scheinen. Man dürfte sich heute klar machen, daß nicht die Interessen irgend eines „Tums", so wichtig sie auch scheinen mögen, sondern das Interesse der Menschheit im Vordergrunde steht. Hier liegt das Arbeitsfeld, wo fruchtbringender gewirkt wird als in noch so scharfsinnigem Analysieren negativer Potenzen. Das Bleierne in der Atmosphäre erschwert noch das Verstehen des Einfachsten — daß wir nichts sein möchten als Menschen. Menschen, die friedlich neben einander Platz haben, trotz aller scheinbar gegensätzlichen Interessen.

Man hat sich noch zu wenig an den Gedanken gewöhnt, daß die gemeinsamen Interessen mehr Berechtigung, daß überhaupt nur sie Berechtigung und Dauerwert haben.

Heben wir uns einmal mit dem Flugzeug unseres Geistes hinweg über den Nebel der Scheininteressen, und suchen wir das Gemeinsame, dort winkt uns etwas wie Neuland für den ganzen Menschen; denn geht es Allen gut, so geht es mir auch gut!

Die uns noch anhaftenden schädlichen Vorurteile und unschönen Erscheinungen wie, um nur eine zu nennen, der Nationalhaß, wird

jeder ernste Mensch ablegen. Uns allen fehlt noch etwas, wir sind einfach nicht so groß wie wir oft zu sein meinen. Die Aeußerlichkeiten beherrschen uns noch. Diese wirken sich in einer Krisis aus, zwar wider Willen des Menschen, aber nichtsdestoweniger naturgemäß. Ob das die letzte Krisis ist, hängt nicht zum kleinsten Teile auch davon ab, ob die Völker dort, wo das Unrecht unter demokratischer Larvierung herrscht, es als solches erkennen und ihm entgegentreten oder nicht. Das Zeitenrad hat ein rasches Tempo angenommen, da kann der Einzelne nicht mehr stille stehen bleiben; wir werden gedrängt und der Zug geht vorwärts, darüber ist wohl kein Zweifel mehr möglich. Die Menschheit steht in einer neuen Phase. Jetzt muß das Vertrauende gefunden werden. Jetzt verjagt alle Spukgeister, alle gleißnerischen Dogmen der Macht und der „Bildung". Nun gilt es den Kampf der Wahrheit und Freiheit, unerschrocken, standhaft, aber ohne jede Art von Gewalt. Aufrecht stehen gegen jede Art von Unrecht und selbstsüchtigen Gelüsten, mannhaft und wahr.

Dieser verspottete Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit faßt Fuß und gegen alle Gewalt wird er die Welt gewinnen. Da liegt die Menschenzukunft und der Völkerfriede, in den Forderungen der Evangelien. Wer Christ sein will muß wie Christus nicht sich selber, sondern der Menschheit leben, er muß wissen, ob er zu den Unterdrückern oder zu den Unterdrückten, zu den Reichen oder zu den Armen stehen soll. Vielleicht gibt es da und dort Menschen, die ihr Wirken wohl auf ein gutes Ziel einstellen möchten, aber im Ungewissen sind über die Basis, von der aus sie gehen sollen. Ist es denn nicht oft gerade so, daß Recht und Wahrheit im Kampfe unterliegen, daß die brutale Gewalt mit ihrem Unrecht siegt? Wenn es keinen Gott gibt, dann geht einfach jedesmal der Stärkere siegreich aus dem Kampfe hervor. Wenn nun aber Gott eine Wirklichkeit ist, dann brauchen wir nur treu zu seiner Sache zu stehen, das und nichts anderes und der großen Entscheidung auf die es ankommt, dürfen wir getrost entgegengehen, auch wenn wir in kleinen Gefechten einem übermütigen Gegner gegenüber unterliegen müßten. Das ist der Weg, den vor 1900 Jahren der Menschheit Pionier als den erlösenden offenbarte. Wer noch im Liberalismus schwelgt, sollte daran denken, daß es eigentlich der Liberalismus ist, der den brutalen Kampf ums Dasein, als freies Spiel der Kräfte, sich immer wieder entfesseln läßt.

Wissenschaft und Kunst sollen der Gesamtheit dienen, erfreuend und veredelnd. Frei und unschulmäßig zu forschen auch, muß möglich sein. Eine zu selbständigem Denken erzogene und selbstlos denkende und handelnde Menschheit wird keiner Massenpsyche mehr zum Opfer fallen.

Die Arbeiterschaft tut gut, wenn sie Kritik übt, sie muß nur konsequenter verfahren und die Kritik nicht nur nach einer Seite hin walten lassen. Wenn objektive Erscheinungen auf den Willen Einfluß auszuüben die Fähigkeit haben, dann dürfen wir hoffen, daß die

Schwärme karrikierter Ideen klarer Einsicht das Feld räumen müssen. Man mag noch zweifeln, ob das Zusammenleben der Völker auf Grundlage des Vertrauens möglich sei, daß es auf Grundlage des Mißtrauens nicht möglich ist, wenigstens das, meine ich, sollten wir nun doch alle gelernt haben. Wir beabsichtigen nicht etwa einen fruchtlosen Disput irgend eines Dogmas, darüber aber dürften kaum mehr Zweifel herrschen, daß es um die Menschheit anders bestellt sein wird, wenn erst das Leben auf Jesus eingestellt ist. Man darf hier schon sagen, daß die Lehre, es könne über die Grenze des Sichtbaren hinaus nichts mehr geben, philosophisch überwunden und auch wissenschaftlich unhaltbar geworden ist. Davon hängt nun allerdings etwas anderes ab als das bloße Bekenntnis zu einem Dogma: das Verhalten aus einer Grundstellung heraus, Tun und Lassen eingestellt auf eine sichere Grundlage. Ein allgemein gültiges Rezept zur Erlangung der Erkenntnis des Wahren kann es aber nicht geben, weil kein Mensch aus den gleichen Erfahrungen heraus kommt.

Die Verse eines Gellert und Gerhard zeugen für die Gottesgewißheit dieser Männer. Aber auch die Schriftsteller der Neuzeit, die tief in unsere Abgründe hinabzünden, sind getrieben von jenem Geiste, der seit Jesus über die Erde schritt, durch keine Gewalt sich mehr unterdrücken läßt. Nun wäre es höchst unlogisch, einerseits die Dichter und Denker zu vergöttern, andrerseits aber ihre Hoffnungen ins Fabelreich zu verweisen.

Wenn aus den statistischen Tabellen betr. die kirchlichen Funktionen ein Abflauen des christlichen Bedürfnisses herausgelesen werden möchte, so ist das eine Täuschung. Denken wir nur an die zahlreichen stark frequentierten religiösen Sekten. Also trotz allem Sichnichtverstehen, doch überall ein Sehnen nach etwas besserem als dem was ist, ein Heimweh nach einem wirklichen Leben. Und nun die Arbeiterbewegung, eingestellt zuerst auf Besserstellung des vierten Standes, (denn Brot, Kleidung und Wohnung muß der Mensch eben haben) im Grunde aber doch eine ideale Bewegung mit dem Ziele: Befreiung der Menschheit aus aller Not. Weht da nicht ein starker christlicher Geist, trotz aller Religionsabstinenz der modernen Arbeiterschaft? Allerdings, eines muß gesagt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß es als Gemahn einer vergangenen Zeit taxiert wird: Das persönliche Verantwortlichkeitsgefühl und der vertrauende und helfende Wille, diese können nicht entbehrt werden, wenn die neue Welt, auf die wir hoffen, entstehen soll. Das Scheitern aller noch so wohl erwogenen Versuche hatte ja weit weniger in philosophisch oder wirtschaftlich unreifen Voraussetzungen als in dem Mangel an wirklichem Gemeinsinn seine Ursache.

Aber nun leuchtet doch durch alle trüben Wolken hindurch ein verheißungsvolles Frührot: ja, es will etwas neu werden. Die Erlösung ist da und wartet, daß sie ergriffen werde. Der Glaube an das Bruderreich lebt auf in Millionen Herzen, trotz allen nebenher-

gehenden Kleingeisteleien. Die Menschheit sehnt sich nach etwas Besserem als dem was heute ist. Und dieses Hoffen ist ein Bürge dafür, daß es sich diesmal nicht um eine bloße Aenderung der Betriebstechnik im Leben der Völker handeln kann, sondern um eine Erneuerung aus dem Geiste heraus. J. M. Koller.

Zum neuen Staat.

Ein Ringen und Suchen nach Erlösung von dem schweren Alpdruck, unter dem die Völker Europas seit Beginn des Waffenstillstandes nicht weniger als unter dem vorausgegangenen vierjährigen Morden seufzen, bewegt alle Lande und alle noch nicht im nacktesten Egoismus erstarrten Menschenseelen. Am Kreuzweg stehen die Massen und winden sich in Qualen, gilt es doch zu wählen zwischen dem bisherigen ausgefahrenen und leider Vielen doch so bequem gewordenen Geleise tiefeingewurzelter Traditionen und dem Weg des sozialen Aufstiegs mit seinen Ansprüchen an die besten Kräfte im Menschen, die traurigerweise bei so Manchem, fast völlig überwuchert, nur noch im Unterbewußtsein schlummern. Wie werden sich die Massen entscheiden? Werden sie sich weiterhin dem Antichrist, dem Geist der Regierenden aller Art unterwerfen, weiterhin seufzen, aufmucken und wieder zurücktaumeln ins Elend, oder wird endlich, endlich wahres Menschentum den Sieg davon tragen über die finstern Mächte der Vergangenheit und Gegenwart? Mit bangem Herzen verfolgt der fühlende Mensch die Ereignisse, und jeder Weckruf von Erkennenden und Wissenden läßt es höher schlagen und hoffen.

Ein solcher Weckruf ist in den letzten Wochen wieder ausgegangen von einem Manne, dessen Leben und Schaffen dem Zwecke geweiht ist, den Menschen aufzurütteln aus seiner seelischen Lethargie, ihn zum Bewußtsein zu führen dessen, was er ist, und ihm den Weg zu zeigen zu wahrem, echtem Menschsein. In verschiedenen Städten ist sein Ruf ergangen an Alle, die ihn hören wollten, an Reich und Arm, Besitzende und Besitzlose. In hinreißender, von edler Begeisterung getragener Rede hat der Antroposoph Dr. Rudolf Steiner aus Dornach auf einen Ausweg hingewiesen aus dem gegenwärtigen Chaos und dem sozialen Elend unserer Tage.[1]) Diesen Ausweg sieht Steiner in der Aufteilung der heterogenen Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens im Staate in drei getrennte Organismen, deren jeder sich völlig unabhängig seine eigenen Gesetze und Verwaltungsprinzipien zu geben hätte, die aber, weil sich gegenseitig befruchtend und durchdringend, zusammen wieder eine Einheit, den Staat, bilden würden,

[1]) Es sind uns zu den Bemerkungen über Steiners soziale Vorschläge im Märzheft einige oppositionelle Aeußerungen zugegangen. Wir glauben, ihnen durch den Abdruck dieses Artikels zu genügen und werden sobald als möglich über Steiners Buch ausführlich reden. Die Red.

allerdings in anderem Sinne als heute. Der eine dieser Organismen würde das ganze Wirtschaftsleben umfassen, der zweite das gesamte Geistesleben, und der dritte, dem das Erbe des heutigen Staates anzutreten und zu veredeln obliegen würde, das gesamte Rechtsleben. Aus allen zusammen würde die Einheit, der dreieinige Staat, herauswachsen als Hüter und Schirmer des Rechts, in wahrerem und edlerem Sinne, als er es heute noch ist. Gleich wie im natürlichen menschlichen Organismus drei strengausgeschiedene und dennoch zusammenarbeitende Funktionsgebiete, verkörpert durch die Sinnesorgane, die Atmungsorgane und die Stoffwechselorgane, zu gewahren sind, so sollte nach Dr. Steiner auch der soziale Organismus, die Vielheit der Einzelwesen, aufgebaut sein in einer natürlichen Gliederung: dem Geistesleben als Nervensystem, dem Rechtsleben als rhytmischem oder Atmungssystem, und dem Wirtschaftsleben als Stoffwechselsystem des sozialen Organismus.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein solchergestalt gegliederter Staat, den sich vorzustellen allerdings bei Festkleben an der Definition dessen, was man bisher unter „Staat“ verstand, und ohne eine gewisse innere Freiheit Manchem schwer fallen wird, einen ungeheuren Schritt vom Tiermenschen fort bedeuten würde. Sein Aufkommen würde bedingen ein gründliches Brechen mit allem Patriotismus im landläufigen Sinne, allem nationalistischen Denken und Fühlen, mit der Unterdrückung von Mensch zu Mensch, von Klasse zu Klasse, von Land zu Land. Ein Krieg zwischen innerlich dreigegliederten Staaten wäre undenkbar, ein Faktor, der an sich Beweis genug wäre für die Vortrefflichkeit des damit Verwirklichten. Machtkonzentration und Machtgelüste, wie sie im Weltkriege 1914/1918 Orgien gefeiert haben, müßten als gegenstandslos dahin fallen. An Stelle der staatlichen Organisation im bisherigen Sinne müßte naturnotwendigerweise die internationale, die Weltorganisation treten (wenn auch vielleicht zunächst nur der auf einer gewissen Mindeststufe der Erkenntnis angelangten Völker der Erde), also der Völkerbund reinster Art, wie ihn sich die Völker denken, nicht zwar die Regierungen. Undenkbar wäre im dreigegliederten Staat ferner die Bevorrechtung einzelner Volks- und Interessengruppen, die infolge zufälliger, ihnen günstiger wirtschaftlicher Konstellationen sich auf den Macht- und Trotzstandpunkt stellen, eine Bevorrechtung, von der wir in der Schweiz während des Krieges und gerade in neuester Zeit wieder so prächtige Muster erlebt haben. Mit andern Worten: der dreigegliederte Staat müßte und würde die meisten der Ursachen ausschließen, die in allen Ländern, den Völkern hier mehr dort weniger bewußt, Quell und Nahrung der gegenwärtigen menschenunwürdigen Zustände sind.

Wie jedoch keine Rose ohne Dornen ist, so steigt auch hier neben den glückverheißenden Möglichkeiten, die Dr. Steiner vor uns aufrollt, die zweifelnde Frage auf: Wie läßt es sich ausdenken, daß bei der heutigen Geistesverfassung des Großteils der Menschen der Schritt

aus dem Heute getan werden könnte in den neuen, wahrhaftigen Rechtsstaat hinüber? Sind nicht die Enge des Denkens, der zähe Egoismus, die nationalen Wähngespinste unüberwindliche Hindernisse, an denen der kühne Hochflug der Steiner'schen Lehre vom dreigegliederten Staat abprallen müßte?

Indessen, gerade indem wir uns diese Frage stellen, bringen wir uns zum Bewußtsein, wo der Weg durchgeht, der uns zur Verwirklichung dieser Lehre führen könnte. Es wird uns klar, daß dies nur auf internationalem Weg möglich sein wird. Es ist der Weg, den der edle amerikanische Menschenfreund John de Kay in seinem Buche „Die Weltallianz“ („The World Allies“), das er vor etwa einem Jahre in der Schweiz geschrieben und herausgegeben hat, den arbeitenden Klassen weist. Es ist der Weg des internationalen Zusammenschlusses der arbeitenden, Werke des Geistes und der Hand schaffenden Männer und Frauen aller Länder, die aus ihrer gewaltigen Organisation heraus die Stimme erheben sollen für Recht und Menschenwürde und gegen die internationale Organisation des Kapitals, die Knechtung alles dessen, was einfach, wahr und gut ist. Wenn die arbeitenden Massen aller Länder sich finden zu gemeinsamem Wirken für das allen gemeinsame Ziel der Befreiung des Menschen von den Mächten des Geldes, der Herrschsucht und des nationalen Größenwahns, dann ist der Boden reif für die Saat, die Dr. Steiner ausstreut und die köstliche Frucht zu treiben berufen wäre. Das ist der Weg, und die ersten Schritte auf ihm sind bereits getan. Die Leute, die an den internationalen Kongressen der Gewerkschaften und der Sozialistischen Parteien vor einigen Wochen in Bern zusammengetreten sind, um sich über die von den Geld- und Machtanbetern aller Länder errichteten Schranken hinweg die Hand zu reichen und ins Auge zu blicken, diese Leute haben bereits die Vorarbeit geleistet, der es bedurfte, um aller menschlichen Kleinheit und Tierheit zum Trotz zur Höhe schreiten zu können. Hier heißt es weiterbauen, aufbauen.

Dazu ist nötig, daß man endlich aufhöre, von Schuldfragen aller Art zu sprechen, den Blick zurück zu wenden, zu klagen und anzuklagen. Vorwärtsblicken heißt es für den Einzelnen, die Völker, die Menschheit. Die kommende Zeit möge eine Menschheit vorfinden, die von dem hinter uns liegenden riesenhaften Geschehen etwas gelernt hat und sich würdig erweist, es überstanden zu haben. Mit krämerhaftem Kleingeist und elendem Verharren in überlebten atavistischen Anschauungen wird nur eines erreicht werden: der Untergang alles dessen, was die vielfach so gleißnerische und verheerende Kultur doch auch an Gutem hervorgebracht hat: die Erkenntnis des Menschen im Menschen. Und in diesem Sinne möchte man den Kampfruf des Proletariats: Arbeiter aller Länder vereinigt Euch! weiter fassen in die Aufforderung: Ihr Alle und überall, die Ihr Werke schafft mit der Hand oder mit dem Geiste, schart Euch zusammen gegen die entseelenden, vernichtenden Mächte des Geldes, des nationalen Hochmuts, der inter-

nationalen Lüge und Falschheit, folget dem Rate John de Kay's zum Wohle der ganzen Menschheit! Hch. Germann

Rundschau.

Selbstgericht. Das folgende Dokument ist uns von schweizerischer Seite mit der Erlaubnis zur Veröffentlichung zugestellt worden. Es ist ein Appell, den eine Anzahl norddeutscher Pfarrer an die Amtsbrüder ihres Bezirkes richten. Uns gereicht es zur Freude, ihn unsern Lesern bekannt geben zu dürfen. Ein solches Zeugnis trägt mehr zur Besserung der Lage Deutschlands bei, als Dutzende von deutschen Klagen über ungerechte Behandlung durch die Feinde, die vielleicht sogar das Gegenteil bewirken. Der Weg dieser Pfarrer ist der einzige, worauf wir vorwärts kommen.

Teure Brüder,

In ernster Stunde wenden wir uns an Euch mit einer dringenden Bitte. Gott der Herr hat mit unserem Volk und mit uns allen eine gewaltige Sprache geredet. Unsere evangelische Kirche geht ohne Zweifel einer Entscheidungsstunde entgegen, deren Tragweite sich noch gar nicht absehen läßt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, bricht vielleicht schon in der allernächsten Zeit über unsere Kirche im Allgemeinen und über unsern Stand im Besondern ein Gottesgericht herein, wie es in Jahrhunderten nur einmal zu geschehen pflegt. Augenblicklich sind wir in eine große Zeitenwende eingetreten, in der das Alte abgebrochen werden und nach Gottes Willen etwas Neues entstehen soll.

Wir haben in den Ereignissen der letzten Wochen den Bußruf Gottes vernommen, der unser Volk, das sich so schwer an ihm versündigt hat, zur Beugung und zur Umkehr ladet. Uns bewegt nun die Frage: Sollten wir nicht durch unser Beispiel unserm Volk vor Augen stellen, was es heißt, sich wegen seiner Verfehlungen offen und rückhaltlos vor Gott zu demütigen? Ist es nicht unsere heilige Pflicht, als Prediger des Evangeliums für unsere, unseres Standes und unserer Kirche Sünden Buße zu tun und den Gemeinden eben dadurch das Tor der Buße zu öffnen? Ist nicht unsere Verantwortung und darum auch unsere Schuld umso größer, je mehr Licht wir von Gott empfangen haben? Wenn wir, die berufenen geistlichen Führer, nicht die ersten sein wollen, die den Ruf Gottes zu Herzen nehmen und ihm gehorsam werden, wer soll es dann sein? Jetzt ist für die Kirche und ihre Diener noch Zeit zur Buße, laßt uns sie nützen, ehe es zu spät ist.

Ehe wir nun mit einer entsprechenden Aufforderung allgemein an unsere Amtsbrüder herantreten, schein es uns angebracht, diese

heiligen Dinge in engerem Kreise vor dem Angesichte Gottes zu erwägen, ob wir etwa durch seinen Geist zu einer einmütigen Klarheit geführt werden möchten, was Gott hierin von uns erwartet. In der Voraussetzung, daß Sie teurer Bruder, in solcher Gesinnung mit uns eins sind, laden wir Sie zu einem „Pastorenbußtag“ auf Dienstag, den 10. Dezember 1918, nachmittags 2 Uhr, in N. herzlich ein, indem wir Sie bitten, falls Ihr Kommen wahrscheinlich ist, sich möglichst bald schriftlich bei Superintendant H. in N. anzumelden. Folgen sechs Unterschriften.

Der gegenwärtige Weltzustand und die akademische Jugend. Montag, den 3. März ist am Rednerpult im großen Kasinosaal in Bern der bayrische Gesandte, Professor Fr. Wilhelm Foerster erschienen, den die Christliche Studentenvereinigung und das Berner Komitee der Aarauer Konferenz zum Vortrag über das Thema „Der gegenwärtige Weltzustand und die akademische Jugend“ eingeladen haben. Kein Zug verrät in dem Münchner Gelehrten, der lange Zitaten aus den Werken des Indiers Tagores, des Russen Herzen, des Dänen Kirkegaard und des Schweden Strindberg anführte, etwas von jenem pompösen Selbstdünkel, welches schon Heine den Anlaß gegeben, in dem deutschen Philosophieprofessor den pedantischen Flicker des Weltgebäudes zu verspotten; auch ist bei diesem „guten Europäer“ nichts von jener „Berliner Schneidigkeit“ zu merken, gegen welche die Deutschen nach Nietzsches autoritätem Urteil in der letzten Zeit ihre gelobte Tiefe eingetauscht haben. Schon gleich mit dem ersten Satze steht man unter dem Bann dieses mit seinen Sinnen für letzte Dinge ausgestatteten Denkers, der den Begriff für die Fülle seiner Gesichter fast erringen muß. Wie bekannt, gehörte Professor Foerster zu jener mutigen Schar der Wahrheitsbekenner, die zur Zeit als der Stern Ludendorffs noch im vollen Lichte am Himmel glänzte, dem von allen Seiten verherrlichten Gedanken der nationalen Machtpolitik den scharfen Kampf angesagt haben, und weil Prof. Foerster den unabwendbaren Zusammenbruch des preußischen Militarismus voraussagte tief er dem Sturm der öffentlichen Meinung entgegen und ist zu allerletzt auch von dem Inquisitionsgericht der Münchner Professoren nicht verschont geblieben. (Die Zivilcourage war ja niemals die besondere Tugend der deutschen Gelehrten, man lese ausführlicher bei Schopenhauer nach). Kein Freund jener geistreichen Interpretationskunst, die das höchste Maß ihrer Vollendung in der Verschleierung der augenscheinlichsten Dinge der Welt mit den Sieben und Siebzig Gründen hat (die Russen haben dafür ein kluges Sprichwort: „Der Deutsche hat den Affen erfunden“) und die seit der Hegel'schen Restaurationsphilosophie zum Krebsschaden der deutschen Bildung geworden, erkannte Prof. Foerster in der Bismarck'schen Aera des „Reiches“ mit ihrer „ausspreizenden Deutschtuerei“ eine der gefährlichsten Abirrungen Deutschlands von seinen alten Traditionen. Der

abergläubische Respekt vor der Gewalt, der unter der Führung Preußens den politischen Horizont des deutschen Volkes in einer geradezu abschreckenden Weise verengte und den „ganzen Kontinent zum Exerzierplatz gemacht hat“ sei nach der Ansicht Prof. Foersters bloß eine ausländische Infektion, „die uns gar nicht ansteht, ja die infolge unserer Schwere und Gründlichkeit noch häßlicher wirkt als drüben“.[1]) Der Beruf des deutschen Volkes, das in seinem Wesen zugleich mit dem leidenschaftlichen Unabhängigkeitssinn die stark ausgesprochene Organisationsbegabung vereinigt, kann kein anderer sein als die Förderung einer Föderation der freien Nationen, wie auch in der Tat das „heilige römische Reich deutscher Nation als civitas humana“ im Mittelalter die Basis für die gesamte Christenwelt bedeutete. Die soziale Note, die bei aller jenseitigen Mystik stets den Katolizismus ausgezeichnet hat, dominierte auch in den Ausführungen Prof. Foersters über die heutige Weltlage; trotz der ausdrücklichen Betonung des unumgänglichen Einkehrs in sich selbst liegt Prof. Foerster der Gedanke fern, die sozialen Konflikte unserer Zeit bloß durch die engherzige Verweisung auf das eigene Seelenheil zu beschwichtigen. „Christus ist auch für die Staaten gestorben“ sagt Prof. Foerster mit den Worten des Historikers Müller. Der Sinn seiner Ausführungen war ungefähr folgender: Wir leben noch immer in einer Zeit zwischen Krieg und Frieden. Die Hoffnung, daß mit dem Friedensschluß der Völkerbund den Krieg ablösen wird, und die Menschheit von neuem zur positiven Arbeit zurückkehren würde, hat sich, wie nicht anders zu erwarten war, als trügerisch erwiesen. Die breiten Volksmassen, die während der furchtbaren Kriegsjahre die Erfahrung gemacht haben, daß trotz allem technischen Fortschritt der Mensch beim alten ein Sklave geblieben, sind von dem tiefen Mißtrauen gegen die ganze bisherige Kultur erfüllt, in der sie nur noch den alten Herregeist des Militarismus wittern. Der Weltkrieg ist nur der erste Akt eines weit größeren Dramas das sich heute auf der Weltbühne abspielt. Schon in der vorchristlichen Menschheit lebte das Bewußtsein, daß die Zeiten des nationalen Unglücks auch die des höheren Gerichts sind, und das was wir Schicksal nennen, nur unser eigenes Werk ist. Der krasse Materialismus, der den menschlichen Geist sich vollständig in äußern Zwecke und Mittel verstricken ließ, hat Europa zum Taumelplatz der rohen Hab- und Selbstsucht gemacht, und die von dem dünnen Firnis der selbstgenügsamen Zivilisation verdeckte Oede des innern Seelenlebens hat in der gewaltigen Katastrophe des Weltkrieges sichtbaren Ausdruck gefunden. Eine graue Wolke der Verdüsterung umschattete den Menschen vor dem Ausbruch des Krieges, der trotz oder vielmehr gerade wegen der rafinierten Technik des wirtschaftlichen Mechanismus der inneren Vereinsamung preisgegeben worden, und wie viel moderne

---

[1]) Prof. Fr. Wilhelm Foerster „Bismarcks Werk im Lichte der Großdeutschen Kritik.“ Sonderabdruck aus der „Friedens-Warte“.

Tragik klingt in der biblischen Erzählung von dem Turmbau zu Babel als der Geschichte eines Titanenkampfes der Menschheit, der von selbst in nichts zusammengesunken ist! Der hastige Wettlauf nach dem Erfolg steigerte zugleich die Reizbarkeit des modernen Menschen ins Unermeßliche, und der Neid und die Mißgunst, die unser gesellschaftliches Leben beherrschten, haben uns beinahe in eine „gelbe Rasse“ verwandelt. Welche Perspektiven eröffnen sich nun den schwergeprüften Völkern Europas in der Zukunft! Tolstoi sagt irgendwo: „Man möchte die Mißbräuche der Gewalt mit Hilfe der Macht beseitigen, also wiederum durch Gewalt, das heißt, als wollte man den Rauch durch eine Feuersbrunst vernichten“. Prof. Foerster meint dasselbe, wenn er behauptet, Gewalt kann nicht wieder durch Gewalt bezwungen werden. Nicht aus dem sozialen Indifferentismus, sondern aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß alle Gewalt der furchtbarste Nährboden des triebhaften Lebens im Menschen sei, soll die von der Sozialdemokratie gepredigte Idee des rücksichtslosen Klassenkampfes verworfen werden. Der dumpfe Zorn der in unseren Tagen sich in den Völkern bemerkbar macht, ist nicht zum geringen Teil darauf zurückzuführen, daß die erbitterten Massen in den radikalen Losungen der Sozialdemokratie bloß das Echo ihrer aufgepeitschten Leidenschaften instinktiv fühlen. Wenn man bedenkt, daß das Evangelium den Unglücklichen, den Mühselig und Beladenen gepredigt worden, so erfaßt man den Sinn der Worte Christi „vom Lichte in der Finsternis“: nicht der wilde Haß des Sklavenführers Spartakus, sondern die Botschaft der Liebe vermochte inmitten der Götterdämmerung der antiken Welt die Menschenherzen zu erobern. Dieser Gegensatz von der sich selbst zerstörenden Gewalt und der Lebenskraft des hellseherischen Sympathiegefühls hat den Ausdruck in der erschütternden Szene gefunden, in welcher Christus dem schwertziehenden Petrus zuruft, daß die Macht seines Glaubens stärker sei als selbst die der Legionen der himmlischen Engeln. Das unserem Zeitalter verloren gegangene Verständnis für die organisatorische Kraft des Christentums sei von neuem wieder zu gewinnen, darin sieht Prof. Foerster die eigentliche Aufgabe der Gebildeten und der akademischen Jugend; die Worte Christi von Maria: „Sie hat das bessere Los ergriffen“ müssen auch auf die Politik angewandt werden, nicht in dem mißverstandenen Sinne der beschaulichen Passivität, sondern, in dem der richtigen Erkenntnis des einen was Not tut, der Besinnung des Menschen auf sich selbst. Von diesem höheren Standpunkte betrachtet verliert sich die Lehre des Sozialismus, trotz ihrem guten Kern, allzusehr in den äußerlichen Formen des wirtschaftlichen Lebens, und was der Sozialdemokratie bei allen ihrem revolutionären Eifer fehlt, ist die Schwungkraft einer religiösen Weltanschauung. Auf dem einsamsten Berge der Erde hat das Christentum das Kreuz aufgepflanzt und wie einst muß die Menschheit auch heute in der tätigen Liebe den Sinn dieses Symbols des ewigen Verwobenseins vom Leben und Tod entdecken. S. R—lin.

Zur Freischarlandsgemeinde. (Mitgeteilt). An Pfingsten findet in Hirzel (ob Richterswyl) die Landsgemeinde der evangelischen Jugendorganisation „Freischar“ Zürich statt. Hiezu lädt sie die ganze proletarische Jugend ein, aber überhaupt alle, die jungen Herzens sind, alle die jungen Menschen, die irgendwie leiden unter der Knechtschaft der heutigen Welt, und denen die Sehnsucht nach einer völligen Umwälzung des Bestehenden etwas Heiliges ist. Die Landsgemeinde will eine Freistatt aller Gedanken der sozialistisch gesinnten Jugend, will eine heiße Kampftagung der suchenden jungen Geister sein. Die Landsgemeinde will ein hohes Fest des Jugendsozialismus werden, ein hohes Fest der inneren Auflehnung der Jugend wider die Welt des völligen Unglaubens an den Sieg des Guten, wider die Welt des Mammons.

Die wahre geschichtliche Mission des Proletariates droht zu mißlingen durch die tragische Verbindung des reinen sozialistischen Glaubens mit dem Materialismus der zu stürzenden Welt, mit ihrem Glauben an die Gewalt und deren Methoden. Um die furchtbare Möglichkeit dieses Mißlingens der Weltrevolution abzuwehren, muß jetzt die sozialistische internationale Jugend eingreifen Sie muß den wirklichen evangelischen Schwung und Hochflug, der mit kirchlich-konfessioneller Erbauung nichts zu tun hat, sie muß die sittliche Absolutheit in ihre hohe Sache tragen. Dann wird sie derselben, der Sache des Sozialismus und der Menschheit, zum Siege verhelfen. Liebe wird die Welt rein machen vom Blute und frei von Sklaverei.

Die Landsgemeinde wird Samstag, den 7. Juni, eröffnet und Montag, den 9. Juni geschlossen. Man fährt am besten nach Wädenswil oder Sihlbrugg. Wer nach Hirzel kommt, gehe zuerst aufs Landsgemeindebureau im Haus der Gemeinderatskanzlei (bei der Kirche) und löse die Teilnehmerkarte; dort kann er sich dann auch ein Kantonnement aussuchen. Die Kantonnemente sind sehr gut, besonders jenes der Mädchen. Man nehme eine Wolldecke und wenn möglich eine Pelerine mit, (denn das Stroh ist nicht überreichlich), ferner Brot, Eßgeschirr, Milch- und Fettmarken. Die Verpflegung ist recht genügend. Die Gesamtkosten betragen 4 Fr. Die Landsgemeinde findet bei jeder Witterung statt. Man melde sich an bei Werner Matthys, Waffenplatzstraße 72, Zürich 2.

Landsgemeindeordnung: Samstag, 7. Juni, ¼9 Uhr abends Eröffnung der Landsgemeinde.

Sonntag, 8. Juni, ½7 Uhr Morgenfeier mit Referat von Freund Rol. Schweingruber: „Christus und die Forderungen der Revolutionszeit an die Jugend.“

10 Uhr Referat von Freund Prof. L. Ragaz: „Politik und Gottesreich.“ Von 3 Uhr an, Spiele, Singen, Volkstanz, Ländlermusik. 8 Uhr Abendfeier.

Montag, 9. Juni, 6¾ Uhr, Referat von Freund Gust. Schwarz: „Was will die revolutionäre evangelische Jugendbewegung?“

Tagung bis 12 Uhr. 3 Uhr Schließung der Landsgemeinde.

Die „Freischar“ möchte an dieser Stelle ihre hohe Freude äußern über die ihr von soweit her auf ihren Aufruf in den „Neuen Wegen“ zugekommenen begeisterten Kundgebungen von Gesinnungsfreunden. Ein Bericht von ihrer Seite über den Stand und das Blühen der Bewegung wird in der nächsten Nummer der „Neuen Wege“ erscheinen. Die Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir hoffen, daß die in diesem Hefte behandelten Themen einer lebhaften Diskussion rufen werden. Eine Erwiderung auf den Aufsatz von Ernst im letzten Hefte mußte verschoben werden, ebenso einiges Andere.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Er wiegelt das Volk auf.

Pilatus sprach zu den Hohepriestern und den Massen: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen.“ Sie aber schrien nur um so lauter: „Er wiegelt das Volk auf, indem er durch ganz Judäa lehrt und dies vom Anfang in Galiläa an bis heute.“
Luk. 23, 5.

So oft in der Arbeiterbewegung irgendwelche Ausschreitungen stattfinden, erhebt sich von verschiedener Seite her gegen die, welche ihr Recht vertreten und sich zu einer neuen Ordnung unseres Gesellschaftslebens bekannt haben, ein Geschrei: „Sehet, das sind die Geister, die ihr gerufen habt! Sehet, das ist die Saat, die ihr ausgestreut habt!“

Es ist demgegenüber ein Trost, zu wissen, daß auch das eine alte Geschichte ist und zu dem gehört, was Menschen, die für Gott arbeiten wollen, mit vielem Andern dieser Art auch auf sich nehmen müssen. Zu allen Zeiten haben gerade die Bahnbrecher des Reiches Christi diesen Vorwurf hören müssen. Man hat ihn gegen Jeremias erhoben wie gegen Paulus; gegen Luther wie gegen Zwingli. Man tat es sogar mit einem gewissen Schein von Recht. Solche Männer sind ja „Streitbringer“, keine Beruhiger. Sie sind Revolutionäre, nicht Beschöniger des Vorhandenen. Sie regen auf durch die Wahrheit. Sie machen aller trägen Ruhe, sei's religiöse, sei's soziale, ein Ende. Auch treten sie immer in Zeiten auf, die ohnehin tief erregt sind. Es sind für die Priester wie für die Politiker, für die Philister wie für die Geschäftsleute „gefährliche“ Menschen. Jeremia war ein Element der Unruhe; wo Paulus hinkam, entstand religiöse Erregung und auch soziale Interessen — wie zum Beispiel in Ephesus die im Dienste des Artemistempels stehende Goldschmiedekunst — wurden aufs ernstlichste bedroht. Auf Luthers und Zwinglis Botschaft hin erwachte der kirchliche Bildersturm und die revolutionäre Bauernbewegung. Und Christus selbst? Hat er nicht das ganze Volk in tiefe Bewegnng gebracht? Hat er nicht eine Unruhe erzeugt, die bis auf diesen Tag währt und die nur noch immer größer werden wird? Hatten sie nicht recht, wenn sie ihn anklagten, daß er das Volk aufwiegle?

Und doch waren sie Lügner. Auf mannigfaltige Weise. Einmal waren sie es subjektiv, in ihrem eignen Bewußtsein. Denn genau um des Gegenteiles willen wollten sie ihn ja vernichten. Wenn er das Volk wirklich aufgewiegelt hätte, so wie Pilatus es verstehen mußte, nämlich gegen die Römerherrschaft, dann wäre er ihr Mann gewesen. Wenn er ein Mann der Gewalt gewesen wäre, aber im übrigen von ihrem Sinne, dann hätten sie dauernd „Hosianna" gerufen. Auch eine Revolution wäre ihnen dann schon recht gewesen. Gerade weil er nicht diesen Weg ging, haßten sie ihn.

Aber diese subjektive weist auf die objektive Unwahrheit ihrer Haltung hin. In Wirklichkeit war doch gerade er der Friedebringer. Denn er forderte zur Umkehr auf, um das Volk von dem Abgrund zurückzuziehen, dem es entgegentrieb. Er war es, der es in eine höhere Sphäre hinauf ziehen wollte, aus der Sphäre der Dumpfheit und gefährlichen Spannung, worin es lebte. Er brachte „Streit" um des Friedens willen. Sie aber hörten nicht auf ihn. Und was war die Folge? Die Folge war, daß das Unheil auf die furchtbarste Weise über das Volk hereinbrach. Denn nachdem sie den Mund der Wahrheit zum Schweigen gebracht, hörte die Unruhe nicht auf, aber es war Niemand mehr da, der ihr den Weg in die Höhe gezeigt hätte. So trieb sie der Tiefe zu. Es kam der Tag, wo Jerusalem an dem Ansturm der Römer von außen und dem Bürgerkrieg von innen in Trümmer sank und von dem Tempel, in dessen Angesicht man Jesus verklagt und gekreuzigt, kein Stein auf dem andern blieb.

Ganz gleich verhält es sich mit den andern „Aufwieglern". Hätte man auf den gefährlichen Mann Jeremias gehört, so wäre Juda nicht untergegangen, und wenn es nach dem Untergang wieder erstand, so war er es, der dafür die Möglichkeit geschafft hatte. Paulus trug in die alte Welt die Botschaft hinaus, durch die allein sie vor völligem Verfaulen und die abendländische Kultur vor dem endgiltigen Untergang gerettet wurde. Und die Reformatoren? Wer hatte denn die allgemeinen Zustände so weit kommen lassen, daß die Welt in so gewaltiger Gährung war? Waren das nicht jene „Hohenpriester" gewesen, das heißt: jene Kirchenmänner und Anhänger des Alten, die nun den Reformatoren vorwarfen, daß sie schuld an den ausgebrochenen Unruhen seien? Hatten nicht sie selbst im Verein mit den Feudalherren das Volk so lange geknechtet und ausgesogen, daß es nun genug hatte und beim ersten Anstoß sich in revolutionärer Leidenschaft erhob? Das ist es, was Zwingli diesen Leuten in seiner Schrift: „Wer Ursach gebe zu Aufruhr"[1]) vorhält.

---

[1]) Ausführlicher: „Wer Ursach gebe zu Aufruhr, welches die wahren Aufrühr r seien und wie man zur christlichen Einigkeit und Friede kommen möge." In dieser Schrift findet sich u. A. der Satz, den zu bedenken gerade heute Anlaß ist: „Es ist kund, daß es niemals auf Erden einen Aufruhr gegeben hat, der nicht aus dem Ueberdrang der Gewaltigen erwachsen wäre."

Kurz, nicht diese „gefährlichen“ Menschen haben Ausschreitung und Gewalttat erzeugt, sondern sie haben jene Wahrheit in die Welt gebracht, die allein sie davor bewahrt hat, ins Chaos zu zerfallen; sie haben sie aus Verzweiflung und Katastrophe gerettet, ihr Licht und Leben geschenkt und neue Bahnen geöffnet.

So erwidern auch wir, ohne uns im übrigen mit jenen Großen vergleichen zu wollen, auf das Gerede von der aufgehenden Saat und den von uns gerufenen Geistern: „Wer hat die Saat ausgestreut, die in weltweiten revolutionären Stürmen, wie in kleineren oder größeren Ausschreitungen aufgeht — Ihr oder wir? Wenn Ihr behauptet, daß wir durch Wort oder Tat den Geist der Gewalttätigkeit ermuntert hätten, so lügt Ihr. Wir haben umgekehrt den Geist der Gewalttätigkeit bekämpft, der in unsern politischen und sozialen Einrichtungen verkörpert ist und haben eine bessere Ordnung an ihre Stelle setzen wollen. Wir haben den Kapitalismus und den Militarismus bekämpft, wir haben immer wieder die Welt der Gewalt als das bezeichnet, was durch eine andere Welt gestürzt werden müsse. Ihr aber habt diese ganze Welt der Gewalt verteidigt und uns, die wir sie angriffen, bekämpft. Ihr habt uns Phantasten, weltfremde Idealisten, Schwärmer und Narren genannt und habt Euch auch nicht gescheut, uns sittlich zu verleumden und zu verlügen, um unsere Wirksamkeit zu lähmen. Ihr habt die Saat des Friedens, die wir ausgestreut, zertrampelt. Wir haben lange genug auf das Gericht hingewiesen, das kommen müsse, wenn nicht eine gründliche Umkehr stattfinde. Ihr aber habt uns entweder totgeschwiegen oder ausgelacht, oder unsere Stimme in Wutgeschrei erstickt. Ihr habt unsere Warnrufe ignoriert oder habt sie schlecht gemacht und damit geholfen, sie unwirksam zu machen. Und nun kommt ihr und sagt, wir seien schuld daran, wenn das eintritt, was unsere Warnung abwenden wollte. Ihr elenden Heuchler! Nicht unsre, sondern Eure Saat geht jetzt auf! Es geht auf die Saat Eurer Borniertheit, Eurer Ungerechtigkeit, Eurer Heuchelei. Es geht auf die Saat Eures Unglaubens an eine bessere Ordnung der menschlichen Dinge. Es geht auf die Saat der Gewalttätigkeit, die Ihr durch die bestehenden Ordnungen Jahrzehnte lang ausgestreut. Es geht auf die Saat der Ausbeutung, des Wuchers, des Schwindels, der Säbeldiktatur, der Diktatur des Kapitalismus, die Saat des Mammonismus, der Lieblosigkeit, der politischen, sozialen und religiösen Blindheit, die besonders in diesen letzten fünf Jahren in das tief aufgewühlte Erdreich der abendländischen Völkerwelt mit verschwenderischer Fülle geworfen worden ist — geworfen von Euch, entweder so, daß Ihr eifrig mittatet, oder so, daß Ihr nichts Rechtes dagegen tatet. Von Euch zuerst wird Rechenschaft gefordert und es ist nur Euer böses Gewissen, das Euch veranlaßt, Andern die Schuld zuzuschieben, von der Ihr fühlt, daß sie auf Euch liegt!

Wenn Ihr den Sozialismus, den freilich auch wir vertreten haben, anklagt, daß er Schuld sei an den heutigen Stürmen, so seid

Ihr einfältiger, als erlaubt ist. Wenn kein Sozialismus und keine Arbeiterbewegung gekommen wären, dann wäre unsere Kultur schon längst in Blut und Grauen untergegangen. Dann hätte eine gänzlich unorganisierte Masse, von Euch in Verzweiflung getrieben, längst im titanischen Stil das getan, was Euch heute schon im Kleinen erschreckt. Schuld an der Not dieser Tage ist vielmehr, daß wir zu wenig Sozialismus gehabt haben, daß der Sozialismus zu spät gekommen ist; schuld daran ist besonders, daß Ihr „Hohepriester" nicht Eure Pflicht getan habt, als es noch Zeit war, und dafür gesorgt habt, daß der Sozialismus des Christ vertreten wurde, bevor der Sozialismus des Antichrist auftrat, der ja nur darum kommen konnte, weil jener ausblieb. Wenn Ihr den Sozialismus an sich verklagt, weil er große Gärung und Bewegung in die Welt bringt, so könnt Ihr ebensogut die Reformation anklagen, daß sie die Bartholomäusnacht und den dreißigjährigen Krieg zum Gefolge gehabt habe, ja Ihr könntet ruhig, wie die alten Hohepriester und die von ihnen betörten Volksmassen Christus selber damit belasten. Denn auf ihn geht die stärkste Unruhe der Geschichte zurück, er ist der „gefährlichste" Mann aller Zeiten. Darum haben ja Eure Vorfahren ihn ans Kreuz gebracht."

Denn wir sagen es freilich noch einmal: In einem bestimmten Sinne ist es schon wahr, daß er das Volk „aufgewiegelt" hat und — fügen wir hinzu — immer noch aufwiegelt. In einem bestimmten Sinne steht er sogar hinter den revolutionären Zuckungen der Gegenwart. Denn wie er einst das Volk nicht versinken ließ in dumpfer Knechtschaft und Ergebung, so auch heute nicht. Er hat das Schwert der Wahrheit, das Feuer der Hoffnung und den Samen der Freiheit in die Welt geworfen und damit endlosen „Aufruhr" erzeugt, nämlich den Aufruhr der Liebe gegen den Egoismus, den Aufruhr der Gerechtigkeit gegen das Unrecht, den Aufruhr Gottes gegen die Welt. Er hat die Revolution des Gottesreiches begonnen, die die weitaus größte und radikalste von allen Revolutionen ist, von der alle andern Revolutionen entweder echte oder unechte Kinder sind. Seither können die Menschen sich nicht mehr einfach in Not und Unrecht finden. Es ist etwas in ihnen, das eine andere Welt für die wahre hält, das revolutioniert.

So ist Christus freilich der große Aufwiegler und alle seine wahren Jünger sind es mit ihm. Als Salz der Erde sind sie deren Unruhe. In diesem Sinne gehen auch die wilden Zuckungen dieser Tage auf ihn zurück.

Aber freilich nur *mittelbar* und in *tragischem* Sinne. Die Revolution des Gottesreiches würde der Welt Erlösung bringen. Denn sie stürzt jene dämonischen Urgewalten, die die Welt verstören: Selbstsucht, Gewalt, Mammon, Todesmacht. Die Unruhe, die Christus erregt, bändigt allein die Stürme der Welt, das Schwert, das er auf die Erde wirft, schafft einzig den Frieden. In dem Maße aber, als diese wahre Revolution nicht stattfindet, kommt die falsche. Diese

gewaltsamen und wirren Ausbrüche fänden ja eben nicht statt, wenn die Revolution des Christus stattgefunden hätte. Sie sind verirrte, enttäuschte und verwilderte Kinder der Gottesreichshoffnung. Aber wehe über die Heuchler, die nun nichts Anderes zu tun wissen, als auf sie mit frommen oder weltlichen Knütteln loszuschlagen! Sie werden nur desto größeren Fluch ernten. Die Gewaltreaktion ist noch weiter von Gott entfernt als die Gewaltrevolution. Nein, nur Eines kann helfen: die Revolution Christi selbst.

Diese muß kommen, dann hört das tödliche Fieber auf, das jetzt die Welt zu verzehren droht. Sie muß kommen mit Pfingststurm und Pfingstflammen, dann erlöschen die Höllenstürme und blutigen Flammen des Bürgerkrieges. Sie muß kommen mit den neuen Zungen, dann endet die babylonische Verwirrung der Zeit. Sie muß kommen mit dem Sozialismus Christi, der da heißt: „Wer unter Euch der Größte sein will, der sei Aller Diener" und „Einer trage des Andern Last", dann wird der Sozialismus des Antichrist aufhören. Sie muß kommen mit dem Geiste, der da spricht: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein seien, sondern hatten alles gemein", dann wird der Kommunismus der roten Garde erlöschen. Erst dann, dann aber gewiß!

Dazu wollten und wollen wir das Volk „aufwiegeln". Dazu wiegelt Jesus das Volk auf seit zweitausend Jahren und wird es tun, bis er gesiegt und die Revolution Gottes alle andern erfüllt und verschlungen hat.

L. Ragaz.

Christentum, Kultur, Staat.

Eine Entgegnung.[1]

Eine Entgegnung auf den Aufsatz Bauhofers wird zwar vielen sehr überflüßig erscheinen, da jene Ausführungen sich selber schon zur Genüge richten, und vielleicht wäre es auch das Beste gewesen, den Aufsatz diesem Selbstgericht zu überlassen. In der Tat könnte jene ganze doktrinäre Art, in der namentlich viele „Intellektuelle" und unter ihnen vor allem viele Theologen schwere Lebensprobleme zu lösen pflegen, in ihrer prinzipiellen Verfehltheit kaum deutlicher dargestellt werden, als es durch jenen Aufsatz geschieht — übt doch der Verfasser diese doktrinäre Methode in einer Unbefangenheit aus, wie sie wohl nur die Gewandtheit des Virtuosen oder die — Naivität des primitiven Intellektualisten begleitet. Jene ganze Theologie, die ihren Stolz darein setzt, durch-

---

[1]) Vgl. den unter diesem Titel im Maiheft (S. 247 ff.) der „Neuen Wege" veröffentlichten Aufsatz von cand. theol. O. Bauhofer.

aus auf der Höhe moderner „Kultur“ zu stehen und die bestehende Welt und Weltlichkeit zu bejahen, ohne doch auf eine gewisse Christlichkeit zu verzichten, und die drum das Christentum selbst geschickt allem Bestehenden anpaßt und die ursprünglich weltüberwindende Botschaft Christi zu einem bloßen, die übrige Welt verklärenden Kulturfaktor gestaltet — jene Theologie könnte in ihrer Mentalität, ihren Tendenzen und ihren geradezu erschreckenden Konsequenzen nicht schlimmer bloßgestellt werden, als es hier einer ihrer Jünger tut, indem er, nicht ohne eine gewiße selbstbewußte Freude, nichts Geringeres unternimmt, als eine Liquidation unseres Christentums. Gerade deshalb, weil der Verfasser so völlig unbesorgt jene Methode anwendet und darauf verzichtet, die Konsequenzen dieser Theologie mit der sonst üblichen Zurückhaltung ein wenig zu verhüllen, mag die Redaktion der „Neuen Wege“ seinem Aufsatz die Aufnahme gewährt haben, könnte doch solch offene Selbstdarstellung des Gegners in ihrem unbewußten Selbstgericht vielleicht noch eindringlicher zur Besinnung rufen, als alle Darstellungen und Warnungen von der andern Seite es vermöchten. Wenn ich nun aber gleichwohl jenem Aufsatz noch entgegentrete, so geschieht es lediglich deshalb, weil an solchem Musterbeispiel einmal deutlich diese ganze Art von Theologie beleuchtet werden kann. Dabei gilt diese Entgegnung weniger den inhaltlichen Einzelheiten jenes Aufsatzes, als vielmehr dessen Methode;[1] daß sie aber, so sehr mit dem Aufsatz immer auch dessen Verfasser getroffen wird, nicht die Person, sondern durchaus nur die Sache bekämpfen will, darf wohl als selbstverständlich gelten.[2])

In einer Art logischer Deduktion beweist uns der Verfasser des Aufsatzes, „daß das Christentum unsere Kultur notwendig einschließen muß,“ „wenn es für uns Menschen einer bestimmten Kultur ernstlich Bedeutung gewinnen soll;“ da aber „die Kultur ihrerseits nur möglich ist auf der Grundlage des Staates,“ „so ergibt sich der Schluß, daß das Christentum mit und in der Kultur auch den Staat bejaht.“ Auf dieses Zentralproblem des Staates habe drum der Antimilitarist „alle Energie des Denkens zu konzentrieren,“ denn, da der Staat, dieser Kulturträger, nun einmal behauptet, des Militärs und eventuell der Kriegführung zu seiner Existenzsicherung zu bedürfen, so dürfe der Antimilitarist sich nicht auf

---

[1]) Ueber das Staatsproblem selber, gerade auch im Zusammenhang mit dem Militärproblem, habe ich mich im Septemberheft 1916 der „Neuen Wege“ (S. 388 ff.) näher ausgesprochen.

[2]) Es fällt mir um so leichter, diese Entgegnung ohne persönliche Gegnerschaft zu schreiben, als mir der Verfasser jenes Aufsatzes weiter nicht bekannt ist und ich für ihn, den Theologiestudenten in aufrichtigem Wohlwollen die Hoffnung hege, daß er der Schule noch entfliehe, bevor sich die Jüngerschaft in der Meisterschaft vollendet und verhärtet.

das Militärproblem allein beschränken. Geht er aber einmal auf dieses Staatsproblem ein, so muß er nach der Meinung des Verfassers wohl logischerweise zu der Einsicht kommen, daß er mit der Verweigerung jener Existenzsicherung den Staat selbst bedrohen, damit aber der Kultur die Grundlage entziehen und mit der Aufhebung der Kultur das Christentum vor ein „Vakuum" stellen würde, demgegenüber es wirkungs- und bedeutungslos bleiben müßte. Es braucht also wohl nur ein bischen Ueberlegung und Logik — und dieselbe Treue gegen Christus und sein Reich, die erst den Antimilitaristen die Waffe beiseitewerfen ließ, drückt ihm dieselbe wieder in die Hand.

Dies die Beweisführung jenes Aufsatzes. Alles sehr klar, alles sehr logisch, ein hübsch aufgerichtetes Häuslein von Begriffen, Sätzen, Schlüssen — nur daß es eben ein bloßes Begriffshäuschen ist, das als solches abseits von allem Leben steht und vom ersten Hauche wirklicher Lebensstürme weggeblasen wird. Nicht das, daß diese Schlüsse falsch wären, macht die ganze Beweisführung nichtig, wiewohl auch da im Einzelnen manches zu bemerken wäre, sondern daß überhaupt mit logischen Schlüssen solche Fragen beantwortet werden. Trotzdem, nein gerade weil alles so klar und so überaus logisch ist, ist es — man verzeihe den starken Ausdruck — Unsinn! Denn hier hat die Logik mit ihren Begriffen, Sätzen und Schlüssen nichts zu sagen und zu entscheiden; nicht um Begriffe handelt es sich bei unserm Militär- und Staatsproblem, sondern um M ä c h t e, und von diesen versteht die Logik — nichts.

Unwillkürlich fragt man sich ja auch beim Lesen jener Beweisführung: in welcher Welt lebt denn eigentlich dieser Mensch, daß er so unbesorgt mit seinen Begriffen operiert, ohne sich irgendwie stören zu lassen durch die konkrete Bestimmtheit, die die Wirklichkeit seinen blaßen Begriffen gibt? Lebt er wirklich in unserer realen Welt mit ihren Mächten und Gewalten, oder etwa nur in der Welt seines — Studierzimmers, wo es freilich mitunter vorkommen mag, daß einer sich derart von der Welt loslöst, ganz in der Welt der Begriffe und des Systems aufgeht und dann auf solch doktrinäre Art die tiefsten Lebensprobleme zu lösen versucht. Da schreibt der Verfasser ganz unbefangen, als handle es sich um lauter Selbstverständlichkeiten, von seinem „Staat", seiner „Kultur", seinem „Christentum" und ist jedenfalls überzeugt, daß niemand diese geheiligten Begriffe weiter diskutieren könnte. Hat er denn nicht einmal in diesen furchtbaren Jahren des Weltkrieges etwas davon gespürt, daß eben dieser Kulturträger „Staat" uns in seinem Macht-, Gewalt- und Kriegsgeist seine ganze grauenvolle Seele enthüllte und, weit davon entfernt, Kulturgrundlagen zu schaffen, alles was noch irgendwie auf den Namen Kultur Anspruch erheben durfte, erniedrigte und zerstörte? — daß eben diese herrliche „Kultur",

deren Erhaltung ihm als höchster Lebenszweck der Menschheit erscheint, sich als gleißender Firniß über rohester Unkultur erwies und mit ihrem Bankrott jene ganze Kulturseligkeit, in der Bauhofer heute noch schwelgt, ganz kläglich zu Schanden kommen ließ? — daß jenes „Christentum", das diese Kultur „einschloß", und in sie „aufgenommen" worden war, zugleich mit eingeschlossen und aufgenommen wurde in die furchtbare Katastrophe? Haben denn wir, die wir in all diesen Jahren solches zu erleben glaubten und deshalb heute diese doktrinäre Sprache mit all den alten, nun ganz gründlich veralteten Begriffen nicht mehr verstehen können, geträumt oder träumt dieser junge Theologe, der jene alten Begriffe von Staat und Kultur unversehrt durch diese Zeiten hindurchrettete und genau noch so denkt und schreibt wie einer, der sich einmal an der Hegel'schen oder sonst einer Staatsphilosophie seinen Begriff „Staat" bildete und diesen nun ohne weiteres auf alle konkreten Staatsgebilde anwendet, sodaß er mit diesem Begriffe jederzeit von vorneherein, a priori alle Probleme spielend lösen kann, vor die jenes Stück „Welt", das sich im heutigen Staate verkörpert uns Christen, die wir doch zu Kindern des Gottesreiches berufen sind, stellt — oder wie einer, der sich an den Epochen herrlicher Entfaltung des Geisteslebens seinen Begriff „Kultur" bildete und nun alles, was man so „Kultur" nennt, den jeweiligen „Gesamtstatus des geistigen Wesens", ohne weiteres als höchstes Gut betrachtet, dem sich alles andere unterzuordnen und einzufügen hat. Dürfen wir denn überhaupt in solch unbefangenem Doktrinarismus von „d e m Staat" und „d e r Kultur" reden und aus diesen Allgemeinbegriffen Schlüsse für unsere Lebensentscheidungen treffen? Heißt das nicht eben aus Mächten und vielgestaltigen Gebilden bloße Begriffe machen und aus der Gewissens- und Lebenstat eine logische Deduktion? Aber hier steht nicht unser Verstand vor theoretischen Problemen, die er durch dialektische Künste zu lösen vermöchte, sondern unser Gewissen sieht sich hineingestellt in den gewaltigen Kampf zwischen den Kräften des Gottesreiches und den Mächten dieser Welt, hat zu prüfen, was zur Welt und was zum Gottesreich gehört und hat mit dem ganzen Einsatz der Seele und des Lebens seine Entscheidungen zu treffen. Das Gewissen hat es nicht mit „d e m Staat" zu tun, einem irgendwoher bezogenen Allgemeinbegriff, sondern mit dem konkreten Macht- und Gewaltgebilde, das uns h e u t e entgegentritt, das als absolute Macht alles, auch unser Leben, unsere Seele und unser Gewissen, sowie alle „Kultur", Moral, Religion seinen Zwecken unterordnen will, das sich aufbaut auf der Gewalt und deshalb Militarismus und Krieg nach innen wie nach außen als einzige Sicherungen seiner Machtstellung kennt und das, was immer seine Bedeutung in der früheren Geschichte der Menschheit gewesen sein mag, jedenfalls h e u t e als Hemmnis dem Kommen des Gottesreiches entgegensteht und drum

den Christen vor schwere Entscheidungen stellt.[1]) Das Gewissen hat es aber auch nicht mit „der Kultur" im allgemeinen zu tun, und es nimmt diesen „Gesamtstatus unseres geistigen Wesens" nicht einfach als jenes höchste Gut hin, dem gegenüber es nur bedingungslose Bewunderung und Unterwerfung geben darf, sondern es prüft mit viel berechtigtem Mißtrauen, was denn an dieser „Kultur" dem Gottesreiche zugewendet ist und was auch an ihr zu eben der Welt gehört, die Christus überwinden wollte, mit welchen schönen Namen sie auch immer sich schmücken möge. Hält man sich erst einmal an unsere wirkliche, konkrete „Kultur", dann wird sich da in nur allzu großem Maße zeigen, daß sie tatsächlich sich „auf der Grundlage des Staates" erhebt, in jenem schlimmen Sinne nämlich, daß unsere Wissenschaft, Philosophie, Moral und nicht zuletzt Religion und Theologie den bloßen ideologischen Ueberbau über der realen Basis des bestehenden ökonomischen, sozialen und politischen Lebens darstellt, was uns durch das Verhalten der meisten Kulturvertreter während des Weltkrieges deutlich genug vor Augen geführt wurde.[2]) Und um dieser „Kultur" willen sollten wir den modernen Macht-, Klassen- und Kriegsstaat mit seinem ganzen Gewaltsystem bejahen und unsere Hoffnung auf ein Gottesreich und unsern Kampf für dasselbe preisgeben?

Sonderbar mag es einem nur vorkommen, daß gerade diese Theologie, die derart sich in den weltfremdesten Abstraktionen bewegt, dabei doch stets den Anspruch erhebt, besonders tief in der Wirklichkeit drinzustehen und mit den gegebenen Realitäten zu rechnen. Jene Orientierung der ganzen Ausführungen an der „Kultur" weist uns aber auf die Lösung dieses Rätsels hin: diese Theologie ist tatsächlich an eine gegebene Wirklichkeit gebunden, nämlich an die bestehende Welt mit ihren gegebenen Ordnungen, Verhältnissen, Herrschaften und Gewalten. Ob man von der „Wirklichkeit" und ihren ehernen Gesetzen, vom „Staate" und seiner Eigengesetzlichkeit, oder von der „Kultur" und ihrer Selbständigkeit redet: stets meint man einfach das Bestehende und alle „Konzentration aller Energie des Denkens", alle Theologie und Philosophie, all die wirklichkeits-

---

[1]) Ohne näher auf den Aufsatz von Dr. A. Barth im selben Heft der „Neuen Wege" einzugehen, möchte ich doch immerhin im Vorbeigehen bemerken, daß auch er von einem Begriff des Staates, statt von dem konkreten heutigen, Staate ausgeht. Gerade deshalb vermag er (s. S. 225) jener von Professor Ragaz vollzogenen Einreihung des Staates nicht zu folgen und sieht nur ein Spiel mit Worten, wo es uns um sehr wesentliche Unterscheidungen zu tun ist. Gerade deshalb sieht er in unserer Stellung zum Staat nur eine bloße, heute zur Mode gewordene Hetze auf das Wort Staat und würdigt die sozialdemokratische Beurteilung des Staates als leninistische Spezialität oder dann als „komische Nachäffung". Der Intellektualist läßt sich, wie durch den Staatsbegriff so auch durch die formale Demokratie derart blenden, daß ihm ein Klassenstaat innerhalb der formalen Demokratie als Unding erscheint. Und doch sehe ich gerade in diesem Urteil über die

[2]) Vgl. meine Ausführungen im diesjährigen Märzheft.

fremden Abstraktionen und lebensfernen Deduktionen haben nur den Sinn, dieses Bestehende, die Welt wie sie gerade ist, zu rechtfertigen und zu sanktionieren. Weit davon entfernt, in der „Welt“, und soweit sie dazu gehören, im „Staat“, in der „Kultur“, oder gar in jenem in die Kultur aufgenommenen „Christentum“ Mächte zu sehen, die durch Christi kommendes Reich überwunden werden müssen und deren, vom Verfasser ganz richtig geltend gemachte Zusammenhänge nur auf ihre gemeinsame Erlösungsbedürftigkeit hindeuten, wird hier das Bestehende, ein wenig verhüllt durch den Begriff „Kultur“, als erste undiskutierbare Gegebenheit genommen, der gegenüber jede Weltüberwindung allen Sinn verliert und jede Hoffnung auf ein kommendes Gottesreich, von der aus doch unsere Stellung zu Militär, Krieg, Staat und sogar „Kultur“ allein zu verstehen ist, als Lächerlichkeit erscheint. Daß jene an der gegebenen Welt orientierte Theologie, die man vielleicht mit gleich viel Recht in einem tieferen, dem Sprachgebrauch des Neuen Testamentes angelehnten Sinn als Kosmologie bezeichnen könnte, unsere Stellung nicht verstehen kann, und drum immer wieder mit dem ganzen Aufwand ihrer Logik dagegen anstürmt, ohne uns doch irgendwie in unsern, buchstäblich in einer andern Welt fundierten Positionen treffen zu können, wird von hier aus verständlich.

Wenn uns die logischen Deduktionen Bauhofers die Methode dieser Theologie deutlich vor Augen führten, so treten in seinen weiteren Ausführungen besonders deren Ergebnisse unverhüllt hervor. Diese sind nun wirklich derart, daß ich in ihnen nur eine Liquidierung des Christentums sehen kann, wie ja auch die tatsächliche Stellung dieser Art von Theologie und dieses in die „Kultur“ aufgenommenen und auf der Grundlage des Staates sich erhebenden Christentums die völlige Preisgabe des Evangeliums an die Welt, ihre Mächte und Ziele bedeutete. Seltsam, ja tief betrübend ist es nur, daß sogar heute noch, nach dem offenkundigen Bankrott dieses ganzen Denkens, nur ein Theologe zu finden ist, der dasselbe aufs neue wieder zu vertreten wagt, als wäre die ganze Weltkatastrophe spurlos an ihm vorübergegangen.

Behauptung vom Klassenstaat eine doktrinäre Befangenheit und eine arge Oberflächlichkeit; denn wer auch heute, und sei's gerade angesichts unserer schweizerischen „Demokratie“, die große Berechtigung des Wortes vom Klassenstaat nicht einsieht, der ist das Opfer eines Begriffes geworden und läßt sich diesen seinen Begriff nicht trüben durch die tatsächliche Beschaffenheit des Staates. Bevor man aber derart leichtfertig um seiner gutgläubig angelernten Begriffe vom Staate und der Demokratie willen die These vom Klassenstaat als „komische Nachäffung“ abtun zu können meint, müßte man sich doch einmal etwas ernstlicher mit diesem Teil der geschichtsmaterialistischen Lehre befassen und all das reiche Tatsachenmaterial entkräften, das die Vertreter jener Lehre anführten und zu dem ich — ohne Geschichtsmaterialist zu sein — einen kleinen Beitrag in Heft 2 der „Neuen Wege“ lieferte. — Daß man übrigens von unserm antiintellektuelistischen Standpunkt aus bei aller prinzipiellen „Ablehnung“ des Staates gleichwohl dessen relatives Recht anerkennen kann suchte ich in dem bereits erwähnten Aufsatz über das Staatsproblem zu zeigen.

Spielend setzt sich der Intellektualist hinweg über den Gewissenskampf dessen, der mit der Gottesreichshoffnung im Herzen den Mächten dieser Welt entgegentritt, denn diese Mächte verblassen ihm zu blossen Begriffen, die er kraft seiner Konzentration aller Energie des Denkens hübsch in ein System zu bringen vermag. Sollte es ihm da nicht auch gelingen, um die deutlichen Kundgebungen der Welt Gottes auf Erden, die für die bestehende Welt freilich die größte Gefährdung bedeuten, herumzukommen? Wenn die Stimme Gottes im einzelnen Menschen durch ein wenig Logik beseitigt werden kann, läßt sich da nicht vielleicht auch das entscheidende Wort, das Gott in Jesus Christus an die Menschheit gerichtet hat, durch ein paar logische Ueberlegungen für die Welt unschädlich machen? O gewiß! Solch entscheidendes Gotteswort kennt und anerkennt unsere Theologie ja überhaupt nicht. Da gibt es nur eine religiöse Entwicklung, die in ihrem Gange sehr gebunden ist an die übrige Entwicklung, zumal an die „Wirklichkeit des geschichtlichen und kulturellen Lebens". „Das Judentum der Zeit Jesu und das Urchristentum repräsentieren eine bestimmte Kultur, die der selbstverständliche Untergrund ist für das Wirken, also auch für die ethischen Anschauungen und -Forderungen Jesu und der ersten Christen," sodaß die Ethik Jesu „sich in der ursprünglichen geschichtlichen Wirklichkeit notwendig und einzig auf diese Kultur richtet." Da haben wir ja, was wir brauchen: Jesu Botschaft wirkte sich an jener ganz bestimmten und bedingten Kultur aus und richtete sich einzig auf sie; wir Christen des zwanzigsten Jahrhunderts aber sind „auch inhaltlich, qualitativ gegen jene frühere Kulturepoche abgegrenzt" — was braucht uns da Jesu Botschaft mit all ihren unbequemen, gegen unsere Welt gerichteten Tendenzen weiter zu beunruhigen? Welt, sei nur unbesorgt innerhalb deiner qualitativen Abgrenzung; die Theologie wird jene weltüberwindende Botschaft schon derart unsere Kultur „einschließen" lassen, daß das Christentum ruhig in diese Kultur „aufgenommen" werden kann!

Wer durch die Gedankengänge dieser Theologie sich nicht überzeugen läßt, sondern naiv jenes Gotteswort der ganzen Sendung Jesu auf sich und unsere Welt bezieht, der ist das bedauernswerte Opfer eines „gesetzlichen" Verständnisses und einer „buchstäblichen" Befolgung der ethischen Forderungen Jesu. Dieser „Verirrung" machte sich vor allem der unglückselige Tolstoi schuldig, aber von seiner Einsicht in die zeitgeschichtliche Bedingtheit der Botschaft Jesu aus mag Herr Bauhofer auch etwas mitleidig lächeln über den, der, ohne an die qualitativen Abgrenzungen der einzelnen Kulturepochen zu denken, den Ausspruch tat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen", und an dem durch all die Jahrhunderte und all die qualitativ verschiedenen Kulturepochen hindurch immer wieder Menschen das erfahren durften, was der Verfasser des Hebräerbriefes in das Wort kleidete: „Jesus

Christus ist gestern und heute eben derselbe und in Ewigkeit." Denn nicht nur jenen vagen, abstrakten „Geist" wollte Christus „unserer Kultur zuführen"; nicht nur „eine erste — wohl noch sehr provisorische, der Ergänzung durch spätere Theologen bedürfende? — revelatorische Auswirkung" des „ethischen Prinzips" des Christentums wollte er sein, sondern ein neues Leben und ein neues Reich verkündete er uns; ja — was das Entscheidende ist — dieses Leben war er und diese Welt erschien in ihm sichtbar auf Erden. Jenen abstrakten „Geist" und jenes, der Hegel-Biedermann'schen Dogmatik und ihren kleineren Schülern entlehnte „Prinzip" kann man zwar von ihrem Vertreter loslösen, wo es sich aber um Leben handelt gewinnt man es nur, wenn man sich gerade jener „Mißachtung der Wirklichkeit des geschichtlichen, des kulturellen Lebens schuldig macht, indem man Jesus in die Gegenwart versetzt," d. h. wo man in der „Situation der Gleichzeitigkeit" mit Jesus lebt (Kierkegaard) und die unmittelbare Gegenwart dessen erlebt, der von sich sagen durfte: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben" — freilich „nur im Johannesevangelium", wie diese Theologie sofort entkräftigend beifügen wird. Wo Menschen dieses Leben ergreifen, sich in diese neue Welt hineinstellen und sie mit ganzer Seele, mit der Tat und dem Leben bejahen möchten, da fallen sie nicht in ihrer „Verirrung" bloßen „Buchstaben" und zeitgeschichtlich bedingten „Gesetzen" zum Opfer, sondern dringen gerade aus der bloßen „Scheinwirklichkeit" unseres kulturellen Lebens ins wahre Leben des Gottesreiches durch. Wo Gott selber ein Leben gestaltet und sein Geist die Worte eingibt, da haben wir es nicht mehr mit einer zeitgeschichtlich bedingten Relativität und nicht mit „Buchstaben" und „Gesetzen" zu tun, sondern mit jenem Leben, das allein uns lebendig machen kann. Es gibt Worte, die nie Buchstaben werden und die auch keine Gesetze darstellen, weil sie von jenem Leben zeugen, das an alle Menschen, welcher Kulturepoche sie auch immer angehören mögen, herantritt als die Befreiung und Erlösung verheißende frohe Botschaft. Diesem Leben gegenüber erscheint alle Kultur und sonstige zeitgeschichtliche Bedingtheit als Nebensache. Drum, während Bauhofer und die durch ihn vertretene Theologie sich von Tolstoi (und wohl auch dem „buchstäblich" verstandenen Jesus) durch die Welt getrennt fühlen, können wir gerade an ihm es erleben, wie alles, sogar die „Kulturlosigkeit" mit ihrer schrecklichen Gefahr des „Vakuums" (das übrigens selbst eine unglaubliche Studierstubenabstraktion ist, wie sie leerer und wirklichkeits-unbekümmerter gar nicht gedacht werden kann) verblaßt, wo wir etwas von diesem wahren Leben spüren. Wenn wir dieses Leben, so wie es Gott den Menschen in Jesus Christus offenbarte, für alle Menschen und alle Welt als den Weg, die Wahrheit und das Leben geltend machen, so vergessen auch wir jene „einfache Tatsache" nicht, „daß die Ethik und das Christentum es nicht mit

einem abstrakten, geschichtslosen Wesen zu tun hat, sondern überall mit dem wirklichen konkreten Menschen", — nur daß wir Jesu Botschaft vor diesem wirklichen konkreten Menschen nicht kapitulieren lassen, sondern in ihr gerade die Macht und Kraft sehen, die das meiste dieser menschlichen Konkretheit überwindet, um den Menschen in die Fülle des Lebens hineinzustellen. Die Abneigung jener Theologie gegen solche absolute Geltung des in Jesus erschienenen Lebens kann uns umso weniger beirren, als wir dieselben Theologen, die das Evangelium in ihrem Selbständigkeitsdurste als eine historisch bedingte und beschränkte Relativität hinstellen, uns handkehrum mit all unsrer „Kultur", Moral, Religion an solche Absolutheiten wie Bismark und Wilhelm II., an irgend eine Klassen-Regierung oder einen Generalstab mit ihren höhern Staatszwecken binden möchten. Allenthalben blinzelt dieselbe Tendenz hervor, uns von dem lebendigen Gott und seinen Kundgebungen loszulösen, um uns umso fester an die bestehende Welt und ihre Mächte zu fesseln — das weltüberlegene und weltüberwindende Reich Gottes zu leugnen, um dafür die „Wirklichkeit des geschichtlichen und kulturellen Lebens" zum Absoluten zu erheben.

Etwas bedenklich scheint diese ganze Argumentation doch auch unserem Verfasser vorgekommen zu sein; die Christlichkeit seiner Theologie ist ihm selber derart fraglich geworden, daß er nach einer näheren Bestimmung ausschaut, durch die unter solchen Umständen „die Behauptung einer christlichen Ethik überhaupt noch irgendwelchen Sinn" erhalten soll. Diese nähere Bestimmung ist der „Geist" der geschichtlichen Ethik Jesu, der unserer Kultur erhalten bleiben oder immer wieder zugeführt werden soll — beim prinzipiellen Verzicht auf alles was „Buchstabe" und „Gesetz" und zeitgeschichtliche Bedingtheit ist, immerhin eine etwas blasse und inhaltsleere Abstraktion. Ja, die Bescheidenheit in Bezug auf die Christlichkeit dieser Ethik geht so weit, daß der Glaube an den „Geist" Christi ganz ruhig „weit von der konkreten geschichtlichen Gestalt Jesu abführen" darf, wenn wir nur überzeugt sein dürfen, „daß Christus diese neuen Formen und Inhalte der christlichen Ethik akzeptieren und sanktionieren würde."[1] Hier also, beim „Akzeptieren und Sanktionieren" dessen, was die Menschen in ihrem „Mut, von der geschichtlichen Ethik Jesu abzuweichen", unternehmen, endet — nach der Meinung dieser Theologie — das Werk dessen, der gekommen

---

[1]) Diese famose Stelle scheint nicht von Bauhofer selbst zu stammen, sondern nach einem Geistesverwandten zitiert zu sein. Da mir die zitierte Quelle nicht zugänglich ist, weiß ich nicht, wer der Gründer dieser christlichen Akzeptationsethik ist. Ich behafte einen Menschen sonst nicht gerne bei einem einzelnen Ausspruch, allein: c'est le ton qui fait la musique und dieser Ausdruck ist zu bezeichnend für den ganzen Geist dieser Theologie, als daß man stillschweigend an ihm vorübergehen dürfte.

ist, alle Herrschaft und alle Macht und Gewalt abzutun und Gott alles zu unterwerfen, damit Gott sei alles in allem.

Und doch scheint es noch einen Berührungspunkt zwischen dem, was wir Christentum nennen, und dieser Theologie zu geben: wenn auch Bauhofer in der „historischen Ethik Jesu" nur „eine erste revelatorische Auswirkung" des ethischen Prinzips des Christentums sieht, so bezeichnet er dieses Prinzip doch immerhin als die Liebe. Könnte es schließlich nicht doch zu einer gewissen Einigung kommen, wenn jene Theologie nur dieses Prinzip wirksam ins Leben hineinstellte, derart daß es den Bann der Formel und des Prinzips durchbräche, umgestaltend an die gegebenen Verhältnisse heranträte und jene tiefe Revolution der Liebe vollzöge, die ja doch auch Christus im Auge hatte? Doch nein, diese Theologie bewahrt ihren intellektualistischen Charakter so weit, daß sie ihre „Liebe" nicht aus dem Reiche der Formeln heraustreten läßt: wie die oberste Idee in den neuplatonischen Systemen thront diese Liebe im Ideenhimmel hocherhaben über alles Irdische, Zeitliche und Menschliche, zu dem, wiederum wie in den neuplatonischen Systemen, nur eine Stufenleiter von minder unbedingten und minder gültigen Formen der Liebe hinabführt. Gegenüber „der Liebe" kann die Nächstenliebe nur als bereits getrübte Liebe gelten, denn sie hat nicht mehr „axiomatischen" Charakter, ist nur eine „Aeußerung" und „besondere Erscheinungsform" der Liebe, ist auch gar so konkret, während man doch die Abstraktionen liebt, ist auch gar so spezialisiert, während man sich an Allgemeinheiten halten will, tritt einem auch gar so nahe, sodaß man sich tagtäglich in aller Alltäglichkeit mit ihr einlassen muß, während „die Liebe überhaupt" das erhabene Spekulationsobjekt für philosophische Betrachtungen und vielleicht auch für harmlose Sonntagspredigten ist. Wie könnte diese bloße Nächstenliebe noch als Grundprinzip des Christentums gelten! Nein, nur etwas „Mut, von der geschichtlichen Ethik Jesu abzuweichen," und man wagt es, „diejenigen Versuche, die uns auf die Nächstenliebe als das fundamentale, in aller christlichen Ethik schlechterdings dominierende und entscheidende Prinzip festlegen wollen, abzulehnen."[1]) Vor dieser Theologie, der nur noch „die Liebe", aber nicht mehr die Nästenliebe Grundprinzip des Christentums ist, „fällt Tolstoi".

[1]) Diese Elimierung der Nächstenliebe als des Grundprinzips des Christentums, bei der man sich in die kühne Positur des Wahrheitshelden wirft, erinnert mich ganz an die Art, in der junge Theologen, auch im Hochgefühl des Wahrheitsmutes, diese und jene Bibelstelle eliminierten oder diese und jene Schrift als unecht erklärten, — besonders stolz, wenn sie sich dabei gar noch etwas radikaler als ihre Lehrmeister gebärdeten. Inzwischen scheint der Weltkrieg den Blick der Theologen immerhin derart auf die großen Lebensprobleme und die Bedeutung der Botschaft Jesu für dieselben hingelenkt zu haben, daß man seinen Wahrheitsmut schon an zentraleren, für die ganze Welt- und Lebensgestaltung entscheidenderen Punkten betätigen will und so z. B. gleich an die Unechterklärung des Grundprinzips der Nächstenliebe geht.

Natürlich! — weshalb findet man aber nicht gerade noch den „Mut", es auszusprechen, daß auch er fällt, der, noch nicht auf der Höhe dieser Theologie „der Liebe" stehend, die bloße Nächstenliebe in den Mittelpunkt all seines Lebens und Lehrens stellte und sogar die Liebe zu den Geringsten der Brüder als das in den Gerichten Gottes Entscheidende bezeichnete? (Matthäus 25, 40. 45.) Diese Entthronung der Nächstenliebe und ihrer Verkünder wird dann von unserem Verfasser ganz besonders auf ihre „starre, absolute und letztlich lebensfeindliche Form des Gebotes des Nichtwiderstandes" angewendet, die angeblich „zur Vernichtung alles Lebendigen" führt. Als „lebensfeindlich" und „alles Lebendige vernichtend" kann diese Aeußerung der Liebe aber nur dem vorkommen, der unter Leben jene ganze Welt versteht, die heute tatsächlich nur mittelst der durch Jesus abgelehnten Gewalt getragen und geschützt wird; versteht man aber unter Leben jenen Strom von Liebe und Güte, jene siegreiche Kraft der Weltüberwindung, die in Jesus auf Erden erschienen, dann ahnt man, daß gerade der Verzicht auf Gewalt, auch im Kampf mit der Welt und dem Bösen, uns vom Geiste dieser Welt freier und reiner macht und uns tiefer hineinführt in jenes Leben und jene herrliche Freiheit, die Gott seinen Kindern schenken will.

Mit der Degradation der Nächstenliebe ist jene Liquidation des Christentums vollzogen, nun ist auch jenes letzte „Prinzip", das immer noch störend dastand und die „Aufnahme" des Christentums in die „Kultur" erschwerte, beseitigt. Nun können die bisherigen Konkurrenten des Christentums, die mit ihm in zähem Ringen um die Herrschaft auf Erden standen, und unter denen gerade der „Staat" mit seinem Macht-, Gewalt- und Kriegsgeist neben dem Mammon an erster Stelle steht, vollends ihren Herrschaftsbereich über die Menschenwelt ausdehnen und festigen. Längst konnten diese Mächte es nicht ertragen, daß eine neue, so gänzlich andersgeartete und anders gerichtete Macht, ihre eigene Stellung bedrohte und die Welt der Herrschaft ihres Fürsten entziehen wollte — doch nun hat's keine Not mehr, das Christentum gibt ja seinen gefährlichen Anspruch auf Welteroberung auf und verlangt nichts weiter mehr, als in dieser Welt mit ihrer „Kultur" und ihrem „Staat" „aufgenommen" zu werden, vor welcher Aufnahme es sich verpflichtet, diese „Kultur" „einzuschließen und „mit und in der Kultur auch den Staat zu bejahen." Jetzt kann die Welt, jetzt können auch wir, die wir nach Bauhofer ja wesentlich durch die „Kultur" sind, was wir sind, ruhig das Christentum „akzeptieren", ohne uns damit schwereren, nicht sogleich durch unsere Logik zu überwindenden Spannungen auszusetzen. Und, da wir ja immer noch so ganz allgemein den „Geist" der geschichtlichen Ethik Jesu festhalten und „die Liebe" als Axiom mit ewiger Gültigkeit anerkennen und in Jesu Botschaft immerhin eine erste Auswirkung

dieses Prinzipes erblicken, dürfte wohl auch Christus dieses unser Christentum und diese Theologie trotz ihrer neuen Formen und Inhalte „akzeptieren und sanktionieren“.

Wahrlich — eine grauenvolle Kunst, diese Theologie! Ein bischen Logik, ein bischen Gewandtheit und aus der Botschaft der Weltüberwindung haben wir eine solche der Weltverklärung, die zudem noch vom Verkünder der ersteren akzeptiert und sanktioniert wird. Muß man nicht in tiefster Seele erschrecken ob dieser Kunst, die so gewandt mit leichtfertiger Begriffsspielerei, pardon: „Konzentration aller Energie des Denkens,“ den lebendigen Gott, Christus als sein entscheidendes, absolutes Wort an die Menschen, die Nächstenliebe, überhaupt alles, was ernst, pardon: „buchstäblich“ und „gesetzlich“ genommen, das Bestehende irgendwie stören könnte, eliminieren kann. Und dabei spricht dieser junge Theologe ja nur das etwas unbefangener aus, was eine gewiße Theologie längst Maßstabe praktisch anwandte. Deprimierend wirkt es nur, wenn vertritt und was sie in den Jahren des Weltkrieges in größtem diese Theologie, die mit ihrem Segen das furchtbarste Verbrechen der Weltgeschichte begleitete und aufs engste am Bankrott der ganzen herrschenden Weltordnung beteiligt war, sich nach wie vor am Tageslichte zeigt, und ihre Vertreter nichts davon zu verspüren scheinen, daß wir an einem Wendepunkt der Geschichte stehen, an dem es nur noch zwei Wege gibt: vorwärts auf dem alten Wege, bis zum völligen Untergang, oder zurück zu Christus, um in seinem Leben und Reiche die Befreiung vom furchtbaren Fluch dieser Welt zu erfahren: Welt oder Gottesreich, Christus oder Cäsar!

Sollen wir uns wundern, wenn in dieser entscheidungsvollen Lage immer mehr Menschen auftreten, die alle Theologie und Philosophie mit ihren Deduktionen und Kunststücklein beiseiteschieben, die Mächte dieser Welt, die dem Kommen des Gottesreiches entgegenwirken, als das erfassen, was sie sind, schlicht aber entschieden der Stimme ihres Gewissens folgen und sich für Gottes Sache einsetzen? Gegenüber jener Theologie berührt einen solch offenes Horchen und schlichtes Gehorchen als große Befreiung. Diese Menschen spüren das Ringen der Mächte und wenden sich drum von den bloßen Begriffen ab; sie stellen sich, vom Gewissen geführt, in diesen Kampf der Mächte hinein und suchen nicht mit ihrer Logik dieselben in ein harmonisches System zu bringen. Jene Theologen sehen zwar in ihnen Buchstabendiener und Gesetzesknechte, weil die Hoffnung auf Gottes Reich, die ihnen aus den „Buchstaben“ des Evangeliums entgegenleuchtet, ihnen in der Seele brennt; und zugleich — die harmonische Vereinigung beider Vorwürfe mögen unsere Logiker selber vornehmen — sehen sie in ihnen Verirrte, die sich „durch eine rein subjektive Maxime bestimmen lassen“, weil sie sich nicht derart ans Gegebene und Bestehende ketten lassen,

daß sie demselben auch noch ihr Gewissen zum Opfer bringen. Doch es handelt sich bei solchen Gewissenstaten nicht um „rein subjektive Maximen“, wie die dürftige Logik wähnt, sondern um die sehr objektive Macht des Willens Gottes, die sich uns im Gewissen kund tut; und die Sache, der diese Menschen dienen wollen, greift freilich „über unsere bloße individuelle Persönlichkeit“ weit hinaus — ist es doch eben jenes Reich Gottes, das vielleicht doch universellere Bedeutung und zwar universellere Heilsbedeutung hat, als der Fortbestand unseres Staates mitsamt seiner „Kultur“.

Die Entscheidung, die bereits manche tapfere Christen getroffen haben, tritt immer mehr an uns alle, an die Einzelnen, die Völker, die Christenheit heran. Dürfen wir jetzt, wo wir eben erlebten, was Militarismus und Krieg, diese Wesensäußerungen des Staates, auf Erden anrichteten, wo wir tagtäglich erfahren, wie verheerend dasselbe Prinzip auch im Innern der Völker auf die Volksgemeinschaft wirkt, wo wir sehen, wie derselbe Geist immer mehr auch von der kapitalistischen Welt auf die sozialistische übergreift und eben jenen Sozialismus, der uns doch eine höhere Form menschlichen Zusammenlebens, als es der kapitalistische Macht- und Klassenstaat bieten konnte, bringen sollte, in seinem Entstehen schon zu vergiften droht — dürfen wir jetzt, an diesem entscheidenden Wendepunkt, weiterhin dieses Gewaltsystem bejahen und sanktionieren? Mir steht das eine fest: wenn jetzt nicht die allgemeine Abrüstung kommt — und dürfen wir von den Regierungen, die uns ihren Geist in den Friedensverträgen von Brest-Litowsk und Versailles zeigten, hier Entscheidendes erwarten? — dann müssen die Völker die Sache in die Hand nehmen, wenn sie nicht völlig auf ihrer „Grundlage des Staates“ und an dessen Mitteln der „Existenzsicherung“ zugrunde gehen wollen. Das dürfte aber kaum auf anderem Wege möglich sein, als indem immer mehr Einzelne vortreten, die ihre Hand einfach nicht mehr dazu bieten, den alten Fluch zu erhalten. Daß ihre Ablehnung von jeglichem Militarismus sie auch dem Staat immer mehr entgegentreten lassen wird, scheint mir sicher zu sein: auch er gehört ja, mitsamt einem guten Teil seiner „Kultur“, zu jener Welt, die Christus überwinden will — und wir treten an all diese Lebensfragen heran als solche, die nicht in der Welt, sondern im Gottesreich ihr Bürgerrecht haben möchten und ihre Entscheidungen treffen nicht aus ihrer Weltgebundenheit, sondern aus ihrer ihnen von Christus geschenkten Gottesreichshoffnung heraus.

R. Lejeune.

Christentum, Kultur, Staat.

Eine Erwiderung.

Das Militärproblem hat für den Christen nicht nur aktuelle Bedeutung während des Krieges gehabt, sondern gewiß kommt ihm ein prinzipieller Charakter zu. Ebenso ist offenbar, daß Zusammenhänge mit den Problemen des Staates und der Kultur in ihrem Verhältnis zu Gott da sind. Darin hat O. Bauhofer in seinem Artikel in der Mainummer der Neuen Wege ganz recht. Fast in allem andern aber zeichnet er für Einen, dem die Wahrheiten des Reiches Gottes zu oberst stehen, falsch. Er hat schon darin unrecht, daß er zu sehr aus Zusammenhängen Identifikationen schafft. Dienstverweigerung ist doch — auch prinzipiell betrachtet — nicht so einfach Leugnung des Staates und Verneinung der Kultur. Wäre aber nun einmal so allgemein die Frage uns gestellt, wir müßten die Wahl entgegen dem Verfasser jenes Aufsatzes treffen; nicht um des Staates und der Kultur willen den Militärdienst billigen, sondern um der Liebe willen die „Güter dieser Welt“ dahingeben. Ohne Verehrung des Buchstabens sind da wesentliche Worte Jesu gültig: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne (samt Staat und Kultur), aber Schaden litte an seiner Seele?“ Der Arme, dem das Himmelreich ist, auch der Arme im Geiste, er steht im Reiche Gottes höher als der Reiche, der seines Reichtumes wegen seinen Nächsten zu lieben aufhört.

Doch wir brauchen nicht so weit zu gehen. In der Fülle des Lebens sind nur Zusammenhänge, wo der Systematiker Gleichungen sieht. Das Problem liegt denn doch nicht so, daß wir in der Weigerung des Blutvergießens alle Kultur erschüttern. Entweder sind der Dienstverweigerer Wenige, und der Erfolg ihrer Handlung im Volksganzen ist nicht von Bedeutung, oder der Geist Gottes ergießt sich über die Vielen und dann — sind Kriege nicht mehr, und der Staat bedarf keiner militärischen Macht. Es ist noch eine dritte Möglichkeit: Ein Volk von Menschen, die das Schwert nicht anrühren, wird von Gewalttätern angegriffen. Was dann? — Das ist einmal geschehen in ausgeprägtester Form, und jene Wirklichkeit der Kämpfe des jungen Christentums mit dem römischen Staat bildet die gewaltigste Epoche der Kirchengeschichte. Damals haben sie gelitten und in unschuldigen Leiden ein Stück Welt überwunden. Eine Spiegelung des unschuldigen Leidens des Menschensohnes zur Erlösung aus dem Bösen. War jener „Nichtwiderstand“ der Märtyrer verkehrt? Theologen in der Art Bauhofers hätten damals (kein Erfolg war offenbar, nur „die Vernichtung alles Lebendigen und die Fiktion einer siegreichen Liebe“) sicherlich so gelehrt: „Der Kaiserkultus die Grundlage des militärischen Gehorsams . . . Staat

.... Kultur ... Christen des dritten Jahrhunderts in qualitativer Verschiedenheit ... Sanktionierung durch Jesus in neuen Verhältnissen ...“

Nun, ohne Spott, es liegen heute wirklich Probleme da. Im Altertum hatte die Christentenheit es leicht, die „Welt“, die sie schlechthin verwarf, war außerhalb der Kirche und der Christ hatte mit ihr völlig gebrochen. Seitdem aber Staat und Kirche sich die Hand gereicht, ist die Reinheit verloren gegangen, die Spannung zwischen Gott und der Welt sind nun innerhalb der einen christlichen Gesellschaft. Das Christentum durchdringt die Welt und will sie von innen her umgestalten, umgekehrt ist die Welt in das Christentum eingetreten und droht es zu überwuchern und zu ersticken. In der Fülle der Spannungen gilt es nun die Richtschnur zu finden, die unser Handeln regelt. Gott und Welt einander entgegengesetzt, kann die Regel nur lauten: Wo in der Gesellschaft „Welt“ ist, müssen wir, so wir Jesu Nachfolger sind, zu ihr uns in scharfen Gegensatz stellen. Und im Militärwesen tritt uns sicherlich ein Stück „Welt“ entgegen. In einen ungeheuren Organismus werden wir da hineingestellt, der dem massenhaften Töten dient und uns in der Technik unsern Nächsten umzubringen ausbildet. Gilt das Waffenhandwerk irdischem Besitz? Fürwahr toten Gutes wegen besudle ich meine Hände nicht mit Blut. Gilt die Verteidigung der politischen Freiheit? Darum hatten die Juden Jesus verworfen, weil er nicht im heiligen Kriege die verhaßte heidnische Fremdherrschaft abgeworfen hatte, es fehlte ihm so ein wesentlicher Ausweis, um als der erwartete Messias anerkannt zu werden. Auch die nationale Freiheit ist ein Gut, das Jesus um Höheren willens entwertet hat. Nein, es ist klar, wer heute den Wehrdienst verweigert aus Glauben, er steht in der Reihe jener, die einst den Kampf mit der „Welt“ siegreich bestanden, und auf die wir heute a l l e in der Kirche so stolz sind. Nicht wahr?

Doch nun vom Militär hin zum Märchen vom Staat, der unseres Waffendienstes nicht entbehren könne. Wirklich? Es ist nicht wahr, ein Staat kann ohne allgemeine Dienstpflicht ausgezeichnet gedeihen. Europa vor dem 17. Jahrhundert und viele Völker außer Europa reden noch heute eine deutliche Sprache. Und nur gegen die allgemeine Dienstpflicht wenden wir uns, solange der Staat mehr dem Reiche der Welt als dem Gottes angehört, mögen jene, die ihm ergeben sind, ihren Waffendienst leisten. Christus gibt der Welt kein Gesetz, er hat Gott offenbart und ihr das Gericht angesagt.

Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht aber bedeutet Schwächung des Militärs und damit Schwächung des Staates? Was ist dazu zu sagen? Des Militäres bedarf der Staat des Schutzes nach außen wegen. Religiöser Antimilitarismus ist international und die Heere sind gegenseitig geschwächt. Der militärischen Gewalt sodann bedarf der Staat, soweit er eine Institution ist, deren Macht

in den Dienst irgendwelcher innerer Vorherrschaft einzelner Volksklassen gestellt ist, mögen diese Klassen die Minorität oder Majorität des Ganzen bilden. Das tut der heutige Staat. Die Maschinengewehre vor den Banken sprechen deutlich. Soweit hier der Staat geschwächt wird, ist es kein Verlust, auch da müssen wir ja den Kampf gegen ein Stück Welt aufnehmen. — Der Staat ist ein vielfältiges Gebilde, in dem die verschiedensten Kräfte sich durchkreuzen. Er legt auch Straßen an, verwaltet Post und Eisenbahn, schafft Schulen. Solcher seiner von Jedermann anerkannten Seiten wegen bedarf er keines Waffenschutzes.

Aber solche zivilisatorische Werte erwuchsen erst auf dem Boden einer Ordnung, die auf Gewalt des Staates gegründet ist? Wirklich? Garantieren uns mächtige militärische Staaten besonders die Ordnung? Hatte nicht Rußland allgemeine Dienstpflicht und bildet heute weithin ein Chaos? Gerade wegen des Glaubens an die Macht der Gewalt, der seine früheren und heutigen Beherrscher beseelt! Wir meinen, viel mehr aber als Gewalt sei tief innere Sittlichkeit und Glauben in Gott der Ordnung tiefster Grund. Je mehr Solcher sind, die in völligem Ernste in der Nachfolge Jesu stehen, umso tiefere Grundlagen der Ordnung hat ein Volk gefunden.

Es ist sicherlich nicht so, daß Kultur und Militär Korrelate bilden. Waffen zerstören mehr Kultur, als sie ermöglichen. Und übrigens ist Kultur auch nicht ein Gut, an dem wir unter allen Umständen festhalten: Steht sie Gott im Wege, so schreiten wir über sie hinweg. Und Kultur ist erst noch vielfach in ihren Grundlagen ungöttlich. Ueberall, wo sie für einzelne Volksschichten erst ermöglicht wird, indem andere für diese die Arbeit verrichten müssen. Wenn die Einen leben, um die Kultur zu genießen, und Andere für diese arbeiten müssen, um leben zu können. Bauhofer schildert den Wert der Kultur und ergrimmt ob ruchlosen Buben, die den gothischen Dom vorbedacht zerstören wollen. Sonderbar, so oft hören wir diese schlagende Illustration des Problems von Kultur und Christentum und es ist noch nie geschehen, daß solche Gefahr sei (es wäre denn — im Krieg!). Ein anderes Bild aber, das vielfach Wirklichkeit ist, taucht vor meinem Blicke auf und beleuchtet das Problem Kultur und Liebe: Eine abgearbeitete Familienmutter wäscht mühevoll in fremden Keller, damit des Hauses Tochter Zeit habe, im Kunsthaus moderne Richtungen zu studieren, einen schönen Roman zu lesen oder zur Pflege körperlicher Kräfte sich dem Sporte zu widmen. Nicht wahr, zum schönen Teil ruht die hohe Kultur der Einen auf der Not der Andern. Da nenne ich die Kultur widergöttlich. Muß nun das Christentum solche Kultur in sich „einschließen“, um uns (im Beispiel jene Tochter) zu „erreichen“? Nach solcher Denkungsart hätte Jesus mit den Theologen und Reichen seinerzeit auch glimpflicher umgehen müssen, um sie für

das Evangelium zu erreichen. Braucht denn Gott unser, muß er sich mit unserm Ich abfinden, um uns zu erreichen? Ich meine, er spottet unser, und daß wir alles drangeben dürfen, um die eine kostbare Perle zu gewinnen, sei lauter Gnade.

Gewiß wir sind mannigfaltig verbunden mit unserer Kultur, sind überhaupt geistig aus ihr herausgewachsen. „Sie bestimmt unsere geistige Physiognomie." Das bedeutet aber noch lange nicht, daß das Christentum sie völlig zu übernehmen hat. Ich bleibe dabei, wo die Kultur widergöttlich ist, heißt es verzichten, so wir Jesu Jünger sind. Das Verhältnis zwischen Gott und Kultur ist dann nicht Verbindung, sondern heißt Entweder=Oder. Alles, was dem Apostel Paulus früher ein Gewinn war, seine ganze Kultur, hat er um Christi willen für Schaden erachtet. Bedenke, was das Wort Hingabe, in dem eine ganze Fülle göttlichen Lebens uns entgegentritt, bedeutet, eben Hin=Gabe. Die Größten des Gottesreiches haben ihre Habe und ihre Kultur hingegeben, ja sie haben sich selber hingegeben. Eckhart sagt: „Bittet unsern lieben Herrn, daß wir unsere Seele hassen . . soweit sie unsere Seele ist." Stirb und werde. Es ist also vielleicht gar nicht so schlimm, wenn wir ohne Kultur „nicht mehr wir selber" sind: Um vom Meister, der nicht aus sich selber herausgeredet, zu schweigen, sei noch einmal an dessen gewaltigsten Apostel erinnert, der sprach, er lebe, aber nicht er lebe, er selber, sondern Christus lebe in ihm. Oh wären wir heute nur etwas mehr nicht mehr wir selber!

Es seien keine Mißverständnisse. Wir reden keiner Askese schlechthin das Wort. Geistige Werte, welcher Art, seien gepflegt, aber nie um den Preis des höchsten Wertes, der Liebe unter den Menschen. Sie ist das oberste, denn sie ist heilig. Ueber die Liebe in ihrer zeitlosen, unbegründbaren Gültigkeit hat Bauhofer sehr schön geschrieben.

Schade, daß er darauf alles wieder aufhebt in seiner Unterscheidung der Liebe von der Nächstenliebe. Jenem Akrobatenstück vermag mein Geist nicht zu folgen. Hat solcher Distinktionen wegen Jesus das Wort gesprochen: So ihr nicht werdet wie die Kinder . . ?[1]) Die tiefe heilige Liebe, in der wir ein Stück Himmelreich erfassen, ist halt doch die Nächstenliebe. Als wesentlich andere Ausdrucksformen der Liebe kenne ich neben ihr nur die erotische Liebe, diesen natürlichen, triebhaften Prototypus der wahrhaften Liebe und die — Eigenliebe, die keine Liebe ist. Liebe zur Familie, zum Freunde, zum Volk ist je nach ihrer Tendenz Nächstenliebe oder Selbstsucht. So ihr Kennzeichen die Abgrenzung nach außen

[1]) Der Tatbeweis, daß er sich doch nicht um Wortklauberei handle, ist für den unbefangenem Leser wohl kaum zwingend: Bauhofer lehnt es ernstlich ab, sich auf die Nächstenliebe als das fundamentale Prinzip christlicher Ethik festzulegen, ergo ist Liebe nnd Nächstenliebe zweierlei.

ist, so bedeutet sie Bevorzugung und ist Kollektivegoismus, so ihr Kennzeichen die Selbstverleugnung des Einzelnen für den Andern ist, ist auch sie Nächstenliebe. Das plumpe Unverständnis der Tolstojschen Forderung des „Nichtwiderstehens“ sollte einem Theologen nicht möglich sein. Es heißt nicht: Widerstehe nicht dem Bösen! sondern: Widerstehe dem Bösen nicht mit Gewalt! Es handelt sich darum, daß das Gute in seinem Kampfe nicht des Feindes Waffe führe, die nie das Böse überwinden, sondern stets ihm dienen, sondern die eigenen Waffen führe, mit der Waffenrüstung Gottes streite. Wer diese nicht kennt, suche ihre Schilderung in den Briefen des Paulus, der in Gottes Geheimnisse tief eingedrungen ist. Warum überhaupt immer Tolstoj als Zeugen jener Lehre anrufen, gehen wir doch unmittelbar zu den Quellen des Glaubens. Wir finden sie im Neuen Testament bei Paulus und — Jesus. „Segnet, die euch verfolgen .... vergeltet niemandem Böses mit Bösem .... so deinen Feind hungert so speise ihn, dürstet ihn so tränke ihn ... Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit dem Guten — lesen wir nicht in einer Schrift Tolstojs, sondern bei Paulus. Und dieser Lebensstrom geht aus von der Bergpredigt Jesus!

Die Worte der Bergpredigt sind nicht zufällig aus palästinensischer Kultur erwachsen, sondern für Jesu wesentlich. Nicht der Mensch Jesus sprach sie, sondern Gott, der im Fleische Wohnung nahm. Nicht historische Ethik einer besondern Epoche ist hier gegeben, sondern ewige Wahrheit Gottes. Und darum gilt sie auch heute noch. In ihr steht der Mann, der die Grenze seines Landes nicht mit dem Gewehre verteidigt, in ihr der Mann, der es verachtet einer Idee mit Eisen und Blut zum Siege helfen zu wollen. Er handelt im „Geiste“ der geschichtlichen Ethik Jesu, den Bauhofer fordert. Der Dienstverweigerer handelt nämlich nicht nach einem Buchstaben der Schrift, fehlt doch im Evangelium eben jener Buchstabe, der den Militärdienst verwirft, was oft genug gerade gegen den Dienstverweigerer angeführt wird! Ihn treibt nicht der Buchstabe, sondern der Geist Gottes. Er treibt von innen her und wer für Gottes Wirken blind ist, meint Gottes Knecht handle nach rein subjektiver Maxime. Wie es sich besser in der Polemik fügt, wechselt der Vorwurf starrer Buchstabengläubigkeit mit dem des reinen Subjektivismus gegenüber der einen lästigen Tatsache ab.

Ich wäre sehr begierig zu hören, wie Bauhofer (ohne subjektive Maxime!) etwa die christliche Ethik formuliert, deren treibende Grundidee der Geist Jesus ist, die von seiner geschichtlichen Ethik abweicht und nicht den Sinn hat, Jesus in die Gegenwart zu versetzen. Das erinnert doch etwas bedenklich an den Großinquisitor, der durch Jesus in der Gegenwart arg belästigt spricht: „Morgen verbrenne ich Dich. Dixi.“ Die sittlichen Forderungen Jesu erledigt Bauhofer als zeitlich wandelbare, blos

historische Ethik. Da fragen wir, ob denn nicht in seinem Tode Jesu seine Botschaft vollendet. Sein Tod ist der höchste Nichtwiderstand und darin wird der Fürst dieser Welt überwunden. War das Kreuz nur damals der Weg Gottes, heute müßte Jesus zum Schwerte greifen, statt als Lamm, das der Welt Sünde trägt, sich opfern zu lassen? Bauhofer grenzt sich als Christ unseres Jahrhunderts soweit gegen andere Epochen ab, daß Jesus nicht in seine Gegenwart versetzt sein darf. Wir aber sagen: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit. Denn, das ist unser Glaube, Jesus ist nicht bloßer Mensch im wechselnden Strome der Zeit, sondern Gottes Sohn gezeugt vor Ewigkeit.

* * *

Ich weiß es, Gottes Wege sehen und sie beschreiten, ist nicht dasselbe. Aber um zu ihnen zu gelangen, wollen wir unsern Blick frei halten. So weit wir seinen Willen nicht tun und uns doch mit dem Namen Christen bezeichnen, müssen wir zum mindesten uns schuldig bekennen, nicht aus der Schwäche ein Prinzip bilden, sondern demütig zur Gnade fliehen, vergessen was dahinten liegt und uns nach dem vorgesteckten Ziele strecken, dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung in Christo Jesu. Emil Blum.

Gottfried Kellers Persönlichkeit.

„In der Republik waren seit der letzten jener politischen Umgestaltungen, durch welche das Volk sich verlorene Rechte erneuert oder vorhandene erweitert, vierzig Jahre verflossen, und es war im jüngsten Geschlechte der Wille einer neueren Zeit reif geworden, ohne daß die noch herrschenden Träger der früheren Gestaltung denselben kannten oder anerkennen wollten. Sie hielten die Welt und den Staat, wie sie gerade jetzt bestanden, für fertig und gut und wiesen ihre Mitwirkung zu jeder erheblichen Aenderung mit einem beharrlichen Nein von sich, indem sie sich auf eine ununterbrochene Tätigkeit in der mählichen Ausbildung des Bestehenden, einst so Gepriesenen zurückzogen. Durch diesen Widerstand erwarben sie sich das Aussehen von Stehenbleibenden, ja Feinden des Fortschritts, und erweckten eine je länger je heftiger gereizte Stimmung gegen sich. Da sie aber die Geschäfte sachlich und redlich besorgten und alle Mühe auf allerlei Dinge verwendeten, welche an sich keineswegs wie Rückschritt aussahen, so war der Anfang zu einer großen Aktion schwer zu finden. Denn wenn das Volk hiebei nicht den Anstoß zu gewaltsamen Ereignissen gewinnt, woraus an einem Tage von selbst das Gewünschte sich

gestaltet, so bedarf es einer ungeheuren moralischen Aufregung, um auf dem Wege der gesetzlichen Ordnung zu seinem Ziele zu gelangen und eine selbstgegebene Verfassung, selbstgewählte Vertreter zu beseitigen und an deren Stelle das Neue zu setzen."

Mit diesen Worten leitet Gottfried Keller die Schilderung der demokratischen Bewegung ums Jahr 1870 in seiner Novelle „Das verlorene Lachen", der letzten der Leute von Seldwyla, ein, in den fast nüchtern abwägenden Sätzen den Stil des großen Chronisten aufweisend, der seine Zeit miterlebte und mitdurchstritt, der aus den Erlebnissen seiner Zeit heraus in großem Wurf das Bild derselben zu entrollen verstand und den Reichtum des Selbsterlebten im Wandel der Zeiten als Grund seiner Werke immer wieder durchschimmern läßt.

Es gab, vor unserem leidenschaftsdurchwühlten Heute, in dem kein Denkender stehen kann, ohne den Mahnruf zur politischen oder besser sozialen Mitarbeit im Innersten zu hören, vor den blutrünstigen Kriegsjahren, welche die jetzt über uns brausenden Klassenkämpfe aufwirbelten, eine Zeit, in der wir die Gegensätze der so verschieden gebetteten Menschheit viel stärker hätten empfinden müssen, wenn wir damals schon sehen gelernt hätten, wie wir es heute lernten. Die Gegensätze waren in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege darum heilloser, einschneidender, krasser, weil vielleicht nur der vierte Stand, das Proletariat, darunter materielle Not litt. Weil vom Kleinbesitzer an fast ein jeder um seiner nicht ungünstigen, materiellen Lage willen losgelöst von den anderen seinen Weg stapfte. Weil unendlich viele Einzelne, weil besonders auch viele Intellektuelle, die sich darum wohl nicht minder ehrlich mit den sie erfüllenden Fragen quälten, nicht in den Strudel der unmittelbaren Not hineingerissen worden waren, der heute zu Entscheidungen drängt und verpflichtet. Die Trennung zwischen notleidenden Klassen und vor Not gesicherten Besitzenden war in diesem Sinne viel durchgreifender. Der Bourgeois ging viel isolierter seinen Zielen nach. Erst die Flut von Blut und Elend dieser Tage hat so manchen Gleichgültigen unter die längst ihr Los bitter Tragenden gemengt, wobei noch immer die einen in der Parteinahme zaudern und ihren Platz nach den bisherigen Schul-, Fest- und Nationalinstruktionen in jenen Kreisen suchen, die keine andere Sicherung für ihr Leben kennen, als in der Festigung und Häufung ihres Kapitals, während es den anderen immerhin aufzudämmern beginnt, daß Sozialisierung nicht nur Enteignung des Besitzes heißt, ja nicht nur die materielle Besserstellung der bisher Besitzlosen bedeutet, wohl aber das Programm der Besserstellung auch ideelle und geistige Bereicherung in sich schließt.

In jener noch nicht so lange vergangenen vorletzten Zeit war der Dichter, der Künstler sozusagen die Studien- und Diskussionsgelegenheit engerer Liebhaberkreise. Den Wert oder Unwert eines

Dichters zu beurteilen, maßten sich ausschließlich die Literaturbeflissenen, die Literaturprofessoren, die Berufskritiker und ihr Anhang unter den oberen Zehntausend, an, ja eigentlich nur diejenigen, die sich durch ein akademisches Literaturpatent ausweisen konnten und das Dichtwerk nach dem schon Dagewesenen und für gültig Befundenen einteilten, nach Satzbau, nach ungewöhnlichen Worten, originellen Wendungen und zum ersten Male erfundenen Bildern etwa. Oder der Dichter wurde dann für echt befunden, wenn sich an seinen Lebengewohnheiten recht viele genialische Sonderbarkeiten nachweisen ließen, die sonst am Spießer für Unarten gegolten hatten, nun aber, wenn sich ein solcher gar auch im Bereich der Künste dilettantisch versuchte, mehr oder weniger anstelle der künstlerischen Leistung als Ausweis über seine Dichterberufung in Anwendung gebracht werden durften.

Zu meiner Beschämung gestehe ich hier ein, daß ich mir die Vorstellung von der Persönlichkeit Gottfried Kellers, lange, bevor es mir möglich war, selbst in die Fülle seines Werkes und Lebens mich zu vertiefen, durch die Schilderung aus dem Munde typischer Seldwyler, welche die Dichtkunst als Vorstandsmitglieder literarischer Vereinigungen gepachtet zu haben vermeinten und sich daraus, unfähig zu sonst nützlicher oder gar sozialer Betätigung, eine schöngeistige Zeitvertrödelung eingerichtet hatten. Schilderung, die in einem Wiederkäuen von Anekdoten einer sagenhaften Rüpelhaftigkeit Gottfried Kellers sich erschöpfte. Sodaß er mir vornehmlich als im Grunde in seiner Grobheit anmaßender, dichtender Sonderling vor die Augen trat, dessen Weinlaune und manchmal derbtreffende Witzigkeit dem Spießer die Berechtigung zu geben schien, es ihm in diesen Stücken gleich zu tun. So einer auch trank und auch etwa mit Grobheiten um sich schlug, hatte er sich darüber ausgewiesen, daß er auf dem geistigen Niveau „unseres Gottfriedli", wie sie ihn in empörender Gleichmacherei nannten, stehe, so er noch Verse dazu schmiedete, darum allein schon in die nämliche Dichterklasse mit ihm gehöre.

Gottfried Keller hat übrigens diese recht eigentlich von ihm zehrenden Literatenzirkel meisterlich vermöbelt in den „mißbrauchten Liebesbriefen". Es sollte doch manch einem unter denjenigen unserer heutigen Zeit, die nur das Bestehende wahren wollen, sich aber radikal oder liberal heißen, wobei sie Gottfried Keller als den Zunftmeister ihrer Partei in Beschlag nehmen, die Augen aufgehen, wenn er sich die unvergleichliche Satyre des Dichters auf das Pfahlbürgertum in allen Schattierungen, wie sie geradezu in jedwedem seiner Werke zu finden ist, einmal zu Herzen dringen läßt. Nein, Gottfried Keller ist nicht nur der gütig den Spießer belächelnde, aber ihn im Grunde doch liebende und persönliche Darsteller schweizerischer kleinbürgerlicher Verhältnisse, weder in seinen Werken, noch in seinem eigenen Leben, sondern eine unnach-

sichtige Geißel, ein mit Sachkenntnis überlegen beweisender Erzieher, der mitunter mit ganz wenigen Worten hindeutet auf Niederträchtigkeiten unserer Gesellschaft, die gerade zufolge ihrer Treffsicherheit um so dauernder haften und wirken. Wie weitsichtig brandmarkt er in den „mißbrauchten Liebesbriefen" hochstaplerisch dilettierende Literatur-Seldwyler, die, um sich selber dabei erhöht zu dünken, Abwesende durchhecheln und verlästern und sich zu diesem Zwecke eines der schändlichsten und niedrigsten Vorurteile, des Antisemitismus, bedienen. Wie tief in der knapp geschilderten Szene der Einblick des über den Rassen und Nationen stehenden Dichters in die in jedem Spießer bereitliegende Neigung zum Judenhasse.

Viggi Störteler, der ein einträgliches Speditions- und Warengeschäft betreibt, schriftstellert unter dem Pseudonym Kurt vom Walde Er trifft mit anderen seiner Gattung, die sich Guido von Strahlheim, Oskar Nordstern, Kunibert vom Meere (wie köstlich allein schon die Namen!) nennen, auf der Geschäftsreise zusammen.

„Sie sind Kurt vom Walde? hieß es dröhnend, ha! willkommen! Und nun wurden mehrere Flaschen eines unechten, wohlfeilen und sauren Weines bestellt, der billigste unter Siegel, der im Hause war, und es hob erst ein energisches Leben an. Nun galt es zu zeigen, daß man Haare auf den Zähnen habe! Alle Männer, die es zu irgend einem Erfolge gebracht und in diesem Augenblicke Hunderte von Meilen entfernt vielleicht schon den Schlaf der Gerechten schliefen, wurden auf das gründlichste demoliert; jeder wollte die genauesten Nachrichten von ihrem Tun und Lassen haben, keine Schandtat gab es, die ihnen nicht zugeschrieben wurde, und der Refrain bei jedem war schließlich ein trocken sein sollendes: Er ist übrigens Jude! Worauf es im Chor ebenso trocken hieß: Ja, er soll ein Jude sein!"

Dieser satyrische, die eigene Umwelt durchleuchtende Geist lebt auch unter den heutigen Literaturseldwylern weiter, nur, daß sie den Spott immer auf den Andern beziehen, wurde in der nämlichen Weise in den Erinnerungen derjenigen, die ihn noch persönlich gekannt hatten oder gekannt haben wollten, herumgeboten und dadurch den Dichter aufs gründlichste demoliert, daß man sich fast ausschließlich Anekdoten über ihn herumbot, die eben die Schwächen waren, an denen man, wenn auch nicht allzuschwer selber trug, die dafür aber den Großen im Geiste für den Privatgebrauch handlicher machten. Es gibt heute noch viele sogenannte Gebildete, die sich hauptsächlich nach den Anekdoten um Gottfried Keller herumbemühen.

So wurde die Anekdote leider ein Teil der Legende um seine Persönlichkeit. Große Dichter, die von großen Persönlichkeiten untrennbar sind, besitzen ihre Legenden. Der Schein des Heiligen um Tolstoi, welcher der wirklichen Kenntnis seiner geschriebenen Werke in alle Lande vorausdringt, Dostojewskis Allmenschlichkeit, Schillers Glauben an Menschen und Welt, Goethes vornehme Allwissenheit

— Gottfried Kellers die kleine, schweizerische Wirklichkeit in die engsten Ritzen durchdringende und doch allmenschliche Spiegelklarheit; in der Selbstverspottung wie in der sittlichen Größe das Extrakt des besseren Ichs des Schweizers verkörpernd. Uebrigens nicht nur des Schweizers, sondern weit über unsere Grenzen hinaus des Menschen.

Und auch dies ist nur ein Teil seiner Legende. Warum ist er uns allen so wohl bekannt, dem Bürger, dem Intellektuellen, dem Arbeiter? Warum gewinnt jeder, der vielleicht nie eines seiner Werke gründlich las, doch bei seinem Namen das Bild einer großen, in den breitesten Massen verehrten Persönlichkeit? Warum gehört sie nicht nur den einen, den Bürgerlichen, den Liberalen, den Demokraten, die ihn dem Parteinamen nach und weil er das schweizerisch Nationale vielfach verherrlichte, für sich beanspruchen? Warum vermag auch der Arbeiter, der über das Nationale hinausstrebende Proletarier in Gottfried Keller den zum Internationalen weisenden Weltbürger zu erkennen, der trotz seinen eigenen kritischen Worten, die er auf die eine, wie die andere Seite spielen ließ, die Züge des über den Dingen stehenden Geistes zur Schau trägt?

Nie wie in der heutigen Hoch-Zeit der politischen Stürme kann uns die Frage beantwortbar erscheinen: Gottfried Keller wuchs, ich möchte mir erlauben zu sagen, wie wir, denn dies ist es, das ihn uns heute, zu seinem hundertsten Geburtstage (er wurde am 19. Juli 1819 geboren), näher verbindet, denn je, empor in der Zeit politischer Kämpfe. Er sah schon in frühester Jugend nach seinen eigenen Worten, „daß die Zeit der Balladen, niedlicher Romanzen und wenigsagender Tändeleien in elegantem Stil vorbei sein dürfte und daß der Dichter mit tiefen Gedanken, großer, nobler Phantasie und schlagender, überquellender Sprache auftreten muß, mehr denn je. Besonders aber muß sich nun der Dichter mit dem großen Weltfort- oder Rückschritten beschäftigen, mit den ernsten Lebensfragen, die die Menschheit bewegen.“

Nur dann werden wir Gottfried Kellers überragendem und bedeutsamem Charakter gerecht, wenn wir neben seinen an äußerem Reichtum und Gehalt unversieglichen und unvergänglichen Werken, auch den wirklichen Inhalt und Roman seines Lebens berücksichtigen. Wir besitzen in seinem „Grünen Heinrich“ ein bis zu den letzten, geheimsten seelischen Vorgängen und gegen sich selbst schonungslos wahres Bekenntnis. Sein Herkommen, seine Jugendfreuden, -leiden, -sünden, seine Verstoßung aus dem Gymnasium, sein Tasten nach der Malkunst, sein Darben und seine Ungeschicklichkeit in der Münchener Zeit, wo er unter anderem, um das trockene Brot zu gewinnen, Handlangerdienste leisten mußte, seine Rückkehr in die Heimat und Teilnahme an den politischen Kämpfen, seine Umwandlung zum Dichter, seine verschiedenen, unglücklichen Liebesgeschichten, sein abermaliger Auszug in die Fremde, nach Berlin und Heidelberg,

wo er sich vornehmlich mit dramatischen Plänen herumschlug, seine zweite Heimkehr in die Heimat, alles das spiegelt sich in erster Linie im „Grünen Heinrich“.

Erfüllte Liebe war ihm versagt. Aus seiner spröden, in sich verschlossenen Natur fand er seinen Anschluß an die Wirklichkeit nicht, dafür aber in seinen Dichtungen die Gestalten ausbauend und erträumend, an die er seine reichen Gefühle verschenkt hätte:

„Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht trägt.“

Nicht ohne sich in abgeklärter Ueberlegenheit, aber auch mit leiser und doch ergreifender Ironie zu bespiegeln. Wie sein Landvogt von Greifensee, der beschließt, einen Kongreß seiner ehemaligen Schätze zusammenzuberufen und der seiner dragonerhaften Haushälterin, Frau Marianne, indem er sie in seine Pläne einweiht, über seine mißglückten Liebschaften Bericht erstattet:

„Mit einem Wort,“ sagte er, „das sind alle meine Liebschaften, die ich gehabt habe und die ich einmal beisammen sehen will!“

„Aber heiliges Kreuzdonnerwetter!“ schrie nun Frau Marianne, die mit noch viel größeren Augen aufsprang und zuhinterst an die Wand rannte, „Herr Landvogt, gnädigster Herr Landvogt! Sie haben geliebt und soviele? O Himmelsakrament! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben immer getan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten! Und Sie haben alle diese armen Würmer angeschmiert und sitzen lassen?“

„Nein,“ erwiderte er verlegen lächelnd, „sie haben mich nicht gewollt!“

Immer und immer wieder stoßen wir in seinem Lebensroman auf das Ringen des Dichters mit den in Angriff genommenen Stoffen, die er nicht in einer ihn befriedigenden, restlosen Weise zu bewältigen vermeint, wobei er sich, seiner Bescheidenheit entsprechend, träge und faul schilt. Den gleichen Zug der Pflichttreue sich selbst gegenüber finden wir in seiner Beamtentätigkeit als zürcherischer Staatsschreiber, in der er als Muster von Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit gerühmt wird und in der er sich über eine bewundernswerte Disziplin in der Bewältigung einer nüchternen Berufstätigkeit während fünfzehn Jahren ausweist. Das Amt des Staatsschreibers stellte für die damalige Zeit eine gewaltige Arbeitsleistung dar. Man hat ausgerechnet, daß wohl kaum ein Dichter so oft seinen Namen unterzeichnen mußte wie Gottfried Keller; annähernd zweihunderttausend Mal dürfte es gewesen sein; auch dürfte keiner je so viel Manuskripte angefertigt haben: allermindestens zweihundert Bände, im Formate seiner Werke gerechnet, liegen noch in den Archiven.

Aber auch das ist nicht die ganze Legende von Kellers Persönlichkeit. Ihr fehlt noch der ausgesprochen **politische Geist**, der

den Jüngling mit glühenden Freiheitsgedanken einerseits für die schweizerische Heimat, dann aber auch über die Grenzen hinaus, mit Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Wilhelm Schulz, dem Russen Bakunin zusammen für die Weltumgestaltung begeisterte, der politische Geist, der nach den Umwälzungen des Sonderbundkrieges scheinbar in ruhigere Bahnen trat, aber sein Leben hindurch die Grundnoten seiner Weltanschauung bildete.

Dieser politische Geist war es, der den aus München in seiner Malerei erfolglos Zurückgekehrten auf den Weg seiner natürlichen Begabung führte. Er schildert selbst in seinem im höheren Alter (1876) verfaßten Aufsatz „Autobiographisches", wie er sich damals in Zürich einen Raum mietete, die Staffelei wieder aufstellte, aber in trüber Stimmung die Zeit mit Lesen und Schreiben zubrachte. Allerlei erlebte Not und die Sorge, die er seiner Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten seine Gedanken und sein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen." Es ist der erste Plan zum „Grünen Heinrich".

Keller fährt dann fort, wie dies seines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz gewesen sei, den er mit Bewußtsein gefaßt habe.

„Als jedoch ein Dutzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt" von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhytmisch zu leben, sodaß ich genug zu tun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte. Das erste Produkt, welches in der Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frau gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der gräulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer u. s. w., und es kann leider nicht geleugnet

werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktion mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb. Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied."

Aus der Anteilnahme an den Nöten und Kämpfen der wirklichen Welt, daraus, daß der Mann sich an seinen Posten stellte, den ihm die Ueberzeugung einzunehmen gebot, wurde er sich auch der wirklichen Fähigkeiten in sich bewußt, vollzog sich der Sieg der natürlichen Begabung, des Dichters über den vergeblich zum Ziele ringenden Maler.

„Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not," rief er 1843 aus und diesem Sinne entsprechend möge hier eines seiner Gedichte jener Zeit folgen:

Revolution.

„Es wird schon gehn!" ruft in den Lüften
Die Lerche, die am frühsten wach;
„Es wird schon gehn!" rollt in den Grüften
Ein unterirdisch Wetter nach.
„Es geht!" rauscht es in allen Bäumen,
Und lieblich wie Schalmeienton:
„Es geht schon!" hallt es in den Träumen
Der fieberkranken Nation.

Die Städte werden reg und munter,
„Es geht!" erschallt's von Haus zu Haus;
Schon steigt der Ruhm in sie hinunter
Und wählt sich seine Kinder aus.
Die Morgensonne ruft: „Erwache,
O Volk, und eile auf den Markt!
Bring auf das Forum deine Sache!
Im Freien nur ein Volk erstarkt!

Trag all dein Lieben und dein Hassen
Und Lust und Leid im Sturmesschritt,
Dein schlagend Herz frei durch die Gassen,
Ich bring den ganzen Menschen mit!
Laß strömen all dein Sein und Denken
Und kehr dein Innerstes zu Tag!
Die Kindheit braucht dich nicht zu kränken,
Wenn du ein Kind von gutem Schlag!"

Die Morgensonne ruft: „Erwache!"
Klopft unterm Dach am Fenster an;
Steh auf und schau zu unserer Sache,
Sie geht, sie geht auf guter Bahn!
Ich lege Gold auf deine Zunge!
Ich lege Feuer in dein Wort!
So mach dich auf, mein lieber Junge,
Und schlag dich zu dem Volke dort!"

Er eilt und es empfängt die Menge
Ihn hoffend auf dem weiten Plan;
Stolz trägt sein Kind des Volks Gedränge
Zur Rednerbühne hoch hinan.

Nun geht ein Leuchten und Gewittern
Aus seinem Mund durch jedes Herz;
Durch goldne Säle weht ein Zittern —
Es wird schon gehn, schon fließt das Erz.

Wie eine Braut am Hochzeitstage,
So ist ein Volk, das sich erkennt;
Wie rosenrot vom heißen Schlage,
Vom Liebespuls ihr Antlitz brennt!
Zum ersten Mal wird sie es inne,
Wie schön sie sei, und fühlt es ganz:
So stehet in der Freiheitsminne
Ein Volk in seinem Siegeskranz.

Doch wenn es nicht von Güte strahlet
Wie eine hochbeglückte Braut,
So ist sein Lohn ihm ausgezahlet
Und seine Freiheit fährt ins Kraut.
Ein böses Weib, ein gift'ger Drache
Und böses Volk sind all ein Fluch,
Und traurig spinnt die beste Sache
Sich in ihr graues Leichentuch.

„Wie die Revolutionsdichter, glaubt Gottfried Keller, daß erst die Fürsten fallen und die befreiten Nationen nur unter einem König, Gott, stehen müssen, bevor dieses goldene Zeitalter anbricht. Er war indessen nicht Phantast und Utopist genug, um eine baldige Verwirklichung dieser idealen Hoffnung zu erwarten.“[1] So schrieb er am 1. Mai 1848 beim Anblick der jungen, neu eingekleideten Rekruten zweifelnd in sein Traumbuch: „Wann werden die Frühlinge nahen, wo diese blutroten Menschenblumen nicht mehr jedesmal mit den tausend anderen Blumen hervorkriechen und ihre unheilvolle Pracht an der Sonne spiegeln?“

Gottfried Keller war allerdings auch fähig, nicht nur in Wort und Vers zur Tat aufzurufen, sondern bei zwei Freischarenzügen mit auszuziehen, den Hirschfänger an der Seite, das Gewehr auf der Schulter, wie er es in „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“ beschreibt. Freilich wird uns auch berichtet, daß er bei einer solchen Gelegenheit nicht merkte, wie er statt des Feuersteins in seiner Flinte nur ein Hölzchen stecken hatte, auch gar nicht zum Schuß kam, da der bewaffnete Spaziergang ein wenig rühmliches Ende nahm.

Nachdem die Heimat dann zur Ruhe gekommen, 1848 eine einige Schweiz aus den Wirren hervorgegangen war, versiegte der Quell der politischen Lyrik Gottfried Kellers. Wir sehen ihn nun wiederum im Ringen mit künstlerischen Plänen im Auslande. Auch wandeln sich mit der Zeit die „erzradikalen“ Ansichten. In den Jahren seines Staatsschreiberamtes, während welcher er auch in

[1]) Gottfried Keller als Politiker, von Hans Max Kriesi, Huber & Cie., Frauenfeld 1918.

zwei Wahlperioden den Großratssessel für Bülach bekleidete, sind seine politischen Aeußerungen konservativer, die demokratische Bewegung, die damals einsetzte, mehr und mehr ablehnend. Dennoch dünkt es mich ein müßiges Unterfangen, ihn darum im höheren Alter als Reaktionär zu bezeichnen. Er scheint mir höchstens, trotz heftiger Preßpolemik, die er auch in eigener Sache durchführt, persönlich weniger beteiligt, steht über den Dingen, sieht mehr das Menschliche und Allzumenschliche und verteilt Licht- und Schattenseiten nicht mehr so tendenziös, etwa im Dienste eines ausschließlichen Parteiprogrammes, wie früher.

Wenn es manchmal den Eindruck erwecken mag, er habe eigentlich nur die eine Klasse von Menschen, den bürgerlichen Typ, den Spießer, den Seldwyler erblickt und in allen Einzelheiten durchgemustert, so ist dem entgegenzuhalten, daß einmal seine Spießer unbedingt auch wieder zu Unrecht nur als solche betrachtet werden, weil sie in vielem außerordentliche Persönlichkeiten, Originale, fest umrissene Individualitäten sind.

„Ein gutes Original ist nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzursprüngliches ist!" Dann auch bleibt zu sagen, daß Keller eben den Spießer in allen Kreisen und Schichten, die er zu schildern unternimmt, zu entdecken vermag, oben wie unten, bei Reich und Arm, bei den verschiedensten Klassen und Ständen und eigentlich mit der Unterscheidung endet, daß es überall echte und unechte, schablonenmäßige und eigene Wege gehende, verhockte und aktive Naturen gibt. Er ist nichts weniger als der Verherrlicher des Spießertums. Die sich damit trösten möchten, sind von der eigenen Tendenz befangen. Auch in seinem Altersroman und dem in Bezug auf politische Gesinnung bedächtigsten Werke, dem Martin Salander geißelt er in erster Linie ganz allgemein die korrumpierten und gesellschaftsfeindlichen Naturen, die sich freilich auch wieder leicht genug unter seinen Spießbürgern ausfindig machen lassen. Gegen die Untreue der Beamten, gegen das Höherhinauswollen, gegen die Ober-, Mittel- und Unterstreber, gegen die Genußsucht, gegen das politische Gründertum, gegen den patriotischen Dünkel zieht Gottfried Keller los und selbst sein Biograph Baechtold ruft dazu aus: „Aber man behaupte nicht, Martin Salander sei eine Satyre gegen die Demokratie. Nur gegen die politische Gesinnungslosigkeit, gegen das demagogische Lumpentum."

Wenn wir uns vorstellen wollen, wie Gottfried Keller zu unseren heutigen Aufgaben stehen würde, müssen wir uns vor Augen führen, welche Fragen zu seiner Zeit die fortschrittlich Gesinnten bewegten. Es waren noch nicht die Arbeiter-, sondern in erster Linie Glaubensfragen. Kampf gegen die ultramontane, bildungs-

und entwicklungsfeindliche Herrschsucht, gegen die aus konfessionellen Gründen sich absondernden Stände der Schweiz. Das Ideal des Fortschrittlers war der Interkantonalismus, um dieses Wort dem heutigen Ideale des Internationalismus gegenüberzustellen, nachdem wir die Stufe einer geeinigten Schweiz schon seit mehr als einem halben Jahrhundert als etwas selbstverständliches empfinden. Vielleicht dürfen wir im gegenwärtigen Augenblick an die bisher vereinigten Völker Oesterreichs-Ungarns denken, die jetzt um ihre nationale Selbständigkeit ringen und deren spätere Geschlechter wohl erst wieder den Gedanken der Internationale auf den Schild erheben werden. Und wie die Losung der Keller'schen Zeit noch konfessionelle Dogmen und Glaubenssätze waren, so sind die Ideale, die Glaubensbekenntnisse unserer heutigen Tage die verschiedenen Formen sozialer Forderungen und Religionen, die genau die nämlichen, wilden Leidenschaften unter den Gegnern entfesseln, von den Großindustriellen, Bürgerlichen, Mehrheitssozialisten bis zu den Kommunisten, Spartakisten und Bolschewiki. Ich zweifle nicht, daß sich Gottfried Keller in der Jugend zu einer sehr linksstehenden, aber auch im Alter zu einer jedenfalls sozialistischen Maxime bekannt haben würde. Denn schon in den Vierzigerjahren hat er, wenn auch vielleicht weniger direkt davon berührt, wie wir Heutigen, sich seine Gedanken über den Kommunismus gemacht, durch W e i t l i n g beunruhigt und angeregt, welcher in Zürch damals wegen Gotteslästerung, Angriffs auf das Eigentum und Gründung eines Geheimbundes zur Verbreitung des Kommunismus zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden war.

„Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage," schrieb er am 12. Juli 1843 ins Tagebuch, „macht mich konfus. Soviel scheint mir gewiß, daß mehr Elend als je auf Erden ist, daß der Kommunismus schon viele Anhänger gewinnt und schon hat, daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demselben mit aller Macht auf die Beine zu helfen . . ." Doch könne er dem Kommunismus des Weitling keine gute Seite abgewinnen, weil der Umsturz aus zu materialistischen Gründen geschehe. „O ihr Toren!" ruft er aus. „Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hülflosen vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seele bei Euch! — So aber, mit eueren wirklich fanatischen weltstürmenden Gedanken bleibt mir vom Halse, schert Euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr es für eueren werten Bauch gemeint habt!"

Gegen die letzten Worte setzt er sich übrigens später in Widerspruch, wenn er seinem Freund Hegi, der brieflich mit ihm politisiert und behauptet, er könne keiner Partei mit Leib und Seele angetan sein, weil selten ein Politiker uninteressiert sei, antwortet und in

dieser seiner Antwort ganz allgemein seine hohe Auffassung über Politik kundgibt: „Den politischen Teil deines Briefes muß ich leider aus Mangel an Zeit unbeantwortet lassen; aber ich sage dir nur kürzlich, daß er durchaus nicht taugt und von einem unpraktischen und zu niedrigen Standpunkt aus geschrieben ist. Die Frage ist einfach ja oder nein, Wahr oder Unwahr, Recht oder Unrecht, Weiß oder Schwarz? Auf die Vertreter und die Streitenden, auf die Personen, kommt es nicht an, durchaus nicht an! Die gute Sache muß die Streiter allmählich machen und veredeln, nicht die Streiter die Sache. Die Frage ist schon entschieden, sie steht schon fest seit Jahrhunderten, an ihr kann nichts geändert werden; wenn zur Zeit ihre Vertreter noch schwache Menschen sind, so darf sie um so weniger aufgegeben und verlassen werden."

Als dann im Jahre 1848 der vierte Stand, das Proletariat, in Paris siegte, die Besserstellung der Arbeitenden Klasse zur Aufgabe für den kommenden Staat erklärt, das Recht auf Arbeit von Staats wegen ihr zugebilligt wurde, aber das ganze Unternehmen praktisch zusammenbrach, hielt Keller am Idealgehalt des Kommunismus fest, indem er in sein Tagebuch schrieb: „Es ist eine abscheuliche Freude, welche alle Welt über dieses Exempel empfindet, das eine Nation an sich selbst statuiert; sie freuen sich nicht darüber, daß diese noble Nation auf ihre Kosten eine Erfahrung für alle Völker machte, sondern sie freuen sich überhaupt, daß, wie sie nun erwiesen meinen, der Armut nicht geholfen werden könne, daß sie nun aufs Glänzendste wieder für ein Jahrtausend gründlich gesetzt sei."

In seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten", dem Inbegriff des Nationalen unter seinen Novellen, schildert er mit besonderer Liebe die als Erzrepublikaner bezeichneten Handwerker, die an den Wänden ihres Zimmers keine Fürsten, aber auch keine Feldherren oder Künstler duldeten, die Gehilfen des „bestialischen Kriegswesens", des „Luxus und der Verweichlichung".

Aus der nämlichen Zeit, da sich Keller mit dem Kommunismus beschäftigte, besitzen wir auch ein Gedicht, das auf die Gefahren stark ausgeprägter sozialer Gegensätze, auf das Elend der Städte und die Ausbeutung des Proletariers mit ganz modernem Empfinden hinweist:

„... Wo arbeitsmüde Glieder
Harte Schmach und Knechtschaft lohnt.

Jene reichen Fruchtgebäude
Ganz von Segen überbaut,
Sind durch schwielenvolle Hände
Und für Schlemmer aufgebaut.

In den Gärten spreizt der Hochmut
Ungestraft den Pfauenschwanz.
Ach! Der Völker bestes Herzblut
Duftet aus dem Rosenglanz!"

Und ein wiederum sehr zeitgemäßes Eintagsgedicht widmet Gottfried Keller einem Märtyrer der Freischarenzüge, Dr. Brenner in Basel, dem wegen seiner Teilnahme daran das Aktivbürgerrecht genommen wurde:

„Es ist uns wahrlich ein lustiger Spaß
Ganz frisch in die Ohren gekommen:
Dem Brenner in Basel haben sie das
Aktiv-Bürgerrecht genommen!

Wir müssen ihn wieder zu Ehren ziehn,
Ansonsten vergeht er vor Schande.
Er soll der aktiveste Bürger sein
Im ganzen Schweizerlande.

Aktiv! Aktiv! Ja, das ist das Wort!
Das brennt wie glühende Kohlen!
Wer nicht handelt und wandelt fort und fort,
Den soll der Guguk holen!"

Ich möchte hier noch einmal hervorheben: Wenn auch eines der Freiheitsideale, für die der junge, wie später der alternde Keller sich immer mit ganzer Kraft einsetzte, das schweizerisch Nationale war und blieb, wenn er auch, wie er selber schrieb, „fortwährend in einer glücklichen Verwunderung" lebte „darüber, gerade in diesem Lande geboren zu sein und den Zufall" pries, „daß er es so gefügt hatte", so mußte doch für ihn diese „schöne Eigenschaft gereinigt werden durch die Liebe und Achtung vor dem Fremden." Patriotismus ist ihm undenkbar ohne die „heitere Aussicht des W e l t b ü r g e r t u m s." Aus dieser Gesinnung träumte er schon im Jahre 1844, als er noch mit seinen Parteifreunden für die Freiheit kämpfte, vom Völkerfrieden:

F ü h l i n g s g l a u b e.

Es wandert eine schöne Sage
Wie Veichenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit die einst hinieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zu einem König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Proheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Schande in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Es kann uns schließlich nicht wundernehmen, daß der alternde Dichter dann beschaulich und mit leichtem Selbstspott auf die Sturm- und Drangzeit zurückblickt. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß bei aller Leidenschaft jene Kämpfe nicht aus den Urtiefen emporbrechende Klassen-Massenkämpfe waren, sich auch nicht in dem Umfang abspieten, als wie wir es heute erleben. Durch seinen Humor entkleidet er sie vollends der ehemals vorhanden gewesenen Gehäßigkeit, sie damit auch wieder aufs kleinere, menschliche Maß, das sie im Gefüge der Weltzeit einnahmen, zurückführend. Aber auch in jener Periode seines Lebens, als der Streit nicht mehr auf die Straße getragen wurde, als er Staatsschreiber und Großrat war, trat Keller für die Verbesserung der Lage der Arbeiter ein, focht er wider den zunehmenden Materialismus, der uns allerdings in seiner Erscheinungsform heute kraß genug anmutet.

Um den Aufschwung der Baumwollindustrie zu fördern, war in den fünfziger Jahren eine bis achzehnstündige Arbeitszeit, Nachtarbeit auch für Kinder u. s. w. in einzelnen Betrieben eingeführt worden, was die schwerste körperliche und moralische Schädigung der Jugend zur Folge hatte. 1859 war mit knappem Mehr im großen Rat ein Fabrikgesetz durchgedrungen, das die Arbeitszeit auf dreizehn Stunden einschränkte und Nachtarbeit für Kinder verbot. Aber jeder Versuch einer gründlicheren Reform scheiterte an dem geschlossenen Widerstand der Industriellen, die durch weitere Herabsetzung der Arbeitszeit eine schwere Gefährdung der Fabrikindustrie und demzufolge eine Landeskatastrophe fürchteten. Keller schildert im „Grünen Heinrich" das geisttötende Leben, die höllische Athmosphäre in der Malerwerkstätte Habersaats, der die Jugendjahre von wohl dreißig Knaben und Jünglingen „in blauen Sonntagshimmeln und grasgrünen Bäumen auf sein Papier hauchte . . . So begriff er [der grüne Heinrich] vollständig das Wesen heutiger Industrie, deren Erzeugnisse umso wertvoller und bemerkenswerter zu sein scheinen, je mehr schlau entwendetes Kinderleben darin aufgegangen ist." In Zeitungsartikeln bekämpfte Keller die Haltung des Kapitalismus, die Jagd nach Geld und Gewinn.

Das Wesentliche in allen Phasen auch seiner politischen Gesinnung ist das tief menschliche Anteilnehmen, die Aktivität, die große Geistigkeit, die in jeder Zeile liegt und weit absteht von der schwächlichen und die Welt korrumpierenden Gleichgültigkeit, die so manchen Künstler zum glatten Aesthetizismus und zur unfruchtbaren Kunst für die Kunst führen mußte.

Ganz abgesehen davon, daß eben Gottfried Kellers große, vielfältige und trotz seinem Satze, daß alles Große einfach sei,

gar nicht vereinfachende, sondern die Welt von tausend Seiten bespiegelnde und wieder umschließende Kunst der Ausfluß seiner reichen und vielfältigen Persönlichkeit war. Seine Begabung, sein Können bildete dazu die vom Schicksal begnadete Voraussetzung. Seine Inhalte aber und immer wieder seine Inhalte, geboren aus seinem innigen Zusammenhang mit den Welt- und Lebensgeschehnissen durch seine Fähigkeit, zu gestalten und zu ziselieren, empfingen am Ende den Hauch, die Patina des ihren Schöpfer überdauernden, ewigen Lebens.

Wir wollen die Kunstfertigkeit des Dichters hier nicht zu zergliedern versuchen. Wir wollen nur drei Merkmale seines Könnens hervorheben: die bedingungslose Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, den überlegenen Humor und die Liebe zum Gegenständlichen. Wie ich in Dostojewski den genialen Schilderer seelischer Zustände sehe, den bis ins Letzte aufteilenden und wieder zusammentragenden Architekten innerster Menschlichkeit und Unmenschlichkeit, so ist für mich Gottfried Keller der reichste Maler liebevoll gesammelter und beobachteter Erdendinge und Bilder, aus ihrem innersten Kern heraus konstruierter Kuriositäten — ganze Museen könnten wir aus seinen Werken davon zusammentragen! Und aus diesen Strömen von Beiwerk wiederum lernen wir, wie aus ihren unnachahmlich entdeckten und beobachteten Einzelzügen und -züglein, die Seelenzustände ihrer originellen Träger und Besitzer kennen. Nicht um ein Gegensatzpaar aufzustellen — zwingend drängt sich mir der Vergleich der beiden in ihrer Art national so typischen Dichter auf: wie Dostojewski aus den ununterbrochenen Entwicklungen seiner Charaktere all ihre Eigenheiten, ihre Konflikte, Komödien und Tragödien aufbaut, so stellt uns Keller die seinen von ihren Außenseiten her vor, nur sind diese Fassaden so durchsichtig, so wunderbar lebendig in den tausend Einzelheiten wiedergegeben, daß wir auch das innere Leben dahinter pulsierend erkennen.

Es ist immer ein etwas müßiges Unterfangen, über die Kunstgriffe eines Meisters herumzuklügeln. Es liegt im Wesen der Kunst, daß man sie, weil sie in vergeistigter Form über dem Leben mit all seinen Vielfältigkeiten dahinführt und in irgendeiner Weise, auch wenn sie es geißelt, aufwärts weist, nicht aufteilen, nicht analysieren kann, denn sowie man dies tut, zerstört man das Wesentliche, das vielgestaltig gleichzeitig Zusammenströmende, das Gefühlsbetonte an ihr. Das Werk des Dichters soll in seiner Gesamtheit zu Euch sprechen!

Es gibt wohl kaum ein ergreiferendes, das Mitgefühl Gottfried Kellers am Leiden der Welt, an der Endlichkeit unseres Lebens, dieser mächtigsten aller uns durchwühlenden Fragen, gestaltendes Gedicht, als die Schilderung eines Mückleinsterbens: „Die kleine Passion."

Reichtum, nie versagender, lebensvoll quellender Reichtum bietet uns jede Zeile der Keller'schen Bücher, „goldener Ueberfluß", wie es wenigen vergönnt war, ihn zu spenden. Reichtum, der aus der im Grunde in sich verschlossenen, einsamen, zurückhaltenden, jede Gefühligkeit ingrimmig abweisenden Natur dann zu Tage trat, wenn sie zur Gestaltung gedrungen und oftmals auch äußerlich (durch seine Verleger beispielsweise) gezwungen wurde; Reichtum, der uns verdoppelt wird, wenn wir das Leben und die Persönlichkeit ihres Spenders dahinter erkennen, wenn wir die mächtig groß anmutende Lebensaufgabe, die Gottfried Keller erfüllt hat, erst einmal zu würdigen verstehen.

Und nicht zum Wenigsten erwächst sie groß vor uns, wenn wir verstehen, mit welcher Kraft der Dichter seine persönliche Einsamkeit aufgab, sowie er an den öffentlichen Geschehnissen, an der engeren und über die Nationen hinausreichenden Politik, an der Allmenschheit teilnahm. Gerade das ist es, daß wir ihn nicht nur darum lieben und verehren müssen, weil er der nur schweizerische Nationaldichter geworden, sondern weil uns sein Geist in die feinsten Ecken und Winkel, aber auch auf Höhen und Ausblicke der allerdings meist stark menschelnden Allmenschheit trägt.

Und wir, die wir ebenso wie er in seiner Jugend am Rande einer neu sich bildenden Zeit und Weltanschauung stehen, die wir in Wort und Schrift ihm nacheifern wollen, wir müssen uns immer vor Augen halten, daß nicht die Heimatschutzmanier Vieler, die ihn nachahmten, das Wesentliche an seiner Größe war, sondern der seine Welt miterlebende, sie mitbildende und mit ihr leidende politische Wille, der den Einsamen nicht unnütz in der Kälte erstarren ließ, sondern ihn mit den Massen, den Mitmenschen, den Brüdern verband und ihn, wo er nicht mit dem eigenen Leibe zu ihnen trat und sich mit ihnen wehrte, zu ihrem Erzieher und die längste Zeit unbemerkbaren und unsichtbaren Führer machte. Auch wir müssen uns, insofern wir wenigstens noch jung fühlen, entscheiden und Partei ergreifen, wie er, müssen für die Not und die Unfreiheit eintreten lernen und sollten es nicht zuletzt zuwege bringen, daß man unsere Kunst im Dienste der Allgemeinheit, im Dienste des Sozialen anerkennt und als Bundesgenossin empfindet. An den Inhalten aber werden die notleidenden Klassen erkennen, wer von den unter den Reaktionen jeder Art mitleidenden Intellektuellen, gegen die sie so viel Mißtrauen aufbringen, zu ihrer Sache steht, wer, wie Gottfried Keller ein Leben lang und mit seiner ganzen Persönlichkeit seiner Zeit entsprechend an ihr Anteil nahm. In sein Werk möge sich alles, was Volk im weitesten Sinne heißt, vertiefen, in ihm sich erheben, seinem Gehalte, seinem Lebensgang, seiner unermüdlichen Arbeit der sich ihm geistig verwandt Fühlende nachbilden, auf daß auch seine Legende die Wunder vollbringe, die jenem gelangen, auf daß seine Gedanken und Taten fortleben für und

für, wie diejenigen des großen, des wahren, des geistig übermenschlich reichen, des gerecht spottlustigen und tief menschlich gütigen, des der ganzen Menschheit gehörenden und doch im tiefsten Kern und im guten Sinne schweizerischen Gottfried Keller.

Mit seinen Worten, die er angesichts der Achtundvierziger Revolution in Paris in sein Tagebuch schrieb und die wir uns tief einprägen sollen, wollen wir schließen:

„Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen? Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet; denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufen der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns; nur nehme er Teil an der Arbeit auf daß die Entscheidung beschleunigt werde.

Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!“

Charlot Straßer.

Die neuen Aussersihler Ereignisse.[1]

Ueber die bösen neuesten Zürcher Geschehnisse brauchten wir eigentlich kein Wort mehr zu sagen. Denn wir haben alles, was darüber zu sagen ist, bei Anlaß ähnlicher Vorkommnisse schon öfters ausgesprochen. Doch erheischt die ganze Lage wohl eine abermalige Stellungnahme.

Man kann solche Vorkommnisse von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus beurteilen. Sie sehen anders aus, je nachdem man sie vom Standpunkt des Sozialismus oder von einem andern aus betrachtet.

Das meinen wir nun freilich nicht so, wie es unter uns üblich ist, nämlich daß die Sozialisten solche Vorkommnisse nach Möglichkeit verteidigen, die Bürgerlichen aber sie gierig und jubelnd für ihre Sache ausschlachten, sondern genau umgekehrt.

Wenn wir nicht selbst Sozialisten und an der Arbeiterbewegung innerlich tief beteiligt wären, so würden wir ein Ereignis wie den

---

[1]) Für Leser im Auslande sei bemerkt, daß es sich um die im Anschluß an eine Gedächtnisfeier für Rosa Luxemburg geschehene Erstürmung eines Gefängnisses handelt, wobei es drei Tote und ein paar Dutzende Verwundete gab.

letzten Außersihler Krawall vielleicht mit einer gewissen Ruhe und von der Höhe aus betrachten. Wir würden uns sagen, daß solche Explosionen revolutionären Geistes in Zeiten, wie wir sie jetzt haben, fast selbstverständlich sind. Sie sind in der ganzen Welt an der Tagesordnung und zwar noch in ganz anderem Maß und Stil als bei uns. Wir würden es als einfältig betrachten, sie aufs Konto einiger „Führer" zu setzen, die ja selbst Produkte dieser ganzen Lage sind. Wir würden vor Kleinlichkeit des Urteils warnen. Gerade das, was uns an solchen Vorkommnissen am meisten erregt, das vollkommen Unvernünftige, Sinnlose, ist eine Art Entschuldigung. Denn es zeigt, daß solche Taten viel weniger die Frucht bewußter Absicht, als eine Art Explosion ganz naturhafter Art sind. Man muß sich an jene Ausführungen Carlyles in seiner Schrift über den „Chartismus" (deren Lektüre gerade in diesen Zeiten nicht genug empfohlen werden kann!) erinnern, worin er zeigt, daß die Masse es nie versteht, das, woran sie eigentlich leidet, richtig zu sagen, weil sie eben keine Sprache hat, weil sie ihr Leiden nur dumpf empfindet, und daß gerade darum ihre Not in unvernünftigen Gewalttaten ausbricht. Sie gleicht dem Riesen Enkeladus, der der Sage nach unter dem Aetna liegt und der jedesmal Erdbeben erregt, wenn er sich rührt. Dafür müssen denn wir, die wir anders gestellt sind, zu verstehen trachten, wo es dem Volke fehlt, müßten seinem Leiden die rechte Sprache verleihen und ihm von Grund aus zu helfen suchen, statt mit Schimpfen und Verdammen über es herzufallen.

Eine solche Betrachtung dieser Ereignisse wäre heute noch weniger schwierig als zu Carlyles Zeit. Denn es braucht nicht ein Uebermaß von Liebe und Gerechtigkeit, Scharfblick und Phantasie, um herauszubringen, warum in Außersihl und anderswo die Atmosphäre so geworden ist, daß der leichteste Stoß eine solche Explosion erzeugen kann. Es ist ja schon so, daß gehetzt wird, daß vielleicht auch fremde Agenten ihre Hand im Spiele haben, aber die Hetze fände kein Echo und jenes Spiel wäre vergeblich, wenn nicht gewisse Vorbedingungen des Erfolges erfüllt wären. Dafür aber haben besonders diese fünf Jahre mit ihrem Uebermaß von Unrecht und Gemeinheit, ihren Orgien der Lüge und Gewalt, ihrem bürgerlichen und behördlichen Anarchismus gesorgt. Was unsere Gerichtsbehörden, besonders gewisse Staats- und Bundesanwälte, begangen haben und was den letzten Anlaß zu dem Gefängnissturm in Außersihl gegeben hat, geht in unsern Augen weit über das hinaus, was die Arbeiterschaft gefehlt. Wir sagen: Wer daran unschuldig ist, wer dagegen mit aller Kraft seiner Seele gearbeitet hat, der werfe den ersten Stein auf die Außersihler Proletarier!

Diesen Stein nicht werfen werden, wenn sie diesen Maßstab ehrlich anwenden, alle diejenigen, die durch ihre Blindheit und Härte, durch reaktionäre Maßregeln und Verletzungen von Recht und Verfassung die

allgemeine Verbitterung und Demoralisation haben erzeugen helfen; nicht werfen werden ihn alle diejenigen, die durch eine wucherische Lebensmittelpolitik sich selbst aus Sünde und Elend dieser Jahre bereichert, aber die Arbeiterschaft in die Not hineingetrieben haben, die doch letzten Endes die Ursache solcher Ausbrüche ist. Wenn gerade diese Kreise in so großer selbstgerechter Entrüstung über die bösen Arbeiter oder die bösen Städter machen, so haben sie zu allerletzt Ursache dazu. Sie sind zum guten Teil die Urheber dieser schlimmen Dinge und werden eines Tages dafür Rechenschaft ablegen müssen. Ein Recht zu Zorn und Anklage haben nur die Wenigen, die mit großen und selbstlosen Gedanken versucht haben, die Entwicklung in eine andere Bahn zu leiten. Alle Andern sollen zuerst an ihre eigene Brust schlagen.[1])

So müssen nach unserer Meinung Leute reden, die nicht im Lager des Sozialismus stehen, falls sie Herz und Kopf am rechten Flecke haben. Anders aber wir, die wir „jenseits der Barrikade" stehen. Wir sind verpflichtet, die andere Seite dieser Vorkommnisse hervorzuheben. Wir müssen sagen, daß dieser Außersihler Putsch ein Bubenstreich schlimmster Sorte gewesen ist. Wir müssen sagen, daß daran jene Führer stark schuldig sind, deren Beruf ist, die Arbeiterschaft beständig in einer gewissen Gluthitze der Erregung zu halten und die dafür die Gedächtnisfeier der Rosa Luxemburg benützten, wie sie alles benutzen, was dazu irgend brauchbar ist, und alles unterdrücken oder verschweigen, was dem im Wege steht. Sie spielen gewissenlos auf dem Instrument der Arbeiterseele, und sind dann freilich betroffen, wenn ihr Spiel etwa einmal einen Erfolg hat, den sie nicht gewollt. Wenn diese Methode nicht einmal aufhört, dann wird die Arbeiterbewegung mit aller Sicherheit im Abgrund enden.

Es wäre ein Glück im Unglück, wenn aus den letzten Ereignissen endlich diese Lehre gezogen würde. Leider ist unsere Hoffnung darauf nicht sehr groß. Denn wir haben nun ein Jahrzehnt lang dieses Spiel mit angesehen: Dummheit der Reaktion, Dummheit der Arbeiterschaft, Triumph der Reaktion mit Dummheit, neue Dummheit der Arbeiterschaft und so fort. Etwas daraus zu lernen, scheint Niemand Lust zu haben. Es fehlt dazu, das muß offen gesagt werden, auf Seiten unserer Presse und Führerschaft die Ehrlichkeit und der Mut. Man runzelt wohl ein wenig die Stirn, rückt ein wenig vom Feuer ab, aber man beschuldigt doch im wesentlichen den Gegner, dreht ein paar Phrasen und segelt bald wieder im alten Fahrwasser dem Abgrunde zu. Es ist hoffnungslos, wie

[1]) Eine wahrhaft großartige Beleuchtung der Zeit unter ähnlichen Gesichtspunkten bietet eine Predigt von B. Pfister, Pfarrer an der Pauluskirche in Bern: „Das Passionsgemälde der Gegenwart" (bei Ernst Kuhn in Bern erschienen). Sie ist imstande, sehr viele Betrachtungen der Zeit zu ersetzen.

auch bei diesem letzten Anlaß von den Berufenen Niemand den Mut gehabt hat, klipp und klar zu sagen: „Kinder, wir haben einen erbärmlichen Streich begangen und werden seine Folgen lange spüren müssen." Wer es vermöchte, so zu reden, der zeigte, daß in ihm wirkliche Liebe zu dem Arbeitervolke und wirkliche Zuversicht zu der Sache lebte; wer es nicht vermag, der ist ein Mietling.

So müssen wir sprechen, wir Sozialisten, die wir mehr oder weniger die Verantwortung für das Schicksal des Sozialismus und der Arbeiterbewegung tragen. Wir müssen für Selbstentschuldigung zu stolz sein. Wir müssen wissen, wie verhängnisvoll solche Stunden der Zügellosigkeit werden können. Denn so wichtig jene erste Betrachtung auch ist, ändert sie doch nichts an der Tatsache, daß wir unsere Fehler bezahlen müssen, und zwar sehr teuer und mit Zinseszinsen. Das ist die in solchen Dingen waltende Tragik.

Für uns Andere im besondern sind diese Vorkommnisse um so schmerzlicher, weil sie unsere Taktik teilweise ins Unrecht zu setzen scheinen. Wir haben ja immer zu einer Taktik des Vertrauens aufgefordert. Wir haben in dem Belagerungszustand, worin die Stadt Zürich versetzt war, eine Quelle der Erregung erblickt. Und ausgerechnet in dem Augenblick, wo die Truppen zurückgezogen waren, mußte die Arbeiterschaft scheinbar die Notwendigkeit Sondereggers demonstrieren. Man kann sich etwas Beschämenderes und Demoralisierenderes kaum denken.

Werden wir deßwegen unsere bisherige Taktik aufgeben? Keineswegs. Denn wir bleiben dabei, daß die neuesten Ausbrüche doch in dem von uns dargestellten Sinn nur das Ergebnis einer lang angesammelten Spannung waren, die durch all die angedeuteten Faktoren erzeugt worden ist, zu denen die falsche Verwendung des Militärs gehört. Nichts wäre darum verkehrter und kurzsichtiger, als zu den alten Methoden zurückzukehren, die uns soweit gebracht haben. Vielmehr helfen uns auch hier nur neue Mittel, neue Gedanken, neue Bahnen — und vor allem ein neuer Glaube und eine neue Liebe. „**Jetzt erst recht**" — **muß die Losung sein. — Wir dürfen** große Gedanken nicht bloß in den verhältnismäßig günstigen Zeiten vertreten, sondern müssen gerade in den bösen Zeiten den Glauben an sie festhalten. Alles wahrhaft Große und Gute erscheint unwahrscheinlich und utopisch, aber gerade darum ist nötig, daß es Menschen gibt, die es im Glauben behaupten und keine Philister und Alltagsweisen sind. Solche Menschen allein retten die Welt, im Kleinen und im Großen!

L. Ragaz.

Rundschau.

Zu den Friedensverhandlungen. Die Friedensverhandlungen sind durch die deutschen Gegenvorschläge in ein neues Stadium gekommen. Sicherlich wäre es das Beste gewesen, wenn diese einfach angenommen worden wären. Unglücklich daran war bloß der, dazu noch mit untauglichen Mitteln unternommene, Versuch, die Schuld am Kriege nicht bloß von dem neuen Deutschland, sondern zum großen Teil sogar auch von dem alten Regime abzuwälzen. Natürlich mußten wieder ein paar Professoren diesen Dienst tun, das zu beweisen, was draußen jetzt offizielle Legende ist. Wenn die Deutschen bloß eine Ahnung hätten, wie furchtbar dergleichen nicht nur im Lager der Entente, sondern auch bei allen unbefangenen Neutralen verstimmt!

Diese Gegenvorschläge sind also nicht angenommen worden. Wohl aber muß nun konstatiert werden, daß das Entgegenkommen von Seiten der Entente sehr groß ist. Es ist auffallend, daß auch neutrale Blätter, an deren unbefangenem Urteil kein Zweifel möglich ist, dies nicht scharf genug hervorheben. Es ist im Grunde ein Nachgeben auf fast allen Punkten, ausgenommen die Frage der Auslieferung des Kaisers und die der Kolonien, wobei indeß durch die in Aussicht gestellte baldige Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund auch in dieser Beziehung eine Türe geöffnet ist. Man darf bei der Würdigung dieses Entgegenkommens nur nicht vergessen, daß es besonders mit Rücksicht auf die französische Volksstimmung in maskierter Form geschieht. Aber der Ton der ganzen Antwort und die Formulierung der wichtigsten Punkte sagt unseres Erachtens für jeden, der dergleichen zu lesen versteht, deutlich genug ungefähr dies: „Wir müssen dem gegenwärtigen Deutschland gegenüber gewisse strenge Forderungen stellen. Denn wir können ihm noch kein volles Vertrauen schenken. Der Gefahr einer neuen wirtschaftlichen und militärischen Ueberwucherung durch Preußen-Deutschland dürfen wir weder Frankreich noch die Welt überhaupt aussetzen. Aber wenn wir sehen, daß diese Gefahr vorüber ist, so haben wir nicht mehr im Sinne, von Deutschland mehr zu verlangen, als was unbedingt sein muß." Es finden sich in dem Dokument Sätze, die wie eine gegen das neue Deutschland ausgestreckte Friedenshand aussehen. Es ist ein schweres Unrecht, wenn deutsche und schweizerische Blätter sie ignorieren oder gar unterschlagen. Vollends ist für die maßlose Entrüstung der Mehrheit der deutschen Blätter kein Anlaß, es sei denn, daß man draußen immer noch in dem alten Wahn der Unantastbarkeit Deutschlands lebte. In dem Schreiber dieser Zeilen hat die Antwort der Entente die Ueberzeugung verstärkt, daß alles, was an dem Friedensvertrag zu hart und zu viel ist, nicht zur Ausführung gelangen wird.

Unter solchen Umständen ist es viel schwerer als vorher, die Frage zu beantworten, ob Deutschland gut tue, zu unterzeichnen oder

nicht. Vielleicht müßte man ihm raten, zu unterzeichnen, aber so, daß alle Versprechungen, die die Antwort der Entente enthält, unterstrichen und vielleicht auch sonst noch einige Vorbehalte gemacht würden.[1])

Diese Wendung ist ohne Zweifel, wenn auch diesmal vielleicht mehr mittelbar, dem Einfluß Wilsons zuzuschreiben. Freilich tritt auch aus diesem Aktenstück die Schranke seines Wollens besonders klar hervor. Es ist dies nämlich der Standpunkt des Rechtes, auf den er sich von Anfang an gestellt hat. „Deutschland hat sich versündigt, darum muß es Sühne leisten. Sonst geht die Heiligkeit des Rechtes verloren, auf der allein eine neue Völkergemeinschaft ruhen kann. Nachher mag Deutschlaud uns in der Gesellschaft der Völker willkommen sein." Das ist Wisons Gedanke. Es sei uns erlaubt, dazu zu zitieren, was wir im Dezemberheft 1917 darüber geschrieben haben. Diese Aeußerung mag auch aufs neue beweisen, daß wir zwar Wilson gerecht zu werden versuchten und ihn gegen törichte Beurteilung verteidigt, ihn aber nie als „Messias" betrachtet haben.

„Die Politik ist bis jetzt das Reich der Gewalt gewesen, vornehmlich die sogenannte äußere Politik, die Beziehungen der Völker zu einander. Mit dem Begriff der Politik ist der der Gewalt so enge verbunden, daß man sich fragen darf, ob die beiden wieder zu trennen sind. Politische Kämpfe sind Machtkämpfe, politische Mittel Machtmittel, hinter dieser politischen Macht steht aber als ultima ratio immer die Gewalt.

Nnn soll der Versuch gemacht werden, dieses Reich der Gewalt auch in seinem letzten und stärksten Bollwerk zu besiegen. Die Politik, auch die äußere, soll vom Zeichen der Gewalt fortrücken in das Zeichen des Rechts. Ein Rechtszustand soll auch dem Kriege ein Ende machen. Also Friede durch Gerechtigkeit!

Das ist ein großartiger Versuch, und die Art und Weise, wie er heute in den Mittelpunkt der politischen Gedanken tritt, bedeutet eine der entscheidenden Wendungen in der Geschichte. Wir verfolgen diesen Versuch mit klopfenden Herzen. Auch meinen wir, daß er schließlich gelingen müsse.

Aber wenn dieses Große gelingen soll, dann nur, wenn etwas noch Größeres gelingt. Denn wir erinnern uns an jene alte Erfahrung der Menschheit, eine der tiefsten, die von der Menschenseele gemacht worden sind. Wenn sie auch nicht auf dem Gebiete der Politik liegt, so dürfe sie doch fundamentale Bedeutung für alles Menschwesen haben. Auf dem Wege der Gerechtigkeit haben die stärksten und tiefsten Seelen nicht wirklichen Frieden gefunden. Das „Gesetz", fanden sie, richte nur Zorn an, reize zur Sünde. „Gesetz" aber ist ja die Grundlage der Gerechtigkeit. Frieden fanden sie nur in etwas, was über dem Gesetze stand, in Gnade und Freiheit, und nur von ihnen aus wurde das Gesetz erträglich und heilsam.

Ob diese Erfahrung nicht auch auf Politik und Völkerleben Anwendung findet? Es ist zu beachten, daß Gesetz und Recht fast ebenso oft Streit schaffen, als Frieden. Hinter dem Gesetz steckt irgendwie doch Gewalt; Friede, wirklicher Friede, aber kann nur aus der Freiheit kommen. Das Recht hat einen egoistischen Beigeschmack. Denn es schützt zunächst einmal das eigene Interesse. Es hat etwas Hartes und Fremdes. Darin liegt aber eine Aufreizung. Darum ist es uns fraglich, ob dieser Weg, wenn er der einzige oder wenigstens der hauptsächliche sein soll, uns in eine neue Welt führen kann. Wir fürchten, daß die ungeheureni Gewalten, die sich in der Tiefe unserer Gesellschaften angesammelt haben, diesen dünnen Rechtsboden, mag man ihn noch so sehr mit Prinzipien stampfen und mit

---

[1]) Inzwischen ist die Unterzeichnung in diesem Sinne ja erfolgt.

Paragraphen pflastern und mit Strafeinrichtungen einmauern, über Nacht vulkanisch ausbrechend zersprengen könnten. Wir meinen, wenn wir politisch erlöst werden sollten, sei eine Umkehr von Grund aus nötig."

Was wir also heute brauchen, ist mehr als das Recht, ist vergebende Liebe, ist Vergessen des Alten, ist Weisheit, die erkennt, was jetzt auf dem Spiele steht.

Aber wenn wir auch diese Schranke Wilsons zugeben, und dazu vielleicht eine gewisse Einseitigkeit des Gesichtspunktes in der Beurteilung Deutschlands, so wenden wir uns mit gleicher Schärfe wie zuvor gegen die Kesseltreiberei, die sich wieder gegen diesen Mann erhoben hat. Dieses Geschrei erfüllt uns mit tiefer Geringschätzung gegen die, die es erheben. Denn es zeigt, daß es ihnen mit dem Ideal, das hier in Frage steht, nie ernst gewesen ist und überhaupt nie Ernst mit irgend einem Ideal. Denn sonst würden sie wohl voll tiefer Trauer sein, wo ein Ideal eine Niederlage erlitten zu haben scheint, aber nicht jubeln und schimpfen. Wenn sie dies tun, zeigen sie damit, daß sie andere Motive haben als die Sorge um das Ideal.

Namentlich möchten wir die, deren „Götze" Lenin ist, warnen, nicht einen zu lauten Jubel über Wilsons „Fall" anzustimmen, sondern lieber abzuwarten, was für ein Ende es mit Lenin nimmt. Auch wäre es ihnen heilsamer, die Kompromisse Lenins zu bedenken, als die Wilsons; zu bedenken, daß, wenn es im Kampf für das Ideal keine Entschuldigungen für Niederlagen gibt, auch Lenin gerichtet ist. Und wenn es ein „Verbrechen" sein soll, auf Wilson gewisse Hoffnungen gesetzt zu haben, so wäre zuerst zu fragen, ob es nicht vielleicht ein größeres Verbrechen war, ihn zu sabotieren und ob es nicht ein solches ist, wenn man erwartet, daß die „proletarische Weltrevolution" mit der Diktatur der Bajonette den Völkerbund schaffen werde. Das Spruchbuch der Geschichte ist noch keineswegs geschlossen.

Alles, was wir zuverlässig erfahren, zeigt, daß Wilson einen schweren Kampf gekämpft hat. Es ist eine Leichtfertigkeit, diese Tatsache durch Mätzchen von der Hintertreppe zu verschleiern. Es stünde um die Welt sehr viel schlimmer ohne diesen Mann. Auch darüber wird die Geschichte wohl anders urteilen, als allerlei unwissende Zeitungsschreiber dieser Tage, deren ganze Kenntnis der Welt und ihrer Geschichte aus einem Dogma besteht.

Ueberhaupt kann nicht genug davor gewarnt werden, die heutigen Geschehnisse mit dem von den Zeitungsbulletins angegebenen Tagesmaß zu messen. Es gilt, einen längeren Atem zu haben, auf die bleibenden Kräfte zu achten, Ruhe und Geduld zu bewahren. Sonst kann man dem Großen nicht dienen und den Glauben nicht bewahren.

Im Geiste des Glaubens müssen wir an die Herbeiführung der neuen Ordnungen gehen. Der Pariser Vertrag muß aufgehoben, der Völkerbund mit neuen Mitteln von den Völkern selbst aufgebaut werden. Es ist ein ungeheures Arbeitsfeld aufgetan. Auch ein Kampfesfeld. Zum Verzweifeln aber ist so wenig Anlaß, wie zum Triumphieren.

L. R.

Freie Sozialistische Blätter. Seit Mitte März dieses Jahres erscheinen in Zürich die „Freien sozialistischen Blätter“, im Namen eines Kreises von Parteigenossen herausgegeben von Hans Grob, Hans Kober und Heinrich Meili. Bis jetzt liegen davon fünf Nummern vor.

Was diese Blätter wollen, drückt klar, scharf und deutlich schon ihre erste Nummer aus, die sich mit der gegenwärtigen Krise innerhalb des Sozialismus auseinandersetzt:

Es muß eine Scheidung der Elemente eintreten, die im heutigen Sozialismus vermischt sind. Nicht das hilft uns, daß Radikalere jeweilen die weniger Radikalen abstoßen, bis Niemand mehr übrig bleibt, wobei doch alle auf dem gleichen Boden stehen, sondern daß wir uns auf einen höheren Boden erheben. Wir müssen die neue Welt rein vertreten, — rein wenigstens im Grundsatz, in der Absicht, mag unser Wollen an der Ausführung noch so stark durch das Allzumenschliche verunreinigt sein. Wir müssen den Sozialismus schaffen durch sozialistisches Tun, die Freiheit durch Freiheitsglauben, die Gemeinschaft durch Gemeinschaftsgeist. Wir müssen die neue sozialistische Ordnung durch sozialistische Mittel schaffen das heißt, dadurch, daß wir wirklich sozialistische Gemeinschaft der Arbeit, Gemeinschaft der Erzeugung und Verteilung der Güter herstellen. Wir müssen das Reich der Gewalt dadurch stürzen, daß wir überall das Prinzip freier Vereinigung der Menschen vertreten. Wir müssen die Bajonette besiegen dadurch, daß wir die Bajonette verachten. Wir müssen, um die Menschen zur Arbeit für einander, statt gegeneinander zu erziehen, an alle Kräfte in ihnen appellieren, die über den Egoismus hinausführen und wir müssen diese Kräfte erzeugen, indem wir an sie glauben. Wir müssen das Reich des wahren Menschentums dadurch einleiten und überzeugend machen, daß wir in all unserer Taktik, im Gegensatz zu dem, was bisher üblich war, einen Glanz höherer Freiheit und Gerechtigkeit, einen neuen Adel und eine neue Weite des Herzens kund tun. Wir müssen wissen, daß wir das Reich, das wir wollen, nur gründen und erhalten können durch einen Glauben an den höhern Sinn der Menschen und der Welt.

Von diesem Boden und von dieser Auffassung aus wird in den bisher erschienenen Blättern Stellung genommen zu dem gegenwärtigen, uns alle beschäftigenden und uns drückenden Problemen.

Das von der Sozialdemokratischen Partei in ihrem Programm aufgestellte Endziel: die Eroberung der politischen Macht wird mit Recht als eine Gefahr für den echten Sozialismus hingestellt (Nummer 2). Wohl sollen und müssen wir Eroberer sein, aber nicht Eroberer des heutigen Staates mit seinen schlimmsten Eigenschaften, des Bureaukratismus und des Militarismus, sondern Eroberer der freien sozialistischen Gemeinschaft durch deren Verwirklichung. Ebenso wenig kann auch die Diktatur des Proletariates der Weg zum Sozialismus sein (Nummer 3). Die

Diktatur ist der größtmöglichste Widerspruch zur Freiheit des Sozialismus. Diese kann niemals durch Gewalt und durch die Macht der Bajonette geschaffen werden. Gegenwärtig herrscht zwar der Glaube an die Gewalt und an die Macht. Die Revolutionierung der Massen ist das Schlagwort unserer Zeit. Die Hoffnung der Masse aber ist die Revolution der Tat. Es gibt aber eine wahre und eine falsche Revolution (Nummer 4). Die falsche Revolution ist jene, die um ihrer selbst willen begehrt wird. Sie ist Putschismus. Sie nimmt ihre Verantwortung und ihre Pflichten viel zu leicht. Sie wird von außen her künstlich gemacht und wird nicht von innen her reif. In der wahren Revolution aber wird endlich ernstlich der Sozialismus in die Tat umgesetzt: durch die Opferbereitschaft und die Dienstbereitschaft für den Sozialismus. Denn dadurch allein, durch sein Opfer und sein Dienen, des Einen für den Andern wird der Sozialismus. Dieses Opfern, dieses Dienen äußert sich vor allem in unserer Arbeit (Nummer 5). Sie, die Arbeit ist unser Weg zum Sozialismus.

Mit großer Freude und Begeisterung haben wir die „Freien Sozialistischen Blätter" aufgenommen. Wir begrüßen sie aus vollem Herzen.

Eines ist dabei unsere Hoffnung, daß Sie recht bald aus ihrer jetzigen Kleinheit (in der Form) zu einer großen freien sozialistischen Zeitung sich auswachsen, die wir so bitter notwendig brauchen.

Juni 1919. Hans Oprecht.

Die Redaktion möchte dieser Anzeige die herzliche Bitte an alle Freunde der Neuen Wege hinzufügen, sich in dem darin ausgesprochenen Sinne dieses Werkes annehmen zu wollen. Es ist eine Sache von uns Allen![1])

An die deutschen Gesinnungsgenossen. Wir sind um die Aufnahme folgender Notiz gebeten worden:

Diejenigen Gesinnungsgenossen in Deutschland, die gesonnen sind, gemeinsam mit anderen auch in Deutschland die religiös-soziale Gedankenwelt in größerem Maßstabe zu propagieren und öffentlich zu betätigen, werden zwecks engerer gegenseitiger Fühlungnahme herzlichst gebeten, ihre Anschrift freundlichst mitzuteilen an Pfarrer Heinrich Schultheis, Gelnhaar P. Ortenberg (Oberhessen).

Es ist gewiß unnötig, daß wir unsern Lesern sagen, wie sehr uns diese Mitteilung freut. Die Red.

---

[1]) Die Blätter sind bei Hans Kober, Klosbachstraße 103, Zürich 8, um ein Geringes zu haben.

Büchertisch.

(Selbstanzeige.)

Die Bedeutung der russischen Literatur von J. Matthieu. Orell Füßli Fr. 2.50.

Der Zweck, den diese Schrift verfolgt, mag eine kurze Selbstanzeige rechtfertigen. Sie ist der bescheidene Teil eines größeren Kollektivwerkes über Rußland, welches in die ganze Eigenart des russischen Volkes, in seine geistige Beschaffenheit, seine kulturellen und sozialen Verhältnisse einführen will. Das Werk ist schon seit langem geplant und vorbereitet; es war noch zur Zeit des zaristischen Rußlands. Die Umwälzungen, die zwischen der Vorbereitung des Werkes und seiner Herausgabe liegen, sind für die Herausgeber kein Grund gewesen, ihren Plan aufzugeben. Im Gegenteil. Denn das Hauptmotiv, das sie zu ihrem Unternehmen trieb, der Wunsch zur gerechteren Würdigung eines wenig bekannten und viel verkannten Volkes zu verhelfen, hat sich noch verstärkt. Wie es damals galt zu zeigen, daß Rußland nicht identisch ist mit dem Zarismus, so mag es jetzt nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daß der echt russische Geist, der Geist, der nicht nur Rußlands Heiligtum ist, sondern der Menschheit viel heilige Kraft verleihen kann, nicht mit dem Bolschewismus identisch ist. Gerade die Literatur, die uns so tief in die Seele des russischen Volkes einführt, zeigt uns, wie ungerecht es ist, die Deformationen und Auswüchse, die wir jetzt in Rußland wahrnehmen, als Wesen und Ausdruck des russischen Volkes aufzufassen. Sie zeigt uns im Gegenteil, wie das echte Wesen dieses Volkes, wo es sich läutert und von den Gefahren befreit, die ihm drohen, in einem ungeschwächten Gegensatz zu den Tendenzen steht, die nun aus Rußland ein Reich der Gewalt und Vergewaltigung gemacht haben. Die Literatur ist ein Beweis, wie gerade die tiefsten und größten Geister des Volkes in der Bekämpfung der Gefahren, denen nun Rußland erlegen ist, und mit denen es die Welt bedroht, die Hauptaufgabe, die Weltmission Rußlands erblickt haben. Darum verhilft uns die Literatur jetzt, gerade in der Krise, die Rußland durchmacht, zur gerechten Würdigung dessen, was dieses Land noch besitzt und in Zukunft herrlich entfalten kann.

Darum habe ich es für eine Art Pflicht gehalten, im Einverständnis mit dem Verlag, die kleine Schrift denen, die sich für Rußland interessieren, zugänglich zu machen. Ich verfolge keinen anderen Zweck als die Beseitigung mancher Vorurteile, die Bekämpfung der Ungerechtigkeit in der Beurteilung des russischen Volkes, sowie auch die Stärkung des Glaubens an ein Volk, dem wir nicht nur in seinem furchtbar tragischen Geschick unsere Teilnahme schuldig sind, sondern an das wir auch glauben können, weil seine tiefste Seele so viel Heiliges enthält, das den Glauben zur Pflicht macht.

J. Matthieu.

Redaktionelle Bemerkungen.

Es mußte auch diesmal um dessen willen, was notwendig gerade in dieses Heft gehörte, Einiges verschoben werden, das aber so rasch als möglich an die Reihe kommen soll.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Von der Schöpfung und Erlösung des Weibes.

Eine biblische Betrachtung zur Frauenbewegung.

Auch wenn wir keine Bibelknechte sind, ja dann erst recht, müssen die Gedanken der Bibel über irgend ein Lebensproblem immer unsere ehrfurchtsvolle Beachtung finden. Das gilt auch von denen über die Frau und die Frauenbewegung.

Denn auch die Bibel kennt eine Frauenbewegung, nämlich die, welche die Frau, auf ihre Weise freilich, mit dem Manne gemeinsam durchmacht: die aus dem alten in den neuen Bund, von der Schöpfung zum Abfall und vom Abfall zur Erlösung.

Man stellt sich die Auffassung des alten Testamentes von der Frau meistens ebenso falsch vor, wie etwa die vom Kriege oder vom Eigentum. Denn man hält sich einseitig an das: „Er soll dein Herr sein" und leitet daraus die Folgerung ab, daß das alte Testament ähnlich wie gewisse alte und neue Anschauungen religiösen und profanen Ursprungs an die „Inferiorität" des Weibes gegenüber dem Manne glaube. Darob vergißt man ganz, daß das „Er soll dein Herr sein" erst als Folge des Abfalls, als Strafe und Fluch erscheint. Ursprünglich erschaffen ist nach der Bibel das Weib als „Gehilfin" des Mannes. Und das „Verlangen" des Mannes geht nach ihr. Er verläßt Vater und Mutter, um dem Weibe anzuhangen.

Das ist nun doch etwas Großes: die „Gehilfin" kann so viel wert sein als der, dem sie hilft. Ja, vielleicht sogar mehr. Die Mutter als Gehilfin des Kindes ist insofern mehr, als das Kind. Nun ist die Frau dem Manne in mannigfacher Form „Mutter", wie sie ihm in mannigfacher Form „Gehilfin" ist. Auch als Gattin ist sie dem Manne zugleich Mutter und er ihr gegenüber Kind. Der Mann jeden Alters ist in gewisser Hinsicht Kind und hat das Weib nötig, wie das Kind die Mutter. Er liebt auch in seiner Gattin ja wirklich (darin haben gewisse moderne Theorien recht) zugleich die wiedergefundene Mutter. Der Mann ist ohne das Weib einsam und zwar noch mehr innerlich als

äußerlich. Er versteht sich selbst nicht recht, es muß ihn besser verstehen, als er sich selbst, er glaubt nicht recht an sich selbst, es muß ihm diesen Glauben geben. Er könnte auch Gott nicht recht finden ohne es. Ohne seinen Glauben und seine Liebe wäre die Welt ihm kalt und leer und er irrte in ihr wie ein verlassenes Kind in der Dunkelheit. So ist die Frau ihm „Gehilfin". Das ist ihr gottgeschaffener Beruf. Und das ihre Größe.

Darum verlangt er nach ihr. Darum verläßt er Vater und Mutter, um ihr anzuhangen. Darum kann er ohne sie nicht leben. Darum kommt er erst durch sie ganz zu sich selbst. Darum findet er in ihr seine Erfüllung und Erlösung. Darum macht erst sie ihn ganz zum Mann. Darum wird sie sein Himmel auf Erden. Sie, die von seinem Leib Genommene, das heißt nicht, wie man etwa meint: die weniger Ursprüngliche, dem Manne schon im Ursprung unterlegene, sondern: die aus dem gleichen Menschenstoff Bestehende und doch wieder einen andern Ausdruck des Menschenwesens Darstellende, sie, die in der Gleichheit Verschiedene und in der Verschiedenheit Gleiche, sie kann ihn verstehen, sie ihn von dem „Alleinsein" erlösen, sie ihm in jeder Beziehung helfen. Es ist tiefsinnig und jedenfalls nicht ein Beweis der „Inferiorität" des Weibes, daß er ihr nachgeht und nicht sie ihm. Das scheint nicht bloß ein zufälliges Produkt der Sitte zu sein, sondern Schöpfungsordnung, die nur das entartete Weib und der entartete Mann verlassen. Sie ruht viel fester auf sich selbst als er. Sie bedarf seiner im Grunde weniger. Sie ist allerdings für den Mann bestimmt, seis als Gattin oder sonstwie (denn der Mann braucht, wie gesagt, auch andere Hilfe und Ergänzung durch das Weib), aber ihr „Verlangen" geht nicht nach ihm; sie läßt ihn um sich kämpfen, sie gibt sich ihm um so weniger leicht, als sie die königliche Schöpfungshoheit des Weibes bewahrt hat und darstellt. Sie ist also in dieser Beziehung mehr „Herrin" als er, ist seine Herrin, wie es denn kein Zufall ist, daß er sie in gewissen Sprachen noch heute so nennt. Auch kann nur dieses Weib dem Mann helfen; die Frau, die in diesem Sinn zu wenig Herrin ist, stößt ihn nur tiefer in seine Not und macht ihn zum Sklaven.

Das ist der Schöpfungssinn des Weibes: Herrin, weil Gehilfin, Gehilfin, weil Herrin des Mannes. Ich glaube nämlich an die Schöpfung des Weibes als solchem. Ich glaube nicht, daß wir die Natur des Weibes richtig ergründen, wenn wir es rein biologisch und psychologisch erklären, das heißt: wenn wir seine Eigenschaften, seien es die Tugenden, seien es die Fehler, bloß aus seiner Einstellung zum Mann, genauer aus seinem Kampf mit ihm und um ihn, besonders aus seiner Unterlegenheit im gegenüber, ableiten. Ich fürchte, man könnte auf diese Weise das Weib sogar zerstören. Es wohnt ein Schöpfungssinn im Weibe und der heißt: Herrin als Dienerin, Dienerin als Herrin. Freilich ist auch die

Schöpfung des Weibes so wenig fertig, als die des Menschen überhaupt und irgend eine, sie ist eine werdende, sie kann und soll sich entfalten; aber von dem ursprünglichen Entwurf kann sie nicht abgehen, ohne daß das größte und schönste Werk Gottes aufgehoben würde: das königlich helfende Weib.

Aber freilich kommt ein Fluch über das Weib und dann heißt es: „Er soll dein Herr sein!“ Das Weib fällt von seiner Bestimmung ab, indem es der reinen Stimme der Schöpfung nicht gehorcht. Es hat von Gottes Hand eine königliche Herrlichkeit in seiner Unmittelbarkeit und Reinheit, seiner Demut und Güte. Aber es begehrt nach etwas Anderem: nach Macht und Herrschaft. Es läßt das Ich an Stelle Gottes treten. Dann wird es aus der Führerin, die es sein sollte, die Verführerin des Mannes. Und dann fällt es. Dann kommt jenes Verlangen nach dem Manne in sie hinein, das dem seinigen nach ihr gleicht und sie ihm zur Sklavin macht. So wird er ihr Herr. Es ist also nicht Schöpfungsordnung, sondern Folge des Fluchs. Aber Gottes Fluch ist ja immer verhüllter Segen. So ist für das Weib die lange Geschichte, in der sie den Mann in vieler Beziehung als Herrn über sich hatte und die ihr zunächst als Fluch erscheinen muß, doch eher ein Segen gewesen. Sie ist dadurch bewahrt worden vor dem schlimmeren Fluch, der im Herrschen liegt. Das Dienen, das frei sein sollte, wurde ihr freilich als Joch auferlegt. Sie blieb die Gehilfin des Mannes, aber oft mehr im Sinne der feineren oder gröberen Sklavin. Ein Joch ist an sich immer etwas Schlimmes, es erzeugt das Auflehnungsbedürfnis. Sklaverei schafft Sklaveninstinkte. Die Frau, die nicht mehr Herrin im freien und stolzen Schöpfungssinn ist, wird es auf Umwegen, im Sinn des Cherchez la femme. Aber ein Joch kann doch relativ gut sein. Dieses Joch erhält die Frau auf ihrem Schöpfungswege, dem des Dienens. Solange Mann und Frau nicht erlöst sind, solange sie nicht Gott dienen, sondern sich selbst, solange ihr Begehren nach Macht, das heißt: nach Herrschaft über einander geht, ist es zum Heil der Welt und des Weibes besser, wenn der Mann ihr Herr ist. Auch die Größe des Weibes wird unter diesen Umständen am besten dadurch gewahrt.

Aber die Frauenbewegung führt vom alten in den neuen Bund und damit zur „Emanzipation“ des Weibes, ins Land der Freiheit. Das große Wort dieser Emanzipation heißt: „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, denn ihr seid Alle Eins in Christus.“ Es ist ganz falsch, wenn man an einigen Aussprüchen des Paulus haften bleibt, die die „Inferiorität“ des Weibes behaupten sollen und diese Hauptstelle, welcher der ganze Geist des Paulus und des Neuen Testamentes entspricht, darob vergißt.

Frau und Mann sind erlöst durch Christus. Sie sind wieder in das rechte Verhältnis zu Gott gebracht. Die ursprüngliche Schöpfungsherrlichkeit beider ist wieder hergestellt. Sie dienen wieder Gott und nicht sich selbst. Eva hört nicht mehr auf die Schlange, dieser ist der Kopf zertreten. Nun wird der Frau das Joch abgenommen, sie braucht es nicht mehr. Sie ist frei, ist Herrin. Ihr Schöpfungssinn ist wieder hergestellt.

Aber dieser bleibt, daß sie Herrin sei als Gehilfin und durch Dienen groß. Und nun ist merkwürdig, daß der neue Bund die Größe nicht nur des Weibes, sondern auch des Mannes im Dienen erblickt. „Wer unter Euch groß sein will, der sei aller Diener, und wer unter Euch der Erste sein will, der sei Aller Knecht!" Eine größere Verherrlichung und Erhöhung des Weibes kann es nicht geben, als die durch Christus geschehene. Das Wesen des Weibes wird zum Vorbild des Menschen. Es beginnt die „Diktatur des Weibes" auf dem Gebiete des Ideals. Es ist eine gewaltige Umkehrung. Der Mann wird dadurch freilich so wenig aufgehoben, als vorher das Weib — Christus ist auch der Vollender des Mannes im Sinne seiner besondern männlichen Art! — aber das Weib erhält seine große Genugtuung; sein Weg läuft im Siege aus.

Aber wie nun, will die moderne Frauenbewegung nicht gerade diese Herrlichkeit der Frau aufheben, die im Dienen besteht? Das ist seinem Wesen nach der tiefste Grund gegen sie, der geltend gemacht wird, auch wenn er oft in flacher oder heuchlerischer Form auftritt. Die Frau verlöre doch ihr Bestes, wenn sie anderswo als im Dienen ihre Größe suchte. Sie höbe damit den größten Fortschritt auf, der in der Geschichte der Menschwerdung des Menschen gemacht worden ist. Aber sie schädigte auch sich selbst aufs schwerste. Sie höbe nämlich die höchste und schönste Herrschaft auf, zu der sie berufen ist, die wahrhaft göttliche Herrschaft. Wenn sie sich dafür auf Rechte und Macht versteifte, so gäbe sie die Erstgeburt um ein Linsengericht preis. Ja, sie täte, was Eva tut und es geriete ihr zum Fluche. Sie käme zuletzt nur wieder unter das Joch des Mannes, er würde wieder ihr Herr. Sie würde seine Ideale und Methoden annehmen und ihm darin doch unterlegen bleiben. Sie würde scheinbar wie er und würde im Grunde bloß nicht mehr sie selbst. Die Natur aber würde sich rächen und sie zuletzt doch wieder zu ihm führen, aber nun als Sklavin. Das „Verlangen" käme in falscher Form und bände sie an ihn.

Wollen wir also die moderne Frauenbewegung durchstreichen im Namen des „Christentums"? Das hieße die Tochter um der Mutter willen verleugnen. Vielmehr ist auch die moderne Frauenbewegung ein Kind jener gewaltigsten Befreiung, die nun bloß mehr vom Zentrum auf die Peripherie verlegt ist. Wir erinnern uns vielmehr jener wunderbaren Verbindnng, die im neuen Testament zwi-

schen dem Dienen und der Freiheit hergestellt wird. Beide gehören durchaus zusammen. Das Dienen im Sinne Christi fließt aus der Freiheit und frei ist nur, wer dienen kann. Das Dienen ist königlicher Art und die Freiheit ist Freiheit von sich selbst in Gott, Freiheit für die Brüder. Freiheit und Liebe sind Eins. Nur die größte Befreiung konnte das Dienen zum Größten machen.

Das gilt auch von der Frauenbewegung. Nur die ihrer königlichen Schöpfungsherrlichkeit zurückgegebene Frau kann die rechte „Gehilfin" sein. Darum muß die Frau frei werden, auch politisch, sozial, rechtlich, auf jede Weise. Man öffne ihr überall die Bahn, auf daß sich zeige, was sie kann und was sich für sie eignet. Vielleicht mag sie mit ihrem Besten in viele heutigen Lebensformen, besonders die politischen, nicht gut passen, dann mögen diese sich ändern. Und sie werden sich ändern! Gerade der Advent des Weibes wird sie ändern; er ist zu sehr schon ein Symptom einer Wende der Zeiten und Dinge. Aber wir wünschen als Ziel dieser Entwicklung und glauben fest, im Sinne des Heils der Welt, daß aus der freien Frau, aus der wieder königlich gewordenen Frau das Dienen in alter und neuer Herrlichkeit aufblühen werde. Sie wird auch nur dann frei, das heißt: sie selbst, und nicht Nachahmerin und also Sklavin des Mannes sein.

Und eins sei freilich noch einmal betont: damit Mann und Weib frei sein können und das Joch nicht mehr nötig haben, damit sie Freiheit und Dienst vereinigen können, müssen sie beide erlöst sein, erlöst durch Christus.

L. Ragaz.

Solidarität.[1]

Sie haben mich, verehrte Frauen, gebeten, mit Ihnen über Solidarität zu reden. Obschon ich mir meiner Unzulänglichkeit für die Behandlung eines so großen und ernsten Themas bewußt bin, habe ich mit Freuden zugesagt. Ich war wie einer, der eine zu große Last trägt und dem unvermutet angeboten wird, man wolle ihm die Last tragen helfen. Ich komme zu Ihnen, um mit Ihnen Dinge zu erörtern, die mir seit langem Herz und Gewissen bedrücken. Vielleicht finden wir miteinander Lösungen für die Probleme, die uns umtreiben.

---

[1]) Vortrag, gehalten im April 1917 an einer Vereinigung junger Frauen aus den gebildeten bürgerlichen Kreisen der Westschweiz.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß die angeführten Löhne für 1916 und 1917 gelten. Jedermann weiß, daß sie seither beträchtlich gestiegen sind. Aber da die Kosten für den Lebensunterhalt noch mehr gestiegen sind, bleibt die Lage für die Lohnarbeiter, von denen die Rede ist, offenbar dieselbe.

Das Wort „Solidarität" erschien mir immer unendlich schön, aber geheimnisvoll und furchtbar. Was bedeuten nicht die tausend Bande, die uns mit unsern Vorfahren, unsern Mitbürgern, unsern Freunden, unserer Familie, unsern Kindern verknüpfen? Solidarität ist überall vorhanden, und wenn wir sie nicht immer sehen, so liegt es eben an der Beschränktheit unseres Blickes, an dem Mangel unserer Phantasie.

Von der Solidarität im Allgemeinen mit Ihnen zu reden, ist heute nicht mein Zweck. Das Gebiet wäre viel zu weit. Ich werde nur diejenigen Bande ins Auge fassen, die uns mit den andern Frauen verknüpfen, mit jenen weniger bevorzugten Frauen, welche arbeiten müssen, um zu leben, welche kämpfen und leiden, an welchen wir so oft vorübergehen ohne sie zu kennen, gleichgiltig, uneingedenk dessen, was sie mit uns verbindet.

Zahllos sind diese Frauen, ich muß mich beschränken. Es wäre ein Leichtes für mich, Ihr Interesse zu wecken für die Frauen der Industrie-Zentren, für die Frauen Londons, Irlands, oder für jene kleinen Hindufrauen, die ein so erniedrigendes Dasein führen. So weit werde ich nicht gehen. Ich werde mich an diejenigen halten, die uns am nächsten stehen, an Frauen, die ich kenne, an Tatsachen, die ich kontrollieren kann. Sind es doch gewiß die Frauen unseres eigenen Landes, mit welchen wir ganz besonders enge solidarisch verbunden sind.

Zahlreich sind die Berührungspunkte zwischen ihnen und uns. Sie sind unsere Mitbürgerinnen, sie wandeln mit uns durch dieselben Straßen, wir treffen sie in denselben Geschäften, wir sitzen mit ihnen im selben Tram, in derselben Kirche. Sie sind unsere Mägde, unsere Wäscherinnen, unsere Näherinnen. Sie bedienen uns bei „Bonnard" und in andern öffentlichen Lokalen. Ohne daß wir es wußten, haben sie unsere Hüte garniert, unsere Strümpfe gestrickt, unsere Kleider verfertigt. Sie machen unser Leben behaglicher und bequemer. Wir hängen in weitem Maße von ihnen ab, wie auch sie von uns abhängig sind. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes unsere N ä ch st e n.

Sie sind unsere Zeitgenossinnen. Sie haben wie wir 1914 die bangen Stunden der Mobilisation durchlebt. Auch sie haben für ihre Männer, ihre Brüder, ihre Söhne, ihren Herd gezittert. Auch sie sind erschüttert worden von den Schrecknissen des Krieges, von der Not der Evakuierten. Wie wir, und noch weit mehr als wir, leiden sie unter der materiellen Not des Krieges. Sie teilen unsere Sorgen um Kohlen, Brot, Kartoffeln. Für sie aber sind diese Sorgen noch weit schwerer als für uns.

Sie sind eben Frauen wie wir. Sie haben dieselben Kräfte und Schwächen und, im Großen und Ganzen, dieselben Interessen wie wir: Liebe, Heirat, Kinder, Haushaltung. Ihre Natur ist impulsiv wie die unsrige, und wie wir lassen sie sich durch Gefühle

eher leiten als durch logische Deduktionen. Es wird ihnen ebenso schwer wie uns, die Dinge von ihrer großen Seite zu betrachten. Gleich uns kannten sie die fröhlich sorglose Jugendzeit mit ihren Freuden, ihrer Freundschaften, ihrer Liebe. Gleich uns kennen sie Leid, Krankheit, Enttäuschungen, Trauer. Auch für sie rückt das Alter heran, das Verblühen, der Zerfall. Auch an sie wird der Tod herantreten, sie unter die kalte Erde zu betten. Sie sind unsere Schwestern im Leben und im Tode.

Sie sind unsere Schwestern und doch, wie abgrundtief die Kluft, die uns von ihnen trennt. Sie gehen neben uns her und wir kennen sie nicht. Und was uns von ihnen trennt, das sind weniger die tatsächlichen Verschiedenheiten, als das Leben selbst, die Verhältnisse, das Milieu, die Tradition, die Vorurteile. Aber diese Schranken sind hoch und erschweren das gegenseitige Sich-Kennen und Verstehen.

Ich möchte Sie einladen, über alle Schranken hinweg das Leben dieser unbekannten Schwestern sich näher anzusehen. Erwarten Sie keine sensationellen Enthüllungen von mir. Nur ganz einfache Tatsachen denke ich Ihnen vorzulegen, Tatsachen, die, ihrer Häufigkeit wegen, beinahe banal erscheinen. Auch einige Zahlen werden vielleicht dazu beitragen, Ihnen zu zeigen, wie schwierig das Leben sich oft gestaltet für unzählige Frauen, die täglich an Ihnen vorübergehen.

Die ersten, für welche ich versuchen möchte, Sie zu interessieren, sind durch keine tatsächlichen Schranken von uns getrennt. Sie haben denselben Unterricht, dieselbe Erziehung genossen wie wir. Sie liegen mir ganz besonders am Herzen, denn, gleich mir, haben sie sich dem Lehrerinnenberuf gewidmet, für sie aber ist das Leben, das aus mir eine Bevorzugte gemacht, grausam und hart gewesen. Ich rede von jener Schar von Privatlehrerinnen, von Erzieherinnen und Gouvernannten, welchen es nicht gelungen ist, eine gesicherte, wenn auch bescheidene Existenz an einer Staatsschule oder sonstigen öffentlichen Anstalt zu finden und welche gezwungen sind, durch Privatunterricht ein kümmerliches und ungewisses Brot zu verdienen. Schon vor dem Kriege war ihre Stellung höchst unsicher. Sie gingen dem Alter entgegen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich genug zu ersparen; allein, schutzlos, familienlos lebten sie kümmerlich dahin, immer noch darauf angewiesen, nach einigen Schülern zu suchen. Sie hatten sich doch ihr ganzes Leben hindurch redlich abgemüht und keineswegs verschwenderisch gehaust. Privatstunden aber werden nicht gut bezahlt. Bei uns, wo es Privatlehrerinnen im Ueberfluß gibt, ist das Angebot weit höher als die Nachfrage, und dies drückt auf die Preise und führt zu schmählicher Ausbeutung der bedrängten Lehrerinnen. Wieviele unter ihnen müssen sich mit monatlich 60 Franken für täglich drei Unterrichtsstunden begnügen! Und dieselben Damen welche, ohne mit der Wimper zu zucken, einem Modeprofessor mit hochtönendem Namen für den Gesangsunterricht ihrer Tochter 20 Franken bezahlen, betrachten es als unerhörte Anmaßung, wenn eine Sprachlehrerin

2.50 für die Stunde verlangt. Kann man es doch von andern so viel billiger haben! Ich kenne eine ältere, feingebildete, sehr tüchtige Lehrerin, die, aus Angst ihre Schüler zu verlieren, sich bescheiden mit 1 Fr. für die Stunde begnügt. Dabei ist sie stets zu „Arrangements“ bereit, welche den Preis für die Stunde auf 70, ja 60 Centimes herabdrücken. Nur ganz ausnahmsweise gelingt es ihr, mit diesem Hungerlohn, täglich 6 bis 7 Franken zu verdienen. Sie hat Wochen, ja Monate beinahe völliger Arbeitslosigkeit durchlebt, denn nichts ist größeren Schwankungen unterworfen, als der Privatunterricht. Diese Frau hat mit unglaublicher Tapferkeit jene Zeit bitterer Not überstanden; wie Vielen aber fehlt es zum Durchhalten an der nötigen Kraft und Energie, sie verfallen in Mutlosigkeit und gehen schließlich in Not und Vereinsamung zugrunde.

Seit dem Kriege hat sich die Lage der Privatlehrerinnen noch bedeutend verschlimmert. Jeder sucht zu sparen wo er kann und die Nachfrage nach Unterrichtsstunden hat bedeutend nachgelassen. Dazu werden den Lehrerinnen noch Kriegspreise zugemutet. Ich stehe nicht an zu erklären, daß diese Kategorie von Intellektuellen zu denjenigen gehört, die am meisten unter dem Krieg gelitten haben. Sie sind von der Notstandsunterstützung der sonstigen Minderbemittelten ausgeschlossen. Ihr Würde erlaubt ihnen nicht, von der öffentlichen Wohltätigkeit zu leben. Es gibt Frauen aus ehrbaren Familien, welche durch Unterernährung geschwächt, schließlich Fehltritte begehen . . . Rückständiger Hauszins, beschlagnahmtes Mobiliar, durch Not und Entbehrungen verursachte seelische Depressionen, beständiges Bangen vor den Schwierigkeiten des kommenden Tages — wenn man sich dies alles so recht zu vergegenwärtigen sucht, kann es einem wahrhaft den Schlaf rauben.

Eine Anzahl großmütiger Menschen sind von diesen traurigen Zuständen tief erschüttert worden. Sie haben nach Mitteln gesucht, auf zarteste Weise den beschäftigungslosen Intellektuellen zu Hilfe zu kommen. In Lausanne z. B. gibt es die „Entr' aide confidentielle“ und die „Société de secours mutuels de l'Enseignement libre“, welche sich damit abgeben, den Lehrerinnen Schüler zu verschaffen. Zu diesem Zwecke werden Zeitungsannoncen zu niedrigem Preise, ja sogar kostenlos veröffentlicht. Es melden sich Schüler, die kein hohes Honorar bezahlen können. Und trotzdem wird den Lehrerinnen das normale Honorar ausgezahlt, die Gesellschaft begleicht die Differenz. Auf diese Weise haben in den letzten 26 Monaten 26 Lehrerinnen 2412 anständig honorierte Stunden geben können.

Um die hierzu nötigen Mittel zu beschaffen, wurde von den Organisatoren dieser Gesellschaften die Oeffentlichkeit angerufen. Das Geld floß herbei und es konnte vielen Frauen geholfen werden. Jedesmal, wenn ich die Subskriptionslisten durchgehe und neben den bescheidenen Gaben ganz einfacher Menschen bedeutende Summen von reichen Spendern finde, freue ich mich, so viel guten Willen, so schöne

Freigebigkeit zu sehen. Und dennoch kann ich mich eines Hintergedankens nicht erwehren: ich frage mich, ob unter den Spendern, die sich so freigebig zeigen, nicht einige sich befinden, die für die Hungerlöhne mitverantwortlich sind, die auch an dem Honorar ihrer Angestellten, ihrer Lehrerinnen und Erzieherinnen geknausert haben. Mag auch dieser Verdacht oft ungerechtfertigt sein, so ist er doch gewiß nicht immer unbegründet. Es ist so sehr viel leichter, Wohltaten zu erweisen als Gerechtigkeit zu üben! Nur allzuviele Reiche gibt es, die sich selbst kein Vergnügen, keinen Luxus zu versagen vermögen und bei welchen das Sparen erst bei den Angestellten beginnt, bei den Wäscherinnen, den Friseurinnen, den Masseusen — den Lehrerinnen. Solchen zynischen oder unbewußten Egoisten gelten die furchtbaren Vorwürfe des Apostels Jakobus: „Nun wohlan, ihr Reichen! Ihr habet auf Erden wohllüstig und üppig gelebt . . . Siehe, der Lohn der Arbeiter, die eure Felder geschnitten haben, der von euch zurückbehalten ist, schreit laut, und das Rufen der Schnitter ist vor die Ohren des Herrn der Heerscharen gekommen".

* * *

Dicht neben uns, unter demselben Dache wie wir, leben kleine Schwestern, welche trotzdem, unbestreitbar, durch eine weite Kluft von uns getrennt sind. Ganz nahe sind sie uns, denn sie essen unser Brot, sie leisten uns intime Dienste, sie kennen unsere Eigenschaften und unsere Fehler ebensogut wie die Glieder unserer eigenen Familie. Denn ihnen gegenüber lohnt es sich nicht, sich zu verstellen. Und doch, wie weit sind sie von uns entfernt, gehören sie doch den sogenannten niederen Ständen an. Sie gehören zu unserem Hause, nicht aber zu unserer Familie. Sie reden in der dritten Person mit uns, so wie man in den monarchischen Ländern mit den Königen redet. Sie bürsten unsere Sessel, doch wären wir höchst entrüstet, wollten sie sich darauf setzen. In manchen Häusern ist die Kluft nur gering, in andern ist sie abgrundtief, vorhanden aber ist sie überall.

Die materielle Lage unserer Dienstboten hat sich in den letzten Jahren bedeutend gebessert. Ich werde Ihnen, meine Damen, nicht die Schmach antun, zu vermuten daß die Ihrigen noch in licht- und luftlosen Kammern schlafen, daß sie schlechter genährt werden als Sie und Ihre Kinder, daß Sie Ihnen die Bissen im Munde zählen. Dies alles gehört einer andern Zeit an. Selbst wenn Sie es wollten, Sie könnten nicht mehr so verfahren und wären die Ersten, dafür bestraft zu werden. Der Mangel an Dienstboten ist so groß geworden, daß man diejenigen, die man hat, festzuhalten sucht. Aber auch die Mägde leben, wie wir, nicht vom Brot allein, und nur allzuoft ist ihre Lage nichts weniger als beneidenswert. In den Familien, die nur eine Magd haben, steht dieselbe ganz allein. Sie ist allein in den Abendstunden. An Sonntagen und freien Nachmittagen fehlt es ihr oft an Ge-

sellschaft, an Freundinnen, mit welchen sie spazieren gehen könnte. Uebrigens gibt es Hausfrauen, die es nicht lieben, wenn ihre Mägde Freundinnen haben! Wenn sie mehrere sind, die Arbeit unter sich zu teilen, so ist die Vereinsamung für sie nicht zu befürchten, die Kluft aber, die die Herrschaft von den Dienstboten trennt, ist dann noch viel größer als in einfacheren Familien. Man kennt sie noch weniger, man kümmert sich nicht um sie. In manchen Familien läßt man ihnen aus Gleichgiltigkeit eine Freiheit, die oft zur großen Gefahr für sie wird. Oder aber man verbietet ihnen die unschuldigsten Vergnügen und übt die strengste Kontrolle über sie. Damit meint man es ja gewiß gut mit ihnen; es möchte aber doch nicht ganz das richtige Verfahren sein. Man denkt nicht, wie enge man solidarisch mit ihnen verbunden ist. Die jungen Mädchen, die Monate, vielleicht Jahre in einem Hause verbleiben, müßten etwas anderes daraus mitnehmen können, als kleine Ersparnisse oder selbst die Gewöhnung an Arbeit und Ordnung. Sie müßten fühlen, daß ihre Herrin auf ihr Wohl bedacht ist und nicht nur auf ihren eigenen Vorteil.

Wenn die Hausfrauen ihren Dienstboten gegenüber ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl hätten, wenn sie sie mit mehr Güte und Achtung behandeln würden, so wäre der Beruf eines „Mädchens für alles“, der doch schließlich ebenso ehrbar ist wie jeder andere, gewiß in unserm romanischen Volk nicht so sehr in Mißkredit geraten.

Unsere jungen Mädchen greifen viel lieber zu einem weit anstrengenderen, schlechter bezahlten Beruf; sie werden Arbeiterinnen, Ladnerinnen, vor dem Dienstbotenberuf schrecken sie mehr und mehr zurück. Dafür werden sie des Leichtsinns geziehen. Sie wollen frei sein, sagt man, um leben zu können, wie es ihnen beliebt. Nun, ich gestehe, daß ich an ihrer Stelle ebenso handeln würde wie sie. Nach getaner Arbeit wenigstens einige Stunden des Tages sich selbst angehören dürfen, die Illussion haben, man sei frei, man sei der Untergebene von niemanden — wiegt dies nicht so manche materielle Entbehrung auf? Es ist wie in der Fabel vom Wolf und dem Hund; meine Sympathie gilt in diesem Falle dem Wolf.

* * *

Ich sprach soeben von Ladnerinnen. Auch mit ihnen haben wir oft zu tun. Sie bedienen uns gewöhnlich mit der größten Höflichkeit; sie preisen die Waren an, und wenn wir ihnen etwas abgekauft haben, so bedanken sie sich verbindlich; damit hören dann gewöhnlich unsere Beziehungen auf. Sie bleiben uns unbekannt, von ihren Arbeitsbedingungen wissen wir nichts. Da sie gut, oft sogar elegant gekleidet sind, schließt man daraus, sie seien auch gut bezahlt. Und doch ist ihre Lage in den meisten Fällen recht schwierig. Nach einer durch die soziale Gruppe von Montricher in Lausanne und Vevey veranstalteten Enquete erhalten unsere Ladnerinnen für eine durchschnittliche Arbeitszeit von 9½ bis 11 Stunden, monatlich 91 Fr. Dies ist

gewiß wenig, wenn man bedenkt, daß damit in sehr vielen Fällen eine Mutter oder Kinder unterstützt werden müssen. Unter diesen Bedingungen große Ersparnisse zu machen, ist wohl ausgeschlossen. Und doch wie nötig wäre es! Nur selten behält man die Ladnerinnen, wenn sie zu altern beginnen. Die Kunden lieben junge Gesichter und wenn eine Verkäuferin mit 40 Jahren eine Stelle verläßt, findet sie nur selten eine neue. Selbst für alleinstehende Mädchen, falls sie ein wenig Freude am Putz haben, ist der Gehalt zum Leben ungenügend. Eine Verkäuferin sagte zu uns, der große Verführer sei der Luxus, der Putz. Man lebe mitten unter schönen Dingen und da sei es einem peinlich, unschön dagegen abzustechen. Schlecht sitzende, geschmacklose, unfeine Kleider, abgenutzte Schuhe und Handschuhe werden einem zuwider. Groß wird dann die Gefahr, wenn man nicht seinen ganzen Verstand zusammennimmt. Diejenigen, die hübsch und kokett sind, erliegen nur allzu leicht der Versuchung, sich nach einem Freund umzusehen, der ihnen hilft, oder Begünstigungen eines Arbeitgebers anzunehmen, die sie teuer zu stehen kommen . . . Gewiß gibt es rechtschaffene Mädchen, die den unlautern Vorschlägen ihrer Arbeitgeber widerstehen, dafür aber werden sie dann durch Schikanen aller Art und oft durch brutale Entlassung bestraft.

So hat also dieser anstrengende, schlecht bezahlte Beruf, der so viele junge Mädchen verlockt, seine große Schwierigkeiten und Gefahren. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Verkäuferinnen den ganzen Tag stehen müssen.

„Dies alles ist Sache des Arbeitgebers“, werden Sie sagen, „was können wir dazu tun? Wo ist die Solidarität zwischen jenen jungen Mädchen und uns?“ Dies ist ein sehr oberflächliches Urteil. Es gibt keine Kategorie von Arbeiterinnen, die mehr in unserer Gewalt sind, als die Verkäuferinnen. Sie hängen beinahe ebensosehr von uns ab, wie von ihrem Herrn. Dieser bezahlt sie, wir aber machen ihnen das Leben leicht oder schwer, je nachdem wir rücksichtsvoll oder schonungslos gegen sie verfahren. In sehr weitem Maße hängen sie von uns ab.

Wenn Sie es bezweifeln, so mögen Sie das Tagebuch einer Ladnerin lesen, welches von der „Action Populaire“ herausgegeben wurde.[1]) Das Tagebuch ist authentisch und läßt uns in die Gemütsverfassung einer Ladnerin tief hineinblicken. Mit einem ironischen und resignierten Lächeln führt sie uns die elegante Kundschaft vor. Erst die verdrießliche Dame, die nichts nach ihrem Geschmack findet und glauben würde, sich etwas zu vergehen, wenn sie einmal „guten Tag!“ oder „danke schön!“ sagte. Dann die anspruchsvolle Dame, welche ihre Bestellungen erst im letzten Augenblicke macht, uneingedenk der hierdurch entstehenden Ueberbürdung und Verlängerung der Arbeits-

[1]) Journal d'une demoiselle de magasin. No. 211 de l'Action Populaire. Paris. Victor Lecoffre, éditeur.

zeit. Endlich die unentschlossene Kundin, welche ganz unbewußt die Verkäuferinnen quält.[2]) Die Lektüre dieses Tagebuches bereitet auf das schmerzliche Schlußwort vor: „10. September. Gestern habe ich auf einem Zeitungsfetzen folgendes gelesen: „Stupid wie das Lächeln einer Ladnerin.“ Ich weiß nicht, ob es stupid ist oder nicht, unser Lächeln; jedenfalls ist es zuweilen geradezu heroisch. Denn wir müssen immer lächeln, auch wenn uns das Weinen eine so große Erleichterung wäre . . .“

* * *

In den Straßen unserer Städte begegnen wir täglich hunderten von jungen Mädchen, die an ihre Arbeit gehen. Sie machen Besorgungen für ihre Herrinen, sie sind Lehrtöchter, Arbeiterinnen, Gehilfinnen u. s. w. Ich sehe sie gerne an mir vorübergehen; sie sehen sorglos und natürlich aus, ihre Augen glänzen und ihr Mund lacht. Wie gut verstehen sie das Lachen! Wie gut verstehen sie den Augenblick zu genießen, trotzdem sie in ihren jungen Jahren schon den Ernst des Lebens kennen gelernt haben, da sie sich ihr täglich Brot mühsam verdienen müssen. Ihre Heiterkeit ist wohl ein wenig unfein; ich freue mich trotzdem darüber, denn diese Augenblicke überschwänglicher Lustigkeit helfen ihnen, des Lebens einförmige Schwere besser zu ertragen. Sie sind ein wenig sentimental: Wie andächtig singen sie ihre Lieder! Wie gerne lesen sie traurige Bücher! Sie sind gut: Kummer, Krankheit, Tod einer ihrer Gefährtinnen findet immer ihre volle Sympathie. Ihre Interessensphäre ist jedoch klein. Klein ist ihre Freude, ihr Schmerz, ihr Groll. Sie sind durch und durch „Weib“, im guten und im schlechten Sinne des Wortes. In ihren jungen Jahren sind sie schon recht aufgeklärt, sie reden von der Liebe, lachend und scheinbar spöttisch zuerst, plötzlich werden auch sie davon ergriffen; es knüpfen sich Idyllen an, im Wald, im Atelier, besonders aber auf der Straße. Zuerst „plaudert man miteinander“, später „plaudert man nicht mehr“. Wenn man sich gegenseitig behagt, hat man eine „Bekanntschaft“ miteinander. Die Sache wird ernst. Manchmal ist die Familie eingeweiht. Von eigentlicher Verlobung aber ist noch nicht die Rede. Man ist noch nicht gebunden, man hat nur eine „Bekanntschaft“. Die einen betrachten diese „Bekanntschaft“ mit

---

[2]) Als Beispiel hier nur ein einziges „authentisches Porträt.“ „Ein schöner Sommertag. Die Luft ist heiß und schwül . . . Auf dem Ladentische sind Baumwollenstoffe hochaufgetürmt, kaum sieht man den Kopf der Verkäuferin über diesen Berg hervorragen. Immer noch schleppt sie neue Ware heran. Frau G. kann sich nicht entschließen. Battist ist zu leicht, Satinette zu glänzend, durchschimmernde Stoffe passen ihr nicht. Helle Farben halten das Waschen nicht aus, dunkle sind nicht elegant, grün steht nicht zu Gesicht, rot ist unfein. So muß man sich denn endlich für weißen Piqué entschließen. „Wieviele Meter darf ich abschneiden?“ frägt die Verkäuferin, während sie sich freundlich lächelnd den Schweiß von der Stirne wischt, froh, endlich ein Geschäft gemacht zu haben. „Geben Sie mir 25 Centimeter, es ist für eine Herren-Kravatte!“

jungen Burschen als etwas sehr Ernstes, den andern dient sie nur als Kurzweil. Auf die Frage, welches ihre liebsten Zerstreuungen seien, antworteten neulich junge Arbeiterinnen prompt: Die Bekanntschaft, die Bekanntschaft auf den Bänken. Hinter dieser spaßhaften Antwort liegt viel Wahrheit verborgen.

Werden wir deswegen diese jungen Wesen des Leichtsinns anklagen? Ich glaube, wir dürfen sie nicht nach demselben Maße messen, wie unsere eigenen Töchter. Früher war ich zuweilen etwas „schockiert" kleine Freundinnen Arm in Arm mit jungen Leuten lustwandeln zu sehen. Dies war wohl ein wenig pedantisch von mir. Ich habe seitdem gelernt, daß man nichts Böses da sehen muß, wo nichts Böses ist, wo die Betreffenden selbst an nichts Böses denken. Und ich erkläre anstandslos, daß die meisten dieser jungen Mädchen gesund und redlich sind. Es ist ganz natürlich, daß sie danach streben, sich zu verheiraten. In den Arbeiterklassen ist das Leben einer alleinstehenden Frau nicht beneidenswert. Auch ist in ihrem Arbeitsleben die Liebe des Lebens große Leuchte. Doch ist sie auch die große Gefahr. Sie sind so wenig beschützt, diese Kleinen. Wenn ich sie mit den Töchtern unserer Kreise vergleiche, so krampft sich mir das Herz zusammen. Ich erinnere mich an Schulfreundinnen, die sich offen dem „Flirt" hingaben und darin das Maß weit überschritten. Aber ihr Name, ihre soziale Stellung beschützten sie derart, daß für sie nichts Schlimmes daraus entstand und heute sind diese kleinen Koketten geachtete Gattinnen und Familienmütter. Ein junges Lehrmädchen hingegen hat keinen andern Schutz gegen die Zudringlichkeit der jungen Burschen, als eine eigene Festigkeit und Sittsamkeit. Verkehrt sie mit einem Arbeiter, so wird sie vielleicht trotzdem unterliegen. Allerdings sind dann für sie die Folgen weniger bedenklich, denn geschieht ein Unglück, so heiratet der Arbeiter wahrscheinlich die von ihm Verführte. Was mich ganz besonders für meine kleinen Freundinnen beängstigt, das sind die Studenten, die Fremden mit exotischem Reiz, die Söhne guter Familien, alle diejenigen, die ihre Sinnlichkeit nicht an Mädchen ihrer eigenen Kreise befriedigen können und dann skrupellos anderswo Entschädigung suchen . . . Eines schönen Tages entdeckt die junge Arbeiterin, daß ihr Fehltritt Folgen hat. Sie verheimlicht sie so lange sie kann; sie rettet den Schein, sie arbeitet mutig weiter. Dazu gehört große Willenskraft! Eines Tages jedoch kommt alles heraus und die Schande ist da. Und der Vater ist zuweilen brutal. Die Geburt eines ersten Kindes bedeutet wohl für die verheiratete Frau den Gipfelpunkt des Glückes, für die Unglückliche jedoch ist sie nur Verzweiflung und Schande.

Oft schon bin ich solchem Jammer gegenüber gestanden und jedesmal überfiel mich ein bedrückendes Gefühl der Ohnmacht. Ich fühlte schmerzerfüllt meine Solidarität mit diesen unglücklichen Mädchen; ich fühlte mich ihre Schwester, und doch wußte ich ihnen nichts zu sagen. Solange sie noch gekämpft und widerstanden hatten, hätte ich

ihnen helfen können. Jetzt war etwas Neues zwischen sie und mich getreten. Die Erfahrungen, die sie gemacht hatten, waren nicht die meinen. Ich hätte von der Heiligkeit und Erhabenheit der menschlichen Liebe mit ihnen reden mögen, von den Schmerzen und der Schönheit der Mutterschaft, von allem, was sie diesen kleinen Wesen sein müßten, die niemanden auf der Welt hatten als sie . . . Ich konnte nicht davon reden, ich hatte nicht das Recht, davon zu reden, weil dies alles mir ja fremd war. Die jungen Frauen aber, deren Leben durchsonnt ist von Gattenliebe und erster Mutterschaft, diese Glücklichsten unter den Glücklichen möchte ich so recht innig bitten, sich ihrer unglücklichen Schwestern anzunehmen. Wer könnte sie besser verstehen, wer besser mit ihnen sympatisieren, wer ihnen besser beistehen als sie? Ich denke an die Wunder, die Josephine Butler vollbracht hat, an die warmen und zarten Worte, die sie zu finden wußte, um die am tiefsten Gesunkenen ihres Geschlechts zu trösten und aufzurichten. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen eine der schönsten Stellen ihres Buches vorzulesen:

Fragment aus den „Erinnerungen“ von Frau J. Butler.

„Ich habe früher in meiner Heimat zuweilen Bordelle besucht. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages in einer Stube mit 20 meiner unglücklichen Schwestern zusammensaß. Die meisten hockten auf dem Boden und sahen müde und gleichgiltig aus. Einige hatten einen harten Gesichtsausdruck, andere betrachteten mich mit kindlicher Neugierde. Ich schilderte ihnen den Segen des eigenen Heims, das Glück treuer Gattenliebe, die sonnigen Freuden der Mutterschaft. Ich sagte ihnen, wie selbst die bescheidensten häuslichen Arbeiten zur Freudensquelle würden, in einer Häuslichkeit, in der die Liebe, die echte Liebe zwischen Mann und Frau wohne, die mit jedem gemeinsam verlebten Tage tiefer und heiliger werde. War es grausam, so mit ihnen zu reden? Fast könnte man es meinen. Und doch schien es nicht so zu sein. Alle Häupter neigten sich, keine Härte, keine Gleichgiltigkeit mehr in den Blicken, Tränen rannen ihnen auf die gefalteten Hände, sie verbargen ihre Gesichter auf den Schultern ihrer Gefährtinnen. Von allen Seiten ertönte Seufzen und Schluchzen. Es war wie eine Klage, eine Klage verzweifelter Seelen: „Zu spät, zu spät! Dies Glück ist nicht für uns. Einst hegten auch wir solche Träume, jetzt aber ist es für immer vorbei.“

Ich ließ mich auf den Boden niedergleiten, um näher bei ihnen, um auf demselben Niveau zu sein wie sie. Ich redete mit ihnen; der Worte kann ich mich nicht erinnern, dies aber war der Sinn: Mut meine Geliebten, verzweifelt nicht, ich bringe Euch eine gute Botschaft! Ihr seid Frauen, und eine Frau ist immer etwas Schönes. Man hat Euch in den Schmutz hinuntergezogen, Ihr seid aber trotzdem noch Frauen. Es ist möglich, daß das Leben, das ich geschildert, für Euch

ewig unerreichbar bleiben wird. Doch kann ich auch Euch noch etwas Gutes verheißen, ein wenig Glück noch in diesem Leben. Wahrhaftig ich sage es Euch, etwas Besseres könnt Ihr noch werden als glückliche Gattinnen und Mütter: Ihr könnt zu Retterinnen Eurer Schwestern werden."

Unter denen, die wir die Verworfenen nennen, habe ich einige gekannt, welche ihre Schwestern besser zu retten verstanden als echte Christinnen, die niemals vom Pfad der Tugend abgewichen waren."

Möchten viele unter Ihnen, meine Damen, zu Fortsetzerinnen werden des Wirkens jener edeln Frau, die sich so intensiv solidarisch mit allen Frauen verbunden fühlte.

* * *

Die ganz Verirrten jedoch sind selten. Die meisten jungen Mädchen aus dem Volk verheiraten sich. Ich sagte, sie seien sentimental. Was jedoch die Ehe anbelangt, sind sie sehr positiv. Was sie von ihren Männern verlangen, ist, daß sie arbeitsam, treu und keine Trinker seien. Letzteres ist ein wichtiger Punkt für sie. Wenn der Mann ein gutes Handwerk hat, wenn er 7, 8, 9 Fr. täglich verdient, so wird das Leben leicht und die junge Frau glücklich sein.

Die Kinder kommen gewöhnlich bald, da wird die Aufgabe schon komplizierter. In manchen Arbeiterfamilien erscheint der Storch jedes Jahr und die Einnahme steigt nicht im Verhältnis dazu. Ich sprach von einem Lohn von 9 Fr. Soweit bringen es aber nur die Wenigsten. Die Gemeindearbeiter erhalten nur 5 Fr. täglich, gewisse Handlanger 35 Cts. die Stunde. Ich weiß einen alten Fuhrmann, der für eine elf- bis zwölfstündige Arbeitszeit nur einen Taglohn von 5 Fr. erhält. Und sein Handwerk ist anstrengend. Soll damit eine Familie von fünf bis sechs Kindern auferzogen werden, so ist die Aufgabe der Hausfrau wahrlich nicht leicht! Kommt dann gar noch eine Krankheit dazu, so schmelzen die Ersparnisse der ersten Jahre rasch zusammen. Davon habe ich in den letzten beiden Jahren mehr als ein Beispiel gesehen . . . Dann kommt es soweit, daß der Hausvater Arbeit zu jedem angebotenen Preis annimmt und es finden sich immer Leute, die seine Not ausnützen!

In solchen Verhältnissen bleibt der Hausfrau nichts anderes übrig, als selbst nach Arbeit zu suchen. Ihre eigene Haushaltung in Unordnung lassend, geht sie aus, anderer Leute Haushaltungen in Ordnung zu bringen. Die Kinder sind in der Schule, die Kleinsten in der Kleinkinder-Bewahranstalt, oder bleiben, falls diese zu weit von der Wohnung entfernt ist, unter dem Schutz eines der älteren Geschwister zu Hause. Oder die Mutter schleppt sie mit sich in die Häuser, in welchen sie arbeitet — falls die Herrschaft es zu gestatten geruht! Hat der Mann keine Arbeit und ist er gutmütig, so wird er das Hauswesen besorgen, allerdings mit mehr oder weniger Geschick. Uebrigens, wenn man zu sieben oder acht in zwei Stübchen zusammen-

gepferchtist, so müßte man ein wahres Genie sein, um dieselben reinlich, ordentlich und gesund zu erhalten. Neulich wurde mir erzählt, daß eine wohlhabende Dame einer armen, mit Kindern reichgesegneten Mutter über den unordentlichen Zustand ihrer einzigen Stube Vorwürfe machte: „Wenn man nur eine einzige Stube hat, sagte sie, so ist es doch wahrlich nicht schwer, dieselbe reinlich zu erhalten.“ Welche verblüffende Unkenntnis der Lebensbedingungen armer Leute!

Viele Familienmütter ziehen es vor, sich nach Heimarbeit umzusehen, um bei ihren Kindern bleiben zu können.

Die Heimarbeit! Lange könnte man darüber reden. Sie ist eine Schande unserer Zivilisation und doch, wollte man sie abschaffen, so würden viele Frauen, die nur dieses einzige Existenzmittel haben, darüber verzweifeln. Nur möge die Frau, die zur Heimarbeit greift, sich ja nicht einbilden, sie würde ihr Hauswesen besser besorgen können als die Taglöhnerin. Kochen, Flicken, Reinlichkeit, alle häuslichen Pflichten treten in den Hintergrund. Hauptsache ist es, daß die Bestellung rechtzeitig abgeliefert werde. Bald kommt es dann soweit, daß die Kinder auch mithelfen, und kaum aus der Schule heimgekehrt, sich an die Arbeit setzen müssen. Man hat in Basel achtjährige Kinder gesehen, die beinahe jeden Abend bis spät in die Nacht hinein beschäftigt waren, Bänder aufzurollen.

Diese Arbeitsüberbürdung der Frauen und Kinder kommt von der Ausbeutung durch die Unterhändler her, denen ihr Geschäft beträchtlichen Gewinn einträgt.

Bei Gelegenheit der Heimarbeitsausstellung im Jahre 1912 in Antwerpen wurden, nach Aussage von Frl. Courd, folgende Preise konstatiert:

Es gibt Arbeiten, bei welchen die Frauen für drei Stunden Arbeit 12 Cts. verdienen. Das Verfertigen einer Kinder- oder Frauenschürze wird mit 4 bis 12 Cts. bezahlt. Durchschnittlich verdient eine Heimarbeiterin 1 Fr. 50 für eine zehnstündige Arbeitszeit.

Ich will Sie mit weiteren Zahlen verschonen. Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß solche Hungerlöhne auch bei uns existieren. Dies konnte man 1909 bei der Heimarbeitsausstellung in Zürich konstatieren. Selbst die Stuben, die armseligen Mansarden, der Heimarbeiter waren genau nachgebildet. Das Bild war erschütternd.

In Lausanne sind die Löhne empörend niedrig. Ein einziges Beispiel möge genügen: Ein Frauenhemd zu nähen trägt 35 Cts. ein und dazu muß man noch den Faden selbst liefern. In der Zentralschweiz, wo die Strohflechterei, in der Ostschweiz, wo die Stickerei blüht, sind die Löhne noch geringer . . .

Ja, das Leben der Frauen aus dem Volke ist schwer. Durch den Krieg ist es noch schwerer geworden. Selbst uns macht die zunehmende Teuerung Sorge, was aber sind unsere Sorgen, was sind unsere Entbehrungen im Vergleich mit den ihrigen?

Worüber ich mich immer wieder wundere ist, diese Frauen so wenig erbittert, so wenig vergrämt zu sehen. Sie leben in den Tag hinein, dem folgenden Tag seine Sorgen überlassend. Und dennoch stehen Sorge und Entbehrung gar Vielen auf dem Gesichte geschrieben und sie altern frühzeitig. Ich sehe solche Familienmütter an mir vorbeigehen, die, durch Arbeit, Entbehrung und zahlreiche Mutterschaften erschöpft, der baldigen Ankunft eines weiteren nach Nahrung schreienden Sprößlings keineswegs freudig entgegensehen, sondern darin nur eine Veranlassung zu neuen Entbehrungen erblicken.

Vor meinen Augen steht das Bild einer armen Frau, die zwölf Kindern das Leben geschenkt, die sich für dieselben abgearbeitet, sie zu rechtschaffenen Knaben und Mädchen erzogen hat und die nun ihre Töchter, sobald sie das Alter erreichen, in dem auch sie beginnen könnten, etwas mitzuverdienen, eine nach der andern der Tuberkulose — der Krankheit der Armen — erliegen sieht. Ihre Söhne sind im Krieg gefallen und nun fragt sie sich voller Verzweiflung, wie es ihr gelingen solle, mit ihrem kranken, durch Ueberanstrengung erschöpften Manne die Kleinsten aufzuziehen, und ob es sich überhaupt lohne, Kinder zu haben, nur um sie sterben zu sehen.

* * *

Dies, meine Damen, ist das Leben Ihrer unbekannten Schwestern!

Für uns aber, für die Bevorzugten, ist das Leben leicht und behaglich. Es wird nur kompliziert, wenn wir es uns selbst komplizieren. Wir erhalten eine Erziehung, die es uns ermöglicht, alle Freuden des Geistes, alles Schöne, alles Große in vollen Zügen zu genießen. Unsere privilegierte Stellung schützt uns gegen die aufreibenden Sorgen, ja bis zu einem gewissen Grade sogar gegen Krankheit und Tod. Sie schützt uns auch, und ganz besonders unsere Töchter, vor so mancher moralischen Gefahr. Sie erlaubt uns das zu werden, was wir zu sein behaupten: eine Elite.

Hatte ich so ganz unrecht, als ich behauptete, wir seien durch eine abgrundtiefe Kluft von ihnen getrennt?

Nun drängt sich uns eine ernste Frage auf: Müssen wir diese Kluft als von Gott gewollt, als in der Natur der Dinge liegend betrachten? Ist diese Ungleichheit, die uns zum Vorteile gereicht, ebenso unvermeidlich wie die Ungleichheit der Intelligenzen oder der Zufall der Treffer in der Schlacht!

Wenn dem so wäre, dann dürften wir uns als unverantwortlich betrachten und brauchten uns nicht zu beunruhigen. Wir könnten einfach den Armen den Rat geben, sich in das Unvermeidliche zu fügen und voller Zuversicht auf eine bessere Welt zu hoffen. Durch unsere Almosen würden wir es den Unglücklichsten unter ihnen ermöglichen, dieses Abwarten zu ertragen und wir könnten mit ruhigem Gewissen uns all' der Güter erfreuen, die Gott so reichlich auf unsern Lebensweg ausstreut.

Unser ganzes Wesen jedoch sträubt sich gegen eine derartige Auffassung. Unser Gewissen sagt uns, Bevorzugung bedeute Verantwortlichkeit.

Auch die Stimme der Vernunft redet zu uns: Wir sind doch Schweizerinnen. Wir sind in der Schule der Demokratie erzogen worden. Und diese erhebt, im Prinzip, wenn auch nicht in der Tat, die Bescheidensten unter den Bescheidenen auf die gleiche Stufe mit uns, denn sie sieht in jedem Menschen einen Mitbürger und alle sind vor dem Gesetze gleich. Unsere Vernunft protestiert gegen allzu schreiende Ungleichheiten.

Zudem sind Viele von uns Christinnen. Und hat nicht Christus die Nichtigkeit der sozialen Verschiedenheiten erwiesen?

In seiner Schule habe ich gelernt, daß die materiellen Ungleichlichkeiten nicht von Gott gewollt sind. Er liebt alle seine Kinder mit der gleichen Liebe und es sind die Menschen in ihrer Hartherzigkeit, die an der den Ungleichheiten, die ihnen zum Vorteile gereichen, schuld sind. Die Christen haben die Pflicht, sich davon zu befreien und ihr Teil des menschlichen Leids auf sich zu nehmen.

Das Christentum geht noch weiter als alle Gleichheitsverkünder. Wie Felix Bovet richtig bemerkt, stellt es die Ungleichheit wieder her, aber in ungekehrtem Sinne als bisher. Es erklärt ausdrücklich, die Ersten würden die Letzten sein, der Reiche sei dem Himmelreich entfernter als der Arme, derjenige, der diene sei demjenigen überlegen, der sich bedienen lasse und was bei den Menschen hoch sei, das sei ein Greuel vor Gott.

So wird denn die bestehende Kluft zugleich von unserer Vernunft, unserm Gewissen und unserm Christentum verurteilt. Mit Monod möchte ich Ihnen zurufen, das Elend gehöre nicht mehr zum Bestand der Dinge als die Sklaverei. Das Elend ist eine künstlich erzeugte Kalamität und beruht im letzten Grunde auf Unversichtigkeit, Unwissenheit, Egoismus, Ungerechtigkeit. Auch wollte ich, wir würden uns, unserer Solidarität mit allen Frauen, ja mit dem ganzen Menschengeschlechte eingedenk, das Wort Gratrys zu eigen machen: „Nur eines erwarte ich von meinen Mitmenschen: daß sie das Elend aus der Welt schaffen.“

Aber indem wir dies großartig schöne Wort aussprechen, ergreift uns ein Schwindel. Das erdrückende Gefühl unserer Ohnmacht krampft uns das Herz zusammen. Durch unser Glück und unsern Reichtum sind wir gleichsam an Ketten gelegt. Wohl oder übel gehören wir der modernen Gesellschaft an und die ist ungerecht und grausam. Durch die bloße Tatsache, daß diese Ungerechtigkeit und diese Grausamkeit uns zum Vorteil gereichen, müssen wir uns als Mitschuldige betrachten. Tolstoj hat jahrelang darunter gelitten, zu den Bevorzugten zu gehören, er fühlte sich mit allen Unglücklichen solidarisch verbunden. Trotz seines großen Herzens und seiner redlichen Bemühung gelang es ihm nicht, seine Ketten zu sprengen, bis zu dem Tag, da er die Seinigen

verließ und hinging, in Not und Vereinsamung zu sterben, ohne jemals seinen Traum von Gerechtigkeit und Liebe verwirklicht zu haben.

Immer stehen wir vor demselben, unerbittlichen Problem. Fühlen Sie Ihr Herz nicht beklemmt und bedrückt? Schreit Ihr Gewissen nicht immer wieder auf: Was tun? O! meine Damen, ich bringe Ihnen keine fertigen Lösungen, keine unfehlbaren Heilmittel gegen die Leiden der Menschheit. Höchstens kann ich Ihnen die Richtung andeuten, in welcher ich selbst mich tastend fortzubewegen suche.

Wenn wir Frauen mithelfen wollen, eine neue, bessere und gerechtere Gesellschaft aufzubauen, so müssen wir vor allen Dingen den ganzen Greuel der heutigen Gesellschaft einsehen lernen. Wir müssen sie sehen so wie sie ist. Wir müssen die Augen auftun, selbst wenn es sehr viel angenehmer wäre, sie in behaglicher Gemütsruhe geschlossen zu halten. Vor allen Dingen müssen wir unsere eigene Mitverantwortlichkeit einsehen lernen. Es ist uns peinlich, uns mitverantwortlich zu fühlen. Wir suchen nach Ausflüchten. Wir sagen: „Es ist doch nicht meine Schuld“, oder „bin ich der Hüter meines Bruders?“ Und wenn wir unser Gewissen auf diese Weise zu beruhigen suchen, so ist es, weil wir, durch die Anerkennung unserer Mitverantwortlichkeit, uns zum Leiden verurteilen würden, und der Mensch liebt es nun einmal nicht, zu leiden.

Und doch müssen wir leiden.

Wir, die Privilegierten, wir müssen unter unseren Privilegien leiden, wir müssen sie als einen beständigen Vorwurf empfinden und müssen versuchen, Verzeihung dafür zu erlangen. Wir müssen nach Gerechtigkeit hungern, unser ganzes Leben muß nach der Gerechtigkeit hin orientiert sein.

„Große Worte“, werden Sie sagen, „was wir verlangen, ist ein Programm der Tat.“

Nicht ich kann Ihnen ein solches geben. Jede von Ihnen muß sich ihr Programm je nach den Verhältnissen selbst machen. Uebrigens handelt es sich auf diesem Gebiet ebenso sehr, wenn nicht mehr noch darum, zu sein, als zu tun.

Gewiß bewundere ich die Vereine zur Hebung der Sittlichkeit und zum Schutze der gefährdeten Jugend. Gewiß bewundere ich die Frauen, die der Tätigkeit in diesen Vereinen ihre Bequemlichkeit, ja ihre ganze Zeit und Kraft zu opfern wissen. Und ich glaube gewiß, daß in den „Damenkomitees“, über die man sich zuweilen lustig macht, doch recht gute Arbeit getan wird. Eines jedoch macht mich stutzig: Ich weiß, daß viele Damen ihren „Verein“ haben wie ihren „jour fixe“, weil es eben „gut aussieht“; daß sie ihre Mußestunden opfern, wie man seinen Ueberfluß verschenkt, ohne zugleich auch ihr Herz mitzuverschenken — und dies macht ihre Bemühungen steril.

Noch etwas anderes befürchte ich: Gar oft, wenn man sich durch seine Privilegien bedrückt fühlt, flüchtet man sich, um sein Gewissen zu beruhigen, in „gute Werke“ hinein, in dem fieberhaften Verlangen,

zu handeln, um nur ja zu vergessen. Es ist so sehr viel leichter, zu handeln als zu sein. Es ist so sehr viel leichter und auch so sehr viel amüsanter, Wohltätigkeitsverkäufe und Wohltätigkeitsbälle zu organisieren, als sein Leben der Nächstenliebe zu widmen.

Versuchen wir es doch einmal, so zu handeln, daß wir uns denen gegenüber, die für uns arbeiten, nichts vorzuwerfen haben. Bezahlen wir unsere Lieferanten rechtzeitig, damit auch sie ihre Untergebenen bezahlen können. Machen wir es uns zur Pflicht, bis das Lohnsystem überhaupt abgeschafft sein wird, unseren Besoldeten wenigstens menschenwürdige Löhne zu bezahlen und nicht auf ihre Kosten Ersparnisse zu machen. Auch wollen wir uns bemühen, sie rücksichtsvoll zu behandeln, keine unnötige, übermäßige Arbeit von ihnen zu verlangen, ihre Kräfte und ihre Würde möglichst zu schonen. Wenn wir diesen Prinzipien bis in alle Einzelheiten treu bleiben, so sind wir der Gerechtigkeit schon um einen guten Schritt näher gekommen.

Aber noch einen weitern Schritt können wir tun, einen Schritt, der beinahe einem Sprunge gleichkommt: wir können die Kluft übersteigen, die uns von den Frauen des Volkes trennt, wir können außer der Gerechtigkeit auch noch die Brüderlichkeit verwirklichen.

Viele Hindernisse werden wir jedoch auf unserm Wege finden: Erstens die Vorurteile. Wie viele Frauen der Bourgeoisie sind durchdrungen von dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit über die Frauen „auf der andern Seite!“ Welchen großen Wert legt man auf die Erziehung, auf all diesen glänzenden Firnis, welcher die Frauen reizend, fein, kultiviert erscheinen läßt! Diese Ueberzeugung ihrer eigenen Ueberlegenheit macht, daß so viele Damen, wenn sie die Frauen des Volkes aufsuchen, ihnen von oben herunter Ratschläge erteilen, praktische Ratschläge für Haushaltung, Erziehung, Hygiene, oder auch moralische Ratschläge für allerlei passive Tugenden, wie Geduld, Zufriedenheit, Resignation. Oder sie ermahnen ihre Schützlinge, zu bedenken, was ihnen Gutes verbleibt. Alles dies kommt ja gewiß aus gutem Herzen. Und doch frage ich mich, ob unsere Damen zu solchen Ratschlägen und Ermahnungen berechtigt sind, ob es nicht zudringlich ist, seinen guten Rat zu erteilen, wo er nicht verlangt wird. Auf jeden Fall müßte man dabei mit sehr viel Vorsicht, Takt und Herzensgüte verfahren, um nicht die Frauen, denen man helfen möchte, zu kränken und sie in dem sehr berechtigten Gefühl ihrer Würde zu verletzen.

Man findet sehr viel Zartgefühl und Würde bei ganz einfachen Menschen. Wir vergessen es nur zu oft. Wir lassen uns durch den Schein trügen, durch vulgäre Redensarten, durch tausend kleine Einzelheiten, die gegen den guten Geschmack verstoßen. Und in unserm Abscheu vor allem Gemeinen denken wir nicht daran, daß es nur eine wahre Vornehmheit gibt: diejenige, die aus der Schönheit der

Seele entspringt, und daß diese Vornehmheit sich, Gott sei Dank, auf beiden Seiten der Kluft findet.

Wer ein mitfühlendes Herz in der Brust hat, wird gewiß tiefes Mitleid für die Frauen empfinden, die mühsam ihr Brot verdienen. Dies ist aber nicht, was sie von uns verlangen. Wir, meine Damen, möchten uns auch nicht gerne bemitleiden lassen; denn Gegenstand des Mitleids zu sein, ist immer ein wenig demütigend. Uns aber stehen Mitleidsbezeugungen ganz besonders schlecht an. Habe ich einem Menschen, sei es auch unwillkürlich, unrecht getan, habe ich ihn in meiner Gedankenlosigkeit gekränkt und verletzt — darf ich dann zu ihm sagen: „Ich habe Mitleid mit Ihnen?“ Müßte ich ihn nicht weit eher um Verzeihung bitten? Auch die Beschützermiene, die man so oft annimmt, wenn man mit den Kleinen dieser Welt redet, dünken mich höchst unpassend. Eine demütige Haltung der Reichen und Glücklichen diesen Enterbten gegenüber würde ihnen gewiß weit besser anstehen.

Von allen Vorurteilen der Gelder und der Geburt müssen wir uns zu befreien suchen, wollen wir die Hindernisse überwinden, die uns von den Frauen, denen wir uns nähern möchten, trennen.

Zahlreich sind sie, diese Hindernisse!

Manche dieser Frauen sind erbittert und mißtrauisch. Selbst wenn wir, von den besten Absichten beseelt, zu ihnen gehen, betrachten sie uns nur zu oft als Feindinnen. In ihren Augen sind alle Reichen genußsüchtige Bourgeois, Ausbeuter, Egoisten. Sie sagen es uns vielleicht nicht direkt, ihr ganzes Verhalten uns gegenüber ist aber verschlossen und mißtrauisch. Können wir uns darüber wundern? Für diese Frauen gehören wir eben zu jener Klasse, unter der sie so viel zu leiden haben. Sie sind so oft ausgenützt, übervorteilt worden, daß sie instinktmäßig hinter unserer Freundlichkeit und den guten Worten, die wir ihnen schenken, irgend einen eigennützigen Zweck zu erblicken glauben. Dieses Mißtrauen ist die natürliche Folge unserer privilegierten Stellung. Um es zu zerstreuen, bedarf es unsererseits großer Bemühungen und vieler Liebe.

Diese Erbitterten und Verärgerten aber sind mir sehr viel lieber, als diejenigen Frauen, die vor den Reichen hündisch kriechen, um irgend ein Almosen von ihnen zu erhaschen. O über unsere Almosen, unsere guten Werke, unsere weltliche Charitas! Zu würdelosen, unterwürfigen Heuchlern erziehen wir damit die Armen.

Ich weiß wohl, daß in unserer heutigen Gesellschaft derartige Linderungsmittel notwendig sind, daß man den Leidenden helfen muß; unser Verfahren dabei grenzt aber oft an Grausamkeit.

Glücklicherweise fehlt es neben den verbitterten und den kriechenden Frauen auch nicht an solchen, die Ihnen zwar nicht entgegenkommen, weil dies gegen ihre Würde ginge, (Sie selbst verlangen es ja gewiß auch nicht von ihnen) die aber Ihr Entgegenkommen wohl mit Staunen und einer gewissen Zurückhaltung, aber doch freudig

und mit gerührter Dankbarkeit annehmen werden, einer Dankbarkeit, die nach und nach zur wirklichen Anhänglichkeit werden kann.

Allerdings ist es nicht immer leicht, es zu einem wahrhaft schwesterlichen Verhältnis zu bringen, zu einem einfach natürlichen Verkehr, wie mit Gleichgestellten. Auf beiden Seiten muß man noch dazu erzogen werden. Aber es lohnt gewiß der Mühe, wenn man sich bestrebt, die Schwierigkeiten zu überwinden. Eines Tages aber wird es doch gelingen, die Kluft wird überschritten, oder diese überhaupt gar nicht mehr vorhanden sein.

Eine mir befreundete junge Dame aus den sogenannten gebildeten Ständen hatte sich einer durch hervorragende Herzens- und Geistesgaben ausgezeichneten jungen Arbeiterin angeschlossen. Sie sahen sich oft, hatten gemeinsame Interessen, ein gemeinsames Ziel, denn sie waren beide Sozialistinnen und Christinnen. Meine Freundin fühlte sich ihrer Gefährtin sehr nahe, hatte aber das Empfinden, als ob diese, trotz ihres Vertrauens und ihrer rührenden Anhänglichkeit, sich dennoch ihr gegenüber stets ein wenig in der Defensive verhielt. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen und sprach mit ihrer Gefährtin von den Schranken, die zwischen den verschiedenen Klassen bestehen. Sie sah, daß diese Schranken von der jungen Arbeiterin viel mehr empfunden wurden, als von ihr selbst, und sie betrübte sich darüber. Sie fragte sich, ob denn diese Schranken ewig bestehen würden, selbst zwischen zwei Menschen, die einander lieb hätten und die beide nur d i e n e n wollten. Nach einigen Wochen gemeinsamer Arbeit erhielt sie zu ihrer großen Freude von ihrer Freundin einen Brief, in welchem diese ihr sagte, die Schranken seien gefallen und sie wisse nun, daß zwischen Menschen, die demselben Ideale zustrebten, keine Schranken von ewiger Dauer sein könnten.

Glücklich diejenigen, denen es vergönnt ist, eine so herrliche Erfahrung zu machen. An Ihnen allen liegt es, ebenfalls derartiges zu erleben.

Ich glaube, daß solche persönlichen Erfahrungen, solche tatsächlichen Verwirklichungen von ein wenig Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, eine weit größere Bedeutung haben, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Es ist notwendig, daß unsere jetzige Generation im Kleinen tue, was dann die kommende Generation im Großen ausführen wird.

Von dem Tage an, an dem die gebildeten Frauen, und ganz besonders die Familienmütter, jeder Arbeit, welcher Art sie auch sei, dieselbe Achtung bezeugen werden, wird dies gewiß auch bei ihren Kindern zur Selbstverständlichkeit geworden sein. Aufgabe der Mütter ist es, ihren Söhnen die Achtung vor der Frau einzuprägen, vor j e d e r Frau, sowohl vor der Magd und der Wäscherin, als vor ihren eigenen Schwestern. Ich denke auch an Ihre Töchter, meine Damen. Wie wollte ich daß ihnen einige der Kämpfe, die unsere Generation zu bestehen hat, erspart blieben. Ich sage: unsere Generation,

aber denjenigen unserer jungen Mädchen, die jetzt zwischen 18 und 25 Jahren stehen, bleiben diese Kämpfe ebenfalls nicht erspart. Wieviele unter ihnen hätten gewünscht, von frühester Jugend auf, sich weniger bevorzugten Töchtern annähern zu dürfen, und wurden durch die Vorurteile ihrer Mütter davon abgehalten. Und so hat sich die Kluft zwischen ihnen erweitert und die gegenseitigen Mißverständnisse sind durch das gegenseitige Sichnichtkennen immer größer geworden.

Bedenken wir es recht. Wir müssen unsere Töchter auf ihre zukünftigen Aufgaben vorbereiten. Gewaltig werden diese Aufgaben sein. Wer weiß, was uns morgen alles erwartet?

Viel Groll hat sich im Volk angehäuft. Groll und Haß für alle Privilegien. Dies ist Ihnen wohl noch nicht klar genug, meine Damen. Wäre es Ihnen ganz klar, so käme eine große Unruhe über Sie...

Und haben wir diesen Haß nicht schließlich wohl verdient? Sind wir nicht mitverantwortlich für das, was ihn heraufbeschworen? Und wenn es unsere Kinder wären, die ernten müßten, was unsere Generation gesät? ...

Wir stehen am Vorabend großer Umwälzungen. Wird unsere Generation eine „Nacht vom 4. August“ erleben, in welcher der Verzicht auf alle ihre Privilegien von Ihnen gefordert werden wird? Wer kann es wissen?

Wir müssen unsere Nachkommen auf ein einfaches, arbeitsreiches Leben vorbereiten; auch auf große Opfer müssen wir sie vorbereiten. Sollte für die Frauen unserer Bourgeoisie die Opferstunde schlagen, so möchte ich sie flehentlich bitten, dieselbe mit ebensoviel Seelengröße zu bestehen, wie sie der französische Adel am 4. August bestand.

Jedenfalls kenne ich Männer und Frauen, die trotz ihrer Angst vor dem Unbekannten doch freudigen Herzens auf ihre Privilegien verzichten würden, um sich von den Gewissensbissen zu befreien, die sie darüber empfinden.

Diese sind die Armen am Geist, die Christus selig nennt und denen er das Reich Gottes verheißt. Sie sind diejenigen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit und die Christus selig nennt, weil sie gesättigt werden sollen...

Möchten sie recht zahlreich sein unter den Frauen unserer Generation!

Hélène Monastier.
(Uebersetzt von M. Schmid.)

Die Frau.

Motto: „Denn die Hilfsmittel der Deutlichkeit helfen zwar in Teilen, zerstreuen aber öfters im Ganzen, indem sie den Leser nicht schnell genug zur Ueberschauung des Ganzen gelangen lassen und alle ihre hellen Farben gleichwohl die Artikulation oder den Gliederbau des Systems verkleben und unkenntlich machen, auf den es doch, um über die Einheit und Tüchtigkeit desselben urteilen zu können, am meisten ankommt.“

Kant, Kritik der reinen Vernunft.

Wenn auch jedem Einzelnen das eigenste Ich, das er in bestimmte Formen gegossen hat, Endziel seiner lauten und stillschweigenden, bewußten und nicht bewußten Aufmerksamkeit ist, wenn er für sich im innersten Inneren den Mittelpunkt bedeutet, wenn er sich für sein materielles und geistiges Sondersein tägliche Beweise erbringt oder diese Isoliertheit ihm von den anderen der Umgebung aufgezwungen wird, so ist doch der Einzelne eingereiht, verwickelt, durcheinandergewoben und durcheinandegewürfelt in die unbegrenzten, geordneten und chaotischen Reihen aller Anderen, in den unendlichen Inhalt der außerhalb jedes Einzelnen stehenden Vielen samt all ihren Organisationen, die so fest in ihn, den Einzelnen, verwurzelt sind, daß er sogar bei angestrengtester Betrachtung diese Organisationen (Familie, Staat, Nation und andere weniger absolut bewertete, soziale Verbindungen) auch als ein Ichziel erfaßt und sich mit seinen Kräften für die Erneuerung und Vervollkommnung des Kulturwandels einstellt. Jeder ist im Besitze zweier entgegengesetzter Lebensziele. Jeder erlebt in sich soziale und egoistische Zielrichtungen und versucht sie lavierend in eine Harmonie zu bringen. Indem er auf Kosten der einen die andere betäubt, oder die eine der anderen anpaßt und doch beide in sich trägt und tragen muß. Jeder von uns gehört sich selbst und enthält Beziehungen zur Außenwelt. Jeder gehört zur Kategorie der Masse und zur Kategorie des Einzelnen. Und doch gibt es keinen anderen Weg, als über den Einzelnen, wenn wir uns sogar ein Massenphänomen vergegenwärtigen wollen. Ueber die Aktivität des Einzelnen zur Massenaktivität. Ueber den Willen des Einzelnen zum Massenwillen. Ueber die Einzelpersönlichkeit zur Massenpersönlichkeit.

Selbstverständlich, daß wir dabei beim Einzelnen nicht stehen bleiben, sondern beinahe im nämlichen Atemzug die gesamten Phänomene der Massenerzeugnisse nicht aus dem Auge lassen sollen.

Es wäre nun zu bestimmen, wie man sich zum Problem des Geschlechtes entscheiden soll: Ob es in die Kategorie der Masse hineingehört oder nicht. Ob eine Definition der Geschlechter sta-

tuiert werden kann? Ob es nicht falsch ist, sich in dieser Richtung zu bemühen? Ob sich die Geschlechter überhaupt einreihen lassen? Ob sie nicht eine Kategorie für sich sind? Nach den sichtbaren Erscheinungen einteilend, ist man an die Geschlechter als an eine Massenpersönlichkeit ohne Berücksichtigung des Einzelnen herangetreten. Jeder Einzelne richtete für sich durch Generationen hindurch in seinem Geiste die Vorstellung von Männer- und Frauen-Partnermassen her, die Vorstellung von einem Forum der Männer gegen und für die Frauen und von einem solchen der Frauen gegen und für die Männer. In dieser Hinsicht leistete der Mann als der bildnernde Geist mehr als die Frau. Die weiblichen Anstrengungen beschränkten sich beispielsweise auf Suffragettes-Erhebungen und an die Arbeiterfrage erinnernde Bewegungen. Der Mann baute an den Gegensätzen. Er entwertete das ganze andere Geschlecht ins Absolute. Erhob es ins Göttliche. Man redete von männlichem und weiblichem Geschlechtsbewußtsein, von der Metaphysik der Geschlechter. Klar, daß, geleitet durch den materialistisch denkenden Verstand, man auch gerne im Einzelnen mikroskopierte.

Wenn wir uns die Masse im Sinne der mehr oder weniger Vielen zur Erlangung eines gemeinsamen Zieles oder verschiedener einzelner, eigensüchtiger Zwecke, die sich schließlich doch in einer gemeinsamen Endtendenz treffen, denken, so haben die Männer in der Kulturentwicklung zur Masse und Massenbewegung (Verein, Partei, Staat, Nation, Krieg, Revolution u. s. w.) sich selbst gestaltet. Waren also je nach dem Grade des gegenseitigen Zwanges Erzeuger, Schöpfer der Masse und ihrer Bewegungen. Das Frauen-Menschengeschlecht wird eigentlich nur seines schwächeren, andersartigen, körperlichen Baues wegen und durch die vom Manne ihm angewiesene Stellung als eine Gemeinschaft von Gleichartigen, als Masse bezeichnet und erforscht. Die Frau im allgemeinen befindet sich noch in dem Stadium, wo jede Einzelne unter ihresgleichen beinahe als die Einzige zu betrachten ist. Sie schließt sich, als ob sie eine einzelne Schwache wäre, an die Grundinteressen ihrer Familie oder an diejenigen ihres Mannes, dem sie sich nicht gewachsen fühlt, oder der sie zu schützen versteht, an. Die Frau des Friedfertige gebärdet sich als die Friedfertige, die Frau des Kriegers ist kriegsbewundernd bis zum ekstatischen Waffenaufheben und Töten, oder sich auflösend in der Schwesterpflege. Sie ist einstweilen sozial anschließend. Sie klebt der Gemeinschaft an, aber ist nicht sozial bildend. In Hinsicht auf die Frauen können wir tatsächlich jetzt nur erst von der Summe der einzigen Frauen sprechen, bei denen wir zu verfolgen vermögen, wie sich die Außenwelt subjektiv in ihnen abbildet, wie sich deren Persönlichkeitsbewußtsein ausnimmt. Und sollen nicht aus dem Auge lassen, daß des Menschen Denken, des Menschen Handeln, des Menschen Wollen und sogar des Menschen Wahrnehmen gefesselt und gebunden sind.

Des Mannes Gebundenheit streckt sich gegen die Organisation der Welt direkter aus. Die Frau ist mit diesen Organisationen zwar durch das Hineingeborensein verbunden, aber indirekter, als der Mann, etwa so, wie die Uferwelle mit der Ursprungswelle, wie ein Dachziegel eines Wolkenkratzers mit dem Fundament desselben. Die großen Ideenbewegungen streifen sie entfernter als den Mann. Dafür ist es das persönlichste Angewiesensein (des Körpers und des Geistes) sklavischer mit allen Realien und Irrealien verkettet. Und in dieser Verkettung, in der objektiven und subjektiven Gebundenheit ist die Persönlichkeit der Frau, ihr Wille samt der eigensten Leitrichtung zu erfassen.

Wir sind im üblichen Sprachgebrauch gewöhnt, dann von Willensbewegungen zu reden, wenn wir wählen und entscheiden, wenn die Bewegungen bewußter Natur sind, wenn sie wirklich beinahe greifbar werden. Wir vernachlässigen die stillen, unbewußten Willensrichtungen, denen man den Namen Triebregungen gibt, die aber in unserer komplizierten Psyche nicht mehr hemmungslose, ursprüngliche Triebregungen, sondern wohl in der Persönlichkeit begründete Willensbewegungen, die zu der Gesamtpersönlichkeit gehören, sind, die aufeinandergeschichtet, aneinandergereiht, den lauten Willensakt konstellieren, diesem Willensakt einen Baugrund bilden. In der Wissenschaft ist der Willensakt als herausanalysierter, aus dem Trieb, aus der Begierde herauspräparierter Vorgang gesehen worden, dem man Begleiterscheinungen, Einsicht und Streben beifügte, ohne diese Einsicht und dieses Streben auf die Ursprünglichkeit und Gezwungenheit, auf den wirklichen Wahrheitswert zu prüfen. Auch die Erreichbarkeit des Gewollten sollte dem Wollen beigelegt werden. Der Wille wurde zu einer mystisch-deterministischen Angelegenheit. Durch dieses Kristallisieren und Herausschälen und Verschwommenmachen schuf man zwar einen Gebrauchsgegenstand, ein Ding der Wissenschaft, aber nicht den Willen, der den Lebenswandlungen entspricht. Der Begriff Wille bekam durch das Spekulieren tausende von Formulierungen, wurde mißbraucht, führte dieser Weise zu Mißverständnissen, ging von einer Hand in die andere und zog das Monstrum „Willensfreiheit" hinter sich her. Wille ist hier nicht nur eine entscheidende Gefühlsbetonung nach der Wahrnehmung und vor der Handlung. Die Handlung ist nur eine kleine Ausführung von all den Verschiebungen und Schiebungen, Kreuzungen, Anstoß- und Abwehrbewegungen, die durch die Seelenfunktion, d. h. den Willen anläßlich der Berührung der Persönlichkeit mit der Außenwelt ausgeführt werden. Das Wollen ist nicht nur etwa Wählen und Beschließen, sondern es ist die Dynamik jeder unserer Bewegungen im Regulieren unserer Persönlichkeit in der bestehenden, immer neu werdenden Welt. Dem Leben, wie es ist, folgend, ist der Wille eine Verständigungsetiquette der Menschen für die Funktionen unseres Seelenlebens.

Die Vorstellungsmasse Persönlichkeit, wenn man sie in der Wandlung, und nicht geronnen, starr denkt, ist im Momente der Betrachtung eine somatische Anlage samt dem psychischen Ueberbau, dies jedoch nicht in der Form eines aufgespeicherten Materials, sondern in Bewegung gesetzt, durch die Lebensschwungkraft, durch den fortwährenden Regulator, den Willen belebt. Die Persönlichkeit schließt also die Gesamtheit aller Richtungen eines Individuums in sich ein. Während Wille, wenn wir den Ausdruck gebrauchen wollen, wie es den Tatsachen, dem Leben entspricht, die Persönlichkeit in ihrer Funktion ist. Der scheinbare Stillstand unseres Ichs, der objektiv nichts zu erreichen hat und sein Streben auf keine Einsicht hinweist, ist auch eine Funktion der Persönlichkeit, auch ein Regulieren, ein subjektives Gleichgewichthalten, ein Wollen.

Wille und Persönlichkeit gehen in einander. Wille setzt die Persönlichkeit mit ihren Zwecken, die sich mit dem Willen teilweise decken oder ihn enthalten, die ihrerseits an das Ich und die Umwelt gebunden sind, und aus diesen Zwecken hervorgehenden Bereitschaften voraus. Diese Bereitschaften können Leidenschaften, Begeisterungen, soziale Gefühle, Entwertungen, egoistische Richtungen u. s. w. sein. Die Persönlichkeit trägt den Willen in sich. Sie ist die Gesamtheit der ineinandergewirkten Richtungen, des eigenen in die Umwelt verflochtenenen Ichs, aufgerichtet auf dem Bau unseres Wesens in seiner Umwelt. Der Wille ist die jeweilige Dynamik. Die Persönlichkeit ohne Willen ist eine Konstruktion.

Man könnte erwarten, daß unser Wille im Dienste der Freiheit stehe, daß er ihr ausführendes Organ sei. Weil unser Ich doch nach Freiheit lechzt. Wir sehen, wie der Mensch seinen Willen richtet. Wir sehen sogar, daß er unter den verschiedenen Richtungen nur eine will. Wir erwarten somit die Erfüllung der Freiheitstendenzen. Andrerseits beobachten wir auch, daß dem Einzelnen die Welt mit ihren vielen bestimmten Richtungen nur ganz bestimmte Möglichkeiten zur Verfügung stellt. Und der Einzelne darf nur in diesen bestimmten Grenzen wählen und wollen. Sogar bei solch reduzierten Möglichkeiten des Wollens ist er an die wirkliche, wahre körperliche, oder an die von ihm über sich selbst gedachte Anlage gebunden. Man ist z. B. schlecht gebaut, oder man denkt sich, es zu sein. Ebenso in Bezug auf die Psyche. Aber auch an Schwäche oder Stärke seiner Umgebung, an die Gesamtheit dieser Zustände ist der Einzelne gefesselt. Jedes Individuum ist durch ungezählte sichtbare und unsichtbare, längere und kürzere Fäden mit Allen verstrickt. Er ist in einem Netze der Wechselbeziehungen, deren Herr er werden will, wenn er auch den Weg dazu über seine Niederlagen und mittelst vieler Untertänigkeiten einschlagen muß. Des Menschen Persönlichkeit samt seinem Willen ist eine Zusammensetzung von allen möglichen Richtungen, die sich nach seinen und der Anderen Schwächen und Stärken ordnen. Der

Einzelne ist eingereiht, sein Wollen verbunden und schon deswegen die Freiheit vergewaltigt. Der Wille ist demnach nicht frei, ist keine von uns geleitete Naturkraft, schon, weil jeder Einzelne kein Einziger auf der Welt ist. Das kontinuierliche menschliche Seelenleben, genau wie die Kausalverkettungen unserer Handlungen, bedeutet aber noch nicht den Determinismus derselben. Die im Glauben an den Determinismus eingeschlummerten Fatalisten sehen die Willensakte bis zur tatenlosen, vom Schicksal erzwungenen Bequemlichkeit vorbestimmt. Sie übersehen, daß den menschlichen Zielbewegungen nicht ausschließlich eine Möglichkeit zur Verfügung steht, sondern daß je nach der Problemstellung das Reich dieser Möglichkeiten mannigfaltig wird. Zum Beispiel gibt im Rahmen der sozialen Kombinationen, im Staate, die Wahl der Partei dem Willen zahlreiche Bewegungsmöglichkeiten. Und nur diejenigen Einzelnen bleiben Spielball ihres „Schicksals“, d. h., ihrem Nährboden konsequent treu, die aus Minderwertigkeit, Feigheit, Entschlußunfähigkeit, Lebensdummheit sich selbst überzeugen, diesen Weg vorziehen zu müssen. Den anderen Einzelnen steht in bestimmtem Rahmen die Bewegungsfreiheit zur Verfügung. Die Möglichkeit des Wollens, sagen wir in der Wahl der Gesetze zur Rechtfertigung des eigenen Ichs ist schon auf ein Minimum beschränkt. Das Wollen beim Entschluß des Einzelnen für oder gegen das Indenkriegziehen, für das Mitmachen oder Sich-aus-dem-Spiele lassen hat keine Wahl, außer der des Todes, wenn man sich gegen den Willen des Staates stemmt, beschränkt sich auf Leben oder Tod des Entschlußfassenden. Oder, noch genauer genommen: Auf Tod oder Tod. Der Wille hat hier für die Wahl nicht die mindeste Freiheit, muß die einzigmögliche Richtung einschlagen. Indeterminimus hält hier nicht stand.

Determinismus wie Indeterminismus sind wissenschaftliche Verabsolutierungen.

Das Verhältnis zwischen den Einzelnen und der Menschen- und Objektenwelt ist das unerschöpfliche Material zur Ausbildung der Persönlichkeit mit ihren aufgezwungenen Willensrichtungen. Dieses Verhältnis bildet gleichsam den gesunden, scheinbar auf dem Erdboden Feststehenden; oder den Schwankenden, Nervösen; oder den zum Wahnsinn greifenden, die Welt mit ihren aufdringlichen Realitäten Verlassenden.

Resultante welcher Stärken und Schwächen nun, welcher Fähigkeiten, welcher Kämpfe und Ineinanderauflösungen, welcher Anstoß- und Abwehrbewegungen, welcher Verkettungen und Isoliertheitstendenzen, welcher Gewohnheiten und Freiheiten wurde der Persönlichkeitsbau der Frau? Wie gestaltet sie daraus den Willen, diesen markanten Zug der Persönlichkeit, der ihr Färbung, Sinn, Anstand, Menschlichkeit und den Platz in der Wirklichkeit anweist, diesen Regulator des Gleichgewichtes zwischen den Einzelnen in ihrer Reibung mit der Welt? Wohin lenkte sie ihn? Welche Ansprüche

richtete sie an ihn? Welchen Forderungen sollte er gewachsen sein? Welche Anteilnahme am Weltgeschehen entscheidet er für die Frau?

Der Körper der Frau, der ihr von vorherein eine bestimmte Bahn des Angewiesenseins anlegte, erklärt uns, warum das Geschlechtsproblem unausrottbar ist. Dieser ihr anderer Bau schuf ihr im sozialen Leben ein eigenes Geleise. Wurde auch zur Anlage für andere Charaktereigenschaften. Das Fundament gab der somatische Geschlechtsunterschied. Die Tatsache des körperlichen Geschlechts-Angewiesenseins, die Tatsache der Geschlechtsverhältnisse, das Bedürfnis nach einer Wahl eines kompensatorischen Individuums zur Befriedigung der Leibessehnsucht setzte schon an sich eine unter vielen Abhängigkeiten fest.

Einerseits freute dies den Menschen. Er nimmt die Welt gerne an, löst sich gerne in ihr auf. Liebt und pflegt seine Liebesbedürfnisse. Erbaut sich sehnsüchtig den Gott.

Andrerseits ärgerte das gegenseitige Angewiesensein, die Abhängigkeit jeden Einzelnen. Er suchte nach dem Siegen aus dem Unterliegen und pflegte freudig seinen Haß in seiner Ohnmacht. Der Ohnmächtige gesteht ungern seine Ohnmacht ein. Es ist nicht zu entscheiden, ob der Kampf der primäre Vorgang ist, der, wenn er nicht stattfinden konnte, die Gleichheit durch Liebe bis zur Vergötterung erzeugte. Wenn der Einzelne nicht haßen und kämpfen kann, so tut er so, als ob er es nicht möchte. Sucht neue, andere Mittel und Kunstgriffe, mobil zu machen und vervollkommnet sich darin. Haß und Liebe in verschiedensten Abstufungen begleiten und begleiteten die Abhängigkeiten der Geschlechtspartner. Und nicht nur die Fortpflanzung als solche, nicht die Fortsetzung im zukünftigen Kinde, sondern der psychische Ueberbau über die Geschlechtsgegensätze wies die Geschlechter auf einander an. Der Mensch rastet aber nicht. Er sucht, forscht, beweist, behauptet, baut und verbaut sich, ist objektiv und subjektiv in seinem Suchen. Aus dieser Unruhe gebiert er Kausalitäten, Erklärungen, Zusammenhänge zwischen den Einzelnen und den Vielen.

Die teils tendenziösen, teils sachlichen und scheinbar sachlichen Vergleiche zwischen den beiden Geschlechtern, die die Laien, und von ihnen falsch inspiriert, die Gelehrten, und vom Gelehrten rückwirkend, wiederum die Laien anstellen und anstellten, führten zur Entscheidung der I n f a n t i l i t ä t der Frau: Minderwertig sei die Körpergröße, klein das Leibesgewicht, schwach die Behaarung des Gesichts, gering das spezifische Gewicht der Blutkörperchen, anders das Volumen und Gewicht des Schädels, geringer die Zahl der Gehirnwindungen und -Furchen, infantil die Zirkulation und Respiration. Und nicht nur in der Richtung der Anatomie, sondern auch für die Physiologie und Ethik der Frau stellte man Axiome auf: Die Frau habe eine Vorliebe für starke Gerüche, was als Geruchsminderwertigkeit, als schwache Empfindlichkeit erklärt wurde. Das=

selbe soll auch für andere Sensibilitäten gelten. Dabei überging man die Frage, ob die Frau vielleicht nicht anders mit ihrer Sensibilität umgehe, gezwungen durch ihre Stellung in der Welt. Die Moral sei inferior, „kenne überhaupt nur eine Ehre, die Geschlechtsehre". Inferior sei die Intelligenz, abwesend die schöpferische Kraft, mangelhaft die Differenzierung. Die Erotik fehle ihr. Sie denke zum Manne durch den Mutterinstinkt und das Schutzbedürfnis. Das Heroische gehe ihr gänzlich ab. Nebenbei eine der naheliegenden Fragen: Ist nicht die Selbsteinschätzung der Frau eine derartige, daß sie sich zu heroischen Handlungen und Gefühlen nicht emporschwingen kann oder ist ihr geistiges Training, sind ihre Mittel in der Welt nicht einstweilen anderer Natur?

Die Antithese zu allen diesen Thesen bedeutet der Mann. Das Weibliche und Allzuweibliche wurde allmählig Symbol der Schwäche. Das Männliche stempelte sich zum Sinnbilde der Stärke, Zivilisation, Kunst (im Sinne der ausgeputzten und geschminkten Gefühligkeiten), Schwäche, Hingebung, Anlehnung, Nachempfinden fallen in den Kreis der Weiblichkeit. Beruf, Kraft, Kulturfortschritt, Produktivität, vernunftmäßige Nüchternheit gehören in den Bereich der Männlichkeit.

Aber auch der Musen Inspirationsfähigkeit projizierte der Partner Mann in die Frau hinein. Sie sei die herausfordernde Lebensschwungkraft zu seiner Schöpfung. Und noch mehr: Er hat sie mit dem Gottnimbus umwoben, er vermadonnisierte sie. Er bewertete sie bis zur eigenen Selbstlosigkeit, entwertete sie bis zur Verneinung ihrer Daseinsberechtigung. Gleich, ob von der einen oder anderen Einschätzung ausgehend, suchte man ihr doch den einen, ihr zugedachten Platz anzuweisen. Eine begreifliche, menschliche Lavierungstendenz und Lavierungsnotwendigkeit, weil wir nicht nur an einander und aufeinander leben und aus diesem chaotischen Wirken unser eigenstes Ich finden und durchsetzen wollen. Ob wir lieben oder haßen, suchen wir den für uns geeigneten Sitz. Der oberste Rang wird subjektiv, je nach Körper und Geist und nach der Gestaltung der Umwelt gewertet und erfaßt. Auch der Frau wurde ihr Platz zugeteilt, worauf sie versuchte, in Untertänigkeit und und in Fesseln dennoch scheinbar frei und zu oberst schwimmen zu können. Eine geniale Findigkeit menschlicher Anpassung.

In den Kampf um die oberen Sitze, in diesem Turnier gegenseitigen Sichmessens, in diesen Tummelplatz von Bewertungen und Entwertungen wird schon jeder Einzelne, Mann wie Frau, durch die Geburt hineingespült. Jede neue Generation nimmt scheinbare Tatsachen, wie z. B., daß die Frau bestimmten Fiktionen des Mannes zu entsprechen habe, von der vorhergehenden Generation samt ihren Feststellungen, Befürchtungen, Sicherungen, Waffen, Kunstgriffen und Bereitschaften in Empfang und schmiedet mit konservativ-ängstlicher Vorsicht die ihrigen.

Der jetzt und in der historischen Struktur des Denkens und Fühlens der Frau von jeher Stärkere, der Mann, bildet ihre Umgebung und weist sie geistig und materiell, wie ebenso geschlechtlich, was freilich unumgänglich ist, auf sich an. Klar, daß auch er ihr den Ansporn zum Sichmessen, zum Suchen nach Erhebung einflößt, ihr das Bedürfnis nach Selbstbehauptung aufnötigt, aber auch die Ursache bildet, ihrer psychischen und körperlichen Ohnmacht ihrem Partner gegenüber immer wieder eingedenk zu werden.

Welcher Mittel bediente sich die Frau, um wider den Mann das Feld zu behaupten? Durch den Gedanken an ihre Schwäche konstelliert und absorbiert, leitete sie ihre Gleichgewichtsbewegungen nach der Linie der kleinsten Widerstände, wo sie subjektiv am meisten zu gewinnen in Aussicht hatte. Sie versuchte nicht die Tatsache, daß die Männer einerseits ebenfalls dem gebrechlichen Körper untertan, andererseits, ohne schwach gebaut zu sein, oder vielleicht gerade deswegen, mit weiblichen Charaktereigenschaften behaftet sind, auszubeuten, und danach ihre Welteinstellungsverirrungen umzumodellieren. Nein, sie griff zu ihrer Schwäche, um aus ihr ihre Machtmittel zu schmieden.

Sie nahm stillschweigend die Geschlechtlichkeits- und nicht die Menschlichkeitseinstellung in den Beziehungen Mann-Frau an, ja noch mehr, suchte diese Einstellung zu betonen.

Die Frau prägte je nach Bedarf die Aestethik ihres Körpers aus.

Mit der Entwicklung der Kultur, mit der Wandlung der Zeit nahm sie, schneller als der Mann, die Bewegungen der Zivilisation an. Denn im Zentrum ihrer Interessen, für ihr Vorwärtskommen erfand sie von Bedeutung: nicht die Stellung zur Welt, sondern die Stellung dem Manne gegenüber bei sich zu fördern. In der Zivilisation übertraf sie auch den Mann. Denn sie bedurfte dieser Waffe mehr als er. Ich spreche von der bürgerlichen und aristokratischen Frau und nicht von derjenigen der Arbeiterklasse, wo die materielle Frage beide Geschlechter, die begreiflicherweise durch die Not gezwungen sind, nach Vereinigung der Magenfrage zu trachten, von vorneherein in Anspruch nehmen. Aber auch die Arbeiterfrau huldigte Zivilisationsbestrebungen und auch sie, um dieselben als Machtmittel gegen und für den Mann ausspielen zu können.

Nicht nur entsprach die Frau im Allgemeinen dem Gefühle des Mannes, Eigentümer der Frau zu sein, sondern mit der Wohllust der Schwachen pflegte sie bei ihm diese Vorstellung. Gab sich außer dem Glauben an die üblichen gesellschaftlichen Obrigkeiten noch den an das Privilegium, unter der Obrigkeit des Mannes zu stehen.

Betrachtete schließlich den Gedanken, vom Manne geschützt zu sein, als die auserwählte Aestethik und Ethik ihres weiblichen und allzuweiblichen Wesens. Das Schaukeln in Seufzern, in dahin-

schmelzender Hingebung an den Mann angelehnt und auf ihn angewiesen zu sein, ist schon der Pubertätsfrau Traum.

Ihre Fortsetzungs- und Mutterschaftsfähigkeit, diese Selbstverständlichkeiten der Natur, verstand sie in das Denken des Mannes als Kulturobjekt einzuimpfen, als Eigenschaft, die sie heiligt, die ihr den Madonnenglorienschein verleiht. Nicht nur hegte und verhätschelte sie ihre Schwäche, sondern sie schuf sich daraus ihre Kraft, ihre ureigenste Fiktion und neigte schließlich im Glauben daran zur Selbstanbetung.

Aus der minderen Achtung, die bis zur Mißachtung ausartete, die ihr durch die Generationen hindurch entboten wurde, erschuf sie sich ihre engbegrenzten Ziele, ihre Ziellosigkeit, die sie bis heute erleidet, während in der nämlichen Zeit die Kulturwandlungen ihren Entwicklungsgang nahmen. Aus der Mißachtung einerseits, der Vergötterung andererseits, die ihr der Mann angedeihen ließ, wob sie die sklavische Untergebenheit bis zur Selbstverleugnung. Ein Lavierungsmittel, das die Eigenart, Ursprünglichkeit und Tatkraft in ihr erstickte, ihr gleichzeitig eine Waffe in die Hände spielend, mit der sie zu blenden vermochte. Dafür aber auch für ihren beträchtlichen Rückstand in der Entwicklung zum Nachahmen und Nachempfinden sorgte, was alles beinahe „aus lauter Güte und Hingabe" bis zu einer Art Weltblindheit führte, die bis an Selbstvernichtung grenzt. Wie im Märchen vom gütigen Dummkopf, der, nachdem ihm die Mutter beigebracht hat, daß er sich beim Anblick eines Leichenzuges des Tanzens enthalten müsse, umgekehrt mit- und nachweinen solle, um geschätzt und geliebt zu werden, beim nächsten, ihm begegnenden Hochzeitszug seine Aufopferung und Hingabe darin bewies, daß er an dessen Spitze schreitend, große Tränen vergoß. Der Nachahmende, ins Absolute sich Anschließende ist sich und anderen gefährlich.

Ihr Bevormundetsein beutete die Frau aus, lernte es lieben, verlangte es sogar, weil sie sich aus der tatsächlichen und gedachten Schwäche vorstellte, daß sie es so wollte.

Man hat der Frau vieles angehängt, vieles festgesetzt, und da sie sich sozial anschließend ausbildete, suchte sie bis zur Stunde der Fiktion des Mannes zu entsprechen. Ward ihr zur Gewohnheit, was durch Jahrtausende galt. Und da der Frau Sklaverei, Fortpflanzungs- und Hausgeschäfte auch als Opfer für das Wohlergehen des Mannes geachtet wurden und sie ihr Leben ohne wirklichen Geistesansporn nicht nur dahinfristen durfte, sondern sogar sollte, entging ihr im Alltag die wahre Einstellung des Mannes zu ihr und auch die der Frau zum Weltbilde.

Daneben muß natürlich zugegeben werden, daß die Frau auch positiv zu bewertende Mittel anzuwenden versuchte. Aber selbst in der Behauptung mit diesen positiven Mitteln klebte sie am

Vorbilde des Mannes. In den Leitlinien der Einzelnen ging die Emanzipation bis zu Weiningers Vorbild vom Stärkeren.

Der Frau Körper, ihre geschichtliche Vergangenheit, ihre Umwelt und die aus der Umwelt hervorgehenden Forderungen und Urteile, alles das wurde zu Bausteinen ihrer Persönlichkeit. Alles das bildete ihr Wollen und Sollen aus, wurde von ihr zur Mobilmachung ihrer Charakter- und Willenseigenschaften verwendet. In diesem Kampfe um Stellung und Platz schuf und erdichtete sie sich ihr Selbst.

Körperlich sind die Beziehungen zwischen Mann und Frau Geschlechts- und sogar Fortpflanzungsangelegenheiten. Psychisch, im Sinne des Kampfes der Individuen unter einander, sind die Beziehungen Mann-Frau Probleme des Sollens und Wollens. Menschlich-metaphysisch-göttlich sind es Gesinnungsfragen.

So sind wir denn im Besitze der Beziehungen. Wir bilden sie. Wir erziehen uns an ihnen und wir erleiden sie. Nach außen treten diese Beziehungen in ihrer harmonischen Kleidung von verschiedenster Qualität. Als mechanisierte Zustände und Zustandsbilder der Anpassung. Das Festsetzen der Beziehungen ist Schöpfer der Kultur und Schöpfer allen Uebels dieser Kultur.

Diese Beziehungen samt den Beweisen für die Inferiorität der Frau führen nun manchen Einzelnen in den täglich stärker fühlbaren Konflikt mit der Welt und schieben der Frau solcherweise den Stoff zum Schwanken, zum Erleiden ihres Ichs und des Weltwesens zu. Oberflächlich scheinen diese Konflikte, die den nervösen Charakter kennzeichnen, denen des Mannes zu gleichen, weil sie in ihrer Form und im äußeren Inhalt wie beim Manne abgegrenzt und abgekapselt sind. Fragen des gewöhnlichen gemeinen Alltags. Dagegen tragen sie bei der Frau selten das Erleiden des Berufes, der Weltanschauung, der Gesinnungsmöglichkeiten, des Weltgeschehens in sich. Entsprechende Fragen treten wohl an die Frau heran, aber eigentlich nur in Minimaldosen. In den Vordergrund stellt sich das Weiblichste des Weiblichen: das Problem der Frau in der Frau, gemessen an einem ihrer Nebenbilder. Also die Frau im Kampf mit ihresgleichen. Um den Mann. Das Erleiden ihres eigenen Leibes, ihres falsch gerichteten Denkens. Ein Suchen, aus dem Unterliegen durch Hingabe, durch sozialen Anschluß an den Mann zur Erhöhung bis zum herrschsüchtigen Tyrannisieren zu gelangen. In Form von winzigsten Alltagsreibereien. Ein Taumeln zwischen Macht und Ohnmacht, Willenskraft und Willenslosigkeit um und für den Mann.

Die Frau spricht von Hingabe, lehnt sich mit geschlossenen Augen, blindlings an. Und dabei ist das menschliche Alleshabenwollen, das Greifen nach dem Eigentum des Alls, das in dieser sich auf den Leib rückenden Welt auch die Frau erfüllt, fast eine reflektorische Bewegung unserer Augen, Ohren, Nase, Geschmacks-

drüsen, Hände, unseres Körpers. In der Tat erzeugt in uns das Nichthabenkönnen eine Feindseligkeit, die je nachdem Reaktion von verschiedenster Tragweite ist.

Die Frau versteckt sich hinter ihrer Hingabe, gerät darum in Konflikte, und, was das Wichtigste ist, verdunkelt ihr Gesichtsfeld aus lauter Scheinmadonnengüte, leistet dadurch ihrer Schwäche Existenzmöglichkeiten, nimmt nicht nur keinen Anteil an den wahren, wahrsten, notwendigsten Wirklichkeiten, sondern verzerrt sie und verschiebt deren Verwirklichung. Sie lebt ihrer historisch gewordenen Rolle.

Es wäre an der Zeit, die Dinge in ihrem wirklichen Sachverhalt zu erkennen. Erkenntnis ist jedoch nicht nur eine impressionistische Betrachtung, eine Verstandesgastronomie. Das Erkennen ist ein Erfassen der Abhängigkeitsverkettungen zwischen Gesellschaft und Einzelnem. Ein Ausweg aus der Weltverlogenheit. Eine Grundlage für Sittlichkeit und Menschlichkeit. Zur politischen Freiheit gelangt man z. B. durch das Erkennen der Unmöglichkeit konservativer Gesetzesschranken für die vorwärtsgeschrittenen, anders gewordenen Rechtsgefühle, sowie durch Aufrichten neuer Beziehungen zwischen den Angehörigen des Gemeinwesens. Je weiter im Denken ein Volk, desto weniger verbluten die vielen Einzelnen.

Die Frau soll sich nicht für Madonnen-, Tanz-, Schauspiel- und andere ähnliche Künste berufen fühlen. Sie darf nicht mehr in schwülen Nichtbewußtheiten schweben. Der Ernst des Erkennens wird ihr neue Wege zeigen, die ihr erst das Leben bringen und nicht das Leben nehmen.

Alle falschen, menschlichen Anschauungen sind die Folge einer Gleichgewichtsregulierung unseres Ichs, die das Chaos, das in der Welt und in uns Einzelnen besteht, nicht berücksichtigt.

Während der Kriegszeit haben sich die Frauen als moralische Mitkämpferinnen (ich meine hier nicht die praktische Unterstützung, die sie gezwungenermaßen im Felde und im Staatswesen leisten mußten) ihres Standes, ihrer Männer erwiesen. Sie, die heilspendenden Milden, gingen wie Schafe mit der Herde, schürten am Völkerhaß, vielleicht aus der Ueberhörigkeit zum Manne, mit noch größerer Impulsivität, mit einer noch weitergehend kritiklosen Mentalität als dieser, statt im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Hat die Hingabe in der jetzigen Welt des Kampfes das gewünschte Ethos? Zieht sie nicht unethische Folgerungen nach sich? Von der christlichen Moral würde man eigentlich eine andere Art der Vergeistigung erwarten. Des Weibes Sichergeben darf nur eine private und keine Menschheitsangelegenheit werden und bleiben. Nicht, daß die Frauen im Kriege schlechter als der Mann gewesen wären, aber ihrem Standpunkt, den sie sich in der Geschichte angewiesen hatten, der Fiktion, die ihnen vorschwebte, handelten sie zuwider, während der Mann dies eigentlich nicht tat.

Dadurch, daß die Frau aus ihrer Welteinstellung sozial anschließend wurde und deshalb vorgezeichneten Fiktionen, Vorbildern vorbehaltlos nachlebte, schnitt sie sich ihren Lebensplan, ihre Lebensinhalte, ihre Lebensforderung schön sauber auf die einfachsten Formeln zurecht. Damit erledigte sich das Erkennen für sie von selbst. Das Leben, die Wirklichkeit aber, wird nach ihrer Kompliziertheit sich noch weiter komplizieren. Bis zwischen der Frau mit den vereinfachten, scheinbar praktischen Formeln und der Realität immer größere Distanzen und dadurch auch immer größere Konflikte ausbrechen. Das Erkennen, das richtige Denken muß das unerläßliche Streben jeder Einzelnen sein, wenn es auch nicht immer appetitlich erscheint und gar oft wehe tut.

Des Weiteren heißt Erkennen nicht Kampf um Gleichberechtigung billiger Qualität in der Frauenbewegung gegen den Mann. Frauen verbinden sich zur Frauenbewegung für Frauenrechte, verlangen in der Masse die Gleichheit und lassen dabei mit Vorliebe die Pflichten außer Acht, die die Forderung nach den Rechten mit sich brachte. Es ist das Nämliche, wie wenn wir Freiheit und gleichzeitig mit Sorgfalt unsere Gebundenheit und Abhängigkeit weiterpflegen wollten.

Die Frau muß als Selbstverständlichkeit die nämlichen Einstellungen und die gleichen Forderungen mit und neben dem Manne an den im jeweiligen Jetzt stetsfort allzusauber geordneten Weltlauf stellen. Und nicht der Durchführung von Weltideen ihr keusches Schamgefühl entgegensetzen. Sie ist noch ein Einzelner und hat an der Welt aktiv mitzumodellieren.

Wir müssen die Frage nach unserer Existenzberechtigung, nach dem Wozu des Erdendaseins, nach seinem Werden und Vergehen ablehnen. Es gibt nur einen Standpunkt: Der Mensch, die Frau ist. Diese Tatsache berechtigt zum Dasein, gleich, ob beispielsweise die Frau schöpferisch sei oder nicht, ob sie zum Phantastischen neige oder nicht, ob sie einstweilen nur die sich anschließenden Rekruten im Weltheer stelle oder nicht. Der Weltwahnsinn braucht alle menschlichen Kräfte, um für den Einzelnen und die Vielen das, was wir menschlich nennen und nennen wollen, zu erschaffen.

Die meisten von den Fragen, mit denen sich die Frau in der Frauenbewegung beschäftigt, sind eigentlich konventioneller Natur: Sie hat auch ihr Recht zu Hause. Sie kann sich auch freien Ausgang gestatten. Sie hat auch etwas zu sagen beim Gebärenmüssen und bei der Namensgebung des Kindes. Sie hat auch das Recht, einen Beruf zu wählen und auszuüben. Sie soll ihre Kräfte im Kampfe nicht ausschließlich gegen die historische Struktur des Bewußtseins ihrer Partner, der Männer vergeuden, als ob ihr Heil daraus erwüchse. Sie erreicht damit lediglich die sozial-materielle Gleichberechtigung. Man muß die peripheren von den zentralen Problemen unterscheiden. Wir können die Menschheitsfrage nicht

durch die Arbeiterfrage lösen. Damenvereinsphilantropie hat mit dem Welterlösungsgedanken nichts zu schaffen. Die Aufgabe lautet: Durch Vervollkommnung ihres eigenen Ichs nicht Gegen-, sondern Mitansprüche, nicht Gegen-, sondern Mitentscheidungen zu postulieren. Dabei denke ich natürlich nicht an Vorschriften für ein Universalrecht, genau, wie wir nicht Forderungen für ein Allgemeingesetz der Freiheit aufstellen können.

Mit dem Weltempfinden und Welterkennen geht es, wie mit der Musik und Literatur im Hausgebrauch. In jeder Familie wird in den Erholungsstunden geklimpert, werden Bücher gelesen und Verse zu Festlichkeiten expektoriert, sowie nebenbei Gott und die Welt erledigt wird. Der eine Mensch ist dem anderen nie genug Angelegenheit seines Ernstes. Im Schweiße des Angesichts wird nur das Brot verdient und das Haus geputzt. Für alles andere haben wir bereits Mechanismen, je nachdem ablehnende oder zustimmende Einstellungen.

Wirklich — es ist an der Zeit, den Surrogaten auszuweichen, den Dilettantismus im Welterkennen abzulehnen!

Wir sind ins Zeitalter der Forderungen eingetreten:

Menschen sollen sich zur Menschlichkeit bekehren!

Gesinnungsschleicher müssen ausgerottet werden!

Von den Nationen verlangt man Nationalität.

Von den Einzelnen den Kosmopolitismus.

Von der Sozialdemokratie den verlorenen Internationalismus.

Von der Wissenschaft nicht allein die Wissenschaftlichkeit, sondern vor allem die Lebenswahrheit.

Von der Frau die Menschwerdung.

Da der Einzige im Grunde gegen den Einzelnen ist, muß jeder Einzige gleichsam seinen Nächsten und Partner beinahe durch seine Person einzusaugen verstehen, damit die Fähigkeit des sich Auflösens des Einen im Anderen das Göttliche in uns, das unser verkümmertes Eigentum ist, nicht ganz verkommen läßt. Die Verbindung des Kämpfenden und Sich-Einfühlenden in der Frau muß seine einheitliche Prägung finden und zwar nicht durch Unterdrückung des einen auf Kosten des anderen. Der Mensch schwang sich immer mehr dazu empor, Gott abzulehnen, um eigentlich selbst dessen Platz einzunehmen. Ohne sich zu bemühen, dieser Fiktion zu entsprechen. Gott sein heißt unter uns: Das Menschlichste an der Menschlichkeit hervorkehren. Es gibt jetzt in der Menschheit unendlich viele Hauptangelegenheiten, die zu Menschlichkeit gleich Göttlichkeit emporsteigen müssen.

Es ist an der Zeit, Ihr Frauen, Euch nicht hinter Euerer historischen Schwäche zu verstecken. Sendet Euere Fühler aus! Bildet Euch Organe, um das Weltgeschehen zu erfahren! Sodaß Ihr die Kompliziertheit, und nicht die erste beste Kausalität für das Verständnis der Dinge wichtig nehmen lernt! Lechzet nicht nur im

Sinne der bürgerlichen Achstundenarbeit nach Freiheit und billiger Selbstbehauptung, weil übrigens beides selbstverständliche Postulate, Voraussetzungen und nur materielle Regulierungen sind. Seid als einziges nur Euch selbst. Erhöht euer Verantwortlichkeitsgefühl dem Weltgeiste gegenüber! Peitscht alle Fähigkeiten zum Erfassen der Weltunendlichkeit in Euch auf! Flüchtet Euch nicht in die längst veraltete, sklavische Untergebenheit! Lernet endlich den Begriff Mensch, die Idee Menschlichkeit durchschauen! Modelliert Euch danach! Und Euere Rolle in der Welt spielt vor dem richtigen Forum.

„Vermännlichung des Weibes" jedoch heißt dies alles nicht und soll es nicht heißen.

Vera Straßer.

Die Revolution der Frau.[1]

Werte Genossinnen,

Wir sind es nun seit Jahren gewohnt, alljährlich im März einen sozialdemokratischen Frauentag zu feiern. Was der 1. Mai für die gesamte organisierte Arbeiterschaft bedeutet, bedeutet dieser Märztag für die sozialdemokratische Frauenschaft. Es ist ein Sammeltag, ein Tag des Rückblicks und ein Tag des Ausblicks. Sammeln wollen wir an diesem Tage unsere Frauen, die Organisierten, damit sie sich einmal wieder bewußt werden der Kraft, die in einem geschlossenen Zusammenhalten liegt. Sammeln wollen wir aber auch die andern, noch unorganisierten Frauen, um ihnen recht eindringlich darzustellen, daß ihr persönliches Einzelschicksal mit all seinen persönlichen Nöten, Entbehrungen, Lasten und Leiden eben nicht nur ein Einzelschicksal ist, sondern daß gleiche Nöte, Entbehrungen, Lasten und Leiden ungezählte ihrer Schwestern aus dem Arbeiterstande bedrücken. Aber freilich, nicht nur das wollen wir ihnen sagen; das wäre eine traurige Botschaft, die wir ihnen zu bringen hätten. Wir wollen ihnen auch das andere sagen: Daß eben, weil ihr Schicksal das Schicksal von Tausenden und Hunderttausenden anderer Frauen ist, sie mit diesen andern zusammen ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen und es neugestalten müssen. Denen, die schon im Kampfe stehen, Mut zum Ausharren und denen, die erst für den Kampf zu gewinnen sind, Mut zum Aufnehmen des Kampfes zu machen, das ist die Aufgabe des Frauentages. Darum auch ist er ein Tag des Rückblickes und ein Tag des Ausblickes. Rückblickend wollen wir feststellen, was wir im Kampfe gewonnen haben, und ausblickend wollen wir uns darüber klar werden, was noch zu erreichen ist und wie wir es erreichen können.

[1]) Rede gehalten am sozialistischen Frauentag in der Kirche zu St. Jakob in Zürich am 16. März 1919.

Der Frauentag hat aber noch den ganz besondern Sinn, daß er den einen Gedanken in den Vordergrund stellt: Nicht nur muß die Proletarierin mit ihren männlichen Genossen zusammen den Kampf um eine völlige Neugestaltung unseres Wirtschaftslebens aufnehmen; sie muß auch, eben um diese Neugestaltung zu erreichen, in den Kampf um die völlige politische Gleichberechtigung mit dem Manne eintreten.

Wenn wir von diesem Gesichtspunkte aus über das vergangene Jahr zurückblicken, so könnten wir eigentlich den heutigen Frauentag beinahe als einen Tag des Triumphes feiern. Was ist seit einem Jahr nicht alles gegangen auf diesem Gebiete! Während wir sonst froh waren, wenn wir etwa wieder auf einen neuen Staat Nordamerikas hinweisen konnten, der das Frauenstimmrecht eingeführt hatte und uns schon freuten, wenn nur wieder irgendwo in einem Kantonsrate oder andern Rate ein paar anständige Worte zu Gunsten des Frauenstimmrechtes gefallen waren, so haben wir jetzt, um nur das Nächstliegende zu nennen, in unsern zwei Nachbarstaaten im Norden und im Westen, vom Rhein bis zur Donau, wenigstens im Prinzip Mann und Frau als gleichberechtigte Bürgerinnen, und innert unserer Grenzen wurde kürzlich im neuenburgischen Kantonsrat der Antrag auf die Erteilung der politischen Rechte an die Frau angenommen. Unser Zürcherischer Kantonsrat hat vor wenigen Tagen eingehend darüber disputiert, ob den Frauen bloß in den Gemeinden oder gleich für den ganzen Kanton die politische Gleichberechtigung zugebilligt werden solle, und in dieser Diskussion ist doch mit einer ganz andern Sachlichkeit geredet worden, als man es noch vor Kurzem gewohnt war.

So könnten wir also mit dem abgelaufenen Jahr zufrieden sein und froh und sicher in die Zukunft blicken? Ja, ist es nicht fast überflüssig, noch für das Frauenstimmrecht Propaganda zu machen? Kommt es nicht fast von selbst?

Zufrieden mit dem abgelaufenen Jahr? Ja und nein. Es hat ganz ungeheure Umwälzungen gebracht. Zunächst militärisch! Wenn wir an die militärische Lage von vor einem Jahr denken! Da schaute die Welt in atemlose Spannung nach der Westfront, wo sich Deutschland zu der schon seit Monaten verkündeten großen Offensive rüstete; von Schauder erfüllt dachte man der Opfer, die diese Offensive, ob sie erfolgreich oder erfolglos sei, wieder fordern würde und man horchte mit zitternder Spannung auf jeden Ton, der von einer Auflehnung der Völker gegen dieses erneute Morden Kunde zu bringen schien. Aber, wenn es einen Augenblick den Anschein hatte, als ob solche Töne zu uns herüberklängen, so wurden sie sofort überdröhnt von dem Donner der Kanonen, und das erfolgreiche Vordringen der deutschen Armee gab den damals herrschenden Gewalten der Zentralmächte die Macht und den Mut, alle unbequemen Volksbewegungen zu unterdrücken.

Und heute? Heute schweigen die Kanonen. Heute sind jene Gewalten vernichtet; die Militärmacht der Zentralstaaten ist gebrochen, die Throne sind gestürzt, die Herrscher vertrieben. Die mutigen Kämpfer für Wahrheit, Recht und Volksbefreiung, die vor einem Jahr die Unterdrückten, Verfolgten, Gehetzten waren, die durch Gefängnis und Zuchthausstrafen und durch alle möglichen anderen Quälereien mundtot gemacht worden waren, sind heute umjubelte Führer; einige von ihnen haben die Gefängnispritsche mit Sitzen im Parlament und in der Regierung vertauscht. (Daß ich dabei nicht an die Ebert und Scheidemänner denke, werden Sie mir ohne Weiteres glauben.) Und die Frauen, die gestern noch politisch Rechtlosen und Unmündigen, werden heute als wichtige Faktoren im politischen Leben gewertet und umworben.

Und aus jenen Staaten, in denen die Völker, durch unerhörten Sieg betäubt, zunächst im Siegestaumel völlig unterzugehen schienen, dringen auch immer wieder Gerüchte von nahebevorstehenden großen politischen Umwälzungen zu uns. Die Völker, die die Siege haben erfechten helfen, die Männer, die sie mit ihrem Blute erkauft und die Frauen, die hinter der Front durch Arbeit, Entbehrung und Seelenqual ihren Beitrag geleistet haben, haben nun auch ihre Macht und Bedeutung im Staate erkannt und wollen sich die Anerkennung dieser Bedeutung verschaffen.

Wenn aber rings um uns herum alles gährt und brodelt, sollte da nicht auch sogar für unser rückständiges Land die Stunde der Volksbefreiung gekommen sein? Und Volksbefreiung heißt heute unbedingt auch Befreiung der Frau. Darum dürfen wir uns schon noch einmal fragen: Ist es nötig, daß wir uns noch viel um die Erringung dieser Rechte mühen, die uns durch die kommenden Ereignisse vielleicht als reife Frucht in den Schoß fallen? Ja, wir können noch weiter gehen und uns fragen: Bereiten sich jetzt nicht so ungeheure Dinge vor, daß die Frage des politischen Stimmrechts der Frau klein und nichtig erscheint gegen sie? Die Schicksale der Völker, das Schicksal der Menschheit steht auf dem Spiel; können wir uns da noch um das Schicksal der Frau im Besonderen kümmern?

Mir liegt diese Frage sehr nahe. Denn mehr als unser Sonderschicksal liegt mir das Schicksal der gesamten Menschheit am Herzen. Und mehr als um die Befreiung der Frau ist es mir um die Befreiung des Menschen überhaupt zu tun.

Und dennoch, ja gerade deswegen trete ich auch heute ein für die Erteilung des vollen Stimm- und Wahlrechtes an die Frau.

Zwei Gründe habe ich dafür.

Einmal wollen wir uns die Lage klar machen. Das Bild, das ich vorhin von der heutigen Lage entworfen habe, ist ein einseitiges Bild. Wir haben Revolution und Auflösung alles Bestehenden in Rußland und Deutschland; wir haben Chaos und Anarchie in Oesterreich und Ungarn, oder, wenn die Zustände die dort herrschen, viel-

leicht noch nicht so genannt werden können, so ist das nur den Umständen zuzuschreiben, daß das allgemeine Elend die Bevölkerung unter seinem dumpfen Druck hält und sie völlig apathisch macht, daß Nationalitätenstreitigkeiten den Zusammenschluß der Proletarier als Klassengenossen verhindern und daß die teilweise Besetzung großer Landesteile überhaupt eine äußere Ordnung einstweilen noch aufzwingt. Daß in den Ländern der Entente nur noch eine dünne Decke die brodelnde Unruhe der Volksmassen verbirgt, ist wahrscheinlich, wenn auch die Gerüchte, die darüber zu uns dringen, aus so verschiedenen und zum Teil anfechtbaren Quellen stammen, daß wir uns kein sicheres Bild davon machen können.

Doch sei dem, wie ihm wolle. Das können wir mit Sicherheit annehmen, daß dort, wo die Revolution noch nicht ausgebrochen ist, sie überall sprungbereit auf der Lauer steht, um beim ersten Anlaß hervorzubrechen.

Nur ist diesem Bilde auch ein anderes gegenüberzustellen. Nicht nur die Revolution, auch die Reaktion ist überall gerüstet. Sie ist gerüstet, dort wo die Revolution heute herrscht und sie ist gerüstet, dort wo sie erst zu erwarten ist. Und sie ist gerüstet, nicht wie ein ungezähmtes wildes Tier, das sich zu einem leidenschaftlichen Kampfe um seine Freiheit oder um seine Nahrung bereit hält; nein. sie ist gerüstet wie ein Krieger mit gepanzerter Faust, bereit alles niederzudrücken, niederzutreten, niederzuschlagen und auch niederzustechen, was sich ihrer Ordnung nicht fügen will. Oder, wir können auch sagen: Sie ist gerüstet, wie der Jägersmann, der im Hinterhalt lauert, bis das Wild hervorbricht, um es dann mit sicherem Schusse zu treffen. Ja, nicht nur das, die Reaktion hat es geradezu darauf abgesehen, das Wild der Revolution zu reizen, aufzuhetzen, um es dann umso sicherer niederzuknallen. Sie hat auch ihre Opfer schon gefordert. Ich brauche Namen wie Liebknecht, Rosa Luxemburg und Eisner nicht zu nennen; sie haben sich uns tief genug eingegraben.

So sieht das Bild aus, wenn wir es von der andern Seite betrachten. Zwei furchtbare Gewalten, die einander kampfbereit gegenüber stehen, zum Teil schon in offenem Kampfe miteinander liegen, zum Teil erst ihre Waffen schleifen für den Kampf. Die Gewalten sind gleich furchtbar, vielleicht auch gleich mächtig; aber die Waffen sind ungleich verteilt, nicht nur die wirklichen Waffen, auch die geistigen Kampfmittel. Auf der einen Seite haben wir eine wilde Leidenschaftlichkeit, die leicht in Zügellosigkeit ausartet, auf der andern Seite kaltherzige Berechnung, auf der einen Seite ungeschulte Kräfte, auf der andern Seite die Braven und Stillen, die in Ordnung und Unterordnung ihr Ideal sehen.

Wo wird der Sieg sein? Ich weiß es nicht und kein Mensch kann es mit Sicherheit voraussagen. Auf jeden Fall täten wir nicht gut daran, uns nun auf den Siegeszug der Revolution durch die

Länder Europas zu verlassen und von ihr als Gnadengeschenk unsere politische Gleichberechtigung mit dem Manne zu erwarten.

Gnadengeschenke sind überhaupt nichts Gutes. Sie entwürdigen den Beschenkten. Nur das, um das man gekämpft und gearbeitet hat, gehört einem wirklich zu eigen. So wird auch das Frauenstimmrecht nur so viel Wert für uns haben als wir ihm selbst geben, dadurch daß wir uns für seine Erreichung einsetzen. Wir müssen selbst wissen, was es für uns bedeutet, uns selbst klar werden, zu was wir es nützen wollen; dann erst wird es ein brauchbares und wirksames Werkzeug in unserer Hand werden.

Was aber bedeutet es für uns, und zu was wollen wir es nützen? Damit kommen wir zu dem zweiten Grunde, warum es mir wichtig ist, trotz aller überragenden Weltgeschehnisse gerade von dieser scheinbar kleinen Frage zu reden.

Wir haben vorhin von Revolution und Reaktion geredet und es war uns allen wohl selbstverständlich, daß unsere Herzen auf Seiten der Revolution stehen. Ich habe das stillschweigend vorausgesetzt; denn der Sozialismus will eine vollkommene Umgestaltung unserer heutigen Wirtschaftsordnung und damit eine vollkommene Umgestaltung auch unserer Gesellschaftsordnung und unseres politischen Lebens, die ja aufs innigste verknüpft sind mit unserer Wirtschaftsordnung. Wir wollen eine neue Welt schaffen, und diese neue Welt kann nur erstehen, wenn die alte verschwunden ist, oder sagen wir vielleicht besser, diese neue Welt kann nur in dem Maße sich aufbauen, als die alte niedergerissen ist. Darum stellen wir uns unwillkürlich auf Seite derer, die den Kampf aufnehmen gegen das, was ist. Daß ihnen die Jugend zujubelt, ist ja das Natürliche; ihr ist Kampf überhaupt das Element, in dem sie sich wohl fühlt. Und daß die, die durch die heutige Wirtschaftsordnung verkürzt, unterdrückt und entrechtet werden, in der Revolution Heil und Befreiung sehen, ist auch leicht zu begreifen; aber auch wir andern, die wir die Jahre des jugendlichen Ungestüms lange hinter uns haben, nnd die wir nicht unmittelbar durch persönliche Not und persönliche Leiden in die sozialistische Bewegung hineingedrängt worden sind, auch wir brauchen uns nicht lange zu besinnen, wenn wir vor die Wahl gestellt werden: Revolution oder Reaktion.

Der Unterschied zwischen uns und den Jugendlich-Ungestümen, der Unterschied zwischen uns und den unter unsern Wirtschaftsverhältnissen direkt Leidenden ist vielleicht nur der, daß wir die Kosten mehr überschlagen, die Opfer berechnen. Es ist das Vorrecht der Jugend, an das Morgen nicht zu denken, sondern nun aus dem Heute heraus zu handeln; es ist eine der unheilvollen Begleiterscheinungen der Not, daß auch sie entweder zu stumpfem Erdulden führt oder zu unüberlegtem bloß aus der Verzweiflung der Stunde herausgeborenen Taten drängt. So tönt in vielen Ohren das Wort Revolution allein

schon wie Befreiung und wer Revolution verkündet, ist des Beifalls großer Massen sicher.

Dabei werden aber zwei wichtige Tatsachen außer Acht gelassen. Revolution, so wie sie gewöhnlich verkündigt wird, bedeutet Krieg, Bürgerkrieg, und Krieg erfordert immer Opfer von beiden Seiten. Krieg, Bürgerkrieg ist eine furchtbar ernste Sache, und wenn ich heute von der Revolution reden höre als wie von einem Kinderspiel, so muß ich unwillkürlich an jene Stimmen denken, die am Anfang des Weltkrieges zu uns herübergetönt sind und uns vom frischfröhlichen Krieg und vom Krieg als von einem Fest geredet haben. Und wie wir damals denjenigen, die diese Kriegsbegeisterung anfachten und sich zu Nutze machten, hätten zurufen mögen: Wißt Ihr, was Ihr tut, wißt Ihr mit was Ihr spielt, wißt Ihr was für ein Verantwortung Ihr auf Euch ladet? so möchte ich auch heute jedem, der das Wort Revolution leichtsinnig auf die Lippen nimmt, zurufen: Weißt Du von was Du sprichst? weißt Du, was in dem Worte eingeschlossen ist? Bist Du bereit, die Verantwortung auf Dich zu nehmen? Bist Du bereit, Dich zu opfern, oder bist Du nur bereit, andere zu opfern?

Will das heißen, daß wir keine Revolution wollen? Nein. Ich persönlich freilich bin überzeugt, daß eine Revolution der Gewalt immer ein zweischneidiges Schwert ist, das sich sehr leicht gegen denjenigen kehrt, der es führt; daß über der Revolution der Gewalt eine Revolution der Liebe, des Dienens und des Opfers stünde, die erst die wahre und auf den tiefsten Grund gegründete Umwälzung und Neugestaltung brächte. Doch gebe ich zu, daß wir für eine solche Revolution von Innen her noch nicht die Kräfte haben mögen und daß es zuviel verlangt wäre, wenn wir dem leidenden und gequälten Volke eine so großartige und heldenhafte Aufgabe zuweisen oder im zumuten wollten, zuzuwarten bis diese Kräfte in einer genügenden Zahl von Menschen erwacht seien. Nein, diesen Weg können wir niemanden vorschreiben; wir können ihn nur als den Weg, der uns zur wirklichen Höhe führen würde, kennzeichnen und mit Dank und Bewunderung zu den wenigen Einzelnen aufschauen, die ihn gehen. Wenn aber die große Masse der wirtschaftlich Unterdrückten keinen andern Ausweg sieht, als der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, so wollen wir ihr dies nicht verdenken und können es ihr nicht verwehren. Nur das Eine wollen wir ihr klar und deutlich sagen: Wißt, was Ihr auf Euch nehmt! Rüstet Euch zu Euerm Kampfe wie zu einer harten, bittern Notwendigkeit, aber nicht wie zu einem Fest! Wißt, daß auch dieser Kampf nur in dem Maße gewonnen werden kann, als sich in Euern Reihen Opferbereitschaft, Selbstzucht, Unterordnung unter einen reinen und selbstlosen führenden Willen findet!

Wißt aber auch das Andere, daß dieser Kampf nur in dem Maße wert ist, geführt zu werden als er auch wirklich ein Kampf um eine neue bessere Welt ist.

Das ist's, was mir heute ganz besonders am Herzen liegt, hier Euch, Genossinnen und Genossen, und mir selbst vor Augen zu führen. Es liegt in der Natur des Kampfes, daß die Kämpfenden sehr leicht über dem Kampf das Ziel vergessen. Hingerissen von der Leidenschaft der Bewegung, des Vorwärtsdringens, des Umsichschlagens, sieht der Kämpfer oft in dem bloßen Auswirken seiner Kräfte schon eine Tat und vergißt darob das Ziel, um das er zu kämpfen ausgezogen ist. Und der Unterdrückte, der zur Freiheit aufstrebt, sieht oft im bloßen Freisein von den bisherigen Fesseln schon das Endziel seines Strebens. So hören wir in den heutigen Kämpfen so viel mehr von dem, was bekämpft werden muß als von dem, was erkämpft werden soll, so viel mehr vom Niederreißen als vom Aufbauen. Wir müssen aber unbedingt von Anfang an beides im Auge haben. Ja, das, was nach dem Niederreißen kommen soll, müßte uns eigentlich noch viel mehr beschäftigen, als der Gedanke an das Niederreißen; denn es ist der weitaus schwerere und größere Teil der Aufgabe.

Man erzählt sich etwa die Geschichte eines Arztes, der in einem dumpfigen Krankenzimmer scheinbar versehentlich ein Loch in eine Fensterscheibe geschlagen habe, weil er kein anderes Mittel zur Hand hatte, um frische Luft in das Zimmer einströmen zu lassen. Unsere Revolutionäre von heute sehen oft auch kein anderes Mittel als das Scheibeneinschlagen, wörtlich und bildlich genommen, um einen frischen Luftzug in unsere moderigen, muffigen Ordnungen und Zustände zu bringen. Wenn der Arzt aber ein Freund und Erzieher und nicht nur ein Dreinfahrer war, so hat er wohl nachher das Fenster wieder einsetzen lassen und die Leute über den Wert der frischen Luft belehrt, so daß sie sich zum Oeffnen und Schließen des Fenster entschlossen; sonst wäre das Loch wohl einfach mit Papier überklebt worden und das Zimmer wäre ebenso dumpfig und dazu noch trüber gewesen als voher.

Man hat auch oft schon gehört von einer wohltätigen Feuersbrunst, die irgend ein armseliges, winkliges, sonnenarmes Quartier oder Dörflein zerstörte, das dann nachher schmuck und neu aufgebaut und Luft und Licht zugänglich gemacht werden konnte. Die Revolution ist eine solche Feuersbrunst, oder sie kann wenigstens eine solche sein. Aber wie eine Feuersbrunst eben nicht immer oder nur selten gerade nur das Alte, Morsche, Hinfällige zerstört, und vor dem, was noch erhaltenswert wäre, Halt macht, so ist die große Gefahr der Revolution, daß sie unaufhaltsam weiter frißt und sich, einmal entfesselt, nicht mehr eindämmen läßt. Aber selbst angenommen, sie beschränke sich nur auf das, was des Verderbens wert ist, so braucht es eben zum Wiederaufbau dessen, was zerstört wurde, zweierlei. Es bedarf eines Planes, eines leitenden Geistes zur Ausführung desselben und es bedarf williger, helfender Hände und Herzen für Arbeitsleistung und zur Beschaffung der Mittel für den Wiederaufbau.

Es braucht zu dieser Revolution Kräfte des Umgestaltens und Neubildens, die uns nur aus der Tiefe her kommen können, Kräfte des Lebens statt der Zerstörung. Ist es anmaßend zu glauben, daß solche Kräfte vielleicht gerade in der Seele der Frau ruhen? und daß diese Revolution darum ganz besonders die Revolution der Frau wäre?

Und doch wäre sie im Grunde genommen keine neue Revolution. Die alten Losungsworte der französischen Revolution Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit müßten nur von noch größerer Tiefe her erfaßt werden; dann könnten wir sie gern wieder zu unsern Losungsworten machen.

Wir müssen uns nur vor falschen Auslegungen hüten. Wir dürfen nicht meinen, frei sein vom heutigen Zwange, sei schon Freiheit, und wir dürfen auch nicht dem Wahn verfallen, als ob die Forderung der Gleichheit schon erfüllt wäre, wenn wir nur alle gleich armselig und elend wären. Vor allem aber dürfen wir nicht das dritte der Losungsworte: Brüderlichkeit übergehen, wie wir das so gerne tun. Soll uns das alte Dreigestirn zur neuen Freiheit führen, dann müssen wir jedem der drei Worte seine volle Gültigkeit verschaffen.

Freiheit vom alten Zwang, ja. Aber Freiheit auch in unserm neuen Zusammenleben! Und diese Freiheit zu gestalten, wird kein leichtes sein. Wir leben heute alle unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse, und diejenigen, die diesen Druck und Zwang ganz besonders spüren, werden ja meistens im Kampfe um ihre Befreiung wieder in einen neuen Druck und Zwang hineingedrängt; denn ein solcher Kampf erfordert wieder Disziplin und Unterordnung. Was liegt näher, als daß sie eines Tages, dieser Fesseln überdrüssig, alles von sich werfen und nur noch ihrem eigenen Willen folgen, wo nicht gar ihren Willen endlich einmal den andern als Joch auferlegen wollen? Dann aber haben wir Anarchie oder wieder Unterdrückung, nur mit vertauschten Rollen. Wir aber wollen eine freie sozialistische Gesellschaftsordnung. Wie gelangen wir zu ihr?

Auf jeden Fall nur, indem wir heute schon versuchen, wenigstens unter uns Genossen etwas davon zu verwirklichen. Dazu gehört aber unbedingt, daß die Frau von ihrer politischen Unmündigkeit befreit werde. Genossen und Genossinnen, die darüber heute noch im Zweifel sein können, haben die Grundgedanken des Sozialismus jedenfalls noch nicht verstanden. Denn, vergessen wir nicht, die Revolution ist schließlich doch nur ein letztes, furchtbares Verzweiflungsmittel. Was immer sich auf friedlichem, gesetzmäßigem Wege erreichen läßt, muß auf jenem Wege angestrebt werden. Und zu diesen friedlichen und gesetzesmäßigen Mitteln gehören Stimm- und Wahlzettel. Es ist uns ja genug entgegen gehalten worden, daß in der demokratischen Schweiz der Arbeiter gar kein anderes Mittel nötig habe; man hat aber dabei vergessen, daß die Arbeiterin, deren Lage der

Verbesserung nicht weniger bedarf als die Lage des Arbeiters, dieses Mittel nicht besitzt. Nun, umsomehr haben wir das Recht es zu fordern, damit nicht die Arbeiterin gezwungen werde, andere Mittel anzuwenden. Ja, fordern wir es und Ihr, Genossen, unterstützt uns in dieser Forderung. Unterstützt uns aber mit ganzem Herzen und nicht nur so halbherzig und mehr oder weniger schandenhalber und ohne innere Ueberzeugung, nur weil es eben doch auf dem Programme steht. Nein, es ist Eure Sache, so gut wie die unsrige; es ist unsere gemeinsame Sache; wir können ein künftiges Reich der Freiheit nur vorbereiten, indem wir heute schon daran bauen und jede Fessel, die heute fällt, bedeutet ein Hindernis weniger auf unserm Weg. Das Fallen dieser Fesseln ist aber zugleich ein Sinnbild von jenem künftigen Reich der besseren Gerechtigkeit, für das wir arbeiten.

Dasselbe gilt von der Gleichheit. Es glauben so viele, das sozialistische Ideal damit totschlagen zu können, das sie den Sozialismus als eine langweilige Gleichmacherei hinstellen. Nein, das ist der richtig verstandene Sozialismus nicht. Seine Gleichheit bedeutet nur eine möglichst gleiche Entfaltungsmöglichkeit für alle Menschen; daneben soll gerade im Sozialismus sich die Eigenart des Einzelnen frei entwickeln können. In Wirklichkeit ist gerade der Kapitalismus der seelenlose Gleichmacher; er kann, außer in ein paar leitenden Geistern, keine selbständig denkende Menschen brauchen; er sammelt die Menschen zu Hunderten und Tausenden in seinen Handelshäusern und Fabriken und weist ihnen als Wohnstätten die öden Mietskasernen, die sogenannten Tausendseelenhäuser an; er versucht, sie alle auf demselben Niveau niederzuhalten, sie höchstens in gewisse Kasten und Schichten zu ordnen, die aber doch alle von dem einen Gefühl der Abhängigkeit von der bekannten oder unbekannten Macht über ihnen durchdrungen sind. Der Sozialismus freilich kennt auch eine Abhängigkeit; aber es ist eine gegenseitige Abhängigkeit, nicht die Abhängigkeit des Benachteiligten vom Bevorzugten, des Unterdrückten vom Unterdrücker, des Arbeiters vom Brotherrn. Er will die Menschen als gleichwertige Glieder der Gesellschaft und des Wirtschaftslebens einander gegenüberstellen, so daß sie im Bewußtsein ihrer Ebenbürtigkeit ihre Kräfte zu freiem Austausch zur Verfügung stellen. Und weil nicht von vornherein dem einen alle Wege geebnet, dem andern alle verschlossen sind, so ist die Möglichkeit viel größer, daß sich jedes eben den Weg wähle, der für ihn das Richtige ist. Als Beispiel möchte ich die Frau anführen. Wenn wir Frauen heute gleiche Rechte wie der Mann verlangen, so ist das nicht, oder bei den wenigsten von uns, um es ihm dann in Allem gleich zu tun. Wir hoffen im Gegenteil, daß wir gerade durch diese Gleichstellung mit dem Manne mehr unsere eigene Art durchsetzen können. Heute sind wir in allen Dingen, die das öffentliche Leben betreffen, vom Manne abhängig. Er macht die Gesetze für uns; er richtet uns und unsere Schwestern; er beschließt über die Bauten, die für uns und

die kommende Generation ausgeführt werden sollen; er schließt Verträge ab mit dem Ausland und er bestimmt die Tribute, die wir dem Staate zu leisten haben in Form von Zöllen, Steuern, Tarifen, Fahrpreisen für Eisenbahn und Tram oder auch in dem noch viel einschneidendern Tribut, den die Wehrpflicht von unsern Söhnen fordert. Er kann uns aber auch Berufe öffnen oder verschließen, je nach seinem Belieben; kurz wir haben uns überall zuerst noch gegen ihn durchzusetzen und verlieren viel nutzlose Zeit in der Durchbrechung solcher uns willkürlich auferlegten Schranken. Wären diese Schranken der Ungleichheit einmal aufgehoben, so könnten wir unsere Kräfte viel mehr auf die Verfolgung unserer eigentlichen Ziele verwenden. Wir würden in manchen Dingen vielleicht auch wieder im Gegensatz zum Manne stehen, weil Frauenart nicht Männerart ist, und Fraueninteressen nicht immer die gleichen sind wie die Männerinteressen; aber dadurch daß wir einander frei und gleichberechtigt gegenüber stünden, würde dieser Widerstreit, wo ein solcher vorhanden ist, viel ruhiger und sachlicher ausgefochten. Das ist es ja, was auch unsern sozialen Kämpfen heute eine solche Bitterkeit und Verbitterung gibt, daß der eine Teil der Kämpfenden sich, obgleich der Zahl nach weit überlegen, so ohnmächtig und verkürzt vorkommt, weil er so viel weniger gut ausgerüstet ist zum Kampf. Darum gäbe uns eine Aufhebung dieser Ungleichheit der Geschlechter im politischen Leben jene Ruhe und Sicherheit, die zu einem sachlichen Kampf nötig sind und sie wäre auch wieder eine Verheißung auf die spätere volle Verwirklichung unseres Ideals der Gleichheit im Zusammenleben der Menschen.

Und das dritte Losungswort: Die Brüderlichkeit? Es ist ja ganz klar, daß das nicht verwirklicht ist, solange die eine Hälfte der Menschheit politisch abhängig ist von der andern. Brüderlichkeit beruht auf Freiheit und Gleichheit; denn die Geschwister stehen in einem Verhältnis der Freiheit zu einander und sind unter sich gleich. Aber freilich, das ist eben dasjenige Ideal, das in unserm Gedanken nicht dieselbe Rolle spielt, wie Freiheit und Gleichheit. Freiheit und Gleichheit tönt einem so viel besser in den Ohren. Sein Joch abwerfen und jeden Menschen als seinesgleichen betrachten, das hat etwas viel Bezauberndes, als das Wort von der Brüderlichkeit, das eben viel mehr den Gedanken der Liebe, des Helfens, der Hingebung in sich schließt. Revolutionen kann man machen mit dem Rufe nach Freiheit und Gleichheit; aber das, was nach den Revolutionen kommen sollte, die Begründung einer neuen Welt, einer neuen Organisation der Menschen untereinander, dazu braucht es eines andern Losungswortes; dazu braucht es anderer Kräfte. Diese Kräfte sind eben in dem Worte Brüderlichkeit eingeschlossen. Zum einen braucht es Kämpfer, zum andern braucht es Dienst, aber Dienst im besten Sinne dieses Wortes, ein Dienst in Freiheit und Gleichheit aus Liebe. Zu solchem Dienst müssen wir uns unbedingt rüsten, wenn anders das Furchtbare, das die Menschheit durchgemacht hat, das Furchtbare in dem sie heute lebt und das

Furchtbare, das ihr aller Wahrscheinlichkeit nach bevorsteht, zu ihrem Heil und nicht zu ihrem Verderben ausschlagen soll. Von diesem Gedanken der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Dienens und Helfens muß unser künftiges Zusammenleben ganz anders durchdrungen sein und gerade darum gehört die Frau mit dazu, wenn dieses künftige Zusammenleben ausgestaltet werden soll. Denn daß in der Natur der Frau das Dienen und Helfen mehr liegt, als in dem Manne, das ist wohl eine anerkannte Tatsache. Umgekehrt ist aber auch gerade darum ihre Befreiung nötig, weil nur ein Dienen in Freiheit ein würdiges Dienen ist.

Zum Schlusse möchte ich Ihnen noch eine kleine Anekdote erzählen, die ich einmal in einer amerikanischen sozialistischen Zeitschrift gelesen habe. Ein Kirchenchrist und ein Sozialist unterhalten sich zusammen über die sozialistischen Ideale. Der Kirchenchrist findet, daß die Welt hier freilich nicht sei, wie man sie wünschen möchte, daß man aber dafür das Jenseits habe, wo dann eitel Herrlichkeit und Harmonie herrsche. So, fragt der Sozialist, wird es dort nicht Arm und nicht Reich geben? Nein, antwortete der Kirchenchrist, selbstverständlich nicht, dort wird für alle die Fülle sein. Und wird es dort auch nicht Ausbeuter und Ausgebeutete geben? Aber natürlich nicht, dort wird keiner dem andern sein Joch auflegen dürfen. Und gibt es dort auch nicht Hohe und Niedrige? Nein, vor Gott sind alle gleich. Ja, frägt der Sozialist, wär es denn nicht gut, daß sich die Menschen schon hier auf die Zustände dort vorbereiteten und daß die, die hier Macht, Ansehen und Reichtum haben, schon hier darauf verzichteten, damit es ihnen dort nicht zu ungewohnt vorkäme?

An dieses Zwiegespräch muß ich jetzt etwa einmal denken, wenn ich in unsern Parteiblättern und Parteiversammlungen die Revolution als die Bringerin alles Heils verkündigen höre. Ich möchte noch einmal sagen: Ich bin überzeugt, daß unser heutiges System faul und morsch und zum Untergange reif ist; ich persönlich sehe in der Revolution etwas Furchtbares, aber vielleicht Unausweichliches, weil für die Untergrabung unseres heutigen Systems von noch größerer Tiefe her, keine gesammelten Kräfte da sind. Aber wenn sie unausweichlich ist, so ist sie der Schrecken, die sie über die Menschheit bringt nur wert, insofern sie dann wirklich in das „bessere Jenseits" einer neuen Gesellschaftsordnung führt. Und dieses „bessere Jenseits" müssen wir unbedingt wenigstens in einzelnen Ansatzpunkten schon diesseits der Revolution verwirklichen; sonst haben wir kein Recht, daran zu glauben, daß uns die Verwirklichung nachher gelinge. Von diesen Ansatzpunkten aus mag es uns dann möglich sein, die Brücke in das neue Land hinüberzuschlagen.

Darum begrüße ich jede Verwirklichung irgend einer und sei es auch kleinen Forderung der Gerechtigkeit und kämpfe dafür. Darum kämpfe ich auch für die politische Gleichberechtigung der Frau. Möge sie bald Wirklichkeit werden und mögen wir sie dazu ausnützen diesseits

oder jenseits der Revolution oder wenn es möglich wäre durch eine friedliche Revolution ein Reich der Freiheit und Gleichheit, aber vor allem der wahren Brüderlichkeit aufzubauen! Clara Ragaz.

Zu Gottfried Kellers hundertstem Geburtstag.

Ein wüstes Ueberborden
Von allem Haß hienieden,
Ein jahrelanges Morden,
Ein Friede ohne Frieden,
Ein trauriges sich härmen,
Ein finsteres sich sorgen:
Und nun in all dem Lärmen
Ein stiller Sommermorgen.
Ein Morgen voller Glänzen
Und voll Erinnerungen,
Ein segnendes Bekränzen
Deß', der sich durchgerungen,
Durch alle Alltagsplagen,
Durch all den Wust der Zeiten,
Durch abertausend Fragen,
Die Gram und Not bereiten,
Der männlich fest gestaltet
Im heißen Wortefechten,
Und unbeirrt entfaltet
Die Fahne alles Echten,
Der frohgemut getrunken
An frischen Lebensquellen
Und wieder, weltversunken,
Mit Augen, sonnenhellen,
In alle Weiten wachte,
Ob freie Laute klingen,
Ob nicht vielleicht doch sachte
Der Sonnenboten Schwingen
In wundersamem Malen
Das Morgenrot erschufen
Ob Berg und engen Talen,
Als Licht auf dunklen Stufen. —
Lang ist dein Kampf zu Ende;
Wir stehen in dem Feuer
Und in der großen Wende,
Wo Alles, was uns teuer,
Bedroht von Nacht und Grauen.
Wenn nun mit heißen Augen
Wir prüfend einwärts schauen,
Ob wir zum Kampfe taugen,
Wenn wir dann vorwärts dringen
Und rückwärts uns versenken,
Da hör'n wir oft ein Klingen,
Daß deiner wir gedenken:
Ringsum in aller Weite
Da wandern deine Worte,
Sie geben uns Geleite
Und werden uns zum Horte,
Und werden uns zum Segen,
Und fangen wir sie ein,
So blüh'n auf unsern Wegen
Freiheit und Sonnenschein.

U. W. Züricher.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben dies Heft im Blick auf den rasch wachsenden Anteil der Frau am öffentlichen Leben zu einer Art Frauennummer gemacht, indem die meisten Beiträge das Thema, das „Frau" heißt, behandeln. Etwas Erschöpfendes wollen wir selbstverständlich nicht bieten. Auch dieses Thema steht bei uns zu freier Diskussion. Der Mangel an Raum hat uns im übrigen wieder gehindert, einige andere Beiträge zu bringen, besonders solche, die zu den Begebenheiten der letzten Zeit Stellung nehmen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Wir harren eines neuen Himmels und einer neuen Erde.[1]

2. Petr. 3, 10—13. Es wird aber der Tag des Herrn kommen wie ein Dieb. Die Himmel werden mit großem Krachen vergehen, die Elemente werden in der Hitze aufgelöst, die Erde aber und die Werke, die darauf sind, werden verbrannt werden. Da also dies alles aufgelöst wird, wie solltet ihr euch bewähren in heiligem Wandel und Furcht Gottes, als solche die erharren und beschleunigen das Erscheinen des Tages Gottes, durch den die Himmel im Feuer aufgelöst werden und die Elemente im Brande vergehen. Wir harren aber, nach seiner Verheißung, eines neuen Himmels und einer neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.

Liebe Freunde und Brüder!

Die Worte, die wir soeben vernommen haben, hätten uns noch vor sechs oder fünf Jahren äußerst fremdartig geklungen und Wenige unter uns hätten ihre Bedeutung sofort erfaßt. Heute aber, sollte da auch nur Einer unter uns sein, der nicht sofort ihre tiefere Meinung verstünde, dem sie nicht sofort wie eine Beschreibung dessen vorkämen, was wir erlebt haben, erleben und wohl noch weiter erleben werden? Denn sie stammen aus Tagen eines Weltunterganges, wie wir sie heute wieder haben. Damals ging eine alte Welt zu Ende. Sie zerfiel, Stück für Stück. Ihre Herrlichkeit verging wie das Gras des Feldes. Es stürzte ihr Reichtum, ihre Macht und Lebensschönheit. Es stürzten ihre Tempel, Altäre und Götterbilder. Es stürzte der alte Himmel und es versank die alte Erde. Eine ganze gewaltige, stolze, strahlende, wie für die Ewigkeit gegründete Kultur zerfiel unter den Stößen eines immer wieder neu einsetzenden Erdbebens. Ein Weltbrand verzehrte das Werk eines Aeons und leitete einen neuen ein. Es war für alle die, welche Kinder dieser Kultur waren und darin ihre Heimat hatten, ein furchtbares Erleben, das ihre

[1]) Predigt, gehalten (in kürzerer Form) im akademischen Gottesdienst in der Kirche von Zürich-Oberstraß.

Seele mit Finsternis erfüllte. Denn diese Welt war ihre einzige: sie kannten keine andere, ihr Untergang war Weltuntergang schlechthin. Der Parthenontempel auf der Akropolis zu Athen verlassen und die ewige Roma vom Fuß der Barbaren zertreten; dahin alle Feinheit, Sicherheit und Anmut des Lebens; verblaßt alle alten Ideale; die rohe Gewalt Herrscherin; alle sittlichen Bande, die die Gesellschaft zusammengehalten hatten, aufgelöst; das Chaos hereinbrechend — Weltuntergang, der Himmel stürzend und die Erde wüste und leer werdend.

Anders aber der Mann, der unsere Worte geschrieben hat. Er gehört nicht zu der alten Welt, die nun zusammenstürzt, sondern zu der neuen, die über den Trümmern aufsteigt. Er jauchzt in diesen Zusammenbruch hinein, die Seele voll Siegesfreude. Denn diese stürzende Welt war in all ihrer Herrlichkeit doch eine Welt der Ungerechtigkeit. Reichtum und Bildung der Wenigen ruhten auf dem Elend der Vielen, auf der Sklaverei der großen Mehrzahl der Bevölkerung und der Aussaugung der Welt durch eine herrschende Kaste, der die römischen Legionen die Macht dazu gaben und das römische Recht den Schein der Gerechtigkeit. Reichtum und Macht aber dienten immer mehr der Sinnlichkeit und Genußsucht, ja dem groben Laster, die alle immer mehr eine wahrhaft dämonische Leidenschaftlichkeit annahmen. An Stelle der Ehrfurcht vor den Göttern trat die wilde und phantastische Selbstvergottung des Menschen. Und die Götter selbst waren in all ihrem Glanz doch nicht die Wahrheit. Sie konnten diese Welt nicht reinigen und erlösen, weil sie zu sehr selbst von dieser Welt waren. Diese Welt, über die das goldene Haus des Zäsar zu Rom hinstrahlte, gehörte auch dem Zäsar; sie stand unter dem Zeichen der Gewalt; sie hatte nicht umsonst die Wölfin zum Sinnbild. Diese Welt gehörte nicht Christus. Darum stürzte sie dahin vor Christus.

Aber nicht nur Rom mußte stürzen, auch Jerusalem war schon gestürzt und mit ihm auch eine ganze Welt: die alte Messiashoffnung Israels. Dieser Sturz war um so tragischer, als es sich hier um eine höhere Welt gehandelt hatte. Das Fundament dieser Welt war die Gerechtigkeit und zwar nicht eine von Menschen für ihre weltlichen Bedürfnisse, ihren Besitzwahn und Machtdrang, ihren privaten oder nationalen Egoismus zurecht gemachte, wie sie das römische Recht darstellte, sondern die Gerechtigkeit Gottes, des Gottes, der mehr war als die Welt, der die Welt richtete, und die Gerechtigkeit des Menschen, dessen Bemühen war, sich durch Erfüllung der Gebote Gottes seines Segens und Wohlgefallens würdig zu machen.

Aber auch diese Gerechtigkeit hatte nicht hingereicht, Israel und die Welt zu retten. Sie hatte die Menschen doch wieder selbstgerecht gemacht, selbstgerecht gegen Gott und Menschen. Sie glaubten als Volk in der Erfüllung dieser Gerechtigkeit das auserwählte Volk zu

sein und über andere Völker richten zu dürfen, jeder einzelne „Gerechte" aber behauptete diesen Anspruch den „Ungerechten" gegenüber. So führte die Gerechtigkeit zu Zorn und Streit, bis die Flammen des Gerichtes, die Rom verzehren sollten, zuerst über Jerusalem zusammenschlugen.

Auch dies war eine ungeheure Katastrophe. Viele der besten Söhne Israels mögen darüber ebenso verzagt sein, wie jene besten Söhne der heidnischen Welt ob der Katastrophe ihrer Kultur. Aber es gab, als diese kam, eine Gemeinde, aus Kindern Israels und der Heidenwelt gebildet, die diese Doppelkatastrophe als das Werk ihres Gottes begrüßten, der zerstörte, um neu zu bauen. Es war sein großer Tag, der Tag, wo endlich sein Recht und seine Wahrheit hervorbrechen und alle falsche Pracht und Herrlichkeit der Welt, wie allen Trug einer gottfernen Religion vernichten wollte, damit sein Reich komme. Die Weltkatastrophe war ihnen eine Weltrevolution größten Stils — die Revolution der Welt durch Gottes Kommen.

Unser Christ sieht mit ihnen im Zusammensturz der alten Welt das Kommen der neuen, worin Christus Herr ist; die große Nacht der Andern ist sein Tag und während die Andern trauern und klagen, ruft er in den Weltuntergang hinein: „Wir aber harren eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheißung, worinnen Gerechtigkeit wohnt."

I.

Was anders, liebe Freunde und Brüder, könnte auch unser Trost sein in dem Weltuntergang, den wir erleben? Wieder verzehrt ein Weltbrand eine ganze Kultur. Ihre Himmel stürzen krachend zusammen und ihre Grundlagen werden im Feuer verzehrt. Da hilft kein Halten mehr. Ungeheuere Angst ergreift alle die, welche an diese Welt materiell und seelisch so gebunden sind, daß es für sie außerhalb derselben nur die Vernichtung gibt. Aber es gibt eine Rettung. Aus den Schrecken der hereinbrechenden Weltkatastrophe, aus den blutigen Flammen des Weltkrieges und aus dem noch unheimlicheren Erdbeben der Revolution und dem Dunkel des hereinbrechenden sittlichen Chaos stieg herrlich und mächtig ein Bild empor, das die Herzen erquickte: eine neue Erde! Eine Erde ohne Krieg, wo an Stelle der Gewalt endlich das Recht herrschte, wo der Völkerbund die ganze Menschheit zusammen faßt, zu einer Familie und die Verheißung der Propheten erfüllt wäre. Eine Erde ohne soziale Ungerechtigkeit, eine Erde, wo die Ausbeutung der Vielen durch die Wenigen, die schreienden Unterschiede von Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet verschwunden wären und der Kampf der Klassen endlich aufgehört hätte. Eine Erde ohne die furchtbaren sittlichen Uebel, die bisher ihr Antlitz befleckten, ohne Prostitution, Alkoholismus, Großstadtgreuel aller Art. Nicht eine vollkommene zwar, aber eine neue Erde! Nicht nur die, welche schon vorher nach einer solchen erneuerten Welt ausgeschaut und für sie gearbeitet, sondern auch zahllose Andere, die ihr zweifelnd

oder ablehnend gegenübergestanden hatten, richteten, durch das Welterdbeben erschüttert, ihr Auge hoffnungsvoll auf dieses einzige Licht, diese neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohne.

Aber nun haben wir etwas erlebt, und erleben es immer neu und immer schmerzvoller, was unsere Stellung anders zu machen scheint, als die jener ersten Christen und uns das Wort: „Wir harren einer neuen Erde" auf den Lippen ersterben läßt. Denn diese neue Erde, die wir schon vor unsern Augen auftauchen sahen, verwandelt sich unter unseren Blicken und wird wieder die alte, ja schlimmer als als sie. Der Völkerbund, der kleine und große Völker ohne Unterschied der Rechte umfassen und auch die Besiegten in seinen Schoß aufnehmen sollte, die dadurch aufgehört hätten, Besiegte zu sein, wird, scheint es, eine noch ausgesprochenere Weltherrschaft der Großen, denen die Kleinen sich bloß als Satelliten anschließen dürfen. Die Besiegten sind von seiner Gründung und erstem Zusammentreten, die doch ein schimmerndes Menschheitsfest, ein neues Pfingsten, eine Aufhebung der babylonischen Verwirrung der Menschheit und Ausgießung eines neuen Geistes hätten sein sollen, fern gehalten. Und der Friede, der nun geschlossen ist! Wie hatten wir in den Schrecken und Dunkelheiten dieser vier Kriegsjahre, die sich für unser Gefühl fast zu Jahrzehnten erweiterten, an diesen Tag gedacht, den Tag des Friedens, als etwas Unglaubliches, Märchenhaftes! Da würden endlich die himmelhochen Mauern mit den engen, wohlbewachten Toren, die sich in materieller und geistiger Beziehung zwischen den Völkern aufgerichtet, fallen und ein neues freudiges Hin- und Herströmen und Sich-Begrüßen der Wiedervereinten, sich wieder Vereinigenden, beginnen. Da würde die verheerte Erde aufleben von Mangel und Frost, aufblühen unter einer neuen Sonne, zu einem neuen Frühling. Da würde Glockenton fluten, nichtjubelnd vielleicht, aber doch voll Dank und Verheißung, hinfluten über die Erde, von der endlich die Sintflut wieder abziehe. Und nun — warum schweigen die Glocken? Ist der Friede wirklich so schlecht, wie Viele meinen? Ist er so ungerecht, so himmelschreiend? Ich bin nicht dieser Meinung. In der alten Welt hätte sich niemand über diesen Frieden so sehr gewundert, er wäre vielleicht sogar als edelmütig erschienen. Aber sein großer Fehler besteht eben darin, daß er so sehr von der alten Welt ist, daß er so wenig mit den alten Begriffen und dem alten Glauben bricht, dem Glauben an das Böse, an die Gewalt, an die Materie, daß er so wenig von dem neuen Glauben verrät, dem Glauben an das Gute, an das Recht, an den Geist, daß er in seinem Völkerbundsvertrag sogar mit dem Krieg als etwas Erlaubtem und unter Umständen Berechtigtem rechnet. Das ist die große Enttäuschung Vieler. Es ist etwas Unglaubliches und doch Wirkliches, daß diese Pariser Friedemacher so sprechen, als ob nie von einer neuen Ordnung die Rede gewesen wäre, die auf diese Weltkatastrophe folgen müsse; als ob nie das Wort ertönt wäre:

„Dies soll der letzte Krieg sein"; als ob man nie gehört hätte, daß der alte Gewaltglaube offenbaren Bankrott gemacht; als ob auch künftig Waffenbündnisse und Kriegsrüstung den Krieg verhindern, die Geheimdiplomatie die Schicksale der Völker lenken und die möglichste Demütigung des Besiegten diesen zum Frieden willig machen solle. Wir staunen und staunen über dieses unglaubliche Verschwinden der neuen und Wiederauftauchen der alten Erde.

Aber noch scheint ein Trost übrig zu bleiben, an den Zahllose sich klammern. Sie sagen: „Diesen Pariser Frieden haben die Diplomaten gemacht, nicht die Völker. Es haben ihn die Großen der Erde gemacht, die Vertreter des Kapitalismus und Imperialismus. Von ihnen war doch nichts Anderes zu erwarten! Wir haben es immer vorausgesagt. Aber wir kennen die wahre Hilfe: die Weltrevolution, die Erhebung des vereinigten Proletariates der Welt, wird diesen Frieden vernichten und an seine Stelle die wahre Einheit und Freiheit der Völker setzen. Was Wilson nicht wollte oder nicht konnte, das kann und will Lenin; was Paris nicht schafft, das wird Moskau schaffen!"

Liebe Freunde! Wir sehen hin, ob wirklich der von den Diplomaten, Kapitalisten und Imperialisten verratene Friede und Völkerbund von der sozialistischen Internationale gerettet werden wird, ob die neue Erde, die im Westen, kaum aus der Nacht aufgetaucht, wieder vom Dunkel bedeckt wird, im Osten aufsteigt, von der Morgensonne eines neuen Aeon beglänzt; ob Lenin an Stelle Wilsons der Messias ist, auf den die Völker harren dürfen. Wie gerne wollten wir es glauben! Der Sozialismus hat eine neue Welt versprochen. Er hat kurz vor dem Ausbruch des Weltbrandes, als schon seine ersten Flammen emporzüngelten, in dem herrlichsten Gotteshause unseres Landes eine Weltdemonstration gegen den Krieg veranstaltet, die gewiß für jeden, der dabei sein durfte, zu den bedeutsamsten seiner Erlebnisse gehört. Er hat versprochen, auch im sozialen Leben die Herrschaft der Gewalt durch die der Gerechtigkeit, ja Güte zu ersetzen. Er hat als sein Ziel die Aufhebung des Klassengegensatzes und Klassenkampfes, allerdings durch einen letzten Klassenkampf, verkündigt. Kurz: er hat uns eine neue Erde verheißen. Nun ist seine Stunde gekommen, nun sind ihm die Tore der Welt aufgetan, nun soll er sein Programm einer neuen Erde verwirklichen.

Aber als wir nun gespannt hinschauten, gewahrten wir ein Schauspiel, das zum Schmerzlichsten und Ueberraschendsten gehört, was die Erde gesehen hat, etwas Unglaubliches und doch Wirkliches: Auch hier verschwindet die neue Erde und taucht die alte wieder auf. Das Ungeheuerlichste und Unglaublichste ist dabei doch eins: der Sozialismus, der in erster Linie den Militarismus zu stürzen versprach, der dessen Todfeind zu sein schien, weiß nichts Besseres zu tun, als über den Pazifismus zu spotten und zwar nicht darum, weil ihm dieser etwa zu wenig tief und radikal wäre,

sondern weil er die Waffe der Militärmacht aus den bürgerlichen in seine eigenen Hände bringen will. Er richtet da, wo er zur Herrschaft kommt, einen neuen, sozialistischen Militarismus ein und ist sogar stolz darauf. Ja, es ist das Unglaubliche wahr geworden: der Militarismus, dessen Sturz ganz nahe war, dessen Sturz durch den Sozialismus, im Bund mit andern Mächten, leicht hätte herbeigeführt werden können, wird ausgerechnet durch den Sozialismus gerettet und wieder aufgerichtet, und zwar von dem radikalen so gut wie von dem gemäßigten. Es ist ein wahrhaft dämonisches Wunder, ein Wunder des Antichrist, das wir da vor uns haben.

Zu ihm aber gesellen sich noch andere dieser Art. Der Sozialismus, der seinem Wesen nach eine Freiheitsbewegung größten Stils ist, schlägt in einer seiner Hauptformen um in einen neuen Despotismus, ja bekennt sich sogar zu einem despotischen Prinzip. Ausgerechnet Sozialisten, die so lange unter dem Joche so mannigfacher Gewaltherrschaft gelitten, bringen es über sich, das Wort „Diktatur“, das kein edler und freiheitsliebender Mensch ausspricht ohne Zorn und Abscheu, zum Ausdruck ihrer Wünsche zu machen und es mit idealem Glanz zu umgeben. Dieser Sozialismus, dessen Ziel, entgegen dem landläufigen Mißverständnis, die Aufhebung aller Klassenherrschaft war, weiß nun, da das Ziel nahe wäre, der Menschheit nichts Besseres zu verheißen als die tyrannische Herrschaft einer Klasse. Und wie in diesen Punkten, so scheint er auch sonst nichts Eiligeres zu haben als den ganzen Bestand der alten Erde in neuer Form wieder herzustellen.

Wir lassen uns darüber durch keine Sophismen täuschen. Wenn man uns sagt, daß man zunächst eine sozialistische Militärmacht brauche, um dann, nach dem Siege, allen Militarismus endgültig zu beseitigen; daß man zwar zur Erlangung des Sieges Gewalt anwenden müsse, aber nur, um dann die Gewalt für immer zu zerbrechen; daß man zuerst eine Diktatur einrichten müsse, um dann erst eine wahre Demokratie zu schaffen; daß man eine Klassentyrannei ausüben müsse, um damit alle Klassenherrschaft aufzuheben, kurz, daß man die alten Mittel und Formen brauchen müsse, um die neue Welt zu bauen, dann müssen wir traurig staunen über die Möglichkeit, daß Menschen so reden können; daß sie keine Ahnung von der Wahrheit haben, die in dem Worte vom Austreiben des Teufels durch Belzebub liegt; daß sie nicht einsehen, was doch ein Kind sehen kann, wie Militarismus nur Militarismus erzeugt, Gewalt Gewalt, Diktatur Diktatur, Klassengeist Klassengeist, altes Wesen alten Fluch, wie diese Dinge, sozialistisch geworden, nur schlimmer sein werden, als zuvor, wie sie den Sozialismus selbst zugrunde richten und die Welt vollends in den Abgrund stürzen, aus dem dann nur noch die schlimmste Reaktion der alten Welt retten zu können scheint. Nein, was wir vor Augen haben, ist eine der gewaltigsten und seltsamsten Tragödien der Weltgeschichte, das traurige Wunder, wie aus dem

Gotteshaus jenes Friedensfestes eine von Bajonetten starrende Kaserne geworden ist und aus dem Messianismus der Bolschewismus. Was wir vor Augen haben, ist, daß die neue Welt nicht bloß zur alten wird, sondern dadurch, daß sie das Neue, Höhere, mit dem Alten vermischt, diesem nicht nur neues Leben, sondern auch neuen Glanz und neue Macht verleihe. Ja, noch einmal: ein trauriges Wunder! Wir glaubten diese Welt wenigstens im Prinzip gestürzt und auf einmal steht sie, von ihrer ehemaligen Todfeindin gestützt, wieder da.

Was uns aber in diesen zwei augenscheinlichsten Beispielen am meisten Eindruck macht, tritt uns auch sonst überall entgegen. Wir hofften auf eine sittliche Reinigung der Welt und gewahren ein unerhörtes Umsichgreifen des Lasters und der Perversität. Wir erwarteten einen Sturz des Geldgeistes und erleben eine fieberhafte Steigung der skrupellosen Erwerbsgier. Wir dachten, daß die Frucht des Weltgerichtes, das wir erlebt, ein neuer Ernst, ein „heiliger Wandel“ und eine neue „Furcht Gottes“ sein würden und hören aller Enden eine erhöhte Zügellosigkeit toben. Wir harrten eines sieghaften Aufganges der Sonne des Reiches Gottes und sehen statt dessen die Nebel des religiösen Schwindels in allen möglichen Formen aufsteigen und die Welt verfinstern. Wir hofften auf eine neue geistige Einheit und ein neues Chaos ist da. Statt dem Tage Gottes haben wir den Triumph der Hölle und statt dem Kommen Christi das unheimliche Walten des Antichrist.

Dieses ganze Versagen der Geburt einer neuen Welt ist ein tragisches Geschehen. Der Schmerz darüber, die Enttäuschung darüber, bricht Zahllosen das Herz. Dieses Verschwinden der neuen Erde läßt trübe Hoffnungslosigkeit zurück, die bis zur Verzweiflung führt. Die Verzweiflung aber lockt alle Dämonen an, besonders die der Gewalt. Man will das Große, das man erwartet, doch nicht fahren lassen und wenn man es in der besseren Form nicht haben kann, so ergreift man es in der schlechteren. Man braucht alle Mittel. Man tobt sich auf alle Weise aus. So treiben wir desto rascher dem Abgrund zu. Wehe allen denen, dreimal Wehe, die die Welt in diese Enttäuschung und Verzweiflung gestürzt haben!

Wir aber, wie helfen wir uns? Was ist unser Trost?

Es kommen Leute zu uns, die sagen: „Seht ihr, der Glaube an die neue Erde war eben eine Täuschung, die mit Enttäuschung enden mußte. Wir müssen eben zu den alten Ordnungen zurückkehren. Der Krieg muß eben doch sein. Auch der Kapitalismus oder wenigstens irgend eine Form von Privatwirtschaft. Der Versuch einer neuen Ordnung hat gezeigt, wohin man damit gelangt: auf der einen Seite zu Chaos und Hölle, auf der andern zur Heuchelei. Lasset uns darum die Welt nehmen, wie sie ist und vor allem für Ruhe, Ordnung und Sicherheit sorgen. Die alten Ordnungen sind doch nicht so böse gewesen, wie man getan hat. Es war darin doch tiefere Weisheit und Frömmigkeit. Es muß straffe Staatsgewalt, Führung der Tüchtigen,

Zucht, Ehrfurcht sein. Und im übrigen wollen wir das Weltregiment Gott überlassen und nicht meinen, wir könnten sein Werk verbessern. Die Welt liegt im Argen und wird im Argen liegen bis zum jüngsten Tag. Erst jenseits ist das Reich Gottes; wer es hienieden erwartet oder gar schaffen will, der gerät nur tiefer ins Arge und das Ende ist Schiffbruch!"

So spricht die Reaktion - lasset uns das Wort brauchen ohne schimpflichen Sinn. Können wir mit ihr gehen? Nein, das können wir nicht! Wir haben die Zustände, zu denen sie uns zurückführen will, gut genug gekannt. Was anders hat uns denn in die Weltkatastrophe getrieben, als eben diese Zustände? Würden sie dies nicht von neuem tun, nach dem Gesetz, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen? Nein, nicht das Neue hat das Chaos erzeugt, nicht das, was daran neu ist, sondern das, was daran alt ist. Diese alte Welt war nicht die Welt Gottes, sondern eine Welt voll Fluch, nicht eine Welt der Gerechtigkeit, sondern eine Welt des Unrechts. Sie ist nicht durch Gottlose gestürzt worden, sondern an ihrer eigenen Gottlosigkeit zusammengebrochen. Wir dürfen nicht zu ihr zurückkehren. Alle Reaktion ist kurzsichtig, blind, trete sie nun in gröberen oder feineren, in weltlichen oder religiösen Formen auf.

Aber eine ebenso scharfe Absage wie der Reaktion erteilen wir jener Art von Revolution, die uns zur alten Erde zurückführt. Nein, ein solches Bastardgebilde aus Alt und Neu wollen wir erst recht nicht. Wir wollen am allerwenigsten einen sozialistischen Militarismus, eine sozialistische Gewalt, eine sozialistische Diktatur, eine sozialistische Klassenherrschaft, eine sozialistische alte Erde — alles Widerspruch in sich selbst, Schändung des Ideals. Wir wollen vorwärts zu einer wirklich neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt. Darauf harren wir. Eine neue Gerechtigkeit, nicht das, wovon wir schon bisher genug und übergenug gehabt haben. Nicht wieder Gewalt, sondern Gerechtigkeit und Liebe; nicht wieder Krieg — an Stelle des Weltkrieges der noch schlimmere Bürgerkrieg —, sondern eine von Blut und Mord gereinigte Erde; nicht wieder Klassenkampf, sondern seine endliche Ueberwindung; nicht wieder die Erniedrigung des Menschen durch Sinnlichkeit, Laster und dämonische Selbstsucht, sondern seine endliche Erlösung zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes; nicht wieder Religionswahn aller Art, sondern der klare Sonnenschein des Reiches Gottes. Wir wollen wirklich vorwärts, nicht unter dem Schein des Vorwärtsschreitens in Wirklichkeit rückwärts. Wir wollen nicht Reaktion, sondern Revolution — aber eine Revolution in einem andern Stil als die, die bloß zur alten Erde zurückführt und diese durch das Neue nur verderbt; nicht eine weniger radikale, sondern eine viel radikalere, eine Weltrevolution im größten Stil.

Welcher Art ist diese Revolution? Woher nehmen wir den Mut, trotz allem, was wir nun erlebt haben und vielleicht weiterhin erleben werden, an eine neue Erde zu glauben?

II.

Die Antwort lautet: „Wir harren eines neuen Himmels.“ Das ist die tiefste Quelle unseres Trostes, die nicht versiegt, mögen die Erschütterungen, die unsere heutige Welt erlebt, noch so groß sein, die sogar mit deren Größe an Kraft nur zunimmt; das ist auch die Tiefe, woraus die Revolution quillt, der wir vertrauen.

Wir bedürfen eines neuen Himmels. Denn zu einer neuen Erde gehört notwendig als Vorbedingung ein neuer Himmel. Die Erde ist so, wie der Himmel über ihr ist. Es wachsen auf ihr die Pflanzen, die dem Himmel entsprechen. Sie trägt die Farbe des Himmels. Sie ist hell oder dunkel, je nachdem der Himmel Licht spendet oder nicht. Ohne Bild gesprochen: Die menschlichen Geschicke hängen davon ab, was für einen Glauben die Menschen haben. Das ists, worauf alles ankommt. Die große Menschenfrage ist, einmal, ob sie einen Himmel über sich haben oder nicht und sodann, was für einen; wieder ohne Bild gesprochen, ob sie einem Gott dienen und was für einem. Je nachdem gestaltet sich dann die Erde, die politischen, sozialen und alle anderen Verhältnisse. Von hier beziehen die Menschen Leben oder Tod, Seligkeit oder Unseligkeit

Freilich ist das eine Wahrheit, der eine Meinung widerspricht, die unser Zeitalter stark beherrschte und die auch heute noch große Macht hat. Darnach ist es nicht der Himmel, der die Erde, sondern die Erde, die den Himmel gestaltet. Der Glaube, den die Menschen haben, ist nicht die Kraft, die die Verhältnisse schafft und umschafft, sondern selbst nur deren Widerspiegelung. Nicht handeln die Menschen so, wie sie glauben, sondern sie glauben so, wie sie handeln. Nicht macht Gott den Menschen, sondern der Mensch Gott.

Wer hat nun Recht, wir oder diese Stimme unseres Zeitalters?

Ich antworte: Beide haben recht, jede Partei aber auf ihre Weise. Es gibt zwei verschiedene Arten von Religion oder von Himmeln, und hat sie stets gegeben. Sie kämpfen mit einander und ihr Streit ist das Zentrum der Geschichte der Menschheit. Von seinem Ausgang hängt ihr Schicksal ab. Das eine ist die Religion, die sich die Menschen selbst bilden nach den Gedanken ihres Herzens. Diese wächst wirklich empor aus den Verhältnissen der Menschen. Sie ist die Widerspiegelung ihrer Wünsche, Sorgen, Hoffnungen, Leidenschaften. Sie ist ihre menschlichen Träume und Ideale, auf einen Götterthron gesetzt. Dieser Himmel wird gebildet aus dem Dunst, der von der Erde aufquillt. Er ist eine Wiederholung der Erde, er ist ihre Vergottung.

Die Menschen verkörpern durch diese Religion in den Göttern sich selbst; sie dienen sich selbst; sie weihen die Erde mit all ihrem Recht und Unrecht, all ihrem Licht und Dunkel. Ja auch die Sünde und den Tod machen sie zu Göttern, und über alle Götter stellen sie das dunkle Schicksal, das alles beherrscht, Götter und Menschen, und alle verschlingt. Dieser Himmel stand über der alten Welt. Ihn hat sie geschaffen, ihm gedient und von ihm ist sie dann rückwirkend wieder gebildet worden. Denn die Gebilde unseres Herzens bilden eben rückwirkend uns selbst, unsere Kinder werden unsere Herren. Dieser Himmel rechtfertigte Sklaverei und Ausbeutung, Sinnlichkeit, Laster, Selbstvergottung, dieser Himmel machte Sünde und Tod zum unabwendbaren Schicksal; dieser Himmel erzeugte dämonisch aufbrausende Lebenslust und wilde Verzweiflung und dieser Himmel stürzte zusammen vor Christus.

Denn mit Christus kommt ein anderer Himmel. Das ist nicht einer, den die Menschen selber machen aus dem Stoff des gottnahen und gottfernen, unruhigen und verzagten Herzens, sondern der über ihnen ist, der sein eigenes Recht hat, der ein wirklicher Himmel ist. Hier tritt Gott hervor, der Gott ist durch sich selbst und nicht durch Furcht und Hoffnung der Menschen. Hier ist der Gott, der Gerechtigkeit ist, der heilige Gott, der eine heilige Welt schaffen will, der gütige Gott, der die Welt leitet nach seinem väterlichen Plan. Hier waltet kein unabwendbares Schicksal. Gott ist frei und frei durch ihn der Mensch. Unrecht, Not und Tod sind keine göttlichen, sondern gottwidrige Mächte und sind dazu bestimmt, dahinzustürzen vor der neuen Welt schöpferischer und erlösender Lebenskräfte, die in Christus hervorbricht und einen neuen Himmel schaffen will und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt.

Das sind die zwei Arten von Glauben, aus denen der Mensch leben kann und muß. Ja muß — denn jeder hat zwar die Freiheit, zwischen dem einen oder andern zu wählen, aber wählen muß er. Und je nachdem fällt sein Schicksal aus, je nachdem ist es Seligkeit oder Unseligkeit.

Wenn wir dies bedenken, dann bekommen wir wohl den Schlüssel in die Hand, der uns den Sinn der heutigen Weltbewegung nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufschließt.

Unsere Epoche, die nun mit einem Bankrott endigt, hat, wie jede andere, aus ihrem Glauben gelebt. Es war aber ein Glaube an selbstgemachte Götter. Sie glaubte an die Allmacht der Verhältnisse. Sie glaubte an die Gewalt. Sie glaubte, daß eine Art von göttlichem Zwang wie die Natur, so auch die Menschen nötige, sich in einem Kampf ums Dasein zu zerfleischen, in welchem der Stärkere Recht bekomme. Gewalt war daher Recht. Sie umkleidete den Starken mit göttlichem Glanz und erblickte das Uebermenschliche in der bloßen Kraft. Sie vergötterte das, was aus dem

Herzen der natürlichen Menschheit aufsteigt: Ehre, äußere Größe und Macht. Das Völkerleben diente diesen Göttern, mit denen Gott selbst verwechselt wurde. Sie vergötterte sich selbst und schuf ihrer zügellosen Selbstsucht ein ideales Gewand. Hochauf brauste Schaffenslust und Lebensherrlichkeit, aber heimlich trauerte die ungestillte höhere Sehnsucht der Seele und aus den Tiefen grollte das Erdbeben, das diese Welt, die eine Welt der Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit geworden war, in Trümmer warf. Es stürzt in dem heutigen Weltuntergang der Himmel der Götzen zusammen.

Aber warum versucht man nun die neue Welt mit dem alten Glauben zu bauen, um damit zu der ersten eine zweite Katastrophe zu fügen, und eine noch viel schlimmere als die erste? Warum hat man in Paris keinen bessern Frieden zustande gebracht? Warum ist der Völkerbund nicht anders ausgefallen? Weil man den Glauben nicht hat, der dazu gehörte — weil man nicht glauben kann an eine wirkliche neue Welt, eine Welt ohne Krieg. Weil man nicht glauben kann an einen Sieg über die dämonischen Gewalten im Menschenwesen. Weil man nicht glauben kann an eine Regierung der Welt durch einen allmächtigen Gott, der die alleinige Sicherheit der Völker ist, wenn sie es wagen, auf ihn zu bauen, und weil man darum an die Gewalt glauben muß, an sogenannte Sicherungen, die im Stoff bestehen und nicht im Geist. Man darf vielleicht den Menschen, die aus einem solchen Glauben handeln, deßwegen keine Vorwürfe machen. Es wäre auf dem Boden, den sie allein kennen, geradezu unehrlich und oberflächlich, das Schicksal der Völker auf etwas zu gründen, was in ihren Augen Luftgespinst ist. Auch müssen wir ihnen ein Zugeständnis machen: Die Gedanken, die Viele von Frieden, Friedensmöglichkeit, Menschennatur und Fortschritt des Guten hegen, sind den Tatsachen nicht gewachsen, beruhen auf falschem Optimismus und verkennen die furchtbaren Mächte des Bösen, die in der Menschenwelt ihr Wesen haben und die uns ja gerade durch die Flammen des Weltkrieges enthüllt worden sind, wie noch nie einem Geschlecht von Menschen. Wie soll man in einer solchen Welt an Völkerbund und Frieden glauben? Wenn man dennoch versucht, diese zu schaffen, so kommt etwas Falsches zustande, ein verschlimmertes Altes.

Ganz das Gleiche gilt von denen, die auf dem sozialen Gebiete die neue Welt mit den Mitteln der alten bauen wollen. Wenn eine Art von Sozialismus meint, mit Bajonetten und Maschinengewehren ein Reich der Brüderlichkeit gründen zu können, mit Diktatur ein Haus der Freiheit und mit bloßem Klassenkampf eine Welt der Brüderlichkeit, dann handelt er aus dem Glauben, den er allein hat, den er allein meint haben zu dürfen und zu müssen. Aber bedenken wir: er handelt aus dem Glauben, den das ganze Zeitalter gehabt — er handelt aus dem Glauben,

der uns Alle ohne Ausnahme mehr oder weniger in seinem Bann gehalten hat.

Dieses ganze Versagen der Geburt einer wahrhaft neuen Welt, das bloß zu einer noch verschlimmerten Form der alten führt, das im besten Falle nicht jenes Höchste erreicht, das jetzt die Welt ersehnt und das ihr verheißen ist, stammt also wie der Zusammenbruch der alten Welt aus der Abwesenheit des Glaubens an den wahren Gott, an den Gott, der allein eine neue Welt schaffen kann. Die Götzen, deren Dienst die Weltkatastrophe gezeitigt hat, sollen auch der Welterneuerung vorstehen. Es ist ganz besonders die Neigung zur Anwendung von Gewalt, die aus dieser Quelle stammt. Wenn man an Gott und darum auch an dem Menschen und den höheren Kräften in ihm verzweifelt, dann will man eben das Reich Gottes (das, was man darunter versteht!) selber machen. Und weil man es sich selbst nicht zutraut, so hängt man sich an Menschen, die es tun sollen, die man zu Messiassen ernennt und vergöttert, aber entsprechend verdammt und erniedrigt, wenn sie nicht ausrichten konnten, was man von ihnen erwartete. Oder man greift zu tausend großen und kleinen Projekten und Mitteln, die es machen sollen, versucht es mit allerlei Bewegungen und Agitationen, um bei einem Fiasko anzulangen. Und doch ginge alles so leicht, wenn man ein Senfkorn bloß von dem Glauben hätte, aus dem allein die neue Welt geboren werden kann, während man mit dem Glauben an den alten Himmel freilich keine neue Erde schafft.

Aber wir gewahren hinter diesem Versagen der Schöpfung einer neuen Erde noch einen andern falschen Glauben, den wir im Gegensatz zu jenem heidnischen den jüdischen nennen könnten. Es ist jener Glaube an eine Gerechtigkeit, die bloß zum Gericht führt und nicht zur Rettung. Wenn einer der zwei Männer, auf die sich die Hoffnung der Menschen verteilte, dadurch schwer gesündigt hat, daß er die neue Welt mit Gewalt herbeiführen will, so ist dem Andern zum Verhängnis geworden, daß er zu einseitig auf das Recht abstellte, auf das Recht, das vor allem jedem das Seine geben, also auch jedem das ganze Gewicht seiner Schuld aufladen, also strafen will.

Auch damit kommen wir zuletzt nur zur alten Welt zurück. Auch die alte Welt ist ja voll von Gerechtigkeit. Die Männer, die in Paris den Frieden gemacht haben, sind wohl Alle ehrlich überzeugt, daß es ein gerechter Friede ist. Denn er vergelte dem Besiegten das, was er gesündigt habe. Diejenigen Sozialisten, die eine Diktatur des Proletariates ausüben oder erstreben, sind nicht weniger überzeugt, daß dies ein Akt der Gerechtigkeit sei. — „Denn hat nicht," fragen sie, „die Bourgeoisie auch Diktatur geübt?" Die Gegner des Sozialismus aber messen ihn, wenn es hoch kommt, wenn sie ganz edel sind, auch bloß mit Gerechtigkeit, halten ihm

unerbittlich alle seine Sünden vor und versteifen sich auf das eigene Recht. So ist es gerade diese Gerechtigkeit, die die Welt immer tiefer in Streit und Not bringt. Es ist eben eine Gerechtigkeit von dieser Welt, es ist menschliche Gerechtigkeit und das heißt: Ungerechtigkeit, und das heißt: Selbstgerechtigkeit, und das heißt: Rechthaberei und Selbstsucht. Das menschliche Recht bleibt zu sehr am Bestehenden hängen. Es schaut mehr rückwärts als vorwärts. Es wirkt zu sehr bloß verdammend und erzeugt damit Verzweiflung, die ihrerseits dann wieder zur Gewalt greift. Die Gewalt bekommt dadurch eine Art Recht, daß das Recht oft selbst im Grunde bloß Gewalt (weil Ausdruck bestehender Gewalten) und daher Unrecht ist. Der Pharisäismus der bürgerlichen Welt erzeugt den Bolschewismus der proletarischen. So wirken diese scheinbar entgegengesetzten Mächte: Gewalt und Recht, doch im Grunde zu dem gleichen Ergebnis zusammen: dem Hängenbleiben an der alten Erde.

Aber auch dieses Abstellen auf das Recht stammt aber aus einem falschen Glauben. Es ist der Glauben an den Gott des alten Bundes, den Gott des Gesetzes, an den Gott, der streng jedem das Seine gibt und dem man damit dient, daß man das Gleiche tut, vor dem man auch selbst „gerecht" wird, wenn man gegen ihn und die Menschen das Gesetz erfüllt. Dieser Glaube macht hart, selbstgerecht, hochmütig, gibt das Gefühl des Auserwähltseins und schafft so Streit. Es ist dann im Grund auch Glaube an den Gott, der ein Gebilde des eigenen Herzens ist.

Diesen falschen Glauben haben auch wir. Ihn haben nicht nur die Gewalt-Revolutionäre, sondern auch die Gewalt-Reaktionäre. Auch ihnen scheint ja eine neue Welt unmöglich. Auch den sogenannten Frommen unter ihnen und diesen erst recht. Sie glauben nicht an den Gott, der eine neue Welt schaffen kann und will, sie glauben im Grunde bloß an die Kräfte und Gewalten der alten Welt. Sie stehen mit jenen Revolutionären, die sie so bitter bekämpfen, genau auf dem gleichen Boden. Unser ganzes Haften an der gegebenen Welt auf der einen und das ungestüme Begehren nach ihr auf der andern, wodurch der furchtbare Kampf erzeugt wird, der die Welt zerreißt, die ganze sittliche Entartung, Zügellosigkeit auf der einen wie auch die verkehrten Religionsbestrebungen auf der andern Seite entstammen der gleichen Wurzel: einem gemeinsamen Irrglauben, in dem wir unser falsches Leben haben.

Es wird aber nur wenig dadurch geholfen, wenn dieser Götzenglaube durch jenen Gottesglauben ersetzt wird, der sich in der Gerechtigkeit der frommen und unfrommen Schriftgelehrten erschöpft. Denn das Gesetz gibt dem Menschen kein wahres Leben. Es spricht sein strenges „Du sollst!" Seine Neigung ist das Verbieten, das Neinsagen. Es knechtet. Darum führt es, wie zum Bolschewismus, so auch zum Libertinismus. Es reizt zur Sünde. Die

freigeborene Seele wirft dieses Joch ab. Sie will Leben, volles, unendliches Leben. Und so sucht sie ihr Reich Gottes in all der Zügellosigkeit, die wir in der letzten Epoche erlebt haben und jetzt, wo eine neue beginnen soll, erst recht erleben. Es fehlt das Brot Gottes und darum greifen die Menschen in ihrer Gier nach dem Brot der Dämonen. Darum tasten sie dann auch wieder nach irgend einem Scheinhimmel, den ihnen der Religionswahn und Religionsschwindel vorgaukelt. Immer stoßen wir am Grunde all der Not und Verwirrung der Zeit auf das Eine: Wir haben den gleichen falschen Himmel über uns und entbehren des wahren. Darum suchen wir ihn auf auf allen möglichen falschen Wegen und geraten nur tiefer in die Irre. Wir dienen nicht dem wahren Gott, sondern den Götzen, nicht Christus, sondern uns selbst. Und so lange dies nicht anders ist, können wir in keine neue Erde hinein kommen.

Darum, wenn eine neue Erde kommen soll, dann ist ein neuer Himmel nötig.

Ein neuer Himmel? Ist das für uns nicht eine seltsame Losung? Sollte denn für uns, die wir trotz aller Verirrung und Untreue doch an Christus glauben, wirklich ein neuer Himmel nötig sein und nicht bloß eine neue Entschleierung des alten? Sollten wir gar, wie viele stürmische Geister unserer Tage verkünden, eines neuen Gottes oder Christus warten?

Ich antworte: Nein und Ja!

Nein! Denn es ist der alte Himmel, der Himmel, der durch Christus über die Welt gespannt worden ist. Es ist der alte Christus, der Christus, der in Galiläa gepredigt hat, auf Golgotha gestorben ist und lebendig durch die Geschichte schreitet. Und es ist der alte Gott, der Gott des Moses, der Gott des Jeremia, der Gott des Paulus, der Gott Zwinglis. Es ist das alte Reich Gottes, das den Sinn der Geschichte bildet, das am Anfang war und das am Ende sein wird, ewig jung wie die Sonne, ja viel mehr als sie, die ja auch vergehen wird. Wir warten keines anderen Gottes, keines anderen Christus, keines anderen Gottesreiches, keines anderen Himmels.

Aber doch auch Ja! Denn auch hier ist ein Himmel eingestürzt. Unser ganzes christliches Wesen ist mit der Welt zusammengebrochen, sodaß wir jetzt in eine Leere schauen, wo vorher dieser Himmel sich wölbte. Dieses Christentum hatte sich eben zu stark mit dieser Welt verbunden. Es hatte selbst den Götzen gehuldigt. Der Vater Jesu Christi, der der Vater aller Menschen ist, war ein Gott der einzelnen Nationen geworden, sein Reich ein religiöser Anstrich des Reiches dieser Welt. Er war zu sehr ein Gott geworden, dem der Einzelne dienen konnte, ohne sich um die Brüder zu bekümmern, ja, den er zum Diener seiner Kleinheit und Selbstsucht machen konnte. Dieses Christentum war den Menschen zu wenig Himmel ge-

wesen. Es hatte Himmel und Erde zu stark getrennt. Es hatte den Himmel in das Jenseits des Grabes entrückt und die Erde stehen lassen, wie sie war. Es hatte nicht von einem neuen Himmel aus eine neue Erde gebaut. Darum war die Erde zuletzt wieder allmächtig geworden. Es hatte die Botschaft von der Freiheit der Kinder Gottes in ein kompliziertes Gesetz mit all der Mühsal und Verzweiflung des Gesetzeswesens verwandelt. Darum waren die vom Himmel nicht gesättigten Seelen weltgierig geworden wie im Heidentum, ja noch stärker. Wir glaubten Alle nicht recht an den Gott Christi und lebten nicht aus ihm. An Stelle des Reiches Christi schob sich das Christentum mit seinem Kirchenwesen, seiner Theologie, seiner seltsamen und falschen Vermischung von Himmel und Erde. Dieses ganze Wesen ist mit in die Katastrophe hineingerissen worden. Mit Recht: denn wir müssen sagen, daß vielleicht mehr als die Welt mit ihrem weltlichen Götzendienst die entartete und abgefallene Christenheit Schuld an dem Zusammenbruch unserer Welt ist. Sie stürzt, weil sie von Christus abgefallen ist, sie stürzt vor Christus. Es stürzt ein falscher Himmel.

Darum harren auch wir eines neuen Himmels. Das ist das Größte, worauf wir warten, das unsere Hoffnung und die Wurzel aller andern. Wir erwarten nicht einen neuen Gott, aber ein neues Verständnis und eine neue Offenbarung des alten Gottes. Wir erwarten nicht einen neuen Christus, aber ein neues Hervortreten Christi. Wir erwarten, daß die Himmelskraft des Reiches Gottes sich in neuer Art und Herrlichkeit entfalte. Wir erwarten, daß das Reich Gottes wieder verstanden werde als das, was es ursprünglich sein will: als eines, das nicht bloß jenseits des Grabes auf uns harrt, sondern auch zu uns in die Welt hereinbrechen will, um hier alle Todesmacht zu überwinden und eine neue Erde zu schaffen, worinnen Gerechtigkeit wohnt. Wir warten darauf, daß die Seele unseres Geschlechtes, wenn sie sich wieder sammelt und vertieft, alte, fast vergessene Wahrheit wieder neu versteht, woraus eine neue Einstellung zu Welt und Leben fließen wird. Kurz, wir warten auf ein neues Aufleuchten der Wahrheit des Gottesreiches in Erkenntnis und Verwirklichung. Wir warten auf das Aufbrechen einer neuen Kraft der Liebe, des Glaubens, der Reinheit, auf einen neuen Drang nach Gemeinschaft und gegenseitigem Dienen. Wir warten auf das Heldentum der Jünger Christi, auf das Hervortreten der Söhne Gottes aus der Not der Welt.

III.

Aus dieser neuen Offenbarung des Himmels wird dann die neue Erde hervorgehen. Sie wird aus dem neuen Glauben geboren werden. Es wird in ihr wirklich Gerechtigkeit wohnen,

aber neue Gerechtigkeit. Denn Gerechtigkeit muß freilich sein. Ohne die Grundlage der Gerechtigkeit gibt es keine Neuordnung der weltpolitischen wie der sozialen Beziehungen und ohne sie auch keine sittliche und religiöse Erneuerung. Das Gesetz Gottes muß erfüllt werden. Aber das Gesetz Gottes erfüllt sich selbst in der Liebe. Die Liebe ist erst die wahre Gerechtigkeit. Gottes Gedanken enden nicht im Gesetz, sondern in der Gnade. Die Gnade aber gibt nicht bloß jedem das Seine, sondern jedem sich selbst. Sie geht nicht darauf aus, dem Andern genau das Quantum der Schuld aufzulegen, das ihm zukommt, sondern nimmt sogar fremde Schuld auf sich. Der Mensch, der durch die Gnade Vergebung erfahren hat, ist wieder zur Vergebung bereit. Wie Gottes letzter Wille nicht das Gericht ist, sondern die Rettung, so auch der Wille derjenigen Menschen, die ihn wahrhaft verstanden haben.

Diese Menschen haben aber an dem neuen Himmel ein Leben gewonnen, das ihre Seele sättigt. Sie suchen ihr Leben anderswo als bisher. Sie finden es in den Kräften, Wahrheiten und Seligkeiten einer höheren Welt: im Dienst Gottes und der Menschen, in der Liebe, im Mittragen, im Arbeiten, Kämpfen, Leiden für das Reich Gottes. Die Realitäten einer geistigen Welt sind ihnen wieder so gewiß, ja gewisser, als die der sinnlichen, und sie leben wieder aus ihnen. Sie haben einen neuen Glauben und aus ihm fließen von selbst neue Werke.

Unter diesem Himmel grünt dann die neue Erde auf. Es wird der Völkerbund und Völkerfrieden möglich. Denn nun können auch die Völker einander vergeben, mit einander in der Gnade leben, die nicht rechnet. Nun tritt das Streben nach äußerer Macht und Größe zurück. Sie brauchen keinen Militarismus mehr, weil sie eine Sicherung haben, die weit über alle menschlichen hinausgeht. Nun verliert der Imperialismus seine Macht, weil das Reich Gottes allen Völkern die ganze Erde und dazu die Unendlichkeit öffnet. Nun wächst eine Gesinnung heran, die auf die Menschheit blickt als auf eine große Familie und die jedes Volkes Los auf dem Herzen trägt, wie das des eigenen.

Auch die soziale Frage wird nun erst lösbar und ein echter Sozialismus möglich. Denn nun haben die Menschen ihr Leben nicht mehr im Geld, in den vorhandenen Zuständen, sondern in Gott. Sie hängen nicht mehr an ihren alten Rechten. Es lebt in ihnen der Drang, in neuen und reineren Formen Gott und den Menschen zu dienen und darin Leben und Glück zu haben. Ein Drang nach neuer Gerechtigkeit treibt sie über die fluchbeladenen alten Zustände hinaus. Ihre Freude wird wieder eine Arbeit, die nicht Mammonsdienst, sondern Gottesdienst ist. Sie werden in Gott frei für eine neue Ordnung. Sie bringen freudig große Opfer an Besitz, Behagen und Vorteilen. Sie haben Himmel und darum

können sie der Erde geben, sie sind reich in Gott und können so Andere reich machen.

Auch die sittliche Erneuerung ist von hier aus möglich. Denn nun haben die Menschen das Leben, das sie auf falschen Wegen umsonst suchten. Es ist das unendliche Leben selbst. Es ist Gott, nicht die Dämonen, es ist der Himmel mit seiner Klarheit, nicht mehr bloß die vergötterte Welt mit ihren Trugbildern.

Denn nun haben wir nicht mehr bloß Religion, sondern Reich Gottes. Es entfliehen jene Nebel des Religionswesens, die aus der ungestillten Sehnsucht des Menschenherzens emporsteigen. Vor der einfachen Wahrheit des Gottesreiches müssen die Gebilde eines künstlichen und phantastischen Tiefsinns weichen und vor dem Ernst des wirklichen Gottes aller religiöse Sport.

Darauf warten wir: auf den Tag unseres Gottes, nicht auf menschliche Künstlichkeiten und Gewalttätigkeiten. Nicht Wilson, aber auch nicht Lenin, nicht Paris, aber auch nicht Moskau, sondern Christus wird es tun. Es ist nicht mehr Oberflächlichkeit, an die neue Erde zu glauben. Denn dieser Glaube ist nicht mit einer optimistischen Einschätzung und Verkennung der Urgewalt des Bösen zu verwechseln, sondern er ist der Glaube an den Gott, der auch stärker ist als die Gewalt des Bösen, an den Gott, der nicht diese alte Welt heiligt, um erst jenseits des Grabes eine andere aufleuchten zu lassen, sondern der in Jesus Christus auch die Hölle besiegt hat und weiter besiegen will — der es kann und der es will!

Das ist die Weltrevolution, an die wir glauben.

IV.

Und nun lasset uns, nachdem wir von der Betrachtung des heutigen Weltkampfes ausgegangen sind, zum Schluß nochmals einen Blick darauf werfen. Welches ist wohl der letzte Sinn dieses Kampfes? Wir sehen, daß eine neue Welt werden will, die aber von den Gewalten der alten immer wieder verderbt, ja verschlungen wird. Was sollen wir davon halten? Wie uns dazu stellen? Sollen wir schelten, zur alten Welt zurückkehren, verzweifeln?

Ich meine, liebe Freunde, dieser Kampf habe eine andere Bedeutung. Mir scheint der Sinn dieser gewaltigen Bewegung zu sein, daß die Welt stürmisch dem Gottesreich entgegendrängt. Die Bewegung in der Politik, im sozialen Leben und allüberall, sie hat, oft ohne es zu wissen, Gottesreichsziele im Auge. Auch der Bolschewismus bezieht aus dieser Sehnsucht seine Kraft. Lenin und Wilson, Paris und Moskau können sich dieser Bewegung nicht entziehen. Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus — das sind im Grunde alles Dinge, die mit dem Reiche

Gottes einen sehr engen Zusammenhang haben, die gereinigt, in ihrem wahren Sinn verstanden, zu ihm gehören.

Nun können aber diese Bewegungen sich verirren. Sie fallen von sich selbst ab, geraten in das Gegenteil ihres eigentlichen Wollens. Der Antichrist bemächtigt sich ihrer.

Was hat dies zu bedeuten? Es hat, wie ich meine, zu bedeuten, daß diese Wahrheiten des Gottesreiches auf falsche Weise vertreten werden, weil sie nicht auf die wahre vertreten sind. Sie treten im Gefolge des Antichrist auf, weil sie nicht durch die Jünger Christi verwirklicht werden. Darum ist dies unsere klare Aufgabe: daß von uns jene Revolution ausgehe, die alle andern auflöst, weil sie sie erfüllt, die Revolution, die auf eine wirklich neue Welt geht. Wir müssen den Sozialismus Christi verwirklichen, dann hört der des Antichrist auf. Wir müssen den Kommunismus des Evangeliums leben, dann gibt es keinen Klassenkampf mehr. Wir müssen die Wirklichkeit des Glaubens und der Liebe beweisen, dann erlischt das Feuer des Bolschewismus. Wir müssen alles erfüllen, was die stürmische Sehnsucht der heutigen Welt will, aber nicht auf ihre Weise, sondern auf die Weise der höheren Welt. Nur die Wunder des Christ können die des Antichrist besiegen. Das ist es, was mir der Sinn alles dessen zu sein scheint, was heute in der Welt geschieht, des Guten und Großen, wie des Bösen und Gemeinen. Das ist die große Aufgabe. Das die Rettung, das allein. Dahin drängt alle Not und alle Hoffnung. Es soll in furchtbaren Geburtsschmerzen die neue Welt Gottes und des Menschen geboren werden.

Darum braucht uns auch das Heraustreten aller dämonischen und antichristlichen Gewalten nicht allzusehr zu erschrecken. Vielleicht ist dies gerade ein Weg zur neuen Herrschaft Christi. Denn es scheint eine Ordnung Gottes zu sein, daß, so wie die abgefallene Welt nun ist, der Offenbarung des Guten die des Bösen vorausgehen muß. Es scheint, daß gewisse Mächte ihren Tag haben müssen, um zu zeigen, was sie sind, bis etwas Höheres kommen kann. Das grauenhafte Spiel von Gewaltrevolution und Gewaltreaktion, wovon die eine immer wieder die andere ruft, das wir im weltpolitischen und im sozialen Leben beobachten und das uns ohne Rettung in den Abgrund zu ziehen droht, mag auch zur Folge haben, daß beide Mächte sich zuletzt aufreiben. Nur muß eine höhere Gewalt da sein, die in dieses Spiel eingreift und seine satanische Wechselwirkung aufhebt.

Diese Gewalt sollen auch wir, als Mitarbeiter und Mitkämpfer Gottes, vertreten. Unsere Aufgabe ist uns nun wohl klar geworden. Wir müssen all unsere Kraft dafür einsetzen, daß wir den neuen Himmel erfassen, von dem aus die neue Erde werden kann. Das ist nun das Eine, was not ist. Die Menschheit sieht nun die neuen Aufgaben, sie muß aber

dafür die Kräfte bekommen. Daran zu arbeiten, daß sie sie bekomme, das ist nun die Arbeit.

Sie soll sie aber bekommen! Denn sonst wäre ihr die Aufgabe nicht gestellt. Freilich müssen wir des neuen Wesens noch harren. Es verzieht. Nachdem es schon vor unseren Augen aufgeleuchtet, scheint es wieder verschwunden. Aber es kommt gerade in diesem Kampf. Es wird uns gerade auch durch den Widerstand, den es findet und die Entstellung, die es erfährt, erst recht deutlich. Es ist uns verheißen. Diese Verheißung ist verankert in den tiefsten Ahnungen unseres Herzens. Sie ist kundgetan in der bisherigen Geschichte des Reiches Gottes. Sie ist Fleisch geworden in Jesus Christus. Ihr Bürge ist der Gott, der eine Welt zerstören und eine neue schaffen kann, aber auch die Größe unserer Not, nach dem Worte: „Wo die Not am größten ist, da ist Gott am nächsten."

Wir harren und wissen, daß wir dies nur recht können in „heiligem Wandel und Furcht Gottes". Wir müssen unser ganzes Sein immer mehr auf das Eine konzentrieren: Gottes Kommen zu verstehen und für ihn bereit sein. In solchen Zeiten gibt es nur die eine Rettung und nur die eine Aufgabe: frei zu werden für Gott. Nur der tiefste und gesammeltste Ernst der Seele ist in solchen Zeiten dem Verständnis des Willens Gottes gewachsen. Da muß alle Spielerei und Tändelei, alle Verzettelung, Schläfrigkeit und Halbheit aufhören. Da muß ganzes Tun und Wesen sein. Sonst reißt die Flut unsere Seele mit in das Chaos. Wie Viele nimmt sie mit und versenkt sie in Zweifel, Ratlosigkeit und Finsternis! „Wir aber harren nach seiner Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt."

L. Ragaz.

Die soziale Kluft.

Vorbemerkung.

Ueber die Ursachen, welche den Landesstreik hervorriefen und auch jetzt noch gewaltsamen Umsturz drohen, klaffen die Ansichten noch immer weit auseinander. Sind die Forderungen der einen Seite vernünftig oder unverschämt? Verteidigen die Andern eine gute Sache oder eine schlechte, wenn sie die alten Zustände erhalten wollen? — Solch allgemeine Fragen lassen sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten. Es ist aber auch gar nicht nötig, daß auf solche Fragen eine bestimmte Antwort gegeben werde, dagegen ist es dringend nötig zu untersuchen, was diese Gegensätze herbeiführte und wie sich ihre Verschärfung verhüten läßt. Sicher ist, daß sie in den

letzten zwei Menschenaltern stetig gewachsen sind. Außer dem, was zu allen Zeiten unvermeidlich die Menschen entzweit, muß also noch Anderes gewirkt haben, das dem Ende des letzten Jahrhunderts und dem Anfang des neuen eigentümlich war. Auf dieses Andere, Besondere, muß die Aufmerksamkeit gerichtet werden.

1. Die Unzufriedenheit.

Es scheint, daß in den letzten Jahrzehnten die Unzufriedenheit — nicht nur bei den Handarbeitern — ganz außergewöhnlich groß geworden ist: dafür lassen sich verschiedene Gründe erkennen.

1. Eine gewisse Unzufriedenheit liegt stets in der menschlichen Natur, weil wir die Wirklichkeit, welche nie ganz unsern Wünschen entspricht (sie ist dazu ja auch nicht verpflichtet) mit den Phantasiebildern besserer Zustände zu vergleichen pflegen. Solche Versenkung in die Betrachtung von Luftschlössern und Idealen kann allerdings beseligend wirken, wenn man sich über deren Unwirklichkeit nicht grämt. Besser daran ist jedoch, wer sich von seinen Idealen den Weg durch die Wirrnisse des Alltags weisen läßt; sie werden ihn gut führen und sein Leben verbessern. Wer dagegen sein Glück an die Verwirklichung seiner Fantasiebilder geknüpft glaubt, wen die Betrachtung des Abstandes zwischen Ideal und Leben nur zu Trauer und Wehmut, nicht zur Tat, führt, dem erwächst nur Unfriede aus der Doppelnatur des Menschen; denn so, wie der Schatten unvermeidlich vor einem herläuft, dem die Sonne auf den Rücken scheint, so wächst auch die begehrende Fantasie immer wieder über das Erreichte hinaus. Das ist im großen Ganzen unser aller gemeinsames Los und zu allen Zeiten so gewesen.

2. Seit etwa einem Jahrhundert werden die Kinder durch den Schulzwang immer mehr der Wirklichkeit entzogen und in eine Fantasiewelt geführt. Alle neuen Bestrebungen, durch Handarbeit Leben und Wirklichkeit in die Schule hineinzubringen, können den Umstand nicht ändern, daß der Unterricht nun einmal etwas Gemachtes und nicht die Wirklichkeit selbst ist. Das ist nicht ein Tadel, denn es kann gar nicht anders sein. Die Schule muß ihre Gaben geordneter bringen, als das wirkliche Erleben, wenn sie ihr Unterrichtsziel erreichen soll; sie darf sich nicht auf die vom Zufall beherrschte Wirklichkeit verlassen.

Da nun — wenigstens in städtischen Verhältnissen — die Schule vorwiegend oder ausschließlich das Weltbild des Kindes malt, so beruht dieses Weltbild nicht auf Erfahrung, sondern auf der systematisch und mit Autorität geleiteten Fantasie; es ist somit nicht eine durch Erfahrung gewonnene Vorstellung, sondern ein Ideal. — Nun kann aber selbst die sorgsamste Beschreibung keine zutreffende Vorstellung geben vom Meer, vom Nordlicht, vom Geschmack einer Frucht, vom Hochgebirge u. s. w. Darum ist auch das Weltbild, welches die Schule in den Kindern erzeugt, schon im Materiellen mehr oder weniger un-

zulänglich; im Sittlichen aber will es nicht einmal ein treues Abbild sein; denn hier will es weniger belehren über das, was ist, als erziehen zu dem, was sein soll. Das ist natürlich an und für sich schon recht; aber es hat die fatale Folge, daß dem jungen Menschen die Idealwelt weitaus vertrauter wird, als die wirkliche. Wenn er es dann mit dieser selbst zu tun bekommt, so findet er sie natürlich durchaus mangelhaft. Und das ist nun der Boden, auf welchem die Unzufriedenheit im neunzehnten Jahrhundert und bis heute so besonders üppig gedieh.

Besser machen ließe sich das in städtischen Verhältnissen wohl nur, wenn man die Schule einschränkte und die Kinder wieder mehr dem lebendigen Einfluß des Alltags aussetzte; denn alle „Betätigung" und „Anschauung" in der Schule ist ja doch nur künstlich nachgeahmt und wirkt darum nie als Notwendigkeit. Ganz anders ist die Sache auf dem Land, wo die Kinder in erster Linie Glieder der Haushaltung sind und von früh bis spät unter dem Einfluß der mannigfaltigsten täglichen Notwendigkeiten stehen; da formt sich das Weltbild nach den Einflüssen der Wirklichkeit in Haus und Hof, und später läßt man sich wohl gern von den hellen Sternbildern der Ideale die Richtung weisen, aber man greift nicht mit töricht verlangender Hand darnach. Wenn es gelänge, auch den Stadtkindern diesen gesunden Wirklichkeitssinn beizubringen, so würde viel unnütze, sentimentale Unzufriedenheit aus der Welt verschwinden.

3. Ein weiterer Grund für Unzufriedenheit liegt in der gleichzeitigen Entstehung eines Arbeiterproletariats in der Schweiz. Proletariat wird oft mit Armut verwechselt, was ein großer Fehler ist. Denn nicht Armut, nicht die Notwendigkeit einfachster Lebensführung und strenger Arbeit macht den Proletarier, sondern Erfolglosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die trostlose Aussicht, nie aus dem Zustand der Bedürftigkeit herauszukommen. Man kann sehr arm sein und dennoch hoffnungsfreudig und darum glücklich; der Proletarier aber ist unglücklich wegen seiner Hoffnungslosigkeit, nicht weil ihm etwa die Tugend der Zufriedenheit fehlte. Ihm ist die Arbeit, welche so manchem Leben zum Segen wird, eine drückende Notwendigkeit; er arbeitet ja um den Lohn, nicht um das Werk, und da er nicht mit dem Herzen dabei ist, kann er auch nichts fürs Herz daraus gewinnen. Besonderer Aufwand von Fleiß und Sorgfalt kommt nicht ihm zu Gute, und so treibt ihn nichts zu jener besondern, freiwilligen Anspannung, aus welcher den Menschen die beste Freude des Lebens erwächst. Und außerhalb der Arbeitszeit etwas zur Verbesserung seiner Lage in geistiger oder materieller Hinsicht zu tun, fällt ihm schwer, teils durch äußere Verhältnisse, teils wegen innern Unvermögens. Ohne Hoffnung auf wesentliche Besserung kapituliert er vor den Verhältnissen. Und selbst in der Bildung und Erziehung seiner Kinder ist er überaus eingeengt. So fehlt ihm jede Möglichkeit, sowohl in- wie außerhalb seines Berufes, über das Notwendige

hinaus etwas nach freier Wahl zu tun, und ohne freudige Tätigkeit ist keine Zufriedenheit möglich.

4. Diese innere Unbefriedigtheit des Gemütes bewirkt nun aber, daß der Proletarier die wirklichen Uebel seiner materiellen Lage für noch schlimmer hält, als sie in Wahrheit sind; sie macht ihn empfindlicher dafür.

5. Nicht nur Einzelne leben in diesem Elend, sondern große Massen. Jeder weiß, wie alle Stimmungen, Freude und Trauer, Zuversicht, Schreck oder Verzagtheit durch gegenseitigen Einfluß gesteigert werden, wo immer Menschen vereinigt sind. So werden auch in den Proletarier-Wohnstätten Hoffnungslosigkeit und Leid ins Trostlose gesteigert, und ähnlich wachsen Neid und Haß; es ist kein Grund, sich darüber zu wundern.

2. Die Entstehung der Spaltung.

Unsere staatlichen Verhältnisse sind durchaus beherrscht von den Bestrebungen für Freiheit und Gleichheit, deren Ausbreitung von der französischen Revolution her das neunzehnte Jahrhundert charakterisiert. Diese beiden Grundsätze waren einst nötig, um das frühere enge Klassen- und Privilegiensystem zu stürzen, und darum stehen sie noch heute in hohem Ansehen. Aber mit der Zeit haben die Freiheit des Grundbesitzes, der verbesserte Unterricht, die Entwicklung von Technik und Welthandel einzelnen Individuen so viele Machtmittel verliehen, daß sie, gerade dank der gesetzlich gewährten Freiheit, die Gesamtheit in hohem Maße schädigen konnten, wie es die Entstehung des bäuerlichen und industriellen Proletariates zeigt. Weil häufig das Prinzip der unbeschränkten Freiheit durch keinerlei Rücksicht auf die wirtschaftlich schwächern Mitbürger gemäßigt wurde, entstanden – auf durchaus gesetzlicher Grundlage — Verhältnisse, welche kein Gewissen billigen kann. So macht es z. B. der Grundsatz des freien Bodenbesitzes unmöglich, die Entwicklung jener öden Großstadtviertel zu verhindern, bei deren Anblick jeder fühlt, daß in ihnen nie ein Heimatgefühl entstehen kann. So verhindert die rigorose Gewerbefreiheit die notwendigsten Reformen des Wirtshaus- und Gesellschaftslebens (wobei durchaus nicht an Abstinenz-Zwang zu denken wäre). Aber die nämliche Gewerbefreiheit erlaubt die Herstellung so schlechter Waren, daß die Arbeiter nur knapp bezahlt werden können und die Produkte doch ihren geringen Preis nicht wert sind; sie macht es möglich, daß nicht mehr, wie es natürlich wäre, die Warenerzeugung sich nach dem Bedarf richtet, sondern daß umgekehrt durch die Suggestion der Reklame Absatz für das einmal Erzeugte gesucht werden muß. Unter der Herrschaft dieser Freiheitsgrundsätze wurde durch die Maschinen die menschliche Arbeit ihres geistigen Gehaltes beraubt, und niemand dachte an den Arbeiter, dessen Leben dadurch seinen wichtigsten Inhalt verlor.

Die Grundlagen, auf welchen unsere heutigen Anschauungen über die bürgerlichen Rechte und Pflichten stehen, können es also nicht verhindern, daß aus diesen und ähnlichen Quellen materielle und geistige Not ins Volk hinausströmt und immer weitere Kreise trifft. Gerade durch die Freiheits- und Gleichheitsprinzipien ist der rührigere, gewandtere (aber trotzdem nicht immer bessere) Teil der Bevölkerung privilegiert gegenüber denen, welche ihre Freiheiten nicht so geschickt ausnützen können. Hier liegt die Wurzel unserer sozialen Spaltung, und alle Hilfsmaßnahmen schaffen den Gegensatz nicht aus der Welt, im Gegenteil, sie zeigen ihn erst recht; sie wehren ja nur die schlimmsten Symptome ab, aber wie bei den Köpfen der Hydra müssen immer wieder neue nachwachsen, weil die Ursache immer noch zeugend fortwirkt.

Es gibt einen Fluß, der fast jedes Jahr furchtbare Ueberschwemmungen verursachte; man schützte sich durch Dämme, welche ihren Dienst taten, ein, zwei Male, dann wurden sie doch überflutet oder durchbrochen. Jedes Jahr hatte man mit Erhöhung, Verstärkung, Erneuerung derselben zu tun und konnte des Uebels doch nicht Herr werden. Da wandte man sich von der Bekämpfung der Symptome zu derjenigen der Ursachen: Man bewaldete das Flußgebiet, und seither genügen die vorhandenen Dämme, werden nicht mehr überschwemmt, nicht mehr durchbrochen, kurz, es ist Ruhe eingetreten.

So müßte man auch im Staat nicht die einzelnen schlimmen Folgen der Klassenspaltung, sondern ihre Ursachen bekämpfen, indem man gewisse Freiheitsrechte so weit einschränkte, daß sie keinen sozialen Schaden mehr stiften könnten. Mögen die Ereignisse der letzten Zeit die Einsicht reifen lassen, daß unsere dringendste Aufgabe darin besteht, den Vorgang der Proletarisierung um jeden Preis zu unterbrechen. Ist einmal der Wille dazu wirklich vorhanden, dann klärt sich auch der Blick für die besten Wege; manche sind schon bekannt und bewährt, es fehlt nur noch der Entschluß, sie zu gehen.

3. Warum sich Spaltungen nicht verhüten lassen.

Die Verfassungen, Gesetze und Verordnungen aus den großen Zeiten der Geschichte bezwecken, abgesehen von einigen eigennützigen Ausnahmen, das Wohl Aller. Das Wohl Aller ist aber ein Ideal, zu welchem von der vielgestaltigen Wirklichkeit aus die Wege gesucht werden müssen; diese Wege sind so verschieden wie ihre Ausgangspunkte, die jeweiligen wirklichen Zustände. So wurden z. B. die unsichern Verhältnisse nach der Völkerwanderung verbessert durch die Entwicklung des Feudalwesens, die starre Enge des achtzehnten Jahrhunderts dagegen durch dessen Abschaffung. Die Gesetze geben nun die Wege an, auf welchen von den je gegebenen Zuständen aus das Gemeinwohl erreicht oder erhalten werden soll. Sie sind dauernd, wogegen sich die Zustände, welchen sie angepaßt

wurden, langsam aber ununterbrochen verändern. Nach kürzerer oder längerer Frist hat das Gesetz die Grundlage, von der allein aus es Gutes wirken konnte, verloren. Wenn es trotzdem noch immer gilt, so ruft es jetzt, unter den veränderten Bedingungen, unvorhergesehene und nicht immer heilsame Wirkungen hervor. Wer nun von solchen übeln Folgen betroffen wird, sieht zunächst bloß den persönlichen Schaden, ohne dessen Ursache zu kennen. Solche Zustände sind (wenn nicht die Gesetze rechtzeitig geändert werden, und das ist nie der Fall) unvermeidlich, aber sie entsprechen formell durchaus dem Recht, obgleich der Geschädigte sie als Ungerechtigkeit empfindet. Gerecht sind sie nach dem Gesetz, ungerecht nach dem Gewissen, und die Urteile müssen umso weiter auseinanderklaffen, je stärker sich die Lebensverhältnisse seit dem Erlaß des Gesetzes verändert haben. Was einst Recht war, wirkt jetzt ungerecht. Wenn nun veraltete Gesetze einem Teil des Volkes mehr Vorteile bieten als dem andern, wenn jener eine Teil diese Gesetze mit den Waffen verteidigt, so läßt sich ein Korn von Wahrheit nicht verkennen in der Behauptung, zugleich mit den Gesetzen werde eben auch die Vorzugsstellung jener Gruppe gestützt. Da es in der Regel nicht möglich ist, den Gegensatz zwischen buchstäblichem und sittlichem Recht vorauszusehen, ehe er sich entwickelt hat, so kann man ihn auch nicht verhüten.

Wenn nun zahlreiche Einzelheiten von Verfassung, Gesetz, Verordnung und Gebrauch auf Anschauungen beruhen, deren Grundlagen sich mit der Zeit verändert haben, wenn aber weder diese Anschauungen noch die davon abgeleiteten Vorschriften den neuen Verhältnissen angepaßt wurden, dann treten jene tiefen Spaltungen in der Bevölkerung auf, welche zu Revolutionen führen. Der eine Teil betrachtet dann seine schlimme Lage als Unrecht, obgleich sie nicht auf ungesetzlichem Wege entstanden ist; der andere Teil sieht seine bessere Stellung gesetzlich durchaus gerechtfertigt und ist überzeugt, mehr als seine Pflicht zu tun, wenn er seine weniger begünstigten Mitbürger irgendwie unterstützt.

Solche Unterstützungen können freilich die Spaltung nicht aufheben; im Gegenteil steigern sie die Empfindlichkeit dafür. Wenn die Gegensätze wirklich versöhnt werden sollen, so kann es keine Frage sein, ob das Ganze sich nach dem Gesetz, welches einen unbrauchbar gewordenen Weg zum Ziele weist, richten soll, oder nach dem Gewissen, welches dem Ziel selbst, dem Wohle Aller, zustrebt. Wenn es sich erweist, daß das Gesetz ungerechte Zustände bewirkt oder zuläßt, dann muß es abgeändert werden. Bei unbedeutenden Fragen pflegt das auch leicht zu gehen; wenn aber die notwendige Veränderung gut eingelebte Grundsätzen nd Gebräuche betrifft, oder wenn die Hilfe für eine Bevölkerungsgruppe eine andere merklich belastet, dann stellen sich

nicht nur der Beseitigung, sondern schon der Erkennung der Uebelstände starke psychologische Hemmungen entgegen.

4. Warum die Uebelstände so schwer zu erkennen sind.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß alle Urteile unseres Verstandes, auch wenn wir in guten Treuen unparteiisch und objektiv sein wollen, beeinflußt sind von geheimen, unbewußten Wünschen. Obschon die Vorgänge des klaren Denkens bei allen Menschen den gleichen Gesetzen der Logik folgen, kommen in Wirklichkeit verschiedene Ergebnisse heraus; denn fast immer wird die Klarheit des Denkens getrübt durch die unbeachtete Mitwirkung von Vorurteilen und Wünschen. Darum ist es kein Vorwurf, sondern einfach eine natürliche Tatsache, wenn festgestellt wird, daß die meisten menschlichen Urteile mehr oder weniger den persönlichen Wünschen der Urteilenden angepaßt sind. Wenn einer geübt ist im abstrakten Denken, so sind diese Ablenkungen von der Wahrheit geringer, als wenn seine Gedanken sich stets auf die Dinge und Verhältnisse der Wirklichkeit beziehen. (Nebenbei: daran muß man auch bei Schulfragen denken.) So ist es also begreiflich, daß auch die sozialen Uebelstände unseres Zeitalters zuerst hervorgehoben wurden von denen, die darunter litten, denn ihnen erschien deren Bedeutung durch ihr Leiden vergrößert. In zweiter Linie folgten die im Denken Geübteren: Lehrer und Akademiker, und unter diesen zunächst nicht die Techniker, Aerzte und Juristen, welche sich vorwiegend mit Erscheinungen der Wirklichkeit befassen, sondern die abstrakter denkenden Philosophen und Theologen; „weltfremd“ heißt nicht nur „unbeholfen“, wie es meistens gemeint ist, sondern auch „unberührt von äußeren Einflüssen, integer“. Am geringsten muß die Einsicht in die sozialen Notwendigkeiten unter denjenigen Bevölkerungsklassen sein, welche wenig an freies Denken gewöhnt sind und zugleich benachteiligt würden durch die geforderten Aenderungen; denn bei ihnen wirken unbewußte Wünsche stark mit und zwar hemmend. Die Entwicklung von Handel und Industrie seit 1850 ist stark beteiligt an der Entstehung der heutigen sozialen Not, nicht im Sinne einer Schuld, sondern als geschichtliche Ursache; darum sind gerade die Angehörigen dieser Berufsgruppen am wenigsten in der Lage, diese Uebelstände und die Mittel zu ihrer gründlichen Ausrottung zu sehen. So lange aber nicht die Mehrheit der Bevölkerung die Mißstände kennt und die Abwehrmittel billigt, ist in der Demokratie Besserung unmöglich.

5. Die Selbsthilfe der Benachteiligten.

Wenn nun auch die, welche selber unter den Uebelständen leiden, sie zuerst und am deutlichsten erkennen können, so ist damit nicht gesagt, daß sie ebenso die Mittel zur Verbesserung am leichtesten finden. Wir sehen im Gegenteil, wie in wirklich tragischer Weise

gerade die Abwehrmittel der Proletarier, trotz scheinbaren Erfolgen, ihr Leid vermehren mußten. Denn auch sie kämpften mehr gegen die Schäden als gegen ihre Ursachen und trieben gar oft den Teufel mit dem Belzebub aus.

1. Bei uns ging das Uebel aus der Armut der Fabrikarbeiter hervor, die zunächst noch einzeln ihren Herren gegenüberstanden, wie einst die Gesellen ihrem Meister. Mit der Zeit lernten sie (oder lehrte man sie) die große Macht kennen, welche sie bei festem Zusammenhalten ausüben können, und die Organisationen verbesserten nun zwar die materielle Lage der Arbeiter bedeutend, aber zugleich verminderten sie ihre geistige Selbständigkeit. Aus den Personen wurden sie zu bloßen Gliedern der Organisation oder der Klasse; persönliche Ziele und Ideale, persönliche Anstrengung und Leistung verloren ihren Sinn. Man erzielte einen Lohntarif — also hingen die Einnahmen von diesem ab und nicht von der Tüchtigkeit und Anstrengung des Einzelnen. Man verpönte Akkordarbeit und regelte die Arbeitszeit — und damit wurde auch dem Fleißigsten der Verdienst begrenzt. Vom Standpunkt der Gleichheit aus konnte man es für gerecht halten, daß der Langsame gleichen Lohn bezog, wie der Rührige, der Träge wie der Fleißige; aber damit verlor die Arbeit ihren Gemütswert: sie war nicht mehr fähig, Befriedigung zu gewähren. Mit dem gleichen Schritt wurde jedesmal *die materielle Lage verbessert, die persönliche Freiheit aber eingeschränkt*. Auf das Letztere achtete man in dem — hoffentlich bald überstandenen — Zeitalter des Materialismus wenig, freute sich dagegen der sichtbaren Erfolge. Aber wenn man auch nicht *sah*, wie die Bewegungsfreiheit des Einzelnen immer geringer wurde, so *litt* man doch so sehr darunter, daß heute das Haupt-Leiden und Kennzeichen des Proletariers jeder Gattung nicht mehr die Armut ist, sondern die Unbefriedigtheit des Gemüts. Denn unbefriedigt ist jeder, der nicht freudig für seine persönlichen Ziele und Ideale seine Kräfte und Gedanken stählt und braucht. Auch *gemeinsame* Ziele können dieses Glücksgefühl bieten, ja, mit noch mehr sittlicher Berechtigung, aber nur dem, welcher von ganzem Herzen dafür eintritt, nicht den Vielen, welche einfach mitmachen. Man kann Jahrzehnte lang taub sein gegen diese Ansprüche des Gemüts, fühlen muß man sie doch. Und bitter *fühlt* sie der Proletarier auch heute in der Schweiz, obgleich er sie meistens noch nicht erkennt.

2. Ein zweiter und durchaus unvermeidlicher Nachteil der Arbeiterbewegung kommt davon her, daß durch die Organisation der enge Zusammenschluß der Gleichgestellten, hier also der Gleich-Benachteiligten, gesteigert wird. Man weiß ja, wie alle Gefühle heftiger werden, wenn sie viele Menschen zugleich bewegen. Jeder wird durch die gleichgerichteten Gefühle der Andern in seinen eigenen bestärkt. Daher die Zuversicht, mit welcher oft die ärgsten Strapazen des

Krieges ertragen wurden, die grundlosen Paniken, das Ueberschäumen von Freude, von religiöser Begeisterung, sobald Gleichgesinnte zusammenkommen. — Die Vereinigungen der Unbefriedigten und Hoffnungslosen lassen daher alles Schlimme übermäßig heftig empfinden.

Außerdem müssen, um den eigenen Tätigkeitstrieb aufrecht zu erhalten und ihn bei Andern zu wecken, die gemeinsamen Nöte immer von neuem erörtert werden; auch dadurch erscheint ihre Bedeutung, die ja wirklich schon schlimm genug ist, noch übertrieben, denn alles, womit sich unser Geist oft beschäftigt, wird in unserm Bewußtsein überschätzt. Ist es etwas Trauriges, so werden wir nicht nur durch die schlimmen Tatsachen niedergedrückt, sondern erst recht durch die übertriebene Wichtigkeit, welche sie in unsern Gedanken einnehmen. — Man kann sich nicht zur Bekämpfung eines Uebels vereinigen, ohne viel darüber nachzudenken und zu sprechen; dadurch aber gelangt es zur Vorherrschaft in unserer Gedankenwelt, und wir überschätzen unbewußt seine Bedeutung.

3. Ein dritter Schaden ist die übertriebene Wichtigkeit, welche man dem Klassenkampf beilegt. Als das Handwerk noch in Kleinbetrieben ausgeübt wurde, war der Meister Herr in seiner Werkstatt, nicht nur weil sie ihm gehörte, sondern auch weil er an Können seine Gesellen übertraf. In dem Maß, wie die Betriebe sich vergrößerten und die Arbeitsteilung begann, hörte der Meister auf, der beste Arbeiter zu sein, wurde Organisator, Leiter, Fabrikant, und, während seine Macht zu wachsen schien, wurde er abhängig von seinen „Gesellen". Aber weder er noch die Arbeiter merkten zunächst diese Veränderung, im Gegenteil, man glaubte dem äußern Eindruck, nach welchem die „Herren" immer mehr Einfluß zu gewinnen, die Arbeiter zu verlieren schienen. Erst als sich diese einander näherten und um bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen begannen, wurden sie sich ihrer eigenen Gewalt und der Hilflosigkeit der Fabrikanten bewußt: diese selbst begannen auch erst unter dem Einfluß dieser Kämpfe einzusehen, daß sie längst nicht mehr, wie sie geglaubt hatten, „Herren in ihrem Hause" waren. Unabhängig und frei war nur der Meister, welcher zur Not auch allein seinen Beruf ausüben konnte; der Besitzer eines Großbetriebes dagegen kann seine Arbeiter nicht entbehren und ist von ihnen abhängig, trotzdem er so hoch über ihnen zu stehen scheint. Im Betrieb muß auch der Wille des Arbeiters in Betracht gezogen werden; beide Teile müssen einander gegenseitig Rücksicht tragen.

Nun aber erfahren wir jeden Tag, wie sehr wir Menschen jede neue Erkenntnis zu überschätzen bereit sind und, von ihrem Glanze geblendet, Altbewährtes unverdienter Verachtung preisgeben. Kaum hatten also die Arbeiter in erfolgreichen Lohnkämpfen u. s. w. ihre Macht kennen gelernt, so hielten sie dieselbe auch schon für unbegrenzt und glaubten, sie allein seien maßgebend für das Schicksal

der Großbetriebe. Dieser Irrtum war nicht geringer als derjenige der Besitzer, welche sich noch immer für die Herren im Haus hielten, als sie schon stark von ihren Arbeitern abhängig geworden waren. Natürlich kann ein großes Unternehmen der geistigen Leitung und Organisation ebensowenig entbehren, wie der physischen Arbeit. — Wie in jener Fabel die einzelnen Körperteile darüber stritten, welcher von ihnen der Wichtigste sei, so bekämpfen sich heute die beiden Parteien, als wüßten sie gar nicht mehr, daß nur der gemeinsame gute Wille Aller zum Wohl des Ganzen führen kann. Nicht weniger als die einstige Blindheit der Unternehmer, ist heute die Uebertreibung der Arbeiter bis zum grundsätzlichen Klassenkampf ein Unglück geworden. Glückliche, d. h. gerechte Zustände gehen doch nie aus Kampf hervor, sondern aus Aufklärung und gutem Willen; gibt es Leute, die das noch nicht wissen? Wohl müssen überall Widerstände und Böswilligkeit im Kampfe überwunden werden; aber nie darf der Kampf oder die mit ihm verbundene Machtentfaltung zum Zwecke werden, wenn Gerechtes erreicht werden soll. Indem sich die Arbeiterbewegung bei uns nicht, wie z. B. in England, allein gegen die Uebelstände richtete, sondern gegen die besser gestellten Klassen, bewirkte sie, daß fast jeder Erfolg einen — zunächst noch nicht gesehenen — Schaden nach sich zog: Der Kampf entfachte mehr Haß als Begeisterung, er zielte mehr auf momentanen Einzelerfolg als aufs dauernde Gesamtwohl ab und richtete sich nicht bloß gegen Schlechtes, sondern bedrohte auch Wertvolles.

Das alles ist nicht erhebend für den Kämpfer; Ideallosigkeit und Unzufriedenheit wachsen in ihm; nicht Begeisterung für das Gute beherrscht ihn, sondern Haß. Der Klassenkampf verdüstert sein Gemüt; ein Kampf für Wahrheit, für Ideale, die das Gewissen, nicht bloß die körperlichen Ansprüche befriedigten, würde es dagegen mit Frohsinn durchleuchten.

4. Eng verbunden mit dem Klassenkampf ist der Hauptmangel der Arbeiteraktionen: Sie gehen, wie die Bürgerlichen, nicht auf die Ursachen der Uebel, sondern auf die Einzelheiten. Ja, da die konservativeren Parteien nur unter dem Druck von links Aenderungen zugestehen, so kann man zwar die erzielten Erfolge der sozialistischen Initiative zuschreiben, muß ihr aber auch die gemachten Fehler vorwerfen. Den Fragen ernsthafter, gründlicher Verbesserung des Zusammenlebens hat auch die Sozialdemokratie ziemlich wenig Teilnahme geschenkt; statt dessen beschäftigte sie die Gemüter mit einzelnen Uebelständen oder mit so weiten Zielen, daß man sie nur undeutlich flimmern sah und nicht klar erkennen konnte. Auch sie stand im Banne unserer materialistischen Zeit. Als Entschuldigung — wenn geschichtliche Tatsachen einer solchen bedürfen — mag immerhin gelten, daß für manche Schäden die Abhilfe wirklich dringend nötig war und daß

die Organisation verfestigt wurde durch kleine Erfolge und radikale, wenn auch undeutliche, Ziele.

Aber Tatsache ist, daß man sich dem eigentlichen Ziel nicht genähert hat: Trotz allen Teilerfolgen ist die Kluft zwischen dem Proletariat und den anderen „Klassen" tiefer als je und wächst immer noch. Darum haben wohl viele nicht ohne Berechtigung das Vertrauen in die bisherige Methoden verloren; freilich täuschen sie sich von Neuem, wenn sie von der Revolution Besseres erhoffen. Gute und gründliche Hilfe läßt sich dagegen erwarten, wenn die Arbeiter, welche jetzt gut organisiert sind und die Konservativen (Bürgerlichen) von ihrer Bedeutung überzeugt haben, nicht mehr nur um Teilerfolge und Propaganda kämpfen, sondern geschlossen nach dem erreichbaren Ziele streben, die heute noch wirkenden Ursachen der Verelendung, eine nach der andern, zu vernichten. Sie werden überrascht sein, wie kräftig sie in diesem Kampfe die Vielen begleiten werden, welche unter genau den gleichen Uebeln leiden, nur in geringerem Maß. Nicht bekämpfen muß man die träge Mehrheit, so sehr sie auch oft dazu herausfordert, sondern überzeugen und mitreißen.

6. Sind Revolutionen unvermeidlich?

Da nur wenige Menschen im abstrakten Denken geübt sind, wird im Großen und Ganzen ein richtiges Urteil erleichtert, falls es (unbewußten) persönlichen Wünschen entspricht, erschwert dagegen, falls es ihnen entgegensteht. Die störenden Wünsche verlieren aber ihren Einfluß auf das Denken, wenn sie durch äußere Vorgänge unerfüllbar oder durch neue Wünsche verdrängt werden. So lernt der am Bestehenden festhaltende Teil eines Volkes das Richtige und Gute in Neuerungen, die er bisher bekämpfte, erkennen, sobald das Festhalten am Alten unmöglich oder nachteilig geworden ist, z. B. durch eine Revolution oder die Drohung einer solchen. Lange vor der großen französischen Revolution waren die Grundsätze der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit in vielen Schriften verfochten worden, aber mit geringem Erfolg, solange die Erhaltung des alten Zustandes den Maßgebenden vorteilhaft schien; sobald sie aber unmöglich war, stand den neuen Ideen kein psychologisches Hindernis mehr im Wege, und nach kurzer Zeit waren sie allgemein anerkannt. — Bei uns hat schon die Drohung von Umwälzungen manche Einsichten reifen lassen, deren Entwicklung sich sonst in viel langsamerm Tempo vollzog.

Wo also eine Anschauung psychologisch gehemmt ist, weil sie persönliche Opfer verlangen würde, da bricht sie sich Bahn, sowie diese Opfer unvermeidlich geworden sind. Wer viel hofft oder besitzt, dessen Urteil ist durch Furcht beengt; der Verlust macht es frei. — Wenn solche schnellen Sinnesänderungen nur einzelne Personen träfen, so würde man sie als Schwäche, als ein Hängen des Män-

telchens nach dem Winde verurteilen. Da sie aber ganze Volksklassen, ja selbst große Völker und Kulturkreise ergreifen, da sie beibehalten werden, nachdem sie längst aufgehört haben, äußern Vorteil zu bringen, so muß es sich um tatsächliche Aenderungen der Ueberzeugung handeln. So erscheinen im Lauf der Geschichte die Revolutionen als Lehrmeister derjenigen, welche durch günstige Stellung verhindert sind, über ihr Verhältnis zu andern richtig zu urteilen.

Traurig zwar, aber fast unvermeidlich erscheint es, daß die sich immer erneuernden Gegensätze zwischen Ueberlieferung und Entwicklung von Zeit zu Zeit durch gewaltige Erschütterungen ausgeglichen werden müssen; denn der Verstand, geblendet von persönlichen Rücksichten, ist in der Regel wirklich nicht im Stande, die wachsende Spannung rechtzeitig zu sehen; einzig, wenn er, vor diesem Blendwerk des Eigennutzes geschützt, die klaffenden Gegensätze deutlich zeigen könnte, wäre ein friedlicher Ausgleich derselben möglich. Drei Helfer unterstützen ihn bei dieser schweren Aufgabe. Der erste ist Uebung im abstrakten Denken, so daß Furcht und Hoffnung seine Urteile nicht mehr beeinträchtigen können. Die beiden andern, Gewissen und Nächstenliebe, sind im Zeitalter des Materialismus nicht in hohem Ansehen gestanden; aber zahlreiche Erscheinungen deuten darauf hin, daß ihre Bedeutung wieder angefangen hat, zu wachsen. Mögen sie erstarken und uns jener wirklichen Gerechtigkeit näher bringen, deren Fehlen uns noch so tief entzweit!

E. Heß.

An die schweizerischen Sozialdemokraten.

Genossen!

Unser Parteitag hat am 17. August den Beschluß gefaßt, sich der dritten Internationale, die im vergangenen Frühling in Moskau gegründet worden ist, anzuschliessen. Wenn auch diesem Beschluß von den Verteidigern vor und nach der Abstimmung sehr schillernde Deutungen gegeben worden sind, so kann es sich doch unseres Erachtens um nichts Anderes handeln, als daß wir uns damit zum Bolschewismus bekennen und uns mit ihm solidarisch erklären. Denn wir können diesen Beschluß nicht einfach als eine Sympathiedemonstration für die russischen Bolschewisten oder einen gegenüber dem Bürgertum aufgehobenen Drohfinger gelten lassen. Wir wenden uns vielmehr bei dieser Gelegenheit mit aller Entschiedenheit gerade dagegen, daß unsere Partei Beschlüsse fasse und Erklärungen abgebe, von denen von vornherein feststeht, daß sie keine ernsthaften Konsequenzen haben sollen. Wir begeben uns durch

diesen Beschluß einfach in geistige und taktische Gemeinschaft mit dem Bolschewismus. Das ganze Bürgertum und die sozialdemokratischen Massen verstehen ihn als Bekenntnis zur Diktatur des Proletariates nach leninscher Art. Alle andern Ausdeutungen sind in der Tat bloße Sophismen. Die Frage, wann eine helvetische Diktatur aufgerichtet werden solle, hat ja keine prinzipielle Bedeutung, wenn man doch entschlossen ist, sobald es immer geht, zu diesem Mittel zu greifen. Wir stellen nachdrücklich fest: es handelt sich darum, daß die Sozialdemokratie an der geistigen Eroberung der übrigen Volksgenossen verzweifelt und im geeigneten Augenblick den Weg der Militärdiktatur einer sozialistischen Minderheit als entscheidendes taktisches Mittel anwenden will. Diesen Sinn hat der Beschluß, wenn er nicht bloße Phrase ist.

Wenn wir diesem Beschluß aufs schärfste Opposition machen und seine Aufhebung durch die Urabstimmung erstreben, so bitten wir Euch, unsern Standpunkt ehrlich und loyal zu verstehen, wie er wirklich gemeint ist. Darum möchten wir zunächst Folgendes mit aller Schärfe erklären:

1. Obgleich wir den Bolschewismus als Ganzes ablehnen, nachdem wir ihn ehrlich und gutwillig geprüft haben, soweit uns dies irgendwie möglich war, möchten wir doch nicht mit den gewöhnlichen groben Bolschewismusbekämpfern verwechselt werden. Wir begreifen sehr gut seine Entstehung und messen die Schuld daran zum größten Teil der bürgerlichen Gesellschaft zu. Wir verkennen nicht den vielen Idealismus, der in seiner Mitte zu finden ist. Wir anerkennen seinen Willen zu einer ganzen, raschen und gründlichen Umwälzung der heutigen Ordnungen. Wir stimmen auch vielen seiner einzelnen Forderungen und Maßregeln zu, so vor Allem dem Versuch einer unmittelbaren Demokratisierung und Sozialisierung, wie sie im Rätesystem zum Ausdruck kommt, das wir freilich nicht nach dem russischen Muster aufgebaut wissen möchten. Unsere Ablehnung bezieht sich überhaupt nicht auf das Ziel, die völlige Ueberführung unserer kapitalistischen Gesellschaft in eine sozialistische, sondern auf den Weg, den Geist, die Methode.

2. Wir wissen, daß die Stimmung der Massen, die den Beschluß hervorgerufen hat, nicht von ungefähr entstanden ist. Ihre tiefe Enttäuschung und Erbitterung haben sehr reale Gründe. Die großen Massen können den Gedanken nicht ertragen, daß das gewaltige Völkerringen mit seinen Verwüstungen zu Ende gehen sollte, ohne daß der Grund gelegt werde zu einer andern, solidarischen und brüderlichen Welt, in der alle leben können und alle ihren Platz an der Sonne haben. Sie sind überzeugt, daß das, was gegenwärtig vom Bürgertum als Demokratie gepriesen wird, zum guten Teil eine Heuchelei ist. Sie greifen mit Händen die Unfähigkeit des Bürgertums, durch Maßnahmen großen Stils den Kampf gegen das Massenelend aufzunehmen. Sie werden durch die Militärauf-

gebote gegen sie mit ihrer Brutalität und Säbeldiktatur aufs schwerste gereizt. Wir begreifen, daß viele Anhänger der dritten Internationale gerade durch ihren Willen, einmal Ernst zu machen mit der Errichtung einer neuen Gesellschaft, ihr in die Arme getrieben worden sind.

3. Wir betonen nachdrücklich, daß uns nichts ferner liegt, als vor dem großen Endziel, das die Massen begeistert, etwas abzuziehen und die Beseitigung der gegenwärtigen elenden Profitwirtschaft und den Aufbau einer Gesellschaft, in der der Mensch etwas gilt und die Freiheit keine Phrase ist, sondern in menschlicher Gemeinschaft und Genossenschaftlichkeit verwirklicht wird, auf einige bescheidene Sozialreformen zu reduzieren. Wir sind keine „Revisionisten". Nicht um die Frage: Revisionismus oder Revolution handelt es sich hier, sondern einzig und allein darum, ob der Weg der dritten Internationale zum Ziel führt.

Daß die Fragestellung: Revisionismus oder Revolution in unserm Falle unrichtig ist, dafür liefert gerade Lenin den besten Beweis; denn niemand mehr als er hat zu den übelsten revisionistischen Abschwächungen des Endzieles gegriffen, um seine Sowjetherrschaft zu halten. Er hat Konzessionen an ausländische, kapitalistische Unternehmergruppen zur Ausbeutung russischer Wälder und Bodenschätze erteilt, riesige Gehälter an Fachmänner ausgesetzt, ein willkürlich festgesetztes Pluralwahlrecht nach Vorbild der deutschen Junker eingeführt. Wir sind so wenig Revisionisten, daß wir lieber keinen Sozialismus möchten, als einen solchen.

4. Wir möchten auch nicht das Mißverständnis aufkommen lassen, als ob wir einfach die zweite Internationale verteidigen und festhalten wollten. Daß diese gegenüber dem Weltkrieg sowie gegenüber der sozialen Revolution versagt hat und durch eine neue Form und ein neues Programm ersetzt werden muß, ist seit ihrem Zusammenbruch beim Beginn des Krieges unsere Ueberzeugung. Aber an ihre Stelle statt eines neuen Baues die moskauische Internationale zu setzen, erschiene uns bloß als Fortsetzung der Katastrophe.

Denn nach unserer festen Ueberzeugung ist der leninsche Weg am wenigsten geeignet, das zu verwirklichen, was der Arbeiterschaft vorschwebt und was heute möglich ist. Er wird uns nicht die Revolution bringen, die auch wir für nötig halten, sondern bloß die Reaktion und hat es schon bisher auf die verhängnisvollste Weise getan. Er ist Utopie im schlimmsten Sinne des Wortes; denn er rechnet nicht mit denjenigen Kräften, die allein den Sozialismus herbeiführen können, sondern arbeitet mit dogmatischen Konstruktionen und täuschenden Schlagwörtern. Wer aber diesen Weltkrieg als denkender Mensch und Sozialist miterlebt hat, dem steht gegenwärtig nichts so fest als die Erkenntnis, daß Revolutionen nicht mit dem Maul gemacht werden, sondern mit dem Maße an reinem Opferwillen, sowie sittlicher Kraft und Verantwortlichkeit,

das wir haben. Das war es ja, was uns beim Zusammenbruch der deutschen Sozialdemokratie am eindrücklichsten gewesen ist: der Kontrast zwischen dem radikalen Gerede vor und der Untreue nach dem Ausbruch des Krieges. Wer hatte Worte von so schneidender Schärfe und Drohungen von solcher Heftigkeit gegen die verrottete bürgerliche Gesellschaft geschleudert, wie Scheidemann und alle die orthodoxen Marxisten, die nachher Kriegskredite bewilligten? Es genügt nicht, über diese Menschen zu schimpfen und sie als Gesinnungslumpen hinzustellen. Wer von uns könnte ehrlicherweise behaupten, daß es in der Schweiz bei einer ernstlichen Probe so ganz anders gegangen wäre und gehen würde? Vielmehr haben wir den exakten Beweis, daß in der Schweiz der gleiche Zwiespalt zwischen Kraft und Wort besteht. Wir haben in der Kriegszeit eine radikale Resolution gefaßt, die den Militarismus mit aller wünschbaren Schärfe verdammt hat. Aber auch unsere schweizerischen Parlamentarier haben trotzdem zu weiteren Mobilisationskrediten ihre Zustimmung gegeben, wie sie bei Beginn des Krieges solche Kredite bewilligt und dem Bundesrat unbeschränkte Vollmachten erteilt hatten. Die Parteiblätter haben sich überboten im Geschimpf auf die Sozialpatrioten aller Länder, aber unsere Arbeiter haben während dieser Zeit für alle Kriegführenden, die nur bestellen wollten, Kriegsmaterial hergestellt. Daneben aber schalten wir über die deutschen Mehrheitsverräter, die nicht den Mut aufbrachten, sich für ihre Ideale ins Gefängnis stecken oder erschießen zu lassen. Angesichts solcher Tatsachen müssen wir dieses ganze radikale Gerede einfach als argen Pharisäismus bezeichnen. Scheidemann hat vor dem Krieg ungefähr in demselben radikalen Jargon geredet wie unsere Anhänger der dritten Internationale, aber das Reden hat es eben nicht getan.

Der gleiche Mangel an realistischer Wahrhaftigkeit zeigt sich in der Nichtbeachtung von Tatsachen, mit denen rechnen muß, wer nicht bloß großartig reden, sondern männlich h a n d e l n will. Schon ein Blick in unsere Bevölkerungsschichtung und erst gar die Betrachtung unserer Parteiverhältnisse können jedem, der sehen will, zeigen, wie es herauskäme, wenn wir den russischen Weg beschreiten würden. Große Massenaktionen werden nicht durchgeführt durch Kräfte, die man bloß p o s t u l i e r t, sondern durch solche, die man wirklich h a t. Die beiden letzten Generalstreike in Zürich und Basel haben uns von dem Kräfteverhältnis sowohl in moralischer als in wirtschaftlicher Hinsicht eine Anschauung gegeben. Wir können nicht zugeben, daß unsere Arbeiterschaft von unverantwortlichen Führern in die Schrecken und sichere Niederlage eines Bürgerkrieges mit darauffolgender Reaktion hineingeführt wird.

Wir verwerfen also den Leninismus, dem viele zufallen, weil sie von ihm eine rasche Verwirklichung erwarten, als das dafür ungeeignetste Mittel. E r i s t i m G e w a n d e d e r R e v o l u t i o n d i e s c h l i m m s t e C o n t r a r e v o l u t i o n. Er stößt alle die vielen

Kräfte ab, die bereit wären, zu dem Heer der Arbeiterschaft zu stoßen und mit ihr die neue Ordnung zu schaffen. Er unterschätzt die Widerstandskraft der bürgerlichen Welt und braucht darum untaugliche Waffen gegen sie. Er hat kein realistisches Urteil über die internationale Lage, sondern legt sie nach seinen Wünschen zurecht und verfällt in verhängnisvolle Täuschung. Er pflegt einen engherzigen Sektengeist, der dem Sozialismus alle menschliche Weite und damit alle Werbekraft raubt. Er führt mit Sicherheit zu einer Zersplitterung und tötlichen Schwächung der schweizerischen wie der internationalen Arbeiterbewegung. Kurz, er ist ein Weg, der nur im Abgrund enden kann.

Aber nicht nur diese realistischen Gründe sind es, die uns zum Protest treiben. Auch wenn der Weg Lenins in der Schweiz und anderwärts gangbar wäre, so verwürfen wir ihn doch. Wir sind als Demokraten unbedingte Gegner einer Diktatur des Proletariates. Wohl erkennen wir die Mängel der sogenannten bürgerlichen Demokratie und haben sie schon erkannt, bevor uns Lenin darauf hinwies. Aber diese Mängel liegen nicht in ihrem Wesen als Demokratie, sondern darin, daß sie zu wenig Demokratie ist, daß sie bei wichtigen Gelegenheiten, wie bei der Proporz- und andern Initiativen, mißachtet worden ist und daß sie vor allem im Wirtschaftsleben noch keine Geltung hat. Darum verlangen wir nicht Ablösung der bürgerlichen Diktatur durch eine proletarische, sondern erst recht Durchführung der Demokratie auf allen Gebieten. Am wenigsten hat Lenin Grund, der Demokratie Vorwürfe zu machen, er, der nicht etwa eine ausschließlich proletarische Demokratie eingerichtet hat, sondern nur die Diktatur einer sozialistischen Minderheit (die ihrerseits von einer handvoll entschlossener Führer regiert wird) über das ganze Volk, das Proletariat inbegriffen; er, der wie schon bemerkt worden ist, ein fünffaches Pluralwahlrecht der städtischen Arbeiter gegenüber den Landarbeitern eingeführt hat, wie es nicht schlimmer im alten Preußen bestand. Wir aber wissen, daß die Sozialdemokratie nicht umsonst um die demokratischen Rechte einen so harten Kampf geführt hat. Diese Rechte sind eine Festung, die wir nicht verraten wollen.

Aber unser Widerspruch ist in einer noch tiefern Wahrheit begründet. Man wirft uns vor — bald aus illoyaler Taktik, bald aus dem hilflosen Bestreben, uns doch in irgend eine der vorhandenen Parteischablonen zu stecken — wir seien Revisionisten, fürchteten uns vor der Endzielpolitik und möchten gegenüber einem radikalen Bruch mit der alten Welt uns mit Halbheiten begnügen. Wir bekennen aber, daß uns gerade das von der dritten Internationale trennt, daß sie mit ihren Mitteln und ihrem Geiste noch an der alten Welt orientiert ist. Ihre Mittel sind die der bürgerlichen Welt. Hat diese den Sozia-

lismus durch die Soldateska niedergehalten, so sollen wir nun eine sozialistische Soldateska bilden; hat sie die Freiheit des Wortes zu unsern Ungunsten unterdrückt, so sollen wir nun die bürgerlichen Zeitungen verbieten; hat sie die Führer der Arbeiterschaft ins Gefängnis geworfen, so sollen wir nun die bürgerlichen Führer, sobald es geht, einstecken; hat sie den Arbeiter rechtlich gegenüber den Besitzenden ungleich behandelt, so sollen wir nun dasselbe mit den Bürgerlichen tun; hat sie ihre Hoffnung auf die Gewalt gesetzt, so sollen auch wir nun das Faustrecht anwenden. Das nennen wir freiwillige Unterwerfung unter die geistige Diktatur des Bürgertums.

Demgegenüber weisen wir auf die Wahrheit hin, daß eine neue Welt nicht mit den Mitteln der alten gegründet und das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das wir herbeisehnen, nicht dadurch aufgerichtet werden kann, daß wir zunächst einmal Ungleichheit, Unfreiheit und Gewalttat einführen, in der tiefsinnigen Meinung, daß wir sie nach vollbrachtem Dienst jederzeit wieder beurlauben könnten. Wer, auch zur Durchführung eines guten Zweckes, an den Geist der Gewalttätigkeit appelliert, der weckt die Geister und Gesinnungen, die dem Sozialismus stracks entgegengesetzt sind. Wir glauben gegenüber Lenin daran, daß die Wahrheiten des Sozialismus in jedes Menschen Herz schlummern. Wo die wahrhaft sozialistischen Kräfte, Freiheit, Verantwortlichkeitsgefühl, Liebe, dazu Wahrheit und Gerechtigkeit auch gegenüber Andersdenkenden, an den Bekennern des Sozialismus leuchtend hervorgetreten sind, hat bis dahin keine Diktatur des Bürgertums dagegen aufkommen können und wird es in Zukunft noch weniger vermögen. Denn nach den Schrecken des Weltkrieges ist die Zeit für den Sozialismus reif wie nie zuvor. Wo aber die Geister der Rache und des Neides, der Verunglimpfung und der Gewalttätigkeit systematisch geweckt und die schlummernden Haß- und Gewaltinstinkte des Menschen methodisch wachgerufen und verherrlicht werden, da kann keine neue Welt entstehen.

Der Zusammenbruch der Räterepubliken in München und Budapest mit der nachfolgenden Reaktion sollte uns ein warnendes Beispiel sein. Die kommende Umwälzung muß begründet sein in einer Revolution des Geistes und der Tat. Sie hat keinen größern Feind als die revolutionäre Phrase. Eine solche Phrase und keine Tatsache ist die Behauptung, daß die Bourgeoisie aus lauter Menschen bestehe, die rettungslos dem Profitinteresse verfallen seien und nur durch Gewalt unschädlich gemacht werden könnten. Gestehen wir vielmehr offen, daß unser gewalttätiges Drängen nicht nur in dem Willen zur Entschiedenheit begründet ist, sondern vor allem in der tiefwurzelnden Unfähigkeit, unsern Volksgenossen den Sozialismus so zu verkünden und durch sozialistische Arbeit in seiner Verwirklichung zu zeigen, daß er ihr Herz und Gewissen gleichmäßig

ergriffe. Das allein aber ist der Weg, auf dem wir zum Endziel gelangen. Wir empfehlen Euch deshalb dringend, alle Kraft daran zu setzen, daß unsere Partei nicht auf einen Weg gerate, der vielleicht zu einer kurzen Gewaltherrschaft führt, sicher aber mit dem Sieg der Reaktion endet. Unsere ganze Taktik muß darauf eingestellt sein, daß der Sozialismus unsern Volksgenossen nicht als Drohung, sondern als Verheißung erscheine, daß er nicht bloß ein Erreger des Hasses sei, sondern ein gewaltiger Appell an alle guten Geister im Menschen. So werden wir zwar nicht das Endziel auf einen Schlag erreichen, wohl aber schon jetzt die festen Fundamente einer neuen, freien Gesellschaft legen können. Der Leninismus ist nur eine Karrikatur dieses Ideals. Wer mit der alten Welt ohne jede Halbheit brechen will, der muß darum mit Leidenschaft gegen die dritte Internationale stimmen, die ihn zu ihrem Bekenntnis macht.

Darum halten wir für den einzigen organisatorischen Weg, der den Sozialismus aus der jetzigen Verwirrung herausführen kann, die Bildung einer **neuen** Internationale. Diese muß sowohl die Parteien, die heute der dritten Internationale angehören, oder ihr doch zuneigen, als auch die sehr zahlreichen Elemente der zweiten, die durchaus radikal und revolutionär gestimmt, aber niemals für eine Diktatur des Proletariates und einer roten Garde zu haben sind, zusammenfassen können. Sie wird dementsprechend ein neues Programm schaffen, auf dem vieles von dem Guten und Radikalen, das der Bolschwismus will, ebenfalls stehen wird, aber nicht verbunden mit Gewalttätigkeit und Despotismus. Es scheint uns eine Aufgabe, für die gerade unsere schweizerische Partei berufen wäre, zu dieser neuen Internationale die Initiative zu ergreifen und damit das große Werk einer neuen Einigung des Proletariates und des Sozialismus überhaupt an die Hand zu nehmen, statt ein verhängnisvolles Werkzeug ihrer Zerreißung und Schwächung zu werden. Sie würde damit den Sozialismus wieder zum Träger aller edelsten Hoffnungen der gequälten Menschheit machen und einem raschen Sieg entgegenführen.

Auf diesem Wege wollen wir mitgehen und mitkämpfen mit all unserer Kraft und Hingabe; aber wir sind fest entschlossen, den Weg des Bolschewismus nicht zu gehen, und zwar gerade deswegen, weil wir der heiligen Sache der Arbeiterschaft treu bleiben wollen.

Mit diesen Ausführungen erklären sich grundsätzlich einverstanden:

Berta Bünzli, St. Gallen. Max Gerber, Feldis. Max Gerwig, Basel. Hans Grob, Zürich. Helbling, Luzern. Alfred Hübscher, Basel. Hans Kober, Zürich. Rudolf Liechtenhan, Basel. Paul Martig, Chur. J. Matthieu, Zürich. H. Meili, Zürich. Mina Müller, Luzern. Ernst Moser, Basel. Hans Opprecht, Zürich. L. Ragaz, Zürich. Clara Ragaz, Zürich. Ernst Rütimeyer, Basel. Rob. Schneider, Zürich. Dora Staudinger, Zürich. Straub, Zürich. Lukas Stückelberger, Winterthur. J. Uehlinger, Basel.

Der Generalstreik in Zürich.[1])

Er trägt mitsamt der auf ihn gefolgten und noch folgenden Reaktion sein besonderes Gesicht, anders als 1912, anders als 1918 im November. Auf der einen Seite ist der Streik, das Streiken an sich, zu etwas anderem geworden, als was es noch 1912 gewesen sein mag. Die Bedeutung einer solchen Aktion hat sich gewandelt, weil die Stellung der Parteien zueinander eine andere geworden ist, weil auch die Ereignisse auf der weiten Weltbühne eine ganz deutlich spürbare Rückwirkung auf unser politisches Leben ausüben. Streik ist nach der russischen und deutschen Revolution nicht mehr dasselbe wie vorher. Er hat viel mehr symptomatischen Charakter gewonnen. Er ist nun deutlich zum Sturmeszeichen geworden, zum Warnsignal, daß die Weltepidemie auch auf unser Land scheint überspringen zu wollen.

Und damit hängt zusammen die andere Seite des Erlebnisses am vergangenen Streik. Ist jenes gleichsam seine objektive Umgestaltung, so kommt dazu noch eine subjektive: die Führer im Streik machen ihn zu etwas anderem, als er früher gewesen. Sie machen ihn zu etwas, schon das ist bedeutsam. Der 1912er Streik und der Generalstreik von 1918 kamen, was man so gern immer wieder betonen hörte, spontan aus den Massen heraus, sie waren Vulkanausbrüche des schon lange grollenden Berges. Vom neuesten Streik kann man das nicht mehr zu behaupten wagen. Er ist ganz deutlich „gemacht". Am 27. Juli kommt die Anfrage von Basel: macht ihr mit? Und man „macht" mit. „Sympathiestreik" ist das erste Panier, womit man um die Gunst der Massen wirbt, „Wirtschaftsstreik" der kurz darauf herbeigeholte Köder, womit man dem Streik weitere Kreise gewinnen will. Der Streik ist konstruiert, es ist ein „Kunststreik". Aber nun bleibt man nicht dabei stehen: man schaut weiter, hinaus in die Zukunft. Da verblassen Sympathie- und Wirtschaftsstreik, beide gehören ja doch schon zum alten Eisen; der Streik wird zur völlig neuzeitlichen Waffe umgeschmiedet: er wird zum politischen Streik, zur Episode auf dem Weg zur Revolution, er wird zum Drill auf jenen letzten großen Kampfestag hin. Da vergehen alle jene gutmütig-sentimentalen Streikideen, eine neue grandiose Form des Streikes taucht auf; der Streik als erste Vorübung zur Revolution: zum Bürgerkrieg. Der unbefristete Streik, der in den „offenen" Bürgerkrieg hin überleiten — kann, vielleicht, aber einst gewiß zu ihm hinführen — s o l l.

Und das ist das besondere Gesicht des neuesten Streikes, er steht im Dienste jener neuesten sozialdemokratischen Taktik, die durch offenen

---

[1]) Nachdruck nur in ungekürzter Form gestattet. Die Red.

Bürgerkrieg, durch Diktatur des Proletariats zur Verwirklichung des Sozialismus führen will.

Das ist nun aber nicht herausgesagt worden, wenn es auch der Aktion zu Grunde lag. Und damit ist das zweite bedeutsame Erlebnis gegeben. Eine sehr bezeichnende Tatsache: man inszeniert einen Machtstreik und nennt ihn Wirtschaftsstreik; man hilft den Genossen in Basel und hat es auf die Gegner in Zürich abgesehen; man hängt den leuchtenden Schild „Solidarität" aus und sinnt auf Haß und Vernichtung; man spielt den Harmlosen und berechnet schon von Anfang an alle Möglichkeiten zum vernichtenden Schlag; man zieht alle edlen und ergreifenden Register, „rührt" Genossen und Freunde, und hat doch die Hand bereit, um die grauenhaftesten Dissonanzen hervorquietschen zu lassen. Kurz, man macht die ganze Aktion zu einer großen Lüge.

Und diese Lüge zu tragen und nachher auch auszukosten, dazu sind die Genossen gut genug. Die „Genossen", die man braucht als Mittel zum Zweck, die „Genossen", deren Begeisterung man nötig hat als Schwungkraft für eine schlau berechnete Spekulation, die „Genossen", die man Tage lang im Dunkeln tappen läßt, denen man sich auch nicht zeigt, denen gegenüber man der mysteriöse Drahtzieher bleibt, die „Genossen", von denen man Sklavengehorsam, Disziplin genannt, verlangt. Die „Genossen", die man — anlügt, wenn man sich selbst betrogen hat und es nicht eingestehen will.

Darum denn auch das momentane Aufschäumen des Zornes auf Seiten dieser Genossen. Sie waren in den Kampf gezogen mit dem Bewußtsein, ihren Genossen in Basel zur Seite stehen und zugleich längst berechtigte wirtschaftliche Forderungen — mit jenen zusammen — energisch und entscheidend verfechten zu können. Nicht die frohe Zuversicht sah man auf ihren Gesichtern, wie sie einem auch schon entgegengeströmt. Sie wußten es deutlicher als je: der Kampf wird härter sein. Aber sie schritten hinein: die Forderungen waren gerecht, schon lange nagte es in ihnen ob der immer und immer noch fortschreitenden Teuerung und Not mannigfacher Art, körperlicher wie geistiger. Wenn auch mit schwerem Herzen, der Entschluß zum Mitgehen wurde gefaßt, im Vertrauen auf die bescheidenen Forderungen und im Vertrauen — auf die Führer, die den Augenblick zum Streik sicherlich nicht anders als günstig ausgewählt und die Forderungen nur als dem Moment angemessen aufgestellt haben konnten. Und wenn am Freitag und Samstag schon Stimmen laut wurden, die nicht befriedigt waren vom Verlauf des Streikes und ihm eine schlimme Prognose stellten, man wies sie mit Entrüstung zurück. Es konnte nicht — es durfte nicht sein! Wenn da und dort die leise Ahnung aufdämmerte am Sonntag, man streike nur noch um — nicht aufhören zu müssen mit Streiken, so ließ man sie nicht

laut werden. Solidarität! Vertrauen! Man rang sie sich ab, es mußte sein. Bis wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Erkenntnis kam: vergebens. Ja, schlimmer: verrannt, verraten! Betrogen von den Wissenden und Führenden. Getäuscht von denen, die schon seit Stunden, seit mehr als einem ganzen Tag das klägliche Ende kommen sahen. Da schäumte die Wut auf. Richtete sich freilich — welche Ironie! — gegen jene, die ein paar Stunden früher und doch zu spät — zum Abbruch geraten, und ging scheu herum um die Götzen, die zu hoch thronten, als daß man gewagt hätte, sie anzutasten; an denen, unnahbar, wie sie sind, auch die Wut abprallen mußte.

Und das ist das dritte Erlebnis. Nicht daß die ganze Aktion kläglich zusammenbrach, tut weh. Wie kann eine Aktion Bestand haben und den Schwung behalten, wenn sie mit so fadenscheiniger Begründung begonnen und in solcher Zerfahrenheit weitergeführt werden mußte, wie die vergangene? Aber das schmerzt, daß ein solcher Pfuhl von Lüge zum Vorschein kommen mußte, wie das kurz vor dem Abbruch des Streikes geschah. Wo waren die großen Helden der Revolution, des Bolschewismus, der dritten Internationale, oder auch nur des Paradeplatzes und des Volkshaussaales, als es galt, den betrogenen Genossen die Wahrheit zu sagen? Auch nur das eine Wort über die Lippen zu bringen: „Genossen, wir haben unsere Kraft überschätzt." Auch nur zu bekennen: „Wir haben uns verrechnet." Wo waren die Helden des Wortes, als nur ein paar kurze Worte am Platze gewesen wären, der Wahrheit entsprochen hätten? Sie saßen — am Vorstandstisch, aber sie fanden die Worte nicht. Besser gesagt: sie hatten nicht den Mut, zur Wahrheit zu stehen. Sie schwiegen und ließen andere reden, aber eben nicht die Wahrheit. Sie ließen, obwohl der Boden unter den Füßen wankte, obwohl von Bern mit Achselzucken Ablehnung der Aktion und aus der ganzen übrigen Schweiz noch deutlichere Winke kamen, obwohl die Eisenbahner klipp und klar ein Mitstreiken als unmöglich bezeichneten, sie ließen von neuem die verheißungsvolle Botschaft eines möglichen Landesstreikes verkünden, sie sahen mit verschränkten Armen zu, wie der Beschluß zur Fortsetzung des Streikes gefaßt wurde. Und so mußte denn diese von oben herab begonnene Aktion am Montag Vormittag von unten herauf beendigt werden als ein klägliches Fiasko, d. h. die einzelnen Gruppen setzten den Kampf fort oder beendigten ihn von sich aus, je nachdem sie es für gut fanden.

Und es ist gut so! Wir sind heute in der Lage jener Deutschen, die für ihr eigenes Land die Niederlage wünschen mußten, weil es nur so innerlich erlöst werden konnte von Lüge und falschem Schein, weil nur eine Niederlage dem Volk die Augen zu öffnen im Stande war darüber, daß es die Regierung hatte, die es doch eben auch verdiente. Und das ist nun doch die letzte Hoffnung, die

man haben kann beim Rückblick auf den schmählichen Streik: Lüge und Schein möchten verschwinden und die Sache als das dastehen, was sie sein will. Und der Personenkultus gegenüber Modehelden möchte endgültig zusammengefallen sein. In diesem Sinne könnte der vergangene Streik der Anfang zur Gesundung innerhalb der Partei werden, wenn eine solche Sache noch möglich ist. Wenn genug tapferer Wille, genug persönliche Unerschrockenheit und Unabhängigkeit auf Seiten der Genossen und eine entschlossene Abkehr vom begangenen Weg auf Seite der Führer aufgebracht würde, dann wäre unserer Partei Heil widerfahren. Dann wüchse die Kraft, die „Reaktion" zu ertragen, ja dann könnte man dieser Reaktion beinahe freudig gegenüber treten: sie wäre schon besiegt ehe sie nur recht hätte aufstehen können. Dann wäre auch der Nährboden wieder da für echte Solidarität, die nur auf gegenseitigem Vertrauen recht gedeihen kann. Dann stünde die Partei morgen schon wieder aufrecht wie eine geschlossene Phalanx und dürfte sich zu neuem, verheißungsvollem Kampfe anschicken. Dann fände sie den Weg, die Diktatur in ihrer Mitte auszumerzen, und wahrhafte Demokratie zu verbinden mit wirklicher Einigkeit. Dann wären keine Sensationen und Phrasen mehr nötig, dann genügte ein schlichtes tapferes Wort, um die Massen zu begeistern für die alten großen Ziele.

Ob das „Utopie" ist? Das wird sich zeigen. Aber die Entscheidung wird nun doch kommen müssen. Darum ist dieser Streik ein Glück im Unglück, ein verheerender Sturm, der doch wieder wenigstens die drückende Schwüle beseitigt und reinere Luft gebracht hat.

Möchte man in Parteikreisen diese Entscheidung spüren. Sie reinlich, tapfer, groß durchzufühlen ist der einzige Weg, aus der Niederlage einen Sieg werden zu lassen, die gute Sache, die besudelt wurde, zu retten.

Das „Bürgertum" jubelt, seine Presse frohlockt. Sie freuen sich über allen Schmutz, den sie am Kleid ihrer Gegner sehen. Obschon sie ihn in ebensolcher Art, schon lange daran gewöhnt, auch an ihrem Gewand schauen könnten, wenn sie die Augen dafür hätten. Sie wissen immer noch nicht, daß die letzte Schuld an solchem Schmutz nicht bei der jungen sozialdemokratischen Welt zu suchen ist, sondern daß diese nur erblich belastet wurde.

Man will auf dieser Seite nichts mehr eingestehen. Und freut sich über den verunglückten Streik auch darum, weil er ja so schön alles und jedes rechtfertigt, was man der Partei an Bosheit und Unvernunft für gewöhnlich in die Schuhe zu schieben beliebt. Man klammert sich mit naiver Entrüstung und innerer Freude an die verunglückte Aktion und schlachtet sie aus. Und vergißt, daß die

ganze Oede, die sich da aufgetan, im letzten Grunde nur die natürliche, wenn auch nicht die einzig denkbare, Frucht der bürgerlichen Welt ist. Nach jahrzehntelangem Kampf, Erbitterung, Haß, Unterdrückung, Verleumdung, Lüge gegenüber der sozialistischen Gegnerschaft macht man sich freilich lächerlich, wenn man vom selben Gegner Sanftmut, Freundlichkeit, Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Heldentum verlangt. Darum hat vor allem die „Reaktion“ keine Spur von tatsächlichem Recht auf ihrer Seite. Man sollte sich vielmehr ehrlicherweise damit begnügen, einmal recht kräftig bei sich selbst zu kehren, den ungeratenen Sohn — Sozialdemokratie genannt — auf sein eigenes Schuldkonto buchen und sich ob solcher Früchte für sich selbst schämen! Dazu fehlt freilich der gute ehrliche Wille und die rechte Einsicht. Man gefällt sich in der echten, protzigen Reaktion.

Aber diese ganze frisch-fröhliche Art des „Reagierens“ auf eine — in dieser kläglichen Form — sehr willkommene Aktion würde von selbst in sich zusammensinken, wenn innerhalb der Unterlegenen eine Neuordnung stattfände, eine Umkehr ins Werk gesetzt würde. Auch diese Reaktion ist deutlich mit dem Zeichen der Angst gestempelt. Diese Angst würde wiederum zur Ohnmacht und Ratlosigkeit, wenn ein großer Zug hineinkäme in die Partei. Wenn Wahrhaftigkeit und wirkliche Einigkeit den Grund bilden würden für kommende Kämpfe. Das sind die Waffen des Proletariates, seine eigenen, selbstgeschaffenen. Allen Lug und Trug, alle Gewalt und alle politische Routine schaut es der alten Welt ab. Sie werden es verderben. Leben kann es nur, wenn es in jedem Kampf und jeder Aktion, in Mittel und Verkündigung für eine neue Welt einsteht. Darum geht es heute um Leben oder Tod der Partei. Wofür wird sie sich entscheiden? — — —

Die vorstehenden Ausführungen waren geschrieben, als der Verfasser Gelegenheit erhielt am Parteitag in Basel teilzunehmen. Die Tagung hat auf den Weg zu einer neuen Welt, die das Proletariat vor sich schaut und erkämpfen will, die Waffen der alten Welt in ihrer schlimmsten Form sich erwählt. Noch sollen sie nicht losgelassen werden. Aber sie stehen bereit. Und die Führer haben Generalvollmacht erhalten, sie zu gebrauchen. Es ist eine Entscheidung von historischer Bedeutung, wie sie am 16. August 1919, nachts halb zwölf Uhr, gefaßt und mit dem Gesang der Internationale gefeiert wurde. Ueber diesen ersten Schritt auf neuem Pfad und seine Bedeutung wird noch zu reden sein. Eines aber ist heute schon klar, mag man auf Seite der Befürworter auch beschönigend und beschwichtigend geredet haben: auf dem Boden dieses neuesten Beschlusses ist alles, was bis anhin nur letzte, schlimmste Perspektive war, möglich geworden. Die Urabstimmung kann nun noch zeigen, daß vielleicht die Zuversicht zu diesem neuesten Versuch verzweifelter Endzielpolitik nicht so groß ist, wie

es der einseitig beschickte, unter dem Einfluß momentaner Erregung stehende und wohl nicht durchaus objektiv urteilende Parteitag möchte glauben machen. Steht auch sie aber unter der Hypnose des Bolschewismus, dann wird die Forderung einer scharfen Prüfung der ganzen Parteifrage akut. K. Straub.

Rundschau.

Die verhängnisvolle Wechselwirkung.[1]

I. Das Memorial Wille. Das Memorial, das unser gewesener General Wille letzten Spätherbst an den Bundesrat gerichtet hat und das nun endlich veröffentlicht worden ist, stellt ein Dokument von großer Wichtigkeit dar, insofern es auf unsere geistige und politische Lage ein Licht wirft, das deren ganzes Elend aufzeigt.

Wenn man verstehen will, was dieses Schriftstück bedeutet, muß man sich an die Legende über den Generalstreik vom letzten November erinnern, die landauf, landab geglaubt wird. Darnach wäre dieser entstanden, um eine „bolschewistische" Revolution durchzuführen, er hätte durch die damit geschaffene Landesgefahr das große Militäraufgebot gegen Zürich nötig gemacht und dieses wieder hätte dann die vielen Grippeopfer verursacht. Mit dieser Legende, besonders dem zuletzt genannten Punkt, wird namentlich auf dem Lande immerfort die Wut der Bevölkerung gegen die Arbeiterschaft geschürt. Wir haben uns von Anfang gegen diese Legende, die eine rechte „Lügende" ist, gewehrt, aber ohne Erfolg. Wir verlangten, daß man mit den Beweisen für jene Verschwörung herausrücke — umsonst. Wir forderten besonders nach den Erklärungen, die Gustav Müller im Nationalrat über das Willesche Memorial abgegeben hatte, gründliche Aufklärung darüber — vergeblich. Auch der Generalstreiksprozeß wurde zuerst erledigt, ohne daß dieses Beweisstück ersten Ranges zu Gunsten der Angeklagten von derjenigen Behörde, die schließlich die oberste Hüterin von Recht und Ordnung in unserem Lande zu sein beansprucht, herausgegeben worden wäre. Man ließ sie verurteilen, ließ weiteren Stoff für das Feuer des Bürgerkriegs anhäufen. Es galt ja dem politischen Gegner!

Und nun? Nun kann alle Welt wissen, wie die Dinge gegangen sind. Nun kann man beurteilen, ob wirklich der Generalstreik das Militäraufgebot verursacht hat oder umgekehrt. Nun kann man erfahren, ob man wirklich etwas von „bolschewistischer" Revolution wußte oder bloß Gespenster sah. Nun kann man sehen, wer die Grippeopfer auf dem Konto hat. Weder die Zürcher Regierung noch sonst eine Behörde hat etwas von einem geplanten Staatsstreich gewußt.

[1] Wegen Raummangel zum Teil von der letzten Nummer auf diese verschoben.

Die Zürcher Regierung verlangte bloß auf Grund der allgemeinen Lage einen erhöhten Schutz durch ein unauffälliges und nicht provozierendes Truppenaufgebot, ungefähr das, was wir immer für berechtigt gehalten hatten. Man muß in diesem Falle der Zürcher Regierung, der die „starken Männer“ in Ost und West unaufhörlich „Schwäche“ vorwerfen, zugestehen, daß sie sehr viel weiser gewesen ist, als der durch Wille inspirierte Bundesrat. Woher hat Wille seine politische Einsicht? Aus Gesprächen mit einigen für ihre Wertpapiere zitternden Zürcher Spießbürger. Die Angstträume dieser Leute, das war die große Revolution, die das Militäraufgebot nötig machte. Das ist also des Pudels Kern.

Man weiß, wie es weiter gegangen ist. Zum Protest gegen das Militäraufgebot gab es in Zürich einen halbtägigen „Generalstreik“. Wenn dieser zu einem Landesstreik geführt hat, so war daran die ganz unverantwortliche Haltung des Militärs auf dem Fraumünsterplatz in Zürich schuld. Darüber war die Zürcher Arbeiterschaft so empört, daß sie am Abend nach jenen Vorkomnissen durch das Organ der Arbeiterunion den Landesstreik gegen den Willen des Oltener Komites sozusagen erzwang.[1]) Alle wesentliche Schuld an diesem Generalstreik und allem, was damit zusammenhängt, fällt also auf General Wille und den Bundesrat, der sich von diesem Manne leiten ließ, dessen politische und andere Weisheit im Laufe dieser Jahre genügend bekannt geworden war, zum schweren Unglück der Schweiz. An der allgemeinen Lage, woraus diese Explosion entstand, ist die Arbeiterschaft auch schuld, aber ihre *Provokation* ist die Schuld der obersten politischen und militärischen Behörden des Landes.

Das ist der klare Tatbestand, den nun jeder sehen muß, der *ehrlich* ist.

Aber das ist nun eben der Punkt, auf den der Finger gelegt werden muß. Zeigt sich nun in unserer bürgerlichen Welt eine Spur von Bestreben, der *Wahrheit* die Ehre zu geben? Keine Spur! *Es wird weiter fortgelogen!* Das ist die nackte Tatsache. Bezeichnend für das Niveau, auf dem wir angekommen sind, ist schon die Art, wie der Bundesrat das Memorial der Oeffentlichkeit übergibt. Er schickt ihm eine Erklärung voraus, die dem loyalen Untertanen zeigt, wie er es lesen soll, damit es das sage, was der Bundesrat es sagen lassen will, also das Gegenteil dessen, was es sagt! Nicht minder bezeichnend für sie ist der Umstand, daß sozusagen die gesamte bürgerliche Presse, die paar üblichen Ausnahmen abgerechnet, gehorcht und dann das, was sie zu bemerken hat, auf den angegebenen Ton stimmt. Soweit haben wir es gebracht. Das ist der Apparat, der bei uns „Wahrheit“ herstellt. Und dann erst der Inhalt dieses obrig-

---

[1]) Ob im übrigen der Landesstreik durchaus notwendig und politisch weise war, ist eine andere Frage. Ich bin eher geneigt, sie zu *verneinen*. Es wäre wohl besser gewesen, trotz der schweren Provokation nicht zu dieser Waffe zu greifen. Das ändert aber an der Schuldfrage nichts.

keitlichen Maulkorb-Kommentars und seiner Kinder, der bürgerlichen Preßkommentare! Ein auf die Dummen berechnetes, aber insofern schlaues Kunststück, das auf einer Verschiebung des Gesichtspunktes beruht. Man fingiert nämlich die Behauptung, daß in dem Memorial Willes das Militäraufgebot damit motiviert worden sei, daß es gelte, die Arbeiterschaft zuerst zu provozieren und dann blutig niederzuschlagen. Ferner macht man ein großes Wesen daraus, daß in dem Schriftstück die Ausdrücke „Pack“, „Gesindel“ ꝛc., die nach Aussage des jungen Wildbolz darin gestanden haben sollen, nicht zu finden seien. Dann erhebt man ein großes Triumphgeschrei, daß General Wille, der Bundesrat und die bürgerliche Welt glänzend gerechtfertigt seien.

Etwas Verlogeneres ist schwer zu denken. Ob jene Ausdrücke in dem Memorial stehen oder nicht, hat zur Sache so wenig als nur möglich zu sagen. Die Art und Weise, wie der Ex-General von einem großen Teil des Schweizervolkes (und des schweizerischen Heeres) redet, ist viel schlimmer, als unter Umständen jene Ausdrücke wären. Was aber die Provokation betrifft, so hat kein vernünftiger Mensch vorausgesetzt, daß Wille dem Bundesrat mit dürren Worten vorgeschlagen habe, den Bürgerkrieg zu provozieren und der Bundesrat darauf eingegangen sei. So etwas traut man sogar Wille und dem Bundesrat nicht zu, während Viele von uns es freilich nicht für unmöglich halten, daß die Kreise, in denen Wille lebt, solche Gedanken hegen. Klar ist aber, daß Wille gegen die Arbeiter das wollte, was sein kaiserlicher Freund gegen die Entente, einen „Präventivkrieg“. Und zwar mit gleichviel Grund und Weisheit!

Das muß nun, wie gesagt, jeder Ehrliche einsehen. Und darum erhebe ich gegen alle bürgerlichen Blätter, die diesen Sachverhalt nicht klipp und klar ausgesprochen haben, die Anklage, daß sie unser Volk irreleiten und damit in den Bürgerkrieg hineintreiben. Wenn man im Lande herum noch weiter von dem Generalstreik spricht, der das Militäraufgebot verschuldet, und den Grippeopfern, die auf das Konto der Arbeiterschaft fielen, so ist diese Presse daran schuld und auch für alle Folgen dieser Lüge verantwortlich.

Und das ist's, was mich bewogen hat, auf diese Sache zurückzukommen: diese schrankenlose, durch Behörde und Presse gemeinsam geförderte Herrschaft der Lüge in unserem öffentlichen Leben, die uns ins Verderben treibt. Darauf lege ich die Hand, darauf mache ich alle aufmerksam, die noch Augen haben, um zu sehen, wohin wir treiben.

Daß auch unsere Vermutung über den Sinn jener Bomben, die man mit einer bolschewistischen Verschwörung in Beziehung gebracht, sich durch den inzwischen endlich erledigten Bombenprozeß in allen Teilen bestätigt und mehr als bestätigt hat, sei nur noch als Nachtrag hinzugefügt. Freilich ist auch in dieser Hinsicht

die Art, wie ein großer Teil unserer Presse den Sachverhalt verdeckt hat, wieder bezeichnend genug.

Das Memorial beleuchtet im übrigen nicht bloß die Herrschaft der Lüge über unser öffentliches Leben, sondern auch seinen geistigen Tiefstand überhaupt. Man kann dieses Schriftstück nicht lesen, ohne darüber zu staunen, daß ein solcher Mann vier entscheidungsvolle Jahre lang das Schicksal unseres Landes zum guten Teil in seiner Hand trug. Diese Niedrigkeit des Niveaus in Stil und Ton! Diese unglaubliche Borniertheit des Horizontes! Dieses Urteil über die Arbeiterschaft! Diese Pläne einer Wiedereroberung des bolschewistischen Zürich! Es ist zum Lachen und zum Heulen. Aber es zeigt darin, zeigt durch den Erfolg, den es beim Bundesrat gehabt und die Kommentierung, die es durch die bürgerliche Presse erfahren hat, daß es der Ausdruck unseres geistigen Durchschnittes ist. Und darum ist es ein wichtiges und freilich sehr trauriges Dokument.

Wenn der junge Wildbolz (der übrigens nie mein Schüler war, obschon ich es mir zur Ehre anrechnete, wenn er es gewesen wäre!) von diesem Dokumente den Eindruck bekommen hat, daß es, als Beleuchtung der in unsern leitenden Sphären herrschenden Geistes, von hoher Wichtigkeit sei und wenn ihm die große Landeslüge, die dadurch aufgedeckt wird, tief erregt hat, so zeugt dies von seinem richtigen Empfinden. Der sittliche Konflikt, in den er damit versetzt wurde, war von der schwersten Art. Seine Lösung erscheint mir, soweit ich aus der Ferne urteilen kann, durchaus richtig und groß. Denn wenn die Schweizer dieses Memorial Willes richtig läsen, wäre die Schweiz einen großen Schritt weiter in das rettende Licht der Wahrheit getreten.

II. Das Memorial Grimm. Als der Artikel über das Memorial Wille schon geschrieben war, wurde das „Memorial Grimm“ veröffentlicht. Damit entstand für den Verfasser die Frage, ob das von ihm über das Erstere Gesagte nicht auf Grund dieses neuen Dokumentes als falsch zu betrachten sei.

Dies scheint mir nun durchaus nicht der Fall. Sollte es zutreffen, dann müßte der Beweis geliefert sein, daß Grimm und das Oltner Aktionskomitee **im letzten Herbst** beabsichtigt hätten, den großen revolutionären Streik in Szene zu setzen. Davon ist aber keine Rede. Was das Memorial Grimm enthält, ist ein uns schon lange bekannte, auch in einer Broschüre von ihm entwickelte Theorie. Denn darüber durfte man sich doch schon lange keiner Täuschung hingeben, daß ein Teil unserer Sozialdemokratie diesen Weg zu gehen beabsichtige, wie denn überhaupt die ganze Sozialdemokratie nie ein Hehl daraus gemacht hat, daß sie eine Revolution wolle und jedenfalls auf den Sturz der bürger-

lichen Herrschaft aus sei, wie einst das Bürgertum auf den der feudalen. Wenn man darauf mit einer Mobilisierung des Heeres hätte antworten wollen, dann hätte man ja schon lange alle europäischen Länder dauernd militärisch besetzen müssen. Demgegenüber war unsere Meinung, daß durch tiefgreifende politische und soziale Maßregeln zunächst einmal die gefährlichste Spannung beseitigt werden müsse, damit der Bürgerkrieg dennoch vermieden werde Wir vertraten die pazifistische Methode. Wir vertrauten auf Reformen, statt auf Maschinengewehr. Wille aber vertraut auf Maschinengewehre. Seine Methode ist die militaristische. Sie ist — dabei bleibt es — die des Präventivkrieges. Weil er fürchtet, es könnte zu einer revolutionären Bewegung der Arbeiterschaft kommen, schafft er sie, indem er eine unnötige Mobilisation mit all ihren Folgen herbeiführt. Unnötig war sie. Denn der „psychologische Moment" forderte nicht mehr, als was die Zürcher Regierung wollte. Dadurch wäre kein Landesstreik erzeugt worden.

General Wille hat also — auch diese These halte ich aufrecht — in Bezug auf den sozialen Bürgerkrieg und im kleinen genau das getan, was die deutschen Militaristen, seine Vorbilder, in Bezug auf den Weltkrieg und im Großen getan haben. Was aber ein Präventivkrieg bedeutet, ist uns nun wohl Allen klar geworden. Er ist Torheit und Sünde. Er wirft den Brand in das Pulverfaß, weil er meint, es täten es sonst die Andern. Denn Krieg war es, ob nun die Arbeiter ihn mit den gleichen Waffen aufnehmen konnten oder nicht! Wille's und vor allem des Bundesrates Schuld bleibt durchaus bestehen, so gut wie die der deutschen Militaristen.

Freilich reicht aber die Analogie noch weiter und führt nun allerdings auch zu einer Belastung Grimms und seiner Genossen. Denn wie der Weltkrieg trotz Torheit und Sünde Wilhelms und seiner Ratgeber doch nicht möglich gewesen wäre ohne die ganze Weltlage die auch durch die Gegner geschaffen war, so das Memorial Wille und seine Folgen nicht ohne die ganze schweizerische Lage, die auch durch die Haltung der sozialdemokratischen Führer so geworden ist, wie sie sich im letzten Herbst darstellte und heute darstellt. Und da muß nun mit aller Schärfe ausgesprochen werden, daß die Art und Weise, wie Grimm mit Generalstreik und Revolution umgeht — man fühlt sich versucht zu sagen: spielt — genau so frevelhaft ist, wie Wille's Denkweise und Methode. Die eine entspricht genau der andern, wie denn die eine die andere erzeugt. Es ist bloß Handschuh und umgekehrter Handschuh! Darum muß zugestanden werden, daß diese Art von Sozialdemokratie kein Recht hat, sich über Wille und Seinesgleichen aufzuregen. Wir, die wir auch diese Grimmschen Methoden ablehnen, dürfen Wille und den Bundesrat anklagen, aber nicht Grimm und seine Freunde. Diese Art von Sozialdemokratie gibt den reaktionären Gewaltmaßregeln des Bürgertums Recht, wie sie ihrerseits freilich durch jene erzeugt worden ist und genährt wird.

So stehen wir wieder vor jener verhängnisvollen Wechselwirkung von Gewaltreaktion und Gewaltrevolution, deren Spiel die heutige Weltlage beherrscht und uns immer näher zum Abgrund reißt.

III. Die Basler Vorgänge. Ueber die letzten Vorgänge, die an den Basler Färberstreik anknüpfen, wird in diesem Hefte an anderer Stelle geredet. Wir haben mit dem Verfasser jenes Artikels den Eindruck, daß in diesem Falle die Führung der Arbeiterschaft besonders schwer gefehlt habe. Daran soll nichts abgezogen werden.

Aber es geschieht gewiß mit Zustimmung des Freundes, der dagegen seine Anklage erhebt, wenn wir auch hier die andere Seite ins Licht stellen. Die Art und Weise, wie nun von bürgerlicher Seite auf den Fehler der Arbeiterschaft reagiert worden ist, geht über das Maß des Berechtigten sehr weit hinaus. Das Unrecht, das damit getan wird, ist in unseren Augen um das Vielfache größer, als das der Arbeiterschaft: Denn es handelt sich im einen Falle um bloße Sachgüter, im andern um Menschenleben. Das ganze Auftreten des Militärs, die Art und Weise, wie man auf einige Steinwürfe (vielleicht einen einzigen) mit Maschinengewehren antwortete, ist unerhört und gereicht der Schweiz zu großer Schande. Wie ganz anders nimmt sich dagegen der Bericht aus, der in diesen Tagen zu lesen war, daß in einer irischen Stadt englische Soldaten in einem Bombardement von Steinen, unter das sich auch Schüsse mengten, stundenlang „unbeweglich" ausgeharrt hätten, ohne zu schießen. Freilich, diese Soldaten hatten den *Krieg* durchgemacht und wußten, was Töten bedeute (auch was ein paar Steinwürfe gegen stahlbehelmte Soldaten bedeuten!), während unsere Helden an den Mitbürgern ihre Gewehre probieren mußten!

— — — — — — — — — — — — — — —

Wird diese verhängnisvolle Wechselwirkung weitergehen? Nun hat der Parteitag den Beitritt zur dritten Internationale beschlossen. Die Reaktion darauf wird eine noch schärfere Haltung des Bürgertums sein und diese wieder wird unseren Bolschewisten recht zu geben scheinen.

Gibt es keine Aufhebung dieses fluchvollen Zusammenhanges?

Es gibt freilich einen: daß man eben nicht bloß *reagiert* und den Gegner nachmacht, sondern *überlegen* handelt, aus dem *eigenen* Gesetz heraus, aus dem Sinn der Sache, die man vertritt; daß eine sich in wirklichen *Taten* äußernde Gesinnung hervortritt, die durch den Willen zur Gerechtigkeit und Liebe die bösen Geister auf beiden Seiten (die von der Ausbeutung der gegnerischen Fehler leben) entwaffnet. *Darauf* warten wir immer. Wenn wir umsonst warten, dann bleibt nur der Abgrund übrig.

L. R.

Blumhardt †. Mitten in diese Weltkatastrophe, die seine Hoffnungen Lügen zu strafen scheint und doch auch wieder seinen letzten Gedanken entspricht und die recht zu deuten er Vielen geholfen hat, fällt Blumhardts Scheiden aus dieser irdischen Lebensform. Es ist ein Ereignis, das an innerer Bedeutung sehr vieles von dem übertrifft, was heute in der Welt Wichtiges und Scheinwichtiges vorgeht. Wir hoffen in Bälde dazu zu gelangen, von dem, was Blumhardt gewesen ist und bleiben wird, ausführlich zu reden. Es ist mehr als ein „Großer in Israel" geschieden. L. R.

Aphorismen.

Konnte Jesus, der Prediger vom Berge, der Meister, der im Abendschatten des Lebens im Saale so ergreifend sprach, an dessen Brust Johannes ruhte, der Maria Magdalena aus dem Kote zog, durch ein paar Nägel und den Lanzenstoß des Römerkriegers vernichtet werden?

*

Wenn die geringste Form irdischer Energie im Bereiche der Schöpfung nicht erstirbt, wie sollte da der Urheber ewigen Lebens an einem Schandbalken verröcheln und verhauchen?

*

Die Auferstehungsgewißheit beruht nicht auf den vereinzelten Erscheinungen der vierzig Tage, sie beruht auf seinem dreiunddreißigjährigen Leben.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Heft bildet, wie man leicht gewahren wird, ein Ganzes: es führt den Kampf gegen die Entartung des Sozialismus und für seine Erneuerung. Die verschiedenen Beiträge ergänzen einander und berichtigen damit einander auch, soweit dies nötig sein sollte.

Aus Mangel an Raum mußte wieder Einiges, das weniger dringlich schien, zurückgestellt werden.

Eine Replik in Sachen der Kontroverse „Christentum, Staat, Kultur" soll im nächsten Hefte erscheinen.

Wir bemerken noch, daß Separatabzüge des Aufrufes: „An die schweizerischen Sozialdemokraten" gratis bei der Druckerei der Neuen Wege zu haben sind.

Die Notwendigkeit, diesen Aufruf zu bringen, möge die Verspätung des Heftes entschuldigen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Landgemeindepredigt.

Text Mt. 4, 23: Jesus ging umher im ganzen galiläischen Lande, lehrte in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich.

Liebe Freunde!

Wir stehen heute innerhalb eines gewichtigen Meinungsaustausches darüber, was der Herr Jesus von Nazareth eigentlich auf diese Erde bringen wollte. Ihr habt von diesen Dingen zwar vielleicht noch nicht direkt sprechen gehört; aber es dürfte kaum fehlen, daß ihr von dieser Auseinandersetzung schon etwas verspürt und gemerkt habt. Das Zittern von diesem Strauße der Geister geht durch die Luft. Man könnte die Gegensätze, um die es sich handelt, etwa in die Fragen kleiden: „Wollte Jesus die Seligkeit der einzelnen Menschenseele oder das Heil der ganzen Welt bringen? Will das Evangelium einfach Mensch um Mensch, Kreatur um Kreatur gesondert aus der argen Welt und dem Verderben ins Licht führen und die umgebende Finsternis dabei Finsternis sein lassen, oder will er ein Licht meer, alles hell leuchtend haben, die Welt mit diesen Menschen und die Menschen in dieser Welt? Ist die Weltgabe Jesu einzelpersönlich oder gesellschaftlich, ausschließlich oder einschließlich gerichtet?“ Wir werden bald gemerkt haben, daß diese Frage nicht zufällig aufgetaucht und ins Rollen gekommen ist; es gibt überhaupt keinen Zufall. Die Frage findet ihre Begründung vielmehr in den Zusammenschlußbewegungen und -ideen dieser Jahre. Wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo jeder Mensch für sich allein steht, sondern wo wir uns zusammenschließen in Verbänden, Gruppen, Organisationen, innerhalb deren man sich gegenseitig helfen will. Der Gemeinschaftsgedanke hat Macht unter uns gewonnen. Und dieser Gemeinschafts-, Genossenschaftsgedanke hat denn auch diese Auseinandersetzung angeregt, befruchtet und in Schwingung gebracht. — Wie verhält es sich mit diesen Fragen? Haben sie Boden und Rückhalt im Evangelium oder haben sie es nicht? Und

wenn ja, wo hinaus geht denn der Weg? Wohin weist uns Jesus? Wo steht er?

Ich muß staunen, von welch riesiger Tragweite die Beantwortung dieser Frage für eine ganze Lebensauffassung und -gestaltung ist. Es macht wahrhaftig etwas aus, ob wir den einen oder den andern Standpunkt einnehmen. Wenn der Inhalt der Lebensgabe Jesu sein Bewenden mit dem Heil des Einzelnen hat, dann ist das Christentum zu einem schönen Teil Weltverzicht; dann ist es jenseitig eingestellt; dann gehen die Anstöße zum Handeln vom Ich und der Sorge um es aus; dann betätigen wir uns aus dem Engen und Kleinen und Beschränkten heraus; dann geschehen alle Taten an die umliegende Welt nicht wirklich für sie, sondern für uns; dann sind alle Kreaturen außer uns für uns nur Mittel zum Zweck; dann ist unser bestes Leben — verfeinerte Eigenliebe. Dann ist die Welt zwiegespalten: E i n Teil gehört dem lebendigen Gott, die Menschenseele; der andere Teil aber gehört der Finsternis, die Naturwelt, die prächtige, unerforschte, mit Wundern erfüllte! Wir wohnen dann im Jammertal. Dann haben wir teilweise Hoffnung, teilweise Hoffnungslosigkeit. Ja, dann haben wir Gott und haben keinen Gott! Wenn der Inhalt der Jesusgabe aber das Reich ist! Dann ist alles Gott untertan, Geistiges und Körperliches; dann ist E r endlich alles in allem. Mensch und Tierlein und Blume und Wolke und Fels und Gerät und Maschine und alles gehört ihm. Dann ist das Christentum weltüberwindend statt trauernd, freudig und triumphierend statt ergeben und ohnmächtig. Dann handelt der Mensch, weil „die Liebe Christi ihn also treibt"; weil er Gottes Ehre geschafft haben muß; weil er m u ß. Er handelt aus Selbstlosigkeit, aus heißem Gefühl für den andern. Dann ist ihm nichts Mittel für ihn; ja kaum etwas Einzelnes mehr Zweck für sich selbst, sondern Endzweck ist die Gottesherrlichkeit. Dann kommt der Mensch von oben, aus der Weite und der Freiheit und der Würdigkeit. Dann ist es eine ganze Auferstehung und Erlösung.

Was gilt nun? Wir begreifen, ahnen es wenigstens ohne weiteres, daß diese Frage allerdings in den Gedankenkreis des Evangeliums zurückreicht. Ja, dazu meint Christus schon etwas: Einzelseele oder Reich. Oder aber besteht möglicherweise diese Ausschließlichkeit nicht: das eine o d e r das andere? Gibt es nicht eine dritte Möglichkeit: Sowohl das eine als auch das andere? Das eine n e b e n dem andern? Das ist eine sehr schlichte, lautere Erwägung; niemand darf ihr die Beachtung versagen. Und gleichwohl: Könnte es ein einfaches Nebeneinander dieser Anschauungen geben? Kann Jesus die Welt in die Gottesherrlichkeit sowohl eingeschlossen als auch daraus ausgeschlossen haben? Kann er für sie zugleich eine Hoffnung und k e i n e Hoffnung gehegt haben? Das dürfte wohl unmöglich sein. Es ist höchstens der Fall zu denken, daß die eine Möglichkeit die andere in sich aufnimmt, der Seligkeitsgedanke den Reichsgedanken

oder der Reichsgedanke den Seligkeitsgedanken. Was begriffe wohl eher das andere in sich: das Enge das Weite oder das Weite das Enge? Es ergibt sich doch die Grundfrage: Ich oder das Reich?

Es ist uns ziemlich vertraut die Ansicht von der persönlichen Seligkeit. In diesen Gedanken sind wir aufgewachsen; darin hat man uns unterrichtet; so haben wir es in lauterer Rede von dieser Stätte gehört. Der Gedanke übt wohl auch viel Macht über die Lebenshaltung mancher Menschen unter uns aus. Die Vorstellung von einer göttlichen Weltdurchdringung steht uns ferner und ist uns weniger lebendig. Wir leben vielmehr in der Gedankenwelt des Heils der Seele. Und — besitzen wir nicht viele Herrenworte, die in dieser Richtung gehen? Nein, die vorab diese Auffassung begründen? „Fürchtet euch vor dem, der, nachdem er getötet, auch Macht hat zu werfen in die Hölle.“ „Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ „Wer beharrt bis ans Ende, wird selig.“ Lieber ein Glied weg, als daß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde.“ „Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erlange?“ Ja, wo finden wir so ernste, eindringliche, schwerwiegende Worte über Wert und Beachtsamkeit der Seele wie bei Christus? Seine Reden klingen ja zum Teil wie Beschwörungen an die Menschen. „Du Narr, wer wird dann sein, was du gesammelt hast? So gehts dem, der nicht reich ist in Gott.“ „Sie haben ihren Lohn dahin“; sie haben ihr Leben verwirkt. Er hat kein hochzeitliches Kleid an; „werfet ihn in die äußerste Finsternis; dort wird Heulen und Zähneklappern sein.“ Dem, der durch Aergernisgeben eine Menschenseele ruiniert, „wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er im Meere ertränkt würde, da wo es am tiefsten ist.“ „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele! Oder was kann der Mensch geben, womit er seine Seele wiederum löse?“ Diese Worte klingen ja beinahe erschreckend. Wer kann sie vernehmen, ohne einen unvergeßlichen Eindruck davon zu empfangen? Wer kann sie hören, ohne nun auch anzufangen, ein bischen an seine Seele und ihr Wohl zu denken? Es ist ja fast nicht möglich. Oder wenn es dann wieder so unsagbar milde heißt: „Es wird im Himmel Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte“, wer ahnt nicht, was offenbar dem ewigen Vater eine Menschenseele wert ist? Jawohl, mit dem Sorgen für seine Seele hat es freilich etwas auf sich, sogar etwas sehr Ernstes; das kann niemand durchstreichen und niemand auslöschen.

Aber, meine Freunde, stammt nicht aus dem Munde ganz eben desselben beschwörenden Mannes auch das heilige, unvertilgliche Mahnwort: „Wer da sucht, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren“? Hat nicht eben derselbe Mann auch das uns in Ohr und Herz gerufen? Es ist zweifellos ein merkwürdiges Wort. Es liegt wie ein fremder, rätselhafter, unverstandener Block

in unserem Wege. Es tönt so sonderbar. Und doch: „Wer da sucht, seine Seele zu erhalten, wird sie verlieren.“ Die Aussage ist vollkommen Wirklichkeit. Es muß mit der Einstellung des Lebens auf das Seelenheil eine besondere Bewandtnis haben; es muß mit ihr eine große, unheimliche, furchtbare Gefahr verbunden sein. Es gibt ein Leben, da man alles um den Gedanken der Seligkeit der Seele ordnet und alles in jener Endabsicht vollbringt. Wir möchten denken, daß auch von diesem Leben her, wenn es richtig durchdacht und zu Ende geführt wird, ein erklecklicher, ja reicher Segen für die Welt abfalle; daß sie da her etwas Rettung und Erlösung erlebe. Aber nun — bleibt tatsächlich der Ertrag für die Welt klein. Tatsächlich kommt es, ich weiß nicht kraft welcher Verstrickung und welchen Verhängnisses — wohl der noch inwohnenden Selbstsucht — nicht zu großen Stücken, zu Bewegung, Weltüberwindung und -eroberung. Es gibt keinen Flug des Lebens. Der Mensch erhebt sich nicht. Er kommt nicht aus sich heraus; er kreiselt um sich, dreht sich im Gefängnis, er erstickt an sich selbst, kommt in der Sorge um sich endlich um. Und die Welt bleibt dahinten, bleibt verlassen, bleibt unberücksichtigt in der Hoffnung und unbedacht mit der Erlösung. Das Ende dieses Weges ist nach allen Seiten hin Ungenüge, Versagung, Trümmerreich.

Die Bewahrung und Heiligung der Seele ist nur ein Stück Rettung im Gottesreich, bloß ein Teil der Herrlichkeit. Neben dem gehört noch vieles andere dazu. Man muß sich immer wieder verwundern, wie das Evangelium mehr sagt, als wir lesen. Wir müssen uns selbst als Rätsel vorkommen: wir sehen hin und achten es nicht. Im Anfang der Evangelien steht in einen kurzen Ausdruck zusammengefaßt, was Jesus sich anschickte zu bringen: „Und er ging umher im ganzen galiläischen Lande, lehrte in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich.“ „Von dem Reich,“ heißt es da. Ein Reich ist nicht ein Einzelner, sondern eine Gemeinschaft, ein umfassendes Leben. Jesu Seele hat es mit einem Reich zu tun, mit einer völligen, ausgesprochenen Ordnung, mit einer Herrschaft, einer Durchdringung. Ist uns nicht selbst aus dem Evangelium am geläufigsten der Ausdruck: Himmelreich? Würden wir, gefragt, welches in einem Worte der Inhalt der Gabe Jesu sei, nicht antworten: das Gottesreich? Das ist dieses Verwunderliche und Nachdenkenswerte, daß wirs sagen und nicht erkennen. Kennen wir nicht jene Reihe von Gleichnissen: „Das Himmelreich ist gleich“? Heißt es nicht: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit“? „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen“? „Dein Reich komme“? Ist nicht deutlich vom Ich ins Weite gewiesen mit der Rede: „Die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor“? Muß der Mensch nicht aus sich heraus: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht an Zeremonien“? „Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht“? „Umsonst

habt ihr angefangen, umsonst sollt ihr geben"? Ist das Neue nicht mit einem Sauerteig verglichen, der alles durchsäuert? Mit einem Senfbaum, der alles überschattet? Spricht der Meister nicht das Wort von den „Schafen, die keinen Hirten haben"? Hat er nicht selbst viel Weltelend aufgehoben und durch Gottesherrlichkeit ersetzt: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündet"? Und hat uns der Herr nicht dieselbe Mission zugewiesen und uns in einen Bund zusammengeschweißt mit dem Auftrage: „Speiset die Hungrigen, tränkt die Dürstenden, beherbergt die Fremden, kleidet die Nackten, besucht die Gefangenen, helfet den Kranken"? Was wollen wir mehr noch hinzu?

Das Ziel des Evangeliums ist ein ganzes Reich der Herrlichkeit, wo nicht nur einzelne Seelen ins Licht gebracht sind, sondern alles rein und neu geworden ist. Das Ziel des Evangeliums ist etwas Umfassendes, Lückenloses, Allgemeines. Es geht auf das Ganze. Es meint: Alle Welt vom neuen Leben ergriffen und verschlungen; Gott gänzlicher und vollständiger Herrscher. Es wäre wohl gut, wenn wir uns neben dem Wort Himmelreich auch die andere Uebersetzung des zu Grunde liegenden griechischen Wortes fest ins Gedächtnis prägten: Gottesherrschaft. Ja, das wollte Christus bringen, die absolute Herrschaft des Vaters, daß nicht mehr andere Kräfte unser und aller Welt Leben regieren, sondern daß in allem Leben die Gotteskräfte regieren; daß nicht bloß einzelne Parzellchen lichtbeschienen seien, sondern des Vaters Sonne über allen und allem. „Jesus ging umher und predigte das Evangelium von dem Reich."

In das neue Leben hinein gehören auch die Verhältnisse und Ordnungen und Gesetze und Dinge, gehört vor allem der Bruder. Und das haben wir zu stark außer Acht gelassen. Wir können nicht auf irgend eine Art „fromm" leben für uns und den Mitmenschen draußen stehen lassen. Wir können nicht „christlich" sein für uns und die Welt in Art und Wesen belassen. Wir können nicht „brav" sein und die Menschen neben uns schmachten lassen. Wir können gar nicht das Heil der Seele schaffen ohne den Nächsten. Es gibt keine Seligkeit ohne den Bruder. Wer für sich leben, „seine Seele erhalten will, wird sie verlieren, wer sie aber verliert um meinet-, um der Brüder willen, wird ihr zum Leben verhelfen." Es gibt das nicht, daß man zu Hause spart und sorgt und wacker und dienstfertig ist, und außer dem Hause niemanden kennt und froh ist, wenn die Fernen möglichst fern sind und nichts von einem wollen. Es gibt das nicht, daß man daheim gut miteinander auskommt und mit dem Nachbar Händel hat und draußen allerlei hintereinander bringt. Es gibt das nicht, daß man die frommen Uebungen mitmacht und dann genau so lebt wie die Außenstehenden, auch auf die Rappen aus ist, auch schilt, auch an andern Profite macht, auch jammert über die Witterung, auch betrügt mit Steueran-

gaben. Es gibt das nicht, daß man selbst solid bleibt und Fremden dann gerne eins anhängt und sie versucht und sie verdirbt oder zum Verderben schweigt und es läßt. Es gibt das nicht, daß man sich wohl versteht mit Berufs- und Standesgenossen und dann andere Klassen- und Gesellschaftsglieder verfehmt, verurteilt, verstößt. Es gibt das nicht, daß man ein mitleidiges Wort über den andern spricht und ihm dann keine Taten erweist und ihm vom eigenen Besitze nichts einräumt. Es gibt das nicht, daß man wie die Väter „glaubt" und dann am Gelde hängt! Es gibt das nicht, daß man auf allerlei Weise „für seine Seele sorgt" und dann menschlich unerlöst, hart, eng, verständnis- und liebelos ist nach außen! Es gibt diesen Seelenkult nicht! Welch eine furchtbare Begriffsverwirrung! Welch eine furchtbare Trübung des Herzens! Es gibt keine Rettung des Lebens außer von der Uebung der Brüderlichkeit, von der Freiheit her! Die Summa des Evangeliums heißt Liebe und immer wieder Liebe. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!"

Das kehrt gewaltig um! Der Schwerpunkt des Lebens rückt vom Ich zum Göttlichen hinüber. Wir sind nicht mehr für uns da, sondern — sagt wie ihr wollt: Für das Reich der Himmel, für die Gottesehre, für die Herrlichkeit, für die Erlösung; einfach für das Heilige und Schöne. Wir tragen nun nicht mehr ängstlich wie Würmer Tribut um Tribut an uns selbst ab, sondern gehören dem Ueberpersönlichen, dem Lichtvollen. Es heißt nicht ewig beharrlich: Ich, ich, ich, sondern Gott Gott, Bruder Bruder, Liebe Liebe, Hingabe Hingabe. Die Geschöpfe um uns sind uns nicht mehr bloß Mittel zum Zweck, Gutgenuge für unsere Seligkeit; sie stehen nicht mehr unter uns. Sie stehen vielmehr gleich hoch, besitzen gleichen Wert. Das Enge, Klägliche, Elende, Unwürdige ist verschwunden. Wir sind reinere, unbeflecktere, ansehnlichere Menschen geworden. Wir sind Diener geworden am Reich! Diener des Höchsten! Was gibt es für eine größere Ehre für uns, als zu diesem Dienste berufen zu sein! Und was gibt es für uns eine andere Erlösung! Vom Ich erlöst sind wir von allem erlöst. „Jesus predigte die Frohbotschaft von dem Reich." Amen.

A. Schuppli.

Zur Ablehnung der dritten Internationale.[1]

Mit großer Mehrheit hat der Basler Parteitag den Eintritt in die dritte Internationale angenommen, mit großer Mehrheit das sozialistische Volk in der Urabstimmung ihn abgelehnt. Schon dieser merkwürdige Umstand wirft ein Licht auf die Bedeutung des Kampfes und seiner Entscheidung.

[1]) Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verfassers gestattet.

1.

Wenn man diese Bedeutung verstehen will, dann muß man die ganze Entwicklung ins Auge fassen, die unsere schweizerische Sozialdemokratie im letzten halben Jahrzehnt durchgemacht hat und die im übrigen nur ein Spiegel allgemeiner Vorgänge ist. Es ist eine schwere Erkrankung gewesen, von der vielleicht die nun eingetroffene Wendung den Anfang der Genesung bildet.[1]

Der Ausbruch des Weltkrieges hatte der Sozialdemokratie durch eine geschichtliche Paradoxie gleichzeitig Zweierlei gebracht: eine schwere Katastrophe und eine gewaltige Verheißung. Sie war ob der Unfähigkeit, den Krieg zu verhindern, zusammengebrochen, aber trotzdem erwartete die Welt von ihr die Rettung. Denn auch der Kapitalismus war moralisch zusammengebrochen. Aller Augen wandten sich einer neuen Ordnung zu. Die Stunde des Sozialismus war gekommen. Für unsere schweizerische Sozialdemokratie war die Lage verhältnismäßig besonders günstig. Denn da sie die Krise nicht zu bestehen hatte, die für die der andern Länder der Krieg bedeutete, so fiel ihr von jener Doppelgift mehr der erfreulichere Teil, die Verheißung, zu. Auch in unserer Schweiz, die infolge ihrer geistigen und wirtschaftlichen Struktur dem Sozialismus besondere Schwierigkeiten zu bieten schien und scheint, wendeten sich ihm mehr als die Parteiführer nur ahnten oder als sie zugeben wollten die Geister zu, bis tief in die Bauernschaft hinein. Lange verschlossene Türen sprangen auf. Große Wahlerfolge waren ein äußeres Zeichen dieser Aenderung. Zu dem geistigen Einfluß der Weltkatastrophe kam der wirtschaftliche. Ein großer Teil der Bevölkerung geriet durch die Not in eine Lage, die ihn zum Mitleidenden und Verbündeten des Proletariates machte. All die Uebel und Gemeinheiten, die im Gefolge des Krieges hereinbrachen: Wucher, Kriegsgewinn, Versagen der Behörden, säbelklirrender Militarismus, Reaktion aller Art, beleuchteten auch für stumpfere Augen deutlich genug den Schaden der heutigen Gesellschaftsordnung. All diese Erfahrungen wurden zu mächtigen Zuflüssen für den Strom des Sozialismus. Das ungeheure Erdbeben hatte die Seelen für neue Möglichkeiten geöffnet wie noch nie.

Aber *eine* Bedingung war freilich dabei: Alles kam nun darauf an, wie der Sozialismus, dessen Hauptträger die Sozialdemokratie blieb, sich einstellte. Und hier mußte nun der andere Teil der Doppelgift des Krieges zu seinem Rechte kommen: die Tatsache der Katastrophe. Die Sozialdemokratie mußte sich fragen, welches deren Ursachen gewesen seien und was sie daraus zu lernen habe. Die Antwort wäre wohl recht nahe gelegen. Sie hätte sich sagen müssen, daß sie, wenn sie mit der ganzen vorhandenen Gesellschaft und Kultur zu

[1]) Vergleiche zum Folgenden die Aufsätze: „Unser Sozialismus" im Novemberheft 1916 und „Der Kampf gegen den Bolschewismus" im Novemberheft 1918 der „Neuen Wege".

Fall gekommen sei, dies wohl aus dem gleichen Grunde geschehen sei; daß sie wenigstens mit einem Teil ihres Wesens auch den Mächten verhaftet gewesen sei, über die nun das Weltgericht der Geschichte hereinbrach: dem Materialismus, dem Macht- und Gewaltglauben, der Entfernung von aller tieferen Lebenswahrheit. Sie hätte auf Grund dieser Erkenntnis die Falschheit eines Teils ihrer bisherigen Taktik, durch die sie ja doch zum Abgrund geführt worden, einsehen müssen. Sie hätte dann eine tiefere, geistigere Begründung ihrer Sache gesucht. Vor allem aber drängte sich eine Forderung aus der ganzen Lage heraus gebieterisch auf: sie mußte nun die durch den Weltkrieg einerseits zu Tode bedrohten, andererseits jedoch erst recht lebendig gewordenen menschlichen Ideale aufnehmen und sich zu deren Trägerin machen. Das war die große und deutliche Verheißung und Berufung, die an diesem Wendepunkt der Weltgeschichte an sie herantrat. Das war jetzt der in seinem großen und ursprünglichen Sinn verstandene „Klassenkampf". Wenn sie diese Berufung ergriffen hätte, dann wäre ihr Versagen in der Verhinderung des Krieges verziehen gewesen, dann wäre sie einer gewaltigen Weltbewegung vorausgeschritten, in der eine soziale Revolution größten und besten Stils inbegriffen gewesen wäre. Denn eine solche war gerüstet. Das wußten vielleicht die am besten, die am wenigsten Freude daran hatten. Sie war nahe, fast notwendig.

Eine Zeitlang nun schien es, als ob die Sozialdemokratie diesen Sinn der Stunde begriffen hätte. Es kam über sie ein Geist der Selbstkritik, ein Verlangen nach Vertiefung und Umkehr. Sie stand vor dem Kreuzweg; durch ihre Seele ging das Zittern einer großen Entscheidung. Die Geschichte erlebte eine jener Stunden der Wahl, wo der Weg steil in die Höhe, aber auch bloß in die Breite, wenn nicht gar in die Tiefe, in den Sumpf, in die Hölle, führen kann. Es bot sich der Weg jener neuen Einstellung, jener Revision der Taktik im besten, auch revolutionärsten Sinn des Wortes, jener Uebernahme einer großen Berufung. Dieser Weg kostete eine geistige Anstrengung, eine Selbstüberwindung, einen seelischen Schwung, einen lebendigen Glauben, einen Instinkt für das Gebot der Stunde. Und nun bot sich daneben ein anderer, viel leichterer. Es ließen sich all die andern Chancen ausnutzen, die der Weltkrieg schuf, nämlich all die schlimmen Mächte: das Versagen der bürgerlichen Gesellschaft, die Fehler der Reaktion, die neuen Sünden des Kapitalismus, die dadurch geschaffene Erregung der Arbeiterschaft, die entfesselten Geister des Hasses und Zornes. Damit ließen sich Erfolge erzielen, damit die soziale Revolution machen. Es war der bequemere Weg. Er erforderte keine seelische Anstrengung, keinen höhern Glauben, sondern nur die natürliche Leidenschaft des Menschen und seinen natürlichen Glauben, den an das Gewöhnliche, ja Gemeine.

Es war eine jener Stunden, wie sie in der Geschichte oft dagewesen sind. In der Versuchung Christi haben sie ihr ewiges Urbild

und Sinnbild gefunden. Aber wo er gesiegt hat, da sind die menschlichen Bewegungen immer wieder erlegen und an Stelle der Triumphe erzählt die Geschichte von Tragödien oder besser gesagt: an Stelle des echten und dauernden Triumphes, dem vielleicht ein Kreuz vorausgegangen, von raschen aber falschen Triumphen, die im Abgrund oder im — Sande endeten.

So hat auch der Sozialismus in der Stunde, wo sein großer Triumph ganz nahe war, eine Tragödie erlebt. Er hat sich nämlich entschlossen, statt der Bannerträger der neuen Welt zu werden, vielmehr auf dem Wege der alten weiterzugehen und damit die Menschheit und sich selbst noch tiefer in die Katastrophe hineinzuziehen.

Das ist nach meiner tiefen Ueberzeugung und Empfindung der Sinn der Entwicklung, die der Sozialismus, und mit ihm die Welt, in dieser Zeit durchgemacht hat. Ein Teil des Sozialismus, der „gemäßigte", ist, wie man weiß, mit der alten Welt einfach ihren Weg gegangen, ein anderer, der „radikale", ist zwar einen neuen gegangen, der aber doch nur die Fortsetzung des andern war und ist. Für beide wäre der gleiche Weg durch die geschichtliche Lage vorgezeichnet gewesen. Sie hätten den Sozialismus vertreten müssen als Gegensatz zu der ganzen Welt, die nun in den Weltbrand hineingetrieben worden war und sich in seinen Höllenflammen verzehrte. Sie hätten also in erster Linie den Kampf gegen den Krieg und seine Wurzeln: Militarismus, Gewaltgeist, Haß und alle andern die Menschen trennenden Mächte führen müssen. Der Kapitalismus wäre darin selbstverständlich eingeschlossen gewesen. War und ist er doch ein Ausfluß und Teil dieser Welt.

Statt dessen geschah das Gegenteil. Die Einen gingen, wie gesagt, den Weg dieser alten Welt, indem sie den Krieg mitmachten, ja in Kriegsbegeisterung verfielen, die alten sozialistischen Ideale nicht vorwärts, wie nötig gewesen wäre, sondern rückwärts revidierten. Die Andern schlugen scheinbar, voll Entrüstung (wirklicher und gemachter) gegen die „Sozialpatrioten", den entgegengesetzten ein, um am gleichen Punkte anzulangen.

Wir wollen diese letztere Entwicklung nun wieder in der Schweiz verfolgen. Es ist ein merkwürdiger Kampf von guten und bösen Geistern. Auch unsere schweizerische Partei zeigte alle Symptome einer Selbstbesinnung und Läuterung, die allerdings von vornherein mit einem neuen Radikalismus der Stimmung verbunden waren. Vielleicht hätte es damals nur einiger entsprechenden Führer bedurft, um die Bewegung auf dieser Bahn weiterzuleiten. So aber geriet sie bald auf die andere. Es kam zunächst einmal die durch den Krieg ermutigte bürgerliche Reaktion mit Zensur, Säbelgerassel und Diktatur. Und nun stellten sich die Führer ein, die den Strom eines neuen revolutionären Geistes nach der falschen Richtung ablenkten. Es kam

Zimmerwald. Das Eigenartige dieser Bewegung ist die Mischung von Alt und Neu in ihren Tendenzen. Das Neue und auch Gute und Große daran war die scharfe Opposition gegen den Krieg und die laute Aufrufung des Proletariates zu seiner weltgeschichtlichen Mission. Damit gewann sie viele von denen, welche über das Versagen der Sozialdemokratie trauerten und von einem neuen Wollen erfüllt waren. Aber das Tragische war nun, daß dieser neue Wein durch die Zimmerwaldleute in alte Schläuche gegossen wurde. Es wurde all das Große, wozu der Sozialismus und mit ihm sein Bannerträger, das Proletariat, in dieser Stunde berufen war, gleichsam in eine andere Sphäre übertragen, auf ein niedrigeres Niveau heruntergesetzt. Es wurde der Kampf gegen den Krieg eröffnet, aber nur zu Gunsten eines neuen, noch furchtbareren Krieges, des Weltbürgerkrieges, der die Weltrevolution herbeiführen solle. Statt daß nun, im großen, wahren und ursprünglichen Sinn des Klassenkampf-Ideals, der Sozialismus zum Träger jener weltweiten Hoffnungen gemacht wurde, die ob der Weltkatastrophe aufleuchteten und die doch durchaus die seinigen waren, wurden vielmehr die alten Ideale des Sozialismus beschnitten und verdrängt, an ihre Stelle das verschärfte und verdorbene Klassenkampf-Dogma gesetzt und von dessen neuer und strengerer Durchführung alles Heil verkündigt. Man war also wieder beim Weltkrieg angelangt, nur in einem andern, aber keinem besseren, Sinn als zuvor. Statt die Welt zu retten und damit freilich auch sich selbst, sollte das Proletariat nur an sich selbst denken; damit war dann der Welt am besten gedient. Das Klassenkampfziel der Erlösung der Welt durch das Proletariat zog sich zu der Losung eines engen Klassenegoismus zusammen. Die Analogie zum Weltkrieg drängt sich auf. Denn was anderes hatte diesen herbeigeführt, als der Anspruch gewisser Völker, der Welt den besten Dienst zu leisten, wenn sie ihr nationales Interesse über alles stellten? Es ist in beiden Fällen die Zertrennung durch die Selbstsucht, die zum Kriege führt.

Und auf dieser Bahn ging es nun weiter. Wie die Ideologie des Weltkrieges immer gröber und geistloser wurde, so auch die des Weltbürgerkrieges. An Stelle einer lebendigen Erfassung der Eigenart der Stunde trat eine neu formulierte marxistische Epigonen-Dogmatik, die den Blick künstlich verengerte und statt zur Erkenntnis bloß zur Vergewaltigung der Geschichte führte. Der Weltkrieg durfte um keinen Preis etwas Anderes sein als ausschließlich der Kampf zweier Bourgeoisien. Die Schuld daran hatte ebenso ausschließlich der Kapitalismus. Mit deutlicher Tendenz behandelt man darum den deutschen Militarismus milder als den der Entente und höhnte über eine besondere deutsche Schuld am Kriege. Die Ideale, für die nun eben doch ein Teil der Völker kämpfte: das Recht der kleinen unter ihnen, die Selbstbestimmung der Nationen, die Niederwerfung des deutschen Militarismus, die Ueberwindung des Krieges wurden abwechselnd bald verhöhnt, bald als Waffe gegen diejenigen benützt, die sich dazu be-

kannten. Ein „Pazifist“ zu sein galt beinahe als eine Beschimpfung. Kurz, man redete ganz und gar im Stil und Geist des Militarismus. Wie dieser unterdrückte man nach Möglichkeit alles, was der eigenen Kriegslegende widersprach. Wie dieser sammelte man mit Sorgfalt alles, was den Gegner in ein schlechtes Licht stellte und verschwieg alles, was eine andere Meinung über ihn hätte erwecken können. Wie dieser ging man auf die Erregung von Haß und Wut aus. Wie dieser nahm man es mit der Wahrheit nicht genau. Wie dieser glaubte man bloß an die Gewalt. Am bezeichnendsten für diesen Geist ist die Art, wie man sich gegen Wilson und den Völkerbund stellte — dieser wütende Haß gegen einen Mann, der auf alle Fälle dem Sozialismus nahe steht und gegen ein Ideal, das durchaus sozialistisch ist. Man konnte eben keine Ideale brauchen, sondern nur Klasseninteressen und Klassenhaß. Wie jener kapitalistische Militarismus die Friedensbestrebungen fürchtete und verfolgte, so dieser sozialistische alles, was nach einer Ueberbrückung der Klassengegensätze aussah.

Aber wie aller Egoismus mit dem Haß- und Gewaltgeist, den er erzeugt, sich schließlich gegen sich selbst kehrt und aller Krieg die Tendenz in sich trägt, Bruderkrieg zu werden, so auch dieser. Es folgte auf die Selbstzerfleischung des Kapitalismus die des Sozialismus. Wie alle Dogmatik Ketzer und Ketzerrichter erzeugt, so auch diese neue Klassenkampf-Dogmatik. Es tauchte in unsern Blättern und Versammlungen auf einmal jener sozialistische Inquisitor Radek auf, hinter dem ein Größerer stand, der aber vorläufig noch mehr im Hintergrund blieb, und trug seine Unterscheidungen vor zwischen den verschiedenen Arten von Sozialisten, den „Sozialpatrioten“, „Sozialpazifisten“, und wie sie alle hießen, auf der einen und den Bekennern des unverfälschten Klassenkampfdogmas und des Glaubens an die Weltrevolution und den Weltbürgerkrieg auf der andern Seite. Jene wurden als Ketzer gebrandmarkt, diese allein als Rechtgläubige anerkannt. In diesem Stile ging es vorwärts. Es begann die Arbeit eines festen Systems, hinter dem immer mehr ein geschlossener Kreis stand, der sich zu einer Partei auswuchs und zu der Partei zu werden strebte. Man arbeitete nach einem in seinen Zielen teilweise verborgenen, aber doch deutlich spürbaren Plan. Zuerst wurden die Grütlianer abgestoßen, ganz ohne Not; denn auch unter ihnen war große Gährung und viel Wille zum Vorwärtsgehen. Dann wurde lauter und lauter das Schimpfen über die „Sozialpatrioten“, obschon man um kein Haar besser war als diese. Man lehnte freilich die Landesverteidigung ab, aber ohne daraus irgend welche ernsthaften Konsequenzen zu ziehen. Es kommt eben bei aller Orthodoxie mehr auf das Credo an als auf die Praxis. Die Dienstverweigerung lehnte man auch ab, einmal, weil man anfing, für die Durchführung der sozialen Revolution auf die „rote Garde“, zum mindesten auf die Sabotierung des Heeres zu spekulieren, sodann aber auch, weil man an geistige Mächte und die Wirkungen der individuellen Tat nicht glaubte, sondern

bloß an die Gewalt und die Masse. So wurde man immer geistloser und ideelloser. Was an mächtigen Problemen der Geschichtsphilosophie und Weltanschauung aus der Gährung dieser Jahre hervortrat und für eine Partei der umfassenden Welterneuerung wichtig genug hätte sein müssen, wurde ignoriert oder verhöhnt. Man hatte an seinen Krieg zu denken und Mars erwies sich auch hier als dummer Gott. Kurz, an Stelle jenes Sozialismus, der in dieser Weltnot die bessere Seele der Menschheit hätte vertreten sollen und um dessen Fahne sich alles hätte scharen können, was einer neuen Ordnung zustrebte, bekamen wir einen engen und gehässigen Klassenegoismus mit einem neuen Kriegs-Credo. Mit steigender Verwunderung und Trauer haben wir und mit uns viele Nicht-Sozialdemokraten dieser Entartung einer edlen Sache, diesem Verlust einer großen Berufung zugesehen, davor warnend, ohne sie hindern zu können.

Diese Entwicklung ist, soweit dafür Menschen verantwortlich sind, vor allem das Werk Lenins. Er war es, der hinter Radek stand. Er hat wohl — direkt oder indirekt — die Zimmerwaldsche Bewegung veranlaßt, die ihm dann freilich bald nicht mehr radikal genug war. Er ist es vor allem, der den Sozialismus nach seiner Katastrophe auf die neue falsche Bahn geleitet hat. Er hat ihn in das Geleise des Weltkrieges gebracht. Sein Sozialismus ist durch und durch Militarismus, ganz und gar auf Kampf und Gewalt eingestellt, ohne jede menschliche Milde und Weite. Er ist der größte Vertreter des Haß-Sozialismus. Darum ist er aber nicht der Führer in eine neue Welt, als den viele Verblendeten ihn verehren, sondern der Weg zu einer neuen Katastrophe. Er, der von Kurzsichtigen als der große Genius der Weltrevolution gepriesen wird, ist in Wirklichkeit der, welcher diese Revolution am schlimmsten gehemmt und verdorben, wenn nicht gänzlich ruiniert hat. Er hat auf Grund seines gewalttätigen Willens und einer entsprechend engen und willkürlichen und freilich auch verführerisch einfachen Geschichtskonstruktion eine Frühgeburt dieser Revolution veranlaßt, die das Reifwerden der Frucht verhinderte. Er hat jene gewaltige Bewegung, welche die Welt erfaßt hatte, gelähmt, dadurch, daß er einen Teil ihrer besten Kräfte in eine falsche Richtung leitete. Nicht nur die russische Revolution, von der ich fest überzeugt bin, daß sie ohne ihn einen zwar langsameren, aber dafür ungleich großartigeren und für Europa heilsameren Verlauf genommen hätte, hat er verderbt, sondern auch die Weltrevolution. Er hat durch seinen Geist und seine Methoden dem Sozialismus die sittliche Ueberlegenheit und damit die alles mit fortreißende Werbekraft geraubt. Er hat ihn durch Gewalt und Blut befleckt. Nicht daß er überhaupt Blut vergossen und Gewalt angewendet hat, werfe ich ihm vor — man könnte dies aus der Not des Kampfes begreifen — sondern daß er zum voraus kalte Blut- und Gewalttheorien geschmiedet hat. Er ist in alledem genau wie Ludendorff der geistige Sohn der Epoche, die im Weltkrieg ihr Gericht erfahren hat. Darum konnte er sich auch mit

dem deutschen Militarismus, den er, wenn er der Träger eines höheren Geistes gewesen wäre, wie den bösen Feind hätte hassen und meiden müssen, in ein Spiel einlassen, das den Sozialismus schändete. In diesem Spiel ist mit Recht er der Besiegte gewesen und wird es bleiben. Mit alledem ist Lenin in seiner Wirkung einer der größten Reaktionäre der Geschichte. Denn er hat eine auf eine neue Welt hinstrebende Bewegung auf unerhörte Weise in den Geist und die Methoden der alten verstrickt. Er hat der Reaktion, die hilflos am Boden lag, damit wieder auf die Füße geholfen; er hat sie in ihrem eigenen Glauben bestärkt; ihr die Angst vor dem überlegenen Ideal des Sozialismus genommen und ist ihr Trost und ihre Wonne geworden. Er wird eines Tages vor dem Gericht der Geschichte als der Hauptheld der Tragödie des Sozialismus dastehen.

Einen Helden möchte ich ihn freilich, entgegen aller bornierten persönlichen Herabsetzung des Mannes, nennen. Die Größe seiner geistigen Statur und die Lauterkeit seines Wollens steht mir außer Frage. Auch ist in meinen Augen das Verderbliche an ihm weniger das bloß Brutale, Enge und Reaktionäre, als die seltsame Mischung von Altem und Neuem. Ich sehe wohl, daß in seinem Sozialismus einige Wahrheiten zu ihrem Rechte kommen, die nicht nur über die landläufige Auffassung der Sozialdemokratie hinausführen, sondern sich überhaupt den höchsten Idealen nähern. Ich halte, wie die Leser vielleicht wissen, nicht nur das Prinzip des Rätesystems (das übrigens durchaus nicht ein spezifisch bolschewistischer Gedanke ist!), für richtig, sondern erblicke auch in der Wiederaufnahme des Kommunismus, dem Drängen auf die sozialistische Tat, dem aufs Ganze gehenden Wollen, eine große Wahrheit, ja ich erkenne etwas davon auch in der Geringschätzung der bloßen Mehrheit, der bloß formalen Demokratie, und in der gegenüber Marx noch gesteigerten Forderung der Diktatur des Proletariates. Diese Wahrheit, die im leninistischen Irrtum liegt, kann auch hochstrebende Geister berauschen. Besonders ist es die Gabe und Gefahr der Jugend, in Dinge und Menschen eine Idealität hineinzulegen, die in Wirklichkeit doch nicht darin ist. Denn all diese Wahrheit des Leninismus wird durch ihn in eine falsche Sphäre, die der politischen Gewalttätigkeit, versetzt, auf den Boden des Materialismus verpflanzt und damit zu einer besonders schlimmen Lüge gemacht. Gerade dieser Zusatz höherer und höchster Wahrheit macht den Bolschewismus gefährlich. Und gerade damit reißt er in seinen unausbleiblichen Sturz auch das sozialistische Ideal mit hinein.

Lenin nun hat sich der schweizerischen Sozialdemokratie bemächtigt. Sein und seiner nächsten Freunde und Helfer Aufenthalt in der Schweiz hat dabei natürlich mitgeholfen. Dazu kommen noch andere Umstände. Die schweizerische Sozialdemokratie war lange stark im Schlepptau der deutschen mit ihrer bequemen marxistischen Dogmatik. Als diese mit der deutschen Partei zusammenbrach, bot sich der Leninismus als Ersatz an. Es bleibt freilich ein Rätsel, daß aus-

gerechnet die Schweiz, wo die Verhältnisse immerhin nicht so revolutionär zugespitzt sind, wie an vielen andern Orten, ein Zentrum des Bolschewismus werden und in einem Lande, dessen Geschichte ausgefüllt ist vom Kampf gegen Zwingherrschaften, die aus dem Gedankenkreise des Despotismus stammende Losung von der Diktatur so viel Liebhaber finden konnte. Sollte vielleicht der Umstand daran schuld sein, daß der durch den Krieg geweckte Radikalismus bei uns keine andern Abzugskanäle fand? Darauf ließe vielleicht der Umstand schließen, daß in andern neutralen Ländern ähnliche Erscheinungen aufgetreten sind. Oder sollte hier vielleicht die vielgeschmähte Demokratie mitwirken, weil sie durch ihr Versagen den Zorn der enttäuschten Arbeiter erst recht steigerte? Oder sollte diese Erscheinung uns auf erschreckende Weise zeigen, wie sehr unser kapitalistisches System die Massen versklavt und alles Freiheitsgeistes entwöhnt hat, daß sie nun an solchen Parolen Gefallen finden?

Wie dem auch sei, jedenfalls standen wir jahrlang im Zeichen Lenins. Von ihm empfingen unsere neuen „Führer“ die Parolen. Er beherrschte unsere wichtigsten Zeitungen. Dort wurde die Zeitgeschichte ganz und gar im bolschewistischen Spiegel gezeigt. „Soviet-Rußland“ (und eine zeitlang „Soviet-Ungarn“) wurden zu einer Art sozialistischem Paradies. Was geeignet war, diesen Glauben zu stören, wurde systematisch verschwiegen. Daß man diese Dinge auch ganz anders ansehen könne, davon erfuhr der Großteil der Arbeiterschaft nichts; der Leninismus wurde ihr zur Selbstverständlichkeit. Lenin wurde der Abgott der Arbeiter. Wer an gewissen Orten eine auch nur ganz sachte und sogar ehrfurchtsvolle Kritik an ihm wagte, wurde sofort niedergebrüllt. Wer nicht bolschewistisch dachte, war ein „Sozialverräter“, ein „Grütlianer“, ein „Kleinbürger“ (wofür dann die Bundesräte Müller und Schultheß als „Großbürger“ gerühmt wurden!) und es wurde ihnen auf alle Weise zu verstehen gegeben, daß sie in der Partei keinen Platz mehr hätten. Politisch ganz unwissende und auch sonst unberufene, zum Teil auch blutjunge, Leute, führten in Redaktionen und Versammlungen das große Wort, urteilten über Menschen, die der Arbeiterbewegung ein Leben gewidmet hatten, ab und brüllten den greisen Greulich, dessen Statur immerhin alle diese Leute um Haupteslänge überragt, nieder, und das wiederholt, zu ihrer dauernden Schande.

Dabei versäumte man, die Taten zu tun, für die die Stunde reif gewesen wäre. Man schwelgte in Revolutionsromantik und Revolutionsschlagwörtern, die in schreiendem Gegensatz zur Wirklichkeit standen, oder trieb eine nicht minder wirklichkeitsfremde Revolutionsdogmatik. Man konstruierte und konstruierte an den Methoden der zu machenden Revolution, redete tiefsinnig von den Pflichten der „revolutionären Situation“, verstrickte sich in Sophismen und ertrank in Theorien — ganz wieder wie eine gewisse Kriegsideologie — während man versäumte, jene revolutionären Werke zu tun, die auch bei uns

möglich gewesen wären — besonders wenn der Bolschewismus nicht gekommen wäre! Es zeigte sich in diesem ganzen Theoretisieren und Konstruieren das Künstliche und Gemachte, die Nachahmung — wie denn der schweizerische Bolschewismus überhaupt zwar harmloser als der russische, dafür aber auch um so weniger wahr und imponierend ist.

Die Dinge gingen denn auch danach. Die mächtige Welle des Sozialismus, die auch bei uns bereit war, die Partei von Triumph zu Triumph zu tragen, ebbte ab. Die erschrockene Reaktion erhob auch bei uns ihr Haupt wieder zuversichtlich. Eine törichte Aktion der Arbeiterschaft nach der andern gab jener schließlich wieder ein Recht, das sie vorher nicht hatte. Der Glaube an den Sozialismus sank. Die Partei geriet in inneren Zwiespalt. Die Stunde des Sieges drohte zur schwersten Niederlage zu werden. Wir trieben einem Zusammenstoß mit der Reaktion entgegen, der für uns zur furchtbarsten, kaum mehr gut zu machenden Katastrophe hätte werden müssen. Und was vielleicht das Allerschlimmste war: die Ideale, von denen man erwartet hatte, daß die Sozialdemokratie sie verwirklichen werde, begannen sich immer mehr nach andern Trägern umzusehen.

Damit spiegelten wir freilich nur Entwicklungen wieder, die rings um uns herum in größerem Maße vor sich gehen. Der Bolschewismus hat, wie gesagt, vorläufig die europäische Umwälzung verdorben. Er hat überall die zu Tode erschrockene Reaktion wieder gestärkt und getröstet. Er hat in Rußland, statt dem Krieg ein Ende zu bereiten (wie Einige fingieren), zum Krieg nach außen den Bürgerkrieg gefügt. Er hat in Ungarn die Reaktion wieder zur Regierung gebracht und droht dies auch in Deutschland zu tun. Ueberall hat er die Arbeiterbewegung gespalten und den sozialistischen Bruderkrieg entfacht. Es liegt dies, wie schon angedeutet wurde, durchaus in seiner Natur. Der Geist des Klassenkampfes, wie Lenin ihn versteht, muß sich in solcher Weise gegen die wenden, die ihn vertreten, gerade wie der Geist des bürgerlichen Militarismus gegen seine Träger. Wer das Schwert nimmt, kommt durch das Schwert um. Und es ist auch ganz in der Ordnung, wenn nun die „Gemäßigten" und „Radikalen" beide im Kampf miteinander auf dem gleichen Wege zusammenstoßen: dem Wege der Gewalt und des Schwertes. Auf diesem Wege bricht dieser Sozialismus mit der ganzen alten Welt als ihre letzte Offenbarung zusammen.

Das ist, scheint mir, der Sinn der Tragödie, die wir erleben.

2.

In diesem Rahmen muß der Kampf, der nun in der Schweiz gestritten und entschieden worden ist, gestellt werden, damit seine Bedeutung klar werde: Die Urabstimmung bedeutet einen Zusammenbruch dieses ganzen Systems.

Von zwei Seiten her versucht man diese Bedeutung zu verschleiern.

Es ist bezeichnend für die Heuchelei und tiefe Gemeinheit unserer bürgerlichen Durchschnittspolitik und deren Organ, der bürgerlichen Durchschnittspresse, wie sie sich zu der Entscheidung stellt. Nach dem Basler Beschluß gab es sofort einen großen Lärm. Die Zeitungsartikel darüber schossen aus dem Boden, wie Pilze nach einem warmen Regen. Auf alle Weise wurde das Ereignis ausgeschlachtet. Man tat, als ob man betrübt oder entrüstet sei. In Wirklichkeit war man herzensfroh und der Lärm ein Freudenlärm, Schmerz und Zorn geheuchelt. Das konnte jeder merken, der Augen hat und es war darum auch nur taktisches Manöver, wenn unsere Bolschewistenblätter diesen Schmerz- und Entrüstungslärm für echt nahmen und daraus schlossen, daß die Basler Entscheidung richtig gewesen sei. Dieser bürgerlichen Durchschnittspolitik, die keine eigenen Ideale mehr hat, sondern bloß von den Fehlern der Sozialdemokratie lebt, war der Basler Beschluß ein Glücksfall ersten Ranges. Wie ließ er sich für die kommenden Wahlen und für reaktionäre Zwecke aller Art ausbeuten! Als darum das andersartige Ergebnis der Urabstimmung eintrat, da war es eine schwere Verlegenheit für diese Leute. Nun ließen die Artikel auf sich warten. Nun konnten sich nicht einmal alle dazu entschließen, das sichere Resultat ordentlich und rechtzeitig mitzuteilen. „Volkstage" gegen den Bolschewismus wurden abgehalten, trotzdem die schweizerische Arbeiterschaft diesen in ihrer gewaltigen Mehrheit schon verworfen hatte, offenbar unter Verschweigung dieser Tatsache durch die betreffenden bürgerlichen Demagogen. Wo man aber nicht schweigen konnte, da entstellte man. Man erklärte, diese Abstimmung ändere nichts an der Sachlage, die schweizerische Sozialdemokratie bleibe doch nach Moskau orientiert, die Ablehnung sei mehr aus Taktik als aus Grundsatz erfolgt. Aber wenn durch die Urabstimmung nichts geändert wurde, warum dann durch den doch viel weniger entscheidenden Basler Beschluß? Warum dann über diesen ein solcher Lärm? O diese traurigen Machtpolitiker, die von der Lüge leben! Diese ganze Haltung des in Betracht kommenden großen Teils unseres Bürgertums zeigt, wie wenig es diesem Ernst ist, wenn es tut, als ob es über gewisse Entartungen des Sozialismus bekümmert sei. Diese sind seine Freude und Beruhigung. Es glaubt im übrigen nur an gemeine Motive bei den Einzelnen, wie bei den Parteien und kann darum auch der Arbeiterschaft nicht zutrauen, daß sie eine andere Politik wolle, als es selbst, nämlich eine der Gewalt.

Es ist aber interessant und nicht zufällig, daß unsere Bolschewisten ähnlich argumentieren. Auch sie behaupten, es sei durch die Abstimmung nichts entschieden. Und dies nicht etwa in dem Sinne, daß der Kampf fortgesetzt werde, sondern so, daß die Verwerfenden selbst mit ihrem Votum keinen klaren Gedanken verbänden und schließlich eben doch — Bolschewisten oder dann eben unheilbare Revisionisten seinen. V o r der Abstimmung freilich haben

sie sich selbst reichlich bemüht, diese Klarheit zu trüben. Weil sie nicht den Mut hatten, zuzugestehen, daß es sich um die Bereitstellung der Partei für die Anwendung undemokratischer Gewaltmethoden handle, erklärten sie vielmehr, es bleibe ja alles beim Alten, der Beitritt zu der dritten Internationale bedeute nur das Bekenntnis zur Revolution und die Gegner seinen eben „Rechtssozialisten" oder „Revisionisten". Ja, aber warum denn der dritten Internationale beitreten? Zur Revolution bekennt sich die Sozialdemokratie schon lange. Auf die Methoden kommt es an! Es war und ist eine Fälschung, wenn man tut, als ob es sich in diesem Kampfe um den Gegensatz zwischen Radikalismus oder Revisionismus gehandelt habe und handle. Es handelt sich weder um Tempo noch Grad der sozialen Umwälzung, sondern um Geist und Sinn des Sozialismus, vor allem um die Frage der Gewalt.

Und da ist nun die Entscheidung unzweideutig. Mögen auch allerlei opportunistische Erwägungen mit eingeflossen sein, wie das bei solchen Anlässen ja immer der Fall zu sein pflegt, so weiß doch jeder, der diesen Kampf aus der Nähe mitangesehen hat, daß das Ergnebnis in allererster Linie einen Protest gegen alle leninistischen Gewaltmethoden und Revolutionsdogmen zu Gunsten einer edlern und tiefern Auffassung des Sozialismus bedeutet. Man muß sogar sagen, daß nicht einmal die Mehrheit der Annehmenden der Diktaturmethode zugestimmt habe. Sie wollten bloß „radikal" stimmen, gegen die Reaktion protestieren (was gewiß gerade in Basel und Zürich, aber auch an vielen andern Orten, ein starkes Motiv war); sie wollten sich zur russischen Revolution im allgemeinen und zur Revolution überhaupt bekennen. Auch hatte man ihnen gesagt, bei der Diktatur handle es sich bloß um eine der Mehrheit! Es ist ferner zu bedenken, daß die Abstimmung auf alle Fälle nur die Denkweise der politisch organisierten Arbeiter wiedergibt, nicht die der Gewerkschaften. Die Partei zählt aber bloß etwa 50,000 eingeschriebene Mitglieder, während die Gewerkschaften 250,000 Arbeiter umfassen, wozu noch 50,000 bis 100,000 kommen, die mitgehen. Nun steht in jeder Form fest, daß die Gewerkschaften den Bolschewismus in ihrer übergroßen Mehrheit verwerfen. Es ist also keine Möglichkeit vorhanden, daß man in der Schweiz mit dessen Methoden gegenwärtig etwas anfangen könnte. Lokale Putsche, die zu elendem Bankerott verurteilt sind, mag man damit zustande bringen, aber keine großen und durchschlagenden Aktionen.

Wenn man das alles zusammennimmt und dazu noch etwas von der Stimmung der Arbeiterschaft weiß, dann erkennt man klar, daß die Abstimmung ein Verdammungsurteil über die Gewaltmethode und über die ganze Art und Weise bedeutet, wie die

Arbeiterbewegung in den letzten Jahren geleitet worden ist. Daran ist nichts zu deuteln.

Ueberschätzen wollen wir die Tragweite des Ereignisses freilich nicht. Der Bolschewismus ist noch nicht endgültig besiegt, weder bei uns, noch anderwärts. Ob er wieder sein Haupt erheben wird, vielleicht furchtbarer als bisher, oder nicht, das hängt von allerlei Umständen ab, vor allem von dem Verhalten der bürgerlichen Welt und von der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Denn selbstverständlich ist zwar das bolschewistische Dogma, nicht aber die bolschewistische Stimmung das Werk Lenins und seiner Jünger. Diese entsteht aus Not und Verzweiflung. Solche können wieder in furchtbarem Maße über uns kommen. Es hangen über Europa schwarze Wolken und der nächste Winter kann ein Winter der Schrecken werden. Der Kohlenmangel erzeugt Arbeitslosigkeit und Stillstand der Produktion, auch des Transportes. Diese erzeugen Hungersnot, diese wieder Verzweiflung und diese Bolschewismus. Auch wenn in der Schweiz die Lage weniger schlimm sein wird, so wird die Brandung dann ganz sicher auch zu uns herüberdringen. Auf diesen Hunger- und Verzweiflungsbolschewismus mögen ja törichte Revolutionäre und schlaue Reaktionäre spekulieren, jene, um ihre Weltrevolution zu bekommen, diese, um sie endgiltig niederzuschlagen — wobei diese wirklich die Klügeren sind; denn das Ende einer solchen Revolution ist totsicher die allerschlimmste Reaktion. Wer also im Ernst diesen Bolschewismus und diese Reaktion nicht will, der tue alles, was er kann, damit die Zustände, die beide erzeugen, nicht eintreten. Ob man eigentlich bei uns in den Kreisen, die die Macht und die Verantwortung haben, an den kommenden Winter genügend gedacht hat? Nach allen Erfahrungen dieser Jahre hält es schwer, daran zu glauben.

Aber wenn wir die nun gefallene Entscheidung nicht überschätzen wollen, so doch auch nicht unterschätzen. Sie bleibt eine schwere Niederlage des Bolschewismus und besitzt als solche eine weittragende internationale und nationale Bedeutung. Denn es gibt Ereignisse, die man nicht nach ihrem Quantum, ihrem materiellen Gewicht und ihren greifbaren Folgen, sondern nach ihrer symbolischen Bedeutung beurteilen muß. In diesem Sinn bekommt das, was nun unter uns geschehen ist, eine große Tragweite.

Eine internationale! Denn es ist zu bedenken, daß die Schweiz eben ein Zentrum des Leninismus geworden war. Es liefen hier viele Fäden zusammen. Sie war ein Vorposten Lenins in Europa. Daß dieser gefallen ist, wird eine Rückwirkung auf Italien, Frankreich und weiterhin haben. Da auch die ungarische und bayrische Position verloren sind, so ist der Bolschewismus nun auf Rußland beschränkt und da dort seine Herrschaft doch zum mindesten sehr zweifelhaft ist, so dürfte sein Schicksal wohl besiegelt sein, voraus-

gesetzt, daß ihm nicht die soeben genannten Umstände zu Hilfe kommen. Der schweizerische Vorgang wäre also, wie gesagt, vor allem ein Symbol, natürlich nicht etwa die Hauptursache, seines Sturzes.

Aber auch nationale Bedeutung hat das Ereignis. Der Reaktion ist ein Vorwand entzogen. Diejenigen Kreise innerhalb der bürgerlichen Welt, denen es mit einem Zusammenarbeiten mit der Sozialdemokratie Ernst ist — und es gibt solche! — dürfen wieder getrost ihre Stimme erheben. Auch sind sie dazu verpflichtet. Der Sozialismus gewinnt seine halbverlorene Werbekraft wieder. Die Luft wird freier. Es ist ein großes Glück.

3.

Aber auch diese These ist an Bedingungen gebunden: Es kommt darauf an, welche Konsequenzen man nun auf der bürgerlichen wie auf der sozialistischen Seite, aus der neuen Lage zieht.

Was die Bürgerlichen betrifft, so müssen wir diese Aufgabe denen in ihrem Lager überlassen, die guten Willens sind. Wir hoffen, daß sie nicht versagen und nicht bei jeder Schwankung des Kampfes umfallen.

Was aber uns selbst betrifft, so müssen wir uns darüber klar sein, daß wir trotz dem errungenen Erfolg erst am Anfang eines großen Kampfes stehen, des Kampfes um einen neuen Sozialismus.

Das ist eine Aufgabe von so großer Tragweite, daß ich sie heute bloß als solche aussprechen kann. Wird sie uns doch die kommenden Jahre gewaltig in Anspruch nehmen.

Die Lösung dieser Aufgabe wird naturgemäß einen doppelten Weg gehen müssen. Es gilt einmal, eine Reihe von einzelnen Erscheinungen zu bekämpfen, die wir als schwere Entartung des Parteilebens betrachten müssen und die zu Ursachen des schlimmen Geistes werden, der darin um sich gegriffen hat. Aber diese selbst weisen wieder auf eine tiefere Quelle hin, aus der sie ihrerseits fließen und die die primäre Ursache aller Uebel ist.

Die Entartungen, die wir geschildert, haben schließlich ihre Quelle in einem falschen Geist, dem die ganze Bewegung verfallen ist. Es ist, richtiger ausgedrückt, der Mangel an Geist. Er verrät sich in der ganzen Taktik, vor allem in dem Glauben an die Gewalt. Denn dieser tritt überall da ein, wo man am Geiste verzweifelt. An diesem aber verzweifelt man wieder, wenn man keine rechten Ideale mehr hat. Der Bolschewismus stammt, da mag man sagen, was man will, letztlich aus diesem mangelnden Glauben an den Geist, zu dem dann freilich bei seinen edleren Vertretern eine starke Sehnsucht darnach kommt, die sich aber in falscher Weise kund tut. Er ist seinerseits ein Kind des ganzen

Zeitalters mit seinem Bankrott des Geistes und Kultus der Gewalt. Aber der ganze Materialismus, auf den die Sozialdemokratie ihr System des Sozialismus errichtet hatte, und der seinen ursprünglich tieferen Sinn immer mehr verlor, war eben nicht geeignet, geistigen Glauben und geistige Ideale zu tragen. Darum ist die ganze Verderbnis und Katastrophe, in die wir geraten sind, nur ein Beweis dafür, daß etwas in den Grundlagen der bisherigen Sozialdemokratie falsch war. Es war schon Verblendung, wenn der Bolschewismus und verwandte Richtungen meinten, der Fehler liege in ungenügender Betonung des Klassenkampfes und was dazu gehört, wohl aber ist es vielleicht auch eine Bedeutung des Bolschewismus, daß in ihm diese falschen Elemente in einseitiger Steigerung zu Tage treten und explodieren.

Eine neue Grundlegung ist darum nötig. An diese Arbeit müssen wir uns nun mit neuer Klarheit und Tatkraft machen. Auf diese neuen Grundlagen wird dann die neue Internationale gestellt werden müssen. Das bedeutet nicht, daß diese warten müsse, bis wir neue Dogmen fertig hätten. Wer Augen hat und ehrlichen Willens ist, kann schon jetzt sehen, welches der Weg des Sozialismus nun sein muß. Die neue Internationale braucht überhaupt nicht auf Dogmen gestellt zu werden; sie soll es auch nicht; sondern sie soll gestellt werden auf einen neuen sozialistischen Geist und Glauben und dazu auf die sozialistische Tat, die sie besser zusammenhalten wird als alle Credo.

Ich betone auch noch einmal ausdrücklich, daß jene nichts mit „Reformismus" und „Revisionismus" zu tun haben. Radikal muß dieser neue Geist und Glauben sein, radikal und revolutionär, aber weder im Sinn der Phrase, noch im Sinne der Despotie. Im Gegenteil: seine Spitze muß er vor allem gegen die Despotie kehren und der Kampf gegen allen Militarismus zunächst eines seiner wichtigsten Programmstücke sein. Eine völlige Umwälzung der vorhandenen Ordnungen muß das Ziel bilden. Vieles von dem, was der Bolschewismus will, muß verwirklicht werden, z. B. das Rätesystem, nur in freier und nicht despotischer, sondern wirklich demokratischer Form. Dieser Radikalismus wird den neuen Sozialismus nicht an menschlicher Weite hindern und umgekehrt. Er muß alles umfassen können, was heute an neuen Idealen das Herz der Menschheit bewegt und sich so zu ihrem anerkannten Bannerträger machen. Nicht auf den Beifall der „Gemäßigten" kommt es jedoch an. Dem Schreibenden und seinen Gesinnungsgenossen liegt jede Neigung zur Herabsetzung des sozialistischen Endziels fern. Sie bleiben radikal. Ihre Ziele und Hoffnungen gehen ja über die alles heutigen Sozialismus hinaus. Aber sie wollen wirklichen Sozialismus, nicht seine Karrikatur, sie wollen eine Umwälzung, die nicht bloß auf eine sozialistische Umtaufe der alten Zustände hinauskommt. Sie scheuen auch vor radikalen Mitteln nicht zurück, nur daß es nicht

unsozialistische Mittel sein sollen, nicht aus Gewalt und Unmenschlichkeit geborene. Denn diese sind nicht nur an sich falsch, sondern führen auch nicht zum Ziele. Aber wenn sie in dieser Beziehung den Bolschewismus ablehnen, so möchten sie in anderer Form doch dem, was er Wahres und Großes will, zu seinem Rechte verhelfen. Der Bolschewismus muß von sich selbst erlöst werden dadurch, daß das, was er will, in besserer und höherer Form erfüllt wird. Dies geschieht aber in dem Maße, als der gewaltige Drang nach einer wahrhaft neuen Welt hin in neuen, lautern Geisteskräften aufbricht und an das Werk der Weltumgestaltung geht.

Daran zu arbeiten ist also jetzt die zentrale Aufgabe. In dem Maße, als dies geschieht, werden sich mehr peripherische von selbst lösen. Da es aber gilt, für diese Aufgabe die Organe zu schaffen und da zwischen Peripherie und Zentrum eine Wechselwirkung besteht, so sei noch auf einige Notwendigkeiten zweiten Ranges, die doch auch wichtig sind, die Finger gelegt.

Wir haben auf tiefe Entartungen des Parteilebens hingewiesen. die besonders in den letzten Jahren, unter der Herrschaft der bolschewistischen Strömung, kraß hervorgetreten sind, aber doch schon viel weiter zurückreichen. Da ist einmal die Parteidespotie zu nennen. Daß eine solche unter uns vorhanden war, ist ein offenes Geheimnis, das zu leugnen Unehrlichkeit oder Verblendung wäre. Ich hebe zum Beweis dafür nur einen Punkt hervor: die unter uns herrschende Geheimdiplomatie. Ueber diese wurde, so weit bürgerliche Politiker sie übten, in unsern Blättern jeden Tag geschimpft und gehöhnt, aber deßwegen ahmte man sie so gut nach, als den Militarismus und andere taktische Methoden. Die Geschicke unserer Partei wurden so autokratisch geleitet, wie diejenigen irgend eines bürgerlichen Staates. Oder was haben denn wir, das sozialistische Volk, die wir materiell und moralisch die Folgen ihres Tuns mittragen mußten, von dem gewußt, was diese „Führer" planten und anzettelten? Die Meisten von uns waren, trotzdem sie die Geschicke der Partei mindestens so sehr auf dem Herzen trugen wie jene, auf bloße Vermutungen angewiesen. Die für das Schicksal der Bewegung folgenschwersten Entscheidungen wurden oft in kleinen Kreisen, bei tiefster Heimlichkeit, gleichsam hinter geschlossenen Türen, verhandelt. Die Parteiversammlungen waren, wie gerade der Kampf um die dritte Internationale gezeigt hat, durchaus kein Bild mehr von dem wirklichen Denken der Masse, mit der man dort einen scheinheiligen Kultus trieb. Denn wer dort gegen die allgewaltige Stimmungsmache auftreten wollte, mußte an gewissen Orten schon einige Tierbändiger-Eigenschaften besitzen. Es waltete über uns also schon ein ziemliches Stück jenes „Terrors", über den besonders einige unserer zarten Parteidamen so schön theoretisieren; wir standen schon ganz schön unter der „Diktatur des Proletariates"

und merkten, daß sie vor allem eine Diktatur über das Proletariat sei. Aber nun haben wir uns gegen die Diktatur entschieden und wollen darum, daß auch die unter uns schon vorhandene beseitigt werde. Die Tyrannei, die besonders in den letzten Jahren über uns waltete, erträgt auf die Länge kein freigesinnter Mensch. Sollte man trotzdem versuchen, sie weiter zu treiben oder wieder aufzurichten, so könnten die, so dies täten, eines Tages das Ende aller Tyrannei erleben. Es ist höchste Zeit, daß die größte Freiheitsbewegung, die doch der Sozialismus sein will, auch einen Freiheitsstil bekomme. Es ist höchste Zeit, daß unter uns ein Geist freier, ritterlicher, wenn auch oft derber und leidenschaftlicher Aussprache einkehre, der Geist der Achtung vor dem Denken des Gegners, wie des Genossen. Wir wollen keine Schulmeister und Inquisitoren mehr, sondern wollen einen Geist der Weitherzigkeit und des gegenseitigen Vertrauens walten lassen, der einem großen Glauben an den Sozialismus entspringt. Es soll jedem freigesinnten Menschen bei uns weit ums Herz werden, nicht umgekehrt. Und wir brauchen keine Geheimdiplomatie, sondern wollen am Schicksal unserer Bewegung unseren Anteil haben: diese aber soll weder im Großen noch im Kleinen Ziele haben, die sie verstecken muß. Wir haben es nicht nötig und es könnte uns nur schaden.

Ein Hauptorgan dieser Despotie (und anderer Verderbnis) ist auch bei uns, wie bei den Bürgerlichen, die Presse geworden. Auch das ist ein offenes Geheimnis. Wenn nötig, kann es durch reichliche Belege erhärtet werden. Gewiß gab und gibt es auch hierin eine Reihe von Ausnahmen, aber gerade den Hauptorganen gegenüber durfte man eigentlich nie das Gefühl haben, daß darin freie Aussprache möglich oder gar erwünscht sei. Denn wenn man auch mit Mühe und Not Aufnahme fand, dann gab es entweder einen redaktionellen Kommentar, den sich nicht jeder gefallen läßt, oder es herrschte überhaupt ein Ton der Ausschließlichkeit und der Illoyalität gegen fremdes Denken, der einem Menschen mit Selbstachtung die Mitarbeit fast unmöglich machte; um von andern Mängeln zu schweigen. Aber all diese Uebel steigerten sich wieder, als der Bolschewismus aufkam. Eine Reihe von unseren Organen bildeten gleichsam eine Art „Konzern". Es herrschte darin die gleiche Schablone in der Darstellung und Beurteilung der Ereignisse. Oppositionelle Stimmen konnten nur mit äußerster Schwierigkeit, oft nur auf Pression hin, zu Worte kommen. Aufsätze von Männern, die sich über ihre geistige Kompetenz schon lange ausgewiesen haben, mußten sich Zurechtschneidung durch höchst unberufene, vielleicht blutjunge, Redaktoren gefallen lassen. Daß die „Neue Zürcher Zeitung" das Gleiche und noch Schlimmeres tut, überhaupt der Durchschnitt der bürgerlichen Presse selbstverständlich nicht besser ist, bildet keine Entschuldigung; denn wir sind nicht darum Sozialisten, um alle Gemeinheiten der heutigen „Kultur" nachzumachen. Infolge solcher Uebelstände ist dieser Teil der sozialistischen Presse zu

einer geistigen Dürftigkeit herabgesunken, die wahrhaftig keine Reklame für sozialistische Kultur bildet. Daß vor allem diese Preßdespotie gestürzt werde und an die Stätten, von wo aus das Geistesleben der Partei in so starkem Maße bestimmt wird, ein anderer Geist und Stil einkehre, ist eine der allerdringendsten Forderungen der Lage.

Wir gelangen damit aber wieder zur Höhe unserer prinzipiellen Forderungen. Ein neuer sozialistischer Geist muß neue Formen schaffen und neue Formen einen neuen sozialistischen Geist. Vor allem aber muß der Sozialismus von entsprechenden Menschen getragen werden. Und da muß in diesem Zusammenhang besonders auf das Führerproblem hingewiesen werden. Auch das ist wieder ein offenes Geheimnis, daß hier eine besonders wunde Stelle unseres Parteilebens ist. Gewiß ist es eine schwere und undankbare Aufgabe, besonders in wildbewegten Zeiten, Führer einer Volksbewegung zu sein und ich möchte nicht zu denen gehören, die alle Fehler einer Partei bequem den Führern zur Last legen, vielleicht um selbst an ihre Stelle zu treten. Zum Teil aber sind die Führer selbst gerade durch ihre Autokratie schuld daran. Und das muß gesagt werden, daß sich gerade einer revolutionären Partei oft Leute zudrängen und darin rasch obenauf kommen wollen (besonders durch überradikales Reden!), vor denen sie sich nicht genug in Acht nehmen kann. Wie durch solche Leute besonders eine Revolution in Wust und Grauen hineingeritten werden kann, zeigte die wirkliche Geschichte der Münchner- und Budapester Räterepublik. Besonders sollten wir es nicht dulden, daß unreife Leute, die keinen andern Ausweis dafür haben, als ein gutes und großes Mundstück, sich in kritischer Stunde ans Steuerruder der Bewegung drängen. Es kann ihnen und uns nur schaden.

Ich möchte kein Mißtrauen pflanzen, im Gegenteil auch für die Führer Vertrauen verlangen, aber nur für die, welche wirkliche Führer sind und deren Merkmale an sich tragen: überlegene Sachkenntnis, Verantwortlichkeitsgefühl, Selbstlosigkeit und vor allem den Mut der Wahrheit auch gegen die Masse.

Die Gefahr aber, die von den andern her droht, ist so groß, gerade in dieser Stunde, daß zum Warnen verpflichtet ist, wer nicht an Katastrophen unserer Sache mitschuldig werden will. Ein neuer Geist muß uns neue Menschen schaffen und neue Menschen einen neuen Geist!

Alle diese Probleme, die primären wie die sekundären, sind in dem nun entbrannten Kampf eingeschlossen. Es handelt sich nicht um Evolution oder Revolution, auch nicht bloß um Demokratie und Diktatur des Proletariates, sondern um Sinn und Geist des Sozialismus.

Nun hat allerdings die gleiche Parteileitung, die durch die Befürwortung des Eintrittes in die Dritte Internationale den Kampf

in der Partei vermehrt hat, eine Mahnung zur Einigkeit erlassen. Natürlich mit Rücksicht auf die Wahlen, die durch die Bolschewisten fast unheilbar verdorben sind. Aber für uns, die wir nicht für die Diktatur sind, gibt es doch höhere Rücksichten, als die Wahlen in ein Parlament. Es handelt sich hier um Kämpfe, die notwendig sind und ausgetragen werden müssen, die man auch nicht unterbrechen kann, weil sie gerade unbequem sind, als ob nichts geschehen wäre. Nein, wir nehmen solche Kämpfe ernst. Uns schiene ein schlaffes Fallenlassen des Kampfes schlimmer als ein Sieg des Bolschewismus. Nein, es gilt durch das Chaos zur Klarheit vorzudringen, durch Geisteskampf zum Frieden zu gelangen. Für uns steht ein höhes Interesse auf dem Spiel als ein paar Nationalratssitze. Es handelt sich darum, daß der Sozialismus seine Werbekraft wieder gewinne, daß er durch eine schwere Krise hindurch gerettet werde und mit ihm die Welt.

•

Wir hoffen, daß die gefallene Entscheidung der Anfang einer gründlichen Genesung sei. Nun gilt es bloß, ganz mutig und wahrhaftig zu sein. Dann wird sich der Sozialismus sicher aus dieser tötlichen Erkrankung zu neuer Kraft und Herrlichkeit erheben. Noch ist nichts dauernd verloren. Aber es ist wohl die letzte Viertelstunde vor Torschluß.

L. Ragaz.

Stimmen aus Deutschland.

I.

Deutschlands Weltberuf.

Ueber Deutschlands Weltberuf vom religiösen Standpunkte und zumal vom Evangelium Jesu aus zu reden ist dem Geiste unserer Zeit vollständig entgegengesetzt. Die weitaus meisten Menschen der Gegenwart sind der Meinung, eine solche Frage nach der Weltaufgabe eines Volkes sei rein politischer oder wirtschaftlicher Natur und habe mit dem Christentum gar nichts zu tun. Die Aufgabe unseres Volkes sei, Macht und Reichtum zu erringen, alles andere komme in zweiter Linie. Zweifellos haben auch bei uns viele, allzuviele Menschen so gedacht. Wir halten diese Betrachtungsweise für beschränkt und völlig unzureichend. Sie entstammt einer einseitigen Konzentration auf das bloß Sichtbare und Greifbare. Sie hängt zusammen mit den berauschenden Erfolgen, die wir im Kriege 1870/71 und im internationalen Wettbewerb davongetragen haben und hat durch die

Siege dieses Krieges eine ungeheure Steigerung erfahren. Sie ruht aber eben auf ganz unsicherem Grunde. Macht und Reichtum sind im Haushalte eines Volkes gewiß wichtige Dinge, aber ihr Bestand hängt ganz von viel tieferen Kräften ab. Die Mutlosigkeit, die sich auf Grund der neueren Kriegereignisse vieler Deutschen bemächtigt hat, ist eine einfache Folge davon, daß man in der Frage nach dem Weltberufe Deutschlands viel zu sehr an der Oberfläche geblieben und von einer ganz unzureichenden Lebensbetrachtung ausgegangen ist. Darum kann nur Christus uns eine sichere Antwort auf die Frage nach dem Weltberufe Deutschlands geben. Seine Verkündigung ist die tiefste Verarbeitung aller Lebensfragen, die es gibt. In seiner Gesamtanschauung aller Dinge ist nichts übersehen, nichts unberücksichtigt gelassen. Dies gilt für alle Lebensgebiete. Er allein vermag dem Menschen eine sichere Stellung allen Unsicherheiten des Schicksals gegenüber zu geben, weil er den Menschen in unmittelbare Beziehung zu dem väterlichen Willen setzt, dem alle Schicksale untergeordnet sind. Er allein vermag den Menschen von der Sorge und der Furcht um den äußeren Lebensbestand zu befreien, weil er alle seine Kräfte auf eine neue Ordnung des Weltalls, das Reich Gottes lenkt, diesem Höchsten alles andere dienstbar macht und so erst eine richtige Rangordnung aller Lebensgüter und aller Lebenszwecke hervorbringt. Aus dieser höchsten Erhebung erwachsen dann dem Menschen allein die Kräfte, die auch allen irdischen Leistungen erst dauernden Wert verleihen, die Arbeitsenergie vermehren, die Schwierigkeiten des menschlichen Zusammenlebens lösen und allem Zeitlichen und Irdischen erst Sinn geben. Was wir brauchen ist darum ein tiefes Mißtrauen in alle bloß menschlichen Ueberlegungen, eine ganz neue Versenkung in die tiefste Weisheit und Welterfahrung und von da aus dann auch eine neue Lösung aller brenneneden Tagesfragen. In diesem Sinn soll uns Christus die Antwort geben auf die Frage nach dem Weltberuf des deutschen Volkes.

Da sei denn zuerst einmal betont, daß die Botschaft Jesu den Geltungswillen eines Volkes nicht etwa verneint, sondern bejaht. Keiner wahrhaft starken Lebensregung setzt Jesus ein bloßes Nein entgegen. Er hat die natürlichen Triebe, den Familiensinn, die Vaterlandsliebe nicht ausrotten wollen, sondern vielmehr das Wort gesprochen: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Er will also das dumpfe Verlangen der Natur erst wahrhaft aufhellen und zum Verständnis seines tiefsten Wesens bringen. Dieses aber kann nur geschehen in seiner unbedingten Unterordnung unter das letzte, göttliche Ziel, das Reich Gottes. Erst wenn sie sich dem Höchsten unterordnen, werden die Liebe zu uns selbst, der Familiensinn und die Vaterlandsliebe „erfüllt“. Erst in der entschlossenen Hingabe an das Reich Gottes wird auch den andern Lebensgebieten das zuteil, was sie brauchen. „Trachtet am ersten

nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles zufallen." Jesus verwirft die Selbstbehauptung also keineswegs, weder die des Einzelnen, noch die eines Volkes. Er weist dieser Selbstbehauptung nur ganz bestimmte, der Kurzsichtigkeit der natürlichen Instinkte entgegengesetzte Wege. Die wahrhaft kraftvolle Behauptung des Selbst vollzieht sich allein in der Anerkennung eines über dem Selbst liegenden Zustandes. So kann ein Christ nie dadurch seinem Volk zur Weltgeltung verhelfen wollen, daß er es eingebildet, volksstolz, hochmütig, herzlos und selbstsüchtig macht. Diese Eigenschaften mögen wohl eine Zeit lang von großen und berauschenden Erfolgen begleitet sein, allein der Jünger Christi weiß, daß solche Größe nur Schein ist, daß sie unter das Gericht des Wortes fällt: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden." Der wahre Weg zur Größe für ein Volk geht vielmehr über die Demut, über die leidenschaftliche Anerkennung unbedingter, sittlicher Ordnungen. Wer sich vor ihnen beugt, wer sich all das zu eigen macht, was uns in dem Namen Christus anweht, der wird „erhöhet" werden. Am packendsten sind all diese Anschauungen ausgesprochen in dem Wort: „Selig sind, die Verständigung suchen, denn sie werden die Erde besitzen." Es ist darnach die Aufgabe eines christlichen Volkes, in die Welt einzudringen, sie sich untertan zu machen; aber es soll nicht geschehen, indem es die menschlichen Leidenschaften aufpeitscht, sondern indem es sie beruhigt, indem es sich entschlossen vom selbstischen Geist der Völkerverhetzung abkehrt, indem es unablässig bemüht ist, seine Nachbarn durch weise Behandlung zu versöhnen und trotz aller furchtbaren Hemmungen fest, mit eiserner Folgerichtigkeit auf diesem Wege beharrt.

Welches ist nun von diesen Voraussetzungen aus die Weltaufgabe unseres Volkes? Sie besteht darin, in der Welt einzutreten für Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden, also in der Verwirklichung der allgemein menschlichen Ziele, in der Erhebung jener Forderungen zu weltbeherrschender Geltung, die auf allen Blättern des neuen Testaments ausgesprochen sind, am heroischsten vielleicht in jenen Worten des Epheserbriefs: „So steht nun umgürtet an euern Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit und an den Beinen gestiefelt als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens." Wenn wir das sagen, so handelt es sich nicht etwa um die willkürliche Anwendung eines Bibelwortes auf eine brennende Frage der Gegenwart, sondern vielmehr um die Ueberzeugung, daß wir nur auf Grund eines solchen christlichen Weltprogramms auch wirtschaftlich und politisch bekommen werden, was wir brauchen. Diese sittlichen Ansprüche können von keinem Volke wirklich verleugnet werden. Unser Volk muß zur eigentlichen Pflegestätte dieser Ziele werden. Von Deutschland aus, als dem Lande der Mitte, müssen diese Gedanken der Vereinigung unablässig mit überzeugender Wucht in die Welt getragen werden. Wir

müssen es sein, die die Welt ununterbrochen an diese Gemeinsamkeit der sittlichen Interessen erinnern. Nur ein Phantast kann meinen, daß die ungeheuere Kluft des Haßes und des Mißtrauens anders als auf diesem Wege überbrückt werden kann. Und nur wer ganz in die nächstliegenden Möglichkeiten des Sichtbaren und Greifbaren vergafft ist, kann meinen, daß wir auf die Dauer ohne ein solches Weltprogramm bestehen könnten. Wir liegen im Mittelpunkte von Europa. Wir sind rings von fremden Völkern umgeben, wir stehen in fortwährenden Beziehungen mit ihnen, sie mit uns. Das ist doch eine große, eigenartige Weltstellung. Wir können uns nicht selbstsüchtig isolieren. Gehen von uns selbstsüchtige Parolen aus, so müssen sie sich am fruchtbarsten an uns selber rächen. Wir sind darum in ganz besonderer Weise verantwortlich für den Hausgeist in Europa. Wir müssen dafür sorgen, daß die Völker Europas sich nicht in der Selbstsucht verlieren. Wir müssen allgemeine Ziele aufrichten. Wir müssen für ein Völkerrecht sorgen, das unsere Interessen sicherstellt, nicht indem es die andern bedroht, sondern indem es einen allgemeinen Zustand der Rechtssicherheit schafft, in dem jeder zu seinem Rechte kommt. Das wird viel Kampf kosten, da werden viele Schwierigkeiten zu überwinden sein. Darum müssen wir uns dieser Aufgaben annehmen mit all der Wucht, deren wir fähig sind und mit all dem ehernen Ernst, den der Apostel in die Worte kleidet: „Umgürtet eure Lenden mit Wahrheit; ziehet an den Panzer der Gerechtigkeit; seid gestiefelt zu treiben das Evangelium des Friedens.“

Wenn wir uns die einzelnen Aufgaben ansehen, die da genannt sind: Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede, so gibt es gerade bei uns in Deutschland viele, allzu viele Menschen, die meinen, das seien Dinge, die für die Politik unseres Volkes keine irgendwie maßgebende praktische Bedeutung hätten. Aber eben in diesem Punkte müssen wir umlernen. Es ist ja eben die Schwäche aller Politik bei uns und bei den andern, daß sie sich von den ewigen Gesetzen menschlicher Gemeinschaft losgelöst haben. Hier müssen wir für die Reinigung der Weltatmosphäre entscheidend eintreten. Haben wir uns erst einmal wieder daran gewöhnt, daß Christus nicht nur das Licht des Privatlebens, sondern das Licht der Welt ist, so werden uns auch die Augen darüber aufgehen, wie tief diese Forderungen in die Weltwirksamkeit eines Volkes eingreifen. Nehmen wir die Wahrheit. Es ist nicht nur bei den andern, sondern auch bei uns gelogen worden. Das ist von der höchsten Verantwortlichkeit vor Gott aus eine ganz unbestreitbare Tatsache. Auch bei uns sind viele Dinge behauptet und nachgeredet worden, nicht weil sie das Ergebnis eingehender Prüfung gewesen wären, sondern weil sie auf uns ein gutes oder auf den Gegner ein schlechtes Licht warfen. Es sei statt vieler Beispiele nur eines angeführt. Der amerikanische Präsident erhebt gegen unsere Kriegführung den Vorwurf der Räu-

berei und mutwilliger Zerstörung. Dagegen sind nun viele Zeitungen mit einer ganz blinden Empörung aufgestanden. Diese Empörung ist nicht das Ergebnis einer ernsten Prüfung. So aber ist sie vom Standpunkt strengster Wahrhaftigkeit aus in keiner Weise gerechtfertigt. Gott weiß unter allen Umständen, was geschehen ist. Was wir zu tun haben, ist, mit allem Ernste die Wirklichkeit festzustellen, wie sie vor Gottes Augen besteht. Das wird schwer sein. Aber der Wille dazu muß uns ganz ausfüllen. Die, die jetzt empörte Worte reden, haben ja gar keine Ahnung von der alle festen Ordnungen auflösenden Gewalt des Krieges. Dieser auch gerade für die letzten Kämpfe von Soldaten bestätigten Wirkung gegenüber ist der hochmütige Ton, als könne uns so etwas nicht passieren, nicht am Platze, sondern nur der Geist strengster, lauterster Wahrhaftigkeit. „Umgürtet euere Lenden mit Wahrheit." Das wird uns Gottes Beistand sichern. Alles andere schwächt uns und mobilisiert gegen uns nur von neuem die Dämonen der unteren Welt.

Ebenso ist es mit der zweiten Aufgabe: „Ziehet an den Panzer der Gerechtigkeit." Wir sollen uns jetzt hindrängen zu Gott, die Unterstützung seiner Geisterheere suchen mit all der tiefen Inbrunst, deren wir doch fähig sind. In der Gerechtigkeit wirkt Gott selbst. In diesem Wort kämpfen Engelheere. Ihr Bündnis müssen wir suchen. Gerade mitten in dem tobenden Meer des Hasses und des Mißtrauens, das noch immer gegen uns anbrandet. Die Losung „Recht statt Gewalt" ist ja immer wieder von den Westmächten gegen uns ausgespielt worden. Leider konnten sie sich auf nur zu viele deutsche Aeußerungen berufen, in denen der Rechtsgedanke verhöhnt und dagegen die Gewalt angebetet wurde. „In die Verwirrung auf dieser Kugel kann nur durch mehr Geschütze die wünschenswerte Klarheit gebracht werden." Solcher Aeußerungen wurden bei uns nur zu viele gehört. Die berauschenden Erfolge des letzten Krieges gegen Frankreich, der Deutschland die Einigung gebracht hatte, und die ungeheuren Erfolge im jetzigen Kriege gegen eine gewaltige Uebermacht hatten es bei uns vielfach zu einem Machtrausch und zu einer Gewaltanbetung kommen lassen, die außer Militär und Kanonen, Schlachtschiffen und Landerwerb gar nichts mehr sah. „Unser Vertrauen stützt sich auf die unbesiegbarste Macht der Welt, unser Heer," schrieb voriges Jahr eine Zeitung. Das aber heißt doch etwas Sichtbares auf den Thron setzen, der Gott allein gebührt. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Das allein kann die Losung sein, die uns im wahrsten Sinn des Wortes unbesiegbar macht — selbst bei äußeren Niederlagen. Es ist klar, daß auch das wieder von gewaltiger praktischer Bedeutung ist. Viel zu lange haben wir gezögert, das Bethmannsche Geständnis vom Unrecht Belgien zum Ausgangspunkt aller Ueberlegungen hinsichtlich Belgiens zu machen. Wir wollen froh sein, daß es nun geschehen ist und fest auf diesem Wege bleiben, unbekümmert um alle guten oder

schlimmen äußeren Zufälle des Krieges. Das allein entspricht unserer Würde. Das Gleiche gilt auch von den Friedensschlüssen mit Rußland und Rumänien. Hier haben wir die Gewalt über das Recht gesetzt. Wir können aber nur dann auch unser eigenes Recht sicherstellen, wenn wir trachten nach einer Gerechtigkeit, die gleichmäßig allen zugute kommt und die getragen ist von dem Geiste des Wortes: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen.“ Wäre es uns nicht das Schrecklichste, daß es uns so ginge, wie wir es den Russen gemacht haben? Wer in seinem eigenen Besitzstand ungeschmälert sein will, muß diesen Grundsatz auch gegen seine Nachbarn anwenden. „Wehe dem, der seines Nachbarn Grenze engert,“ sagt schon das alte Testament. Wir wollen froh sein, daß uns hier der Krieg klar sehen gelehrt hat und nie mehr in jene zugleich unchristliche und undeutsche Denkweise zurückfallen, die denkt, dem Starken sei alles erlaubt. „Selig sind, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ Ihnen wird alles zu teil, was sie auch zu ihrer äußeren Existenz brauchen. Für diese Ueberzeugungen müssen wir in der Welt wirken, das ist ein Teil unseres Weltberufes. Und wir sollten es in der Zuversicht tun, die weiß, daß das Gute nie wirklich zu Grunde gehen kann. Denn in ihm wirkt Gott. Darum sollten wir mit einem himmlischen Jubel gerade in all die Ungewißheit der Gegenwart hineinsehen. Sie wird uns ganz gewiß schwere Kämpfe bringen. Vielleicht wird sich enthüllen, daß die andern nur vom Recht *geredet* haben, daß auch sie dem Götzen Gewalt verfallen sind — dann müssen wir es sein, die die Fahne der Gerechtigkeit in der Welt hochhalten und müssen antun „den *Panzer* der Gerechtigkeit“, das heißt eine gegen alle weltlichen Argumente gewappnete Festigkeit der Ueberzeugung.

Von gleicher tief in unsere gegenwärtigen Verhältnisse eingreifenden Bedeutung ist die dritte Mahnung „an den Beinen gestiefelt — bereit, zu treiben das Evangelium des Friedens.“ Es muß von nun an zum Weltberuf des deutschen Volkes gehören, für den Weltfrieden einzutreten und das mit der Gründlichkeit und Folgerichtigkeit zu tun, die der Wucht des deutschen Geistes entspricht. Auch hier gilt es zunächst einmal, sich abzukehren von dem, was hinter uns liegt. Es hatte sich zumal seit 1870 bei uns eine Kriegsvergötterung und Gewaltanbetung breit gemacht, die mit dem Christentum durchaus unverträglich ist. Man hätte nie den Versuch machen sollen, das Evangelium der Friedensliebe für den Gedanken in Anspruch zu nehmen, daß der Krieg etwas dem ewigen Bestand der göttlichen Weltordnung Angehöriges sei. Solange in der Welt das Wort gehört wird: „Selig sind die Friedfertigen“, wird auch die Verpflichtung gelten, daß der Krieg überwunden und abgeschafft werden muß. Selbstverständlich wird auch diese Umwälzung nur Schritt für Schritt zu vollziehen und nur unter schweren Kämpfen

zu erreichen sein. Aber für die christlichen Völker Europas muß es eine Selbstverständlichkeit werden, daß der Massenmord unmöglich gemacht werden muß. Das deutsche Volk gilt nicht umsonst von alters her für tapfer. Hier muß es sich zeigen, ob unsere Tapferkeit mehr als ein grobes Zuschlagen ist. Es war ein Fehler, daß wir in der Vertretung des Gedankens vom Völkerbund und vom Weltfrieden den andern solange die Führung überlassen haben. Nun aber gilt es, daß wir diesen Gedanken mit aller heiligen Inbrunst ergreifen, die notwendig sein wird, die Dämonen des Hasses zu bannen. Wir Deutschen haben auch dem Gedanken vom Völkerbund erst die letzte Vollendung zu geben. Die westlichen Völker stellen sich die neue staatliche Ordnung zu einseitig als bloßes Ergebnis organisatorisch-technischer Maßnahmen vor. Es kann darum wohl sein, daß sie den Gedanken, uns durch demütigenden Zwang den neuen Ideen gefügig zu machen, nicht ohne weiteres aufgeben. Wir werden darum dafür einzutreten haben, daß die neue Welt allein aus einer neuen Gesinnung hervorgehen kann, mit der sich bloße Vergewaltigung nicht verträgt.

Wer die Weltwirksamkeit des deutschen Volkes in dieser Weise auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden gründen will, braucht allerdings Glauben. Er braucht die Ueberzeugung, daß die sichtbaren Dinge durchaus nicht die einzigen Wirklichkeiten sind, daß vielmehr das Sichtbare und Greifbare durchaus unsicher, vergänglich und wertlos ist, wo es nicht ganz und gar vom Geiste ergriffen und dem Geiste dienstbar gemacht wird. Darum fährt der Apostel mit Nachdruck fort: „Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts, und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.“ Wir haben eine durchaus glaubenslose Zeit hinter uns. Selbst viele Menschen, die das Glaubensbekenntnis wohl herzusagen wußten, hatten den Glauben an den lebendigen Gott, der alle Lebensgebiete, auch die Politik, der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe unterwerfen will, durchaus verloren. Wie kann man sich dann darüber wundern, daß die von jeder religiösen Ueberlieferung Abgewandten ganz dem Mammon und dem Cäsar verfallen waren? An Gott glauben heißt eben doch, tief davon durchdrungen sein, daß Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe Weltmächte sind, daß kein Einzelner und kein Volk sich ihnen ungestraft entziehen und daß nur im Bunde mit ihnen auch alle irdischen Belange gesichert werden können. Wir brauchen darum eine energische Abkehr von jener „Realpolitik“, die keine Ideen mehr hat und nichts weiter als ein kurzsichtiger Kultus greifbarer Nützlichkeiten ist, brauchen einen großen, inneren Aufschwung zu den unsichtbaren Realitäten, eine Hinwendung zu jenen großen Weltzielen, die freilich das Auge nicht sieht, die aber jeder ohne weiteres verständlich sind, die sich auf ihr Tiefstes besinnt und

die auch das Recht des Einzelnen viel zuverlässiger sicherstellen als jeder Egoismus, weil sie das Wohl des Einzelnen auf die Wohlordnung des Ganzen gründen. Darum wird es für den, der in diesen Tagen das Wohl seines Vaterlandes mit heißer Liebe umfaßt, keine andere Lösung geben als die: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen."

Wem das gar zu hoch dünkt, der sei daran erinnert, daß es sich hierin doch nur um eine Neubelebung unserer heiligsten Ueberlieferungen handelt. Die höchsten Leistungen, die das deutsche Volk bisher hervorgebracht hat, das heilige, römische Reich deutscher Nation, die Reformation und der deutsche Idealismus tragen gewissermaßen alle die Losung: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Man hat auch ganz übersehen, wie sehr das neue deutsche Reich ein Ergebnis des in den deutschen Burschenschaften wirksamen Idealismus gewesen ist und daß es Bismarck trotz aller Waffenerfolge nie gelungen wäre, das zerrissene Deutschland zu einigen, ja, daß diese Waffenerfolge selber unmöglich gewesen wären, wenn nicht ein starkes Gefühl für eine deutsche Weltmission vorhanden gewesen wäre. Wir haben mit Recht das große Schillerwort: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit", für uns in Anspruch genommen, aber ganz vergessen, daß diesem großen Bekenntnis die Worte vorausgingen: „Das ist nicht des Deutschen Größe — obzusiegen mit dem Schwert. — In das Geisterreich zu dringen — Vorurteile zu besiegen — männlich mit dem Wahn zu ringen — das ist seines Eifers wert." Jedenfalls kann die Welt nicht an unserm Kali, unsern Maschinen und Kanonen genesen, sondern nur an dem deutschen Geist, der unabhängig bestrebt ist, den Völkern der Welt die allgemein menschlichen Verpflichtungen und Aufgaben nahezubringen, die über allen nationalen Sonderinteressen liegen und die allein eine Weltatmosphäre schaffen können, die sich auch mit unserer Weltmacht aussöhnt und unsern Waren wieder den Weg in die Welt bahnt.

Wer dem entgegenhalten wollte, daß es doch unsere Aufgabe sei, für das Heute und das Morgen zu sorgen, der hat noch nicht begriffen, wie sehr das Allernächste mit dem Allerfernsten verbunden ist und daß die Sorge für das tägliche Brot nur für den von Erfolg begleitet sein kann, der vorher aus ganzer Seele gebetet hat: „Dein Reich komme." Nur der wird all den Widerständen gewachsen sein, die sich im besonderen jetzt gegen unser Volk zusammengeballt haben. Die Hoffnungslosigkeit, die sich vielfach in den Zeitungen breit macht, ist nur ein Zeichen dafür, wie viele Menschen bei uns in die Anbetung des Sichtbaren, der Macht und des Geldes verfallen waren. Sie bekommen den Katzenjammer, sobald unsicher wird — wovon sie doch wissen mußten, daß es

unsicher ist. Wer geistige Ziele verfolgt, verliert die Angst und und wer von dem geistigen Weltberuf Deutschlands erfüllt ist, weiß, daß wir ihn unter allen Umständen erfüllen werden — trotz aller furchtbaren Hemmungen. Es ist doch nicht zufällig, daß der Apostel so kriegerisch von dem „Gurt der Wahrheit und dem Panzer der Gerechtigkeit, den Stiefeln des Friedens, dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes" redet. Es muß sich eben jetzt zeigen, ob unsere Tapferkeit nur von der Art des Landknechtes ist, der allzu sehr auf seine sichtbare Wehr vertraut, oder ob wir ein Heldentum besitzen, das uns bis in alle Schlupfwinkel unserer Seele durchdringt und das aus dem Worte redet: „Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke." In ihm werden wir unüberwindlich sein. **A. D. Müller.**

II.

Politische Betrachtung.[1]

Vor einiger Zeit hat man in den evangelischen Kirchen Deutschlands Trauergottesdienste wegen des für Deutschland ungünstigen Friedensschlusses gefeiert.

Viele meiner sozialdemokratischen Parteigenossen empfinden aber viel mehr Freude als Trauer über den Ausgang des Krieges. Obgleich wir die Art des Friedensdiktates durchaus nicht billigen, sagen wir uns doch, daß es viel schlimmer, tausendmal schlimmer gewesen wäre, sowohl für unser Volk, als auch für die gesamte Menschheit und besonders für das Christentum, wenn das Kaiserliche Deutschland den Krieg gewonnen und den Frieden diktiert hätte.

Ich muß hier einmal offen reden, zumal da ich glaube, daß man nicht nur im neutralen, sondern auch im bisher feindlichen Ausland den preußischen Militarismus oft zu milde beurteilt hat.

Der preußische Militarismus war eine Einrichtung, die vor keinem Mittel zurückschreckte, die Macht der herrschenden Klassen, und ganz besonders die der Hohenzollern, unter allen Umständen zu schützen und zu vergrößern. Es gab, wörtlich genommen, kein Mittel, kein Verbrechen, vor dem man zurückschreckte. Ja, man scheute sich nicht, in zielbewußter Weise auf den Weltkrieg hinzuarbeiten. An der Spitze dieser Bewegung standen Leute, die sich nicht scheuten, Verträge zu zerreißen (Belgien, Luxemburg, Ausführung des Vertrages von Brest-Litowsk u. s. w.), zu stehlen (Ausraubung feindlicher Villen u. s. w. durch Offiziere, Verprassen der für deutsche Verwundete bestimmten Nahrungsmittel und Getränke),

---

[1] Wir veröffentlichen dieses Dokument, auf dringenden Wunsch des Verfassers, neben anderm, weil wir glauben, daß es Deutschland Ehre macht. **Die Red.**

kurz Leute, die vor **keiner** ehrlosen Handlung zurückschrecken. Dabei behandelten sie die eigenen deutschen Soldaten nicht etwa so, wie man ein Stück Vieh behandelt, nein **viel, viel** schlimmer, zumal da ja ein Beschwerderecht wohl auf dem Papier, nicht aber in der Praxis existierte. Die ehemaligen deutschen Machthaber, die heute über den für Deutschland ehrlosen Friedensvertrag klagen, sind es gewesen, die das niedere Volk, die den einfachen Soldaten durch Worte und Taten wie ehrlose Menschen behandelt haben. Nun, hoffentlich wird das deutsche Volk nie wieder von diesen Leuten geschändet.

Wäre der Krieg vom kaiserlichen Deutschland gewonnen worden, so würde ganz Deutschland eine kaiserliche Kaserne geworden sein mit Einrichtungen, wie sie in keinem Zuchthaus schlimmer gedacht werden könnten.

Bei aller Schwere und Ungerechtigkeit des Friedensvertrages, der wohl einem deutschen Kaiserreich nicht aber der deutschen Republik gegenüber berechtigt ist, haben wir allen Grund dankbar zu sein, daß der preußische Militarismus am Boden liegt. Unser sehnlichster Wunsch ist, daß er **nie, nie** wieder aufstehen möchte.

K. von Holleufen-Kypke, Rittergutsbesitzer,
Schloß Wiederan bei Rüssen-Leipzig.

III.

Franz Pfemfert.

Seit bald sechs Monaten vergeht in Deutschland Tag für Tag, ohne daß die „organische", die „logische", die „historische", mit einem Wort die **einzige** Möglichkeit ergriffen wird, um aus dem Chaos, aus der allgemeinen Zerfahrenheit und Verwilderung herauszukommen. Diese Möglichkeit liegt so nahe, so dicht vor Aller Augen, daß nur vollkommenste innere Blindheit eine Erklärung dafür ist, daß Tag für Tag an ihr vorübergegangen wird. Daß man Tag für Tag so lange an ihr vorübergeht, bis schließlich die alte Sippe interessierter Verbrecher sie ergreift und somit vernichtet.

Dagegen geht kein Tag über Weimar oder Berlin hinweg, an dem es nicht von irgend einer maßgeblichen Stelle als Ausdruck der „unendlichen Mehrheit des deutschen Volkes" im altbekannten, alldeutschen Tone klingt: Wir deutsche Sozialdemokraten sind Deutsche und nicht Sozialisten, wir haben das Erbe der Alldeutschen angetreten und verwahren es in Nibelungentreue. Wir sind wie Jene, von Bismarck demoralisierte Bismarckepigonen. Wir Deutsche haben nichts gelernt.

Oder klingt etwas anderes aus dem Ausspruch Noskes heraus, des Reichswehrministers: Berlin wird ein Standrecht erleben, wie es noch keines erlebt hat.

Oder aus dem Aufruf von Kultusminister Hänisch an die akademische Jugend Preußens zur Anwerbung von Bürgerkriegsfreiwilligen „. . .Zeigt, daß Ihr zu Führern (sic.) berufen seid. Was in Menschenkräften steht und behördlicherseits geleistet werden kann, Euch dies Opfer zu erleichtern, soll geschehen. Keine Kenntnisse und keine Examina können Euch nützen, wenn die Staatsordnung sich auflöst, in der Ihr Euch betätigen wollt. Blickt nicht auf die, die sich in der gemeinsamen Not beiseite drücken, blickt auf die, die vorangehen. Tretet ein in die Freiwilligenverbände „Schützt das bedrohte Kulturerbe Eurer Väter, rettet Eure eigene Zukunft. Hilf, deutsche Jugend!“

Oder aus den Reden, Deklamationen und Aussprüchen irgend eines ihrer Ministerkollegen?

Nachdem in Deutschland fast sechs Monate lang Tag für Tag die Idealisten der sozialen Revolution (die die einzige Hoffnung bieten, daß eine solche auf möglichst ethischer Grundlage durchgeführt wird) verfolgt, eingekerkert, gemordet und hingerichtet worden sind[1]) — unternehmen es jetzt die Zeitungssöldner der deutschen Bismarck- und Ludendorffepigonen, weil ihnen die Bedingungen ihrer ententistischen Ausbeutungskollegen jede Hoffnung auf eine Wiedererlangung der eigenen kapitalistischen Machtstellnng nehmen, mit Bolschewismus zu drohen: „Kommen Deutschland aus dem Westen nicht die Hoffnungen und die Sicherheit einer Forterxistenz, die lebenswert ist und ihm eine Wiederherstellung seines sittlichen und wirtschaftlichen Lebens gewährleistet, so muß es entschlossen sein Auge nach Osten richten und wird dort vielleicht für seine Lebensbedürfnisse mehr Verständnis finden.“ (Aus dem Leitartikel des „Berliner Tageblattes“ vom 23. März).

Wahrlich, es gibt keine Idee, die unter den plumpen Händen dieser Menschen zu gut oder zu schlecht wäre, um sie nicht in dummer und schändlicher „Realpolitik“ zu benutzen, zu mißbrauchen, zu entstellen und zu entwerten. In verbrecherischer Weise gegen ihr Volk leisten sie damit den Ausbeutern der Gegenseite Vorschub, die Kriegsmüden und unwilligen „feindlichen“ Völker gegen diese „neueste List des deutschen Militarismus“ anzustacheln für den Fall, daß eines Tages (was wohl keine Macht der Welt verhindern kann), die soziale Revolution in Deutschland dennoch ausbricht. Diesen Leuten und ihren Pressesubjekten scheint es darauf anzukommen, daß der schlechte Ruf Deutschlands in der Welt erhalten bleibt. Ihr ganzer Oeffentlichkeitsapparat: Parlamente, Stenographen, Telegraphenbureaus, Pressedienst und Redaktionsämter (noch mit den Vertretern und Beamten des alten Regimes versehen und bedient) scheint sich noch immer ausschließlich in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen. Winzige offizielle Persönlichkeiten überschreien, dank ihrer enormen hypertrophen Sprech-

---

[1]) Diese Zeilen sind vor dem Einzug der Weißen Garde in München geschrieben worden.

apparate, in allen Tönen die wenigen wahrhaft erkennenden und wissenden Menschen, die es ebenso wie überall anderswo, auch in Deutschland gibt. Aber sie können sich kein Gehör verschaffen und im Auslande weiß niemand von ihrer Existenz. Häufig werden sie, jetzt noch mehr als während der Kriegszeit, in Gefängnissen zum Schweigen gebracht, oder einfach erschlagen und hingemordet, während der offizielle Oeffentlichkeitsapparat in ratternder gedankenloser Hast ununterbrochen funktioniert.

Trotz der Hoffnungslosigkeit des Unterfangens gegen diesen furchtbaren Apparat aufzukommen will ich heute die Hellsicht eines Mannes in Deutschland aufzeigen, den die internationale Oeffentlichkeit fast gar nicht kennt: Franz Pfemfert.

Seit neun Jahren redigiert er mit unendlichem Fleiß und politischer Klarheit, ohne alle finanziellen Hilfsquellen im Kampfe mit geistiger Trägheit, Denunziationen, Schulden und Gerichtsvollziehern das Wochenblatt „Die Aktion“. In einem kleinen Band der Sammlung „Der rote Hahn“[1]) hat er vor einem Jahr alle seine eigenen antimilitaristischen und parteikritischen Aufsätze, die vor August 1914 in der „Aktion“ erschienen sind, zusammengestellt. Ich will ihn selber sprechen lassen.

In der „Aktion“ vom 18. September, anläßlich des sozialdemokratischen Parteitages in Jena, lautete der Schluß des Aufsatzes: „Das Jena der Ehrlichkeit“:

„ . . . In jeder Rede, die dort gehalten wurde, war die korrumpierende Wirkung des Parlementarismus zu verspüren. Doch die deutsche Sozialdemokratie täusche sich nicht über die Folgen dieser Taktik! In Jena mußten die Ehrlichen, die Luxemburg, Liebknecht, wollten sie nicht als Krakeeler und „Anarcho-Syndikalisten“ verschrien werden, resignieren. Die Zukunft aber wird ihnen recht geben. Die Zukunft wird zeigen, daß eine sozialistische Partei verloren ist, wenn sie unwahrhaftig wird. Das Jena, das die Ehrlichkeit jetzt erlitt, wird zum Jena der deutschen Sozialdemokratie werden“.

(„Die Wahnverwandten“, aus der „Aktion“ vom 16. Oktober 1912.)

„Also die Völker dort hinten in der Türkei wollen aufeinanderschlagen. Die Pressefreikarten sind bereits vergriffen, es gibt mithin kein Zurück. Die Vorpostengefechte mit den herandrängenden Reportern haben das Blut in Wallung gebracht, jetzt muß es fließen. Wir sehen die Heldenaspiranten zusammenlaufen: „Die Kampfeslust hat Invalide und Gesunde, hat elegante Bürger aus der höchsten Gesellschaft und zerlumpte Bettler, hat Jünglinge, die kaum der Schule entwachsen sind, und gebückte Greise erfaßt. Die Standesunterschiede sind wie ausgelöscht. Von überall eilen Freiwillige in die Stadt, beherrscht

[1]) „Der rote Hahn“ Nr. 14/15: Franz Pfemfert „Bis August 1914“. Verlag „Die Aktion“ Berlin-Wilmersdorf.

von dem einzigen Gedanken, getrieben von der einen Sehnsucht . . . nämlich: zu schlachten oder geschlachtet zu werden.

Das Proletengesindel, das gestern mit Hunden gehetzt wurde, ist heute heilfroh, mit den Satten, die ihm die Lebensgemeinschaft versagen, wenigstens in Wahngemeinschaft sterben zu dürfen.

Der Patriotismus, tritt er epidemisch auf, ist nicht zu bekämpfen. Jede andere Krankheit läßt sich auf einen begrenzten Ort zurückdämmen. Hier aber werden selbst Telegraphendrähte Bazillenträger. Es hilft nichts anderes als Aderlaß bis zum Weißbluten.

Ein Sozialist wagt, im Parlament, den „zynischen Hinweis“, auch die Türken könnten schließlich immerhin . . . Er hat da nichts „Vaterlandsloses“ gemeint. Aber das Irrenhaus Bulgarien tobte, und es waren Arbeiter, die ihn beinahe gelyncht hätten, den Unklugen . . .

Dieser Zwischenfall ist von der europäischen Sensationslüsternheit tottelegraphiert worden; er bedeutet einen Beitrag zum Thema zeitgeschichtliche Schmach. Wie unwürdig verkommen dieses Jahrhundert ist, wie wir so völlig aufgehen im Sklavenfühlen, das hat sich hier neu gezeigt. Die Reportage, die unsere Denkträgheit mästet, schilderte eingehend, liebevoll fett gedruckt, jede Steigerung des Massenwahnsinns; die Vernunft wurde feige durch Feuilletonwitzchen abgetan. Das ist schmachvoll; aber schließlich ist es nichts Ueberraschendes. Es demaskiert zwar unsere Friedensphraseure; doch wir hatten das Gesicht auch hinter der Larve gekannt. Wir wußten ohnehin, daß diese liberalen Weltbeglücker sich ihre Kulturaufgaben vom Börsenteil vorschreiben lassen. Und trotzdem — und trotzdem packt uns die Wut. Die Wut der Ohnmacht. Denn wir wissen: jene Balkanpatrioten sind unseren Demokraten wahnverwandt. Wir wissen: was sich jetzt dort hinten in der Türkei abspielt, das kann morgen hier inszeniert werden. Auch die deutschen Wahnverwandten können sich morgen umhalsen. Und nichts wird die Epidemie hemmen . . .“ (Aus dem Auffatz: „Das Jena der Vernunft“ als die großen Wehrvorlagen aktuell waren. „Die Aktion“ vom 2. April 1913.)

„Die Wehrvorlagen in Frankreich und Deutschland sind das Jena der Vernunft, der Menschheitsentwicklung, der Menschengeduld. Diese Wehrvorlagen bedeuten einen brutalen Appell an die kulturwidrigsten, indianerhaftesten Instinkte. Daß ein solcher Appell gewagt werden kann, das allein entscheidet. Belanglos bleibt, ob eine Milliarde oder eine Million der Ausdruck dieser Unsittlichkeit ist: eine gesittete Generation würde es als Schmach empfinden, die Umrechnung einer Tollheit in Mark und Pfennig überhaupt zu erwägen. Wir aber rechnen. Der demokratische Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“ fürchtet nicht für seine Fensterscheiben: er sieht einen Handel vor sich und sucht Offizierspatente für Juden herauszuschlagen. Wolff wird, wenns trefft, wieder den Kulturfaktor mimen; heute scheint ihm eine Barbarei diskutierbar, wenn nur der Ehrgeiz der Herren Sternberg

und Levy dabei in Rechnung gezogen ist. Und wie er, so die andern. Nicht einer wird von der Scham geschüttelt: alle prostituieren die Vernunft, um Parteigeschäfte zu machen. — — — — — —

Die Vernunft hat ihr Jena erlebt. Wird ein Jena folgen? Erst wenn es gelingt, das Volk von der Vormundschaft der Presse und der Mandatsinteressenten freizumachen." (Aus dem Aufsatz der „Aktion" vom 7. März 1914: „Das Frankfurter Urteil".[1])

„Frau Rosa Luxemburg ist eine unheilbare Optimistin. Sie kennt unsere militaristische Sozialdemokratie. Sie kennt die Noske und Gesellen. Sie kennt das famose Parteiwort: „Sozialdemokraten sind Mustersoldaten." Sie weiß: nur Karl Liebknecht kommt neben ihr als ernsthafter sozialdemokratischer Antimilitarist in Betracht. Hofft Frau Rosa Luxemburg dennoch, im Ernstfalle eines Krieges würden auch nur tausend, würden auch nur hundert, würde auch nur ein „Genosse" bereit sein, proletarische Brüderlichkeit zu üben gegenüber den französischen „Feinden"? Ach, tapfere Frau: wenn es den Kriegslüstlingen diesseits und jenseits der Grenze gefallen sollte, morgen eine Mordorgie zu inszenieren, die Anhänger der deutschen Viermillionenpartei würden Ihrem Optimismus ein Ende bereiten."

* *
*

So schrieb vor dem Krieg, Woche für Woche, vier Jahre lang, von 1910-1914 Franz Pfemfert in der „Aktion". — Und jetzt könnte er eine neue Sammlung prophetischer Erkenntnisse aus den ersten Revolutionstagen zusammenstellen. In der ersten Revolutionsnummer der „Aktion" vom 16. November steht an erster Stelle:

„Die Vaterländer des internationalen Kapitalismus sind am Zusammenbrechen.

Das werktätige Volk deutscher Sprache, das fast 4½ Jahre unter dem patriotischen Beifallsjubel des Kapitalismus abgeschlachtet wurde, das Volk hat begonnen, mit seinen Peinigern abzurechnen.

Der deutsche Militarismus liegt am Boden. Die Revolution marschiert.

Der Marsch hat erst begonnen, doch schon versuchen die blutbesudelten Helfer des deutschen Raubkrieges, die revolutionären Kämpfer vom Wege abzudrängen. Schon versuchen jene Elemente, die im August 1914 das deutsche Volk und die Internationale verraten haben und die bis zum 8. November 1918 die willigsten Lakaien der Blutherrschaft waren, die ihnen entrissene Macht zurückzugewinnen. Mit dem Verwirrung stiftenden Schlagwort „Einigkeit!"[2]) wollen sie das

---

[1]) Das Frankfurter Urteil, welches am 20. Februar 1914, Rosa Luxemburg zu 1 Jahr Gefängnis verurteilte wegen des Ausspruchs: „Die Proletarier von Frankreich und Deutschland würden der Zumutung, sich gegenseitig niederzumorden, energisch widerstehen."

[2]) Es handelt sich hier um denselben falschen „Einigkeitsbegriff" den Karl Liebknecht, zur Vermeidung von Mißverständnissen, in folgender Weise formuliert hat:

einige werktätige Volk, das soeben dabei ist, ganze Arbeit zu machen, in den bürgerlich-kapitalistischen Blutsumpf locken, in jenen Sumpf, der noch jede Revolution erstickt hat.

Soldaten! Arbeiter, Frauen der Revolution: laßt euch nicht täuschen!

Mißtrauen, schärfstes Mißtrauen ist das erste Gesetz der Stunde! Seht euch die Menschen an, die euch zur „Einigkeit“ aufrufen! Sind es nicht dieselben Menschen, die, im August 1914, euch, eure Männer, Söhne und Brüder mit dem Ruf „Einigkeit“ in die Wüste des Todes stießen? Seid nicht vergeßlich, Kameraden!“

Und heute? Welche Rolle ist jetzt Franz Pfemfert zugefallen? Womit wurde seine Hellicht sein Scharfblick belohnt, seine unbestechliche, klare Denkfähigkeit? —

Seit der Revolution erlebte er mehr Haussuchungen, als während aller vier Kriegsjahre. Seine Privatwohnung, die ihm gleichzeitig als Redaktion dient, ist von Noskefreiwilligen völlig verwüstet. Seine spärliche persönliche Habe ist geplündert. Ueber seine zweite Verhaftung berichtet er in der „Aktion“ vom 15. März:

„Mittwoch, den 5. März, wurde die Nassauische Straße in Wilmersdorf liebevoll mit Maschinengewehren garniert und abgesperrt. Etwa 50 Sturmhelmhelden, mit Handgranaten und Revolvern geschmückt, eroberten kampflos meine Wohnung! Es wurden alle Drucksachen und Briefe und ich mittels Lastauto, auf dem natürlich Maschinengewehrschützen residierten, ins Edenhotel gebracht; von dort gelangte ich in einigen Stunden ins Moabiter Untersuchungsgefängnis (Zelle 63) von dort schleppte man mich, nach Tagen, in den Keller des Militärgefängnisses der Sozialdemokratischen Republik Deutschland. Alles „auf Befehl der Regierung“.

Georg Gretor.

„Einigkeit! Wer könnte sie mehr ersehnen und erstreben als wir. Einigkeit, die das Proletariat stark macht zur Erfüllung seiner geschichtlichen Mission.

Aber nicht jede „Einigkeit“ macht stark. Einigkeit zwischen Feuer und Wasser verlöscht das Feuer und verdampft das Wasser; Einigkeit zwischen Wolf und Lamm liefert das Lamm dem Wolfe zum Fraß; Einigkeit zwischen Proletariat und herrschenden Klassen opfert das Proletariat; Einigkeit mit Verrätern bedeutet Niederlage.

Nur gleich gerichtete Kräfte stärken sich durch Vereinigung; einander widerstrebende Kräfte zusammenzuketten, heißt sie lähmen.

Gleichgerichtete Kräfte verbinden: das ist unser Bemühen; verschiedengerichtete Kräfte verkoppeln, um die radikalen Stoßkräfte der Revolution zu hemmen und abzulenken, das ist das Bemühen der jetzigen Einigkeitsapostel, wie es das Bemühen der Einigkeitsprediger im Kriege war“.

Neue Saat.

In Deutschland begibt sich jetzt viel Unerhörtes. Das wird man im Ausland glauben und es wohl zu verstehen vermeinen. Man wird sagen: „Es ist an der Zeit."

So geschieht es jetzt, daß ein Mann, der Zeit seines Lebens als deutscher Mann und philosophischer Schriftsteller totgeschwiegen wurde, an seinem 100. Geburtstag auf einmal eine Gemeinde findet, die ihn bei vollem Hause im Landestheater in Stuttgart feiert. Man reißt sich um die wenigen Exemplare von seinen Büchern, die man seinerzeit aufzubewahren für der Mühe wert fand, man läßt sich — so bei der Jahrhundertfeier selbst — von den Kindern des Toten sein Werden und Wirken erzählen, denn noch hat kein Fremder sich seiner ganzen Lebensarbeit zu bemächtigen gewagt. Trotzdem es ihm als Gymnasiallehrer zeitlebens nicht an dankbarsten Schülern fehlte, keiner hat sein Erbe angetreten. Denn sein Erbe — jetzt spürt man es in allen Nerven — kann gar nicht von einzelnen Schülern, und wäre es eine ganze Philosophenschule, vertreten werden; sein Erbe kann nur sein ganzes Volk sein. Er will im ganzen angenommen oder verworfen werden.

Der Tote, der diesen gewaltigen Anspruch mit ins Grab nahm, der sein Volk fast 40 Jahre nach seinem Tod vor solche Entscheidung stellt, ist der Schwabe Karl Christian Planck, geb. 13. Jan. 1819, gest. 7. Juni 1880.

Planck besaß den Mut, dem großen preußischen Staatspolitiker Bismarck ein völlig entgegengesetztes, wahrhaft deutsches politisches Programm gegenüber zu stellen. Freilich dazumal verstand man es nicht. Dieweil die „Zeit" zumeist mit dem „Instinkt" versteht, nicht mit Geist und Verstand — zumal wenn sie sich siegreich fühlt, wie es nach 70/71 in Deutschland, heute in den Ententeländern der Brauch ist. Dafür hat Plancks System die Aussicht, dasjenige seines gewaltigen Gegners, wie der heutigen Feinde Deutschlands, zu überleben — soll nicht der ganze Weltkrieg umsonst gewesen sein — es endlich im Bereich der ganzen Kulturwelt aus dem Sattel zu heben und zu ersetzen durch das Reich der geordneten Berufsrechte aller Stände und Nationen, vorausgesetzt, daß er in seinem Heimatlande siegt.

Die Vorwürfe, die Planck seinen Zeitgenossen machte, daß sie der Bismarckschen Gewaltpolitik folgen, sind genau besehen also auch das genaue Gegenteil von dem, was die Entente heute Deutschland vorwirft: Deutschland hat gerade die Gewaltpolitik der europäischen Randvölker und Kolonialstaaten unbesehen überommen, um nur politisch und wirtschaftlich empor zu kommen. Somit hat es den ganzen Sündenfall der westlichen Burgoisie mitgemacht, hat Oel gegossen in das Höllenfeuer der allgemeinen Ungerechtigkeit; hat seinen alten Beruf verleugnet, Religion und Recht im Ernst zu nehmen und hat

sich somit (gleich dem abtrünnigen Gottesvolk des Alten Bundes) den Völkern dieser Welt gleichgestellt. So wird es auch seiner Strafe und Demütigung nicht entgehen. Mit aller Entschiedenheit und Klarheit sagt ein deutscher Prophet seinem Volk den furchtbaren Kampf nach Ost und West, nach Süd und Nord zugleich voraus. Nur durch Wehen schneidendster Art hindurch wird es unter dem Druck furchtbarsten Not sich auf seinen eigensten Beruf zurückbesinnen und endlich zu ihm zurückfinden. Die Katastrophe ist da, folgt ihr die Rückkehr zum Recht?

Unbesehen hat die preußische Monarchie das Verbrechen der westlichen Demokratien in das neue deutsche Reich übernommen, mit politischen Mitteln die wirtschaftliche Aussaugung der niederen Volksklassen wie unterworfener Völker zu berauben und dadurch dem Fluch des ungerechten Mammons zu erliegen. Somit hat es gleich jenen nur den alten Betrug des absolutistischen Fürstentums fortgesetzt, das Religion und Staatsmacht dazu mißbrauchte, um das eigene Volk wie die Fremdvölker gleich Pferden vor die geladene Kutsche zu spannen. Die heutige Bourgoisie der modernen Großstadt ist nur die Erbin des fluchbeladenen ancien régime. Der Betrug ist noch ärger geworden: unter dem Deckmantel politischer Freiheit hat die wirtschaftliche Knechtung und Aussaugung einen neuen jochhaften Tiefstand erreicht, der früher oder später zu Katastrophen führen muß, wie sie jetzt mit der russischen und deutschen Revolution eingesetzt haben.

Von den politischen Revolutionären unterscheidet sich Planck nun aber dadurch, daß bei ihm der Neubau nicht bloß durch sozialistische Gewaltmittel oder eine wirtschaftliche Staatsvernunft erfolgt, sondern durch ein neues Recht, durch das alle schaffenden und werbenden Stände sich als berufene selbständige Träger des Volks- und Staatslebens zu dessen verantwortlichen Gliedern zusammenschließen. In der Berufsgenossenschaft gewinnt er das bisher allüberall fehlende Mittelglied zwischen der Staatsallmacht, die allwissend, allweise und allgegenwärtig sein sollte, es aber niemals werden kann und den einzelnen Staatsbürgern, die bisher die Staatsmacht nur für ihre Eigenzwecke einzuspannen wußten (mit Hilfe der Parteien). In ihrem Beruf sind sie in Einem tragende und getragene, stützende und gestützte Glieder geworden. Im B e r u f eint sich der Ernst des r e l i g i ö s e n, des w i r t s c h a f t l i c h e n und des s t a a t l i c h p o l i t i s c h e n Lebens; die durch und durch zerfahren, innerlichst heimatlos geworden, diese moderne Gesellschaft findet hier das längst verlorene Zentrnm wieder. Das Christentum ist das ja lange, lange nicht mehr: je dogmatischer und einseitiger es geworden, ist es immer mehr ins bloße Bewußtsein hinunter geschlüpft und stirbt dort in blutloser Abstraktion; in Kirche und Sekte wird es immer mehr zu Dekoration und müßigem Gedankenspiel: erst in der Erneuerung der altreformatorischen Voraussetzung von zeitlichem und ewigem B e r u f findet der religiöse Ge-

danke aus seiner Schattenwelt sich zurück zu Saft und Kraft unmittelbarster Lebensgegenwart. Damit macht er aber zugleich auch den Staat zum Haupt seiner ganzen Bürgerschaft. Heute ist er ein Spiel der Parteien, die wiederum ihrerseits ihre wirtschaftlich materiellen Interessen hinter politischen Schlagworten verstecken. Im Berufsgedanken gewinnt die unmittelbare sittlich-religiöse Lebenswirklichkeit solchen Ernst, daß sie mit einem Schlag all jener dreifachen Falschspielerei und Falschmünzerei — dem religiös gedanklichen, dem wirtschaftlichen und gemein stofflichen, dem politisch gewaltsmäßigen Betruge und Getriebe ein Ende macht. Das böse Spiel der europäischen Erwerbsgesellschaft wendet sich zum Lebensernst der ihrer gegenseitigen Verantwortlichkeit bewußter Völker und Mitglieder.

Man wird nicht leugnen können, daß die Planckſche Idee vom Rechtsstaat einen Schuß ins Schwarze darstellt. Kein anderer hat die falsche Dreieinigkeit des bisherigen religiösen Gedankenspiels, des politischen Gewaltspiels, des wirtschaftlichen Gewinnspiels gründlicher entlarvt und dafür mit sicherer Hand das wirkliche Lebenszentrum des Einzelmenschen wieder allen Völkern in die Mitte gestellt. Anders wird sich die europäisch-amerikanische Kulturwelt nicht zur Wahrheit und Recht zurückfinden.

Während sein Volk in die breite Straße des allgemeinen Europäismus einbog und in dessen Niederung rasch zu äußerem Wohlstand, Fortschritt und Reichtum gelangte, stieg der einsame Prophet rüstig fürbaß in die Höhe, bahnte und bezeichnete unmißverständlich deutlich den Weg, den sein Volk gehen müsse, wenn es drunten im fetten Tal in die Hände der Räuber und Mörder gefallen wäre. Er hat auch die Paßhöhe erreicht, die hinüber führt aus dem Tal der Selbstentfremdung und der Mammonsknechtschaft in das Land der ernsten Selbsterkenntnis und der Freiheit, die gegründet ist auf fortwährende sittliche und soziale Selbstzucht aller Berufenen. Sehnsuchtsvoll wie ein zweiter Moses hat er hinabgeblickt in dies Land, das der eigene Fuß nicht mehr betreten sollte. Unter dem Kreuz drüben liegt er begraben. Er hat es ehrlich getragen sein Leben lang in Einsamkeit und Verkennung. So wird — das war sein Glaube — das deutsche Volk nicht erliegen, wenn die Zeit seines Kreuzes kommt, es wird als ein zweiter getreuerer Knecht Gottes das vollenden, was das erste Werk seinem Gott schuldig geblieben ist.

Wird das deutsche Volk seinem Propheten folgen, das fleischliche Vorurteil von Religion und Rasse — diese satanisch giftigen, geistigen Wurzeln des Weltkrieges — herzhaft ausreißen; dem dreifachen Weltbetrug, der falschen Religion, der falschen Politik und der Schwindelwirtschaft ein Ende machen und ein Reich des Friedens und der Freiheit aufrichten auf Grund gegenseitiger ehrlicher Leistung; werden die Deutschen wieder Christophori werden, nachdem sie in bösem Rückfall ein halbes Jahrhundert lang dem Satan gedient und darum

zur Strafe unter das älteste Joch der Fremdherrschaft der Weltmächte haben zurückkriechen müssen?

Werden die Deutschen es diesmal „wirklich schaffen?" Je weniger sie die Wüsten- und Bergwanderungen scheuen, desto kürzer wird die Zeit der ägytischen Knechtschaft sein, die der Frohnschaft, der sie jetzt unterworfen werden sollen nach dem Willen ihrer Feinde.

In der Wahrheit allein werden sie siegen, anders nie mehr, denn nur die Wahrheit schafft das neue Recht, das Lebensbrot der hungernden Welt. Reinhold Planck.

Nachwort.

Schopenhauer war einer der Letzten in Deutschland, die nicht nur von der Bestimmung des Gelehrten, sondern auch von seiner Würde einen Begriff hatten. In den Paralegomenen stellt er irgendwo die Forderung auf, daß — da „jedes Stück Soldatenleben demoralisierend auf den künftigen Gelehrten wirkt" — die Matrikel ohne weiteres den Studenten vom Militärdienst befreie. „Ein Student hat vielzuviel zu lernen, als daß er unverkümmert ein Jahr oder mehr mit dem seinem Beruf so heterogenen Waffenhandwerk verderben könnte — nicht zu gedenken, daß sein Einexerziertwerden den Respekt untergräbt, den jeder Ungelehrte, wer er auch sei, vom Ersten bis zum Letzten, dem Gelehrten schuldig ist". Hier ist wenigstens die Forderung, als eine Erinnerung an Kulturen, in denen selbst Fürsten und Große den Bettler im gelben Gewand über sich sahen. Wollte man angesichts dieser Schopenhauerischen Forderung das Kapitel „Philosophie im Kriege" abschneiden, so würden sich keine sehr günstigen Aspekte darbieten. Und doch ist wahr, was Nietzsche geschrieben hat: „In dem Maße, als die Knechtschaft unter öffentlichen Meinungen und die Gefahr der Freiheit zunimmt, kann sich die Würde der Philosophie erhöhen" — sie *kann* sich erhöhen, aber die Wirklichkeit?! Nun, Deutschland besitzt mindestens einen, der — wissend was einem Wahrheitsliebenden obliegt — die Fackel entzündet hat, um dem offiziellen Europa unter die Maske zu leuchten. Schon daß *Theodor Häcker* in unsere verwirrte Zeit ein paar wesentliche Stücke *Kierkegaard* hineingestellt hat,[1]) ist eine Tat. In einer früheren kurzen Studie über den Dänen hat er es unternommen, darzutun, daß die *Philosophie* der Gegenwart sich mit Kierkegaard zu beschäftigen habe. Heute hat er den Hammer weiter geworfen: er konfrontiert die Gegenwart selbst mit „dem Christen" Kierkegaard, das Heute, den Zeitgenossen, jenen Einzelnen, den sich

---

[1]) Kierkegaard, Der Begriff des Auserwählten, Uebersetzung und Nachwort von Theodor Häcker. Hellerauer Verlag Jakob Hegner.

Kierkegaard als Leser gewünscht hat. Ist denn dieser Einzelne aber vorhanden? Und wenn er vorhanden ist, weiß er sich als dieser Einzelne? Er braucht sich nur mit der Gegenwart auseinanderzusetzen, sagt Häcker, so weiß er sich als Einzelner. Und das tut nun Häcker in dem „Nachwort", das er seiner Kierkegaardübertragung mitgegeben hat.[1]) Auf nicht ganz 100 Seiten wird schärfste Kritik geübt, die Kritik der Zeit! Oder behaupte ich zuviel? Häcker selbst würde wohl protestieren. Aber, im Ernst: Wo denn sonst noch ist heute in Deutschland Zeitkritik? Kritik — nach Friedrich Schlegel die Kunst, Scheinlebendige totzumachen — das setzt doch in erster Linie voraus, daß der „Totentöter" selbst lebendig und nicht nur „lebender Leichnam" ist. Den Maßstab für das Eigenleben des Kritikers aber gibt das Kierkegaardwort an die Hand: „Der Auserwählte soll das Bestehende lieben und darum willig sein, sich selbst zu opfern". Stirner — kein anderer! — umschreibt es ähnlich: „Soll der Charakter ein vollendeter sein, so muß er ein leidender werden, zuckend und schaudernd in der seligen Passion einer unaufhörlichen Verjüngung und Neugeburt". Daß nicht aus dem Wissen, sondern aus dem Gewissen, einem starken, tapferen, männlichen Gewissen, die Kraft stammt, die im „Nachwort" diese wuchtigen Schläge führt, das ist das Erfrischende und Belebende daran.: „es tötet sein Buchstab, aber es macht Geister lebendig sein Geist", Immerhin: An einem Altar muß auch Häcker dem Zeitgeiste opfern: Er kann den Götzen „Staat" nur sokratisch d. h. durch Ironie, nicht christlich d. h. durch Leiden überwinden, und so scheint es doch richtig zu sein, was Kierkegaard in der ersten der beiden Ethischen Abhandlungen so nachdrücklich bestritten hat: Es ist heute schwer, Märtyrer zu werden. Die Todesstrafe ist abgeschafft, Humanität tötet mit Gleichgiltigkeit mit „Sekretieren". Ich fürchte, daß auch Häcker mit seinem so tapferen Nachwort verkasparhausert werden soll. Eilen wir ihm zu Hilfe, indem wir — ihn lesen. Jagen wir die Füchse, denen er so famos knisternde Strohwische an die Schwänze gebunden hat, wacker in der Philister Land! Dr. Arno Mucius.

P. S. Wir möchten auch unserseits auf diese stellenweise etwas burschikose aber herzerquickende Schrift kräftig hinweisen. Es wird darin mit allerlei Götzen unserer Tage so rücksichtslos als nur möglich aufgeräumt. Die Red.

---

[1]) Auch als Sonderdruck erschienen: Theodor Häcker, Nachwort. Jakob Hegner, Verlag, Hellerau. Preis Mk. 2.—.

Christentum und Kultur.

(Ein Nachwort zur Debatte über „Christentum, Kultur, Staat".[1])

R. Lejeune sucht in seiner Entgegnung auf meinen Aufsatz zu zeigen, daß die von mir vertretenen Anschauungen über Christentum und Kultur einer „Liquidation des Christentums" gleichkommen. Stillschweigen könnte als Zustimmung gedeutet werden. Darum seien einige ergänzende und erweiternde Ausführungen zu meinem früheren Aufsatz gestattet, mit welchem übrigens dieser durchaus zusammengehalten werden muß. Auf persönliche Polemik soll dabei nach Möglichkeit verzichtet werden.

Eine prinzipielle Erörterung über die Methode sei vorausgeschickt.

Die Welt, in die der moderne Mensch hineingestellt ist, ist eine ungeheuer komplexe Größe. Der beständige Antagonismus der verschiedensten Lebensformen und Lebenstendenzen, in den jener einbezogen ist, und der der modernen Welt in besonderem Maße das Gepräge des Chaotischen gibt, weckt durch den Konflikt seines Ich mit einer dieser Lebensformen das Bewußtsein seiner Ichheit und zugleich ein mehr oder weniger deutliches Bewußtsein von der Struktur der Welt, an die er nun nicht mehr in dumpfer Unbewußtheit hingegeben ist. Damit entsteht für ihn die Nötigung, die verschiedenen Strömungen des geistigen und sozialen Lebens zu beurteilen, zu bewerten, im Konflikt der Lebensmächte Stellung zu nehmen. Der Standort, den er wählt, geht, wenn es sich nicht um einen reinen Opportunismus handelt, letzten Endes nicht aus Ueberlegungen rationaler Natur hervor, sondern aus dem Willen, aus einem Akt der ganzen Persönlichkeit, aus Ueberzeugungen irrationaler Natur. So kann sich ein Mensch z. B. für die Liebe entscheiden, d. h. Christ werden, wenn ihn ihr Absolutheitsanspruch und -charakter innerlich überwältigt und überzeugt. — Das ist das Irrationale (oder „Intuitive") an aller Ethik. Aber damit ist erst der Maßstab, der Standpunkt der ethischen Beurteilung gewonnen. Von da aus wollen nun jene Lebensmächte gewertet, aber allererst auch in ihrem Wesen erkannt werden. Es muß ihre Stellung im Lebensganzen und aus ihrem Zusammenhang mit der übrigen Wirklichkeit ihre relative Berechtigung in ihr, endlich ihre Bedeutung und ihr Wert im Lichte des ethischen A priori bestimmt werden. So muß ich z. B. die Relation kennen, die zwischen dem Militär-, dem Staats- und dem Kulturproblem besteht, wenn ich dem einen oder dem andern dieser Komplexe gegenüber eine sittliche Entscheidung zu treffen oder ein sittliches Urteil zu fällen habe. Damit ist noch nichts über die Entscheidung präjudiziert. Aber es ist geradezu ein sittliches Postulat, daß man im vollen Bewußtsein

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im Maiheft und die beiden Entgegnungen von R. Lejeune und Emil Blum im Juniheft der Neuen Wege.

der Schwere und Tragweite eines Schrittes seine Entscheidungen trifft. Eine denkende Auseinandersetzung mit den Lebensproblemen wird durch eine allem Intellektualismus abholde Ethik keineswegs überflüssig gemacht, jene braucht nicht schon selbst Intellektualismus oder der Ausfluß eines solchen zu sein.

Ueberflüßig würde sie nur dann, wenn es a priori feststände, daß jene Lebensmächte als das absolut zu Negierende und zu Verwerfende sich ausweisen. Dann reduziert sich das ganze ethische Problem auf die rein praktische Frage, wie sich der Mensch von dieser Welt des Bösen löst und dauernd freihalten kann. Das ist z. B. wesentlich die Einstellung des jungen Christentums zur „Welt". Aber überhaupt allen großen radikalen Bewegungen eignet mit einer gewissen inneren Notwendigkeit diese Tendenz des Entwertens: der Reformation, der französischen Revolution, dem Sozialismus wie dem Bolschewismus. Diese ungeheure Vereinfachung, die das ethische Problem hier durch einen unerbittlich scharfen Dualismus erfährt (Gott — Welt; Kirche der Gläubigen — Kirche des Antichrist; revolutionäres Proletariat — reaktionäre Bourgeoisie), verleiht diesen Bewegungen ihren großzügigen, aufrüttelnden, zur Entscheidung zwingenden (gelegentlich auch vernichtenden) Radikalismus.

Die Frage ist, ob für Christ und Christentum derselbe radikale Dualismus geboten ist angesichts der heutigen Welt. — Oder, da die Erlösungsbedürftigkeit der „Welt" von keinem Christen in Zweifel gezogen wird, so kann dieselbe Frage so formuliert werden: worin besteht die Erlösung?

Hier beginnt nun wieder das Gebiet individueller Entscheidungen, die in den Tiefen des Irrationalen der Persönlichkeit erfolgen. Mit diesem Vorzeichen der Subjektivität sind die beiden folgenden Sätze zu verstehen:

Ich möchte — symbolisch gesprochen — die ungeheure Welt geistiger, kulturhafter Werte, die die „Idee Goethe", der „Heide" Goethe[1]) repräsentiert, ins Reich Gottes hinübernehmen.

Die Erlösung besteht nicht in der Eliminierung aller gegebenen Lebensformen und Kulturwerte, sondern in der Erfüllung, in der Durchdringung derselben mit einem neuen, dem göttlichen Geist — konkret: der Liebe.

Einer vollständig negativ bewerteten Welt gegenüber ist nur der eine Gedanke am Platze: wie man sie möglichst rasch und möglichst radikal überwindet. Die Parole „Revolution" ist hier der Parole „Evolution" mindestens gleichberechtigt, wenn nicht das sittlich ein-

---

[1]) Diese Selbstbezeichnung Goethes gewinnt mir in diesem Zusammenhang typische Bedeutung: sie symbolisiert die Werte einer außer-christlichen Kultur. Wie viel Goethe direkt und indirekt dem Christentum doch zu verdanken hat, ist mir natürlich bewußt. — Der Ausdruck „Idee Goethe" stammt aus dem prachtvollen Goethebuch von Simmel.

zig Gebotene. Anders bei einer Einstellung zur Welt, die in ihr wertvolle und notwendige Kräfte am Werke sieht, die freilich überall einer letzten Erhöhung bedürfen. Bei dieser Einstellung tritt ein bedeutsamer Faktor in die Ethik ein: die Entwicklung, formal gesprochen die Zeit. Diese Ethik — man könnte sie vielleicht die „evolutionäre" nennen, die mit der Entwicklung rechnende, da die Bezeichnung „evolutionistisch" bereits festgelegt ist für eine Betrachtungsweise, die das ethische Prinzip selber als in Entwicklung sich befindlich annimmt – sieht der Tatsache fest ins Auge, daß bestimmte ethische Postulate bei einer gewissen Konstellation der ihnen entgegenstehenden Kräfte und Lebensformen, bei der allseitigen Verkettung und Verschlingung aller Lebensbeziehungen vielleicht nicht sofort und nur stufenweise und annäherungsweise realisiert werden können, wenn nicht die Moral selber sich an der Ethik verbluten soll. Ich erinnere als an ein besonders einleuchtendes und aktuelles Beispiel an das Rußland um die Zeit des Brest-Litowsker Friedens, wo seinen Führern entschlossene Pazifisten die Fortführung des Kampfes nahelegten, um dem deutschen Militarismus nicht durch das Ausscheiden aus dem Kampf zum Siege zu verhelfen. — Es sei uns gestattet, den eben kurz ausgeführten Gedanken einmal mit fremden Worten zum Ausdruck zu bringen; sie entstammen der feinen Feder eines 1915 gefallenen französischen Künstlers, dem Kultur, Christentum, Krieg im vollsten Sinne erlebte Größen waren[1]).

„Après le conflit, ceux qui auront pleinement et filialement rempli leurs obligations envers leur pays se trouveront en face de devoirs autrement graves et de réalisation impossible quant au présent. Mais précisément là sera le devoir de projeter notre effort vers l'avenir. – Ils devront tendre leurs énergies à effacer la trace des contacts blessants entre nations. La révolution française, malgré ses fautes, malgré certains reculs dans l'ordre pratique, certaines infériorités de construction, n'en a pas moins fixé dans l'âme humaine cette admirable postulation de l'unité nationale. Eh bien! les horreurs de la guerre de 1914 conduisent à l'unité européenne, l'unité de race. Ce nouvel état ne s'établira pas sans heurts, spoliations, litiges, pour des temps indéfinis, mais, indubitablement, la porte s'est maintenant ouverte sur ce nouvel horizon."

Und nun der wohl am meisten angefochtene Teil meiner Ausführungen: die „Degradation", die „Entthronung" der Nächstenliebe und ihrer Verkünder, die — ein wahres „Akrobatenkunststück" (diese ganz kleine Auslese schmückender und kommentierender Attribute zu einzelnen Wörtern und Sätzen meines Aufsatzes sei hier vorzuführen erlaubt) — den Schlußstein in jener „Liquidation des Christentums" bilden soll, die man in meinen Ausführungen

[1]) „Lettres d'un soldat". Paris, Chapelot. (Auch deutsch bei Rascher, Zürich.)

erblickt hat. Nach Blum gibt es neben der Nächstenliebe nur zwei andere Formen von Liebe: die erotische, eine naturhafte Vorstufe der wahrhaften Liebe, und die Eigenliebe, die keine Liebe ist. Ich kenne noch eine andere Liebe, die berechtigt, die heilig ist, wenn sie aus der Liebe kommt: „Es gibt eine Selbstliebe, die heilig ist" (Ragaz: „Du sollst", 2. Auflage, Seite 24). In der ursprünglichen Wirklichkeit ist es freilich nicht so, daß die Liebe gewissermaßen in zwei Provinzen, in zwei gegeneinander streng geschiedene Formen zerfiele (wie zwei sich ausschließende Begriffe, die einem gemeinsamen Oberbegriff subsummiert sind), von denen bald die eine bald die andere in Aktion träte auf Grund der jedesmaligen Erwägungen und Entscheidungen des Intellekts und der Impulse des Willens. Diese ganze Scheidung von Selbstliebe und Nächstenliebe ist im Grunde eine künstliche, das Erzeugnis unseres intellektualistischen, in starren Begriffen sich erschöpfenden, statt an Lebenswirklichkeiten sich orientierenden und belebenden Denkens, und der Konflikten zwischen Nächstenliebe und Selbstliebe (nicht Selbstsucht) beruht zu einem großen Teil bloß auf dieser künstlichen inadäquaten Trennung. Es gibt nur die eine, übergreifende Liebe, die freilich diese beiden Möglichkeiten, diese beiden Aktionsrichtungen in sich schließt, die wir, sie nicht nur begrifflich, sondern im Gefolge der Begriffe alsbald auch sachlich aus ihrer Einheit heraushebend und verabsolutierend, als Nächstenliebe und Selbstliebe bezeichnen. Die Liebe, je echter, je ursprünglicher, je göttlicher sie ist, weiß unmittelbar aus sich selbst heraus, wie sie zu handeln hat, ob im Sinne der „Nächsten-" oder der „Selbst"-Liebe. Aber gerade, weil die Liebe nicht in der Nächstenliebe oder in der Selbstliebe aufgeht, wird dann diese aus der Liebe fließende und von ihr diktierte „Selbstliebe" immer zugleich als eine höhere Form der Nächstenliebe, und die „Nächstenliebe" als eine höhere Form der Selbstliebe erscheinen. — Dieser Gesichtspunkt erweist sich auch als fruchtbar auf Jesus angewendet, während mit einem streng gefaßten Begriff von Nächstenliebe bei ihm nicht recht auszukommen ist, wie ihm denn in der Literatur und schon von den Jüngern selber (vgl. Mk. 14, 4—7) immer wieder Einzelnes zum Vorwurf gemacht worden ist.

Der französische Positivist Aug. Comte hat gesagt: „Du sollst deinen Nächsten mehr lieben als dich selbst!" — predigte der Begründer der „religion de l'humanité" eine größere, heiligere Liebe als der Verkünder und Träger der göttlichen Liebe? Und damit es nicht ein bloßer Streit um Worte wird und wir uns nicht bloß an konstruierte Konflikte halten, so sei hier an einen wirklich tragischen Konflikt zwischen Selbstbehauptung und Liebe zum Nächsten wenigstens erinnert und die Frage gestellt: wie ist es zu beurteilen, daß Friedrich Hebbel die menschlich hochstehende Elise Lensing um seiner Kunst, seiner Künstlermission willen opferte? Wir enthalten

uns eines Urteils, sagen aber soviel: Liebe ist nur möglich in einer Persönlichkeit, Persönlichkeit aber setzt irgendwelche (natürlich nicht brutale und unbeschränkte) Selbstbehauptung voraus. Das innere Heranwachsen und Reifen, das „Sich-Sammeln", das Warten bis „die Stunde gekommen ist" für die große Liebestat, bis man reich genug ist um sich selber geben zu — dürfen: das ist nichts anderes als Selbstbehauptung. Selbstbehauptung und Liebe zum Nächsten sind eben keine Gegensätze, sie gehen beständig in einander über; nur die Begriffe schließen sich aus. Aber Begriffe sind ja eine die Wirklichkeit alterierende, den lebendigen Fluß des Lebens atomisierende Abstraktion: die Begriffe sind darum hier irrelevant. Sobald wir aber Selbstliebe und Nächstenliebe als Gegensätze konstruieren und erleben, dann wird die Selbstliebe Sünde und die Nächstenliebe ein Torso der einen, umfassenden, wirklichen Liebe, die — der echte Ring — uns verloren ging.

Ein kurzes Wort endlich zu der von Herrn Lejeune spöttisch so genannten „Akzeptationsethik". Ohne sachlich auf die Frage nochmals einzugehen, da ich meine Ausführungen gegenüber seinen, wie oft, gewaltsam ironisierenden und sachlich danebengreifenden Auslassungen vollständig aufrecht erhalte, sei hier nur so viel gesagt, daß ich mich — ich bin der Verfasser jener zitierten „famosen" Stelle[1]) — keineswegs für den „Gründer dieser christlichen Akzeptationsethik" halte, ich glaube vielmehr nichts weniger getan zu haben als das (formale) Prinzip, als Idee und Ideal aller christlichen Ethik, die nicht gerade imitatio Christi ist, bezeichnet zu haben — z. B. der Ethik des Herrn Lejeune. Mit wünschenswerter Deutlichkeit und begrifflich scharfer Formulierung findet sich diese Idee schon bei Paulus: vergl. I. Kor. 7, 25,40; 14,37.

„Gottes Wege sehen und sie beschreiten, ist nicht dasselbe" (Blum). Dieser Satz gilt von uns allen. Aber — man verzeihe uns ein hartes und pharisäisch klingendes, aber gar nicht pharisäisch gemeintes Wort (in Wahrheit liegt eine bittere und bittende Frage darin) — spricht dieses Wort nicht im besonderen die Tragik des antimilitaristischen Theologen aus?

Trotz „Liquidation des Christentums" und ähnlichem glauben auch wir nicht nur die Hüter und Verklärer der bestehenden Welt zu sein, sondern einem kommenden größeren Reiche zu dienen. „La porte s'est ouverte sur ce nouvel horizon." Für alle.

Oskar Bauhofer.

[1]) Aus einer in der Schweiz. theol. Zeitschr. 1918, S. 119 f. teilweise wiedergegebenen Korrespondenz zwischen dem Herausgeber und mir; die Abweichung meines jetzigen vom damaligen Standpunkt ist in meinem ersten Aufsatz angedeutet.

Redaktion: Liz. J. Matthieu, Gymnasiallehrer in Zürich; L. Ragaz, Professor in Zürich; L. Stückelberger, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn Ragaz zu senden. — Druck und Expedition von R. G. Zbinden & Co. in Basel.



Gott.

Erst du, — nur du!
Ohn Anfang und ohn Ende.
In dich verströmen meine tiefsten Quellen,
in dich verklingen alle meine Lieder
und werden still und knien vor dir nieder.
Nur du allein.
Der Seele weißes Segel
fliegt hochgerafft, dir selig hingegeben.
In Sturm und Wind,
Du Alles, Licht und Leben,
Erfüllung du, Urlicht der Ewigkeiten,
in dir ruhn Zeiten — los auch meine Zeiten;
und Wesen — los glüh ich an deinem Wesen
mein Werk, das dein von Anbeginn gewesen.
O Seligkeit, mein Sehnen und Vollbringen:
In dich verströmen und in dir verklingen.

Julie Weidenmann.

Vom Zusammenbruch der christlichen Frömmigkeit und vom Aufbau des Reiches Gottes.[1]

„Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe gekommen." Matth. 4, 17.

Dieses Wort steht am Anfang des ersten Evangeliums. Damit steht es am Anfang des neuen Testamentes. Nicht nur äußerlich tut es das, sondern auch innerlich. Es steht am Anfang des neuen Bundes Gottes mit den Menschen. Bevor Jesus erscheint, ertönt dieses Wort aus dem Mund des Propheten Johannes. Ouvertüren=

---

[1]) Predigt, gehalten am 21. September 1919 in der Kirche des Johannesstiftes in Berlin=Spandau.

haft kündet sich das Thema an, welches das Hauptmotiv des Lebens Jesu und die neue Gottesbotschaft an die Menschen ist: „Tuet Buße, das Himmelreich ist nah herbei gekommen.“

Was ist für ein Geschlecht, wie das unsere, eigentlich noch anderes übrig geblieben, als aus dieser namenlosen Verwirrung und Verirrung zurückzukehren zu jenem Kern und Ausgangspunkt der Botschaft Jesu an die Menschen: Wendet Euren Sinn um, wendet Euer Wesen um, wendet Euere Welt um, hin auf das nahe Reich Gottes. Diese Umkehr ist die Stunde unseres Gerichtes, des Gerichtes, das wir über uns selbst abhalten müssen.

Haben wir unsere Schuldigkeit am Vermächtnis Jesu getan? Wenn ja, dann reiche man uns Wasser, damit wir unsere Hände in Unschuld waschen. Dann ist es Zeit, die Axt an die Wurzel des unfruchtbaren Baumes zu legen. Haben wir versagt, oder hat Jesus versagt?

Doch bevor wir sagen, Gott ist zuschanden geworden mit seinem Evangelium, wollen wir erst einmal sagen, wir sind zuschanden geworden an seinem Evangelium. Zuschanden geworden an dem Vermächtnis Jesu: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“, „Du sollst Gott Deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt und Deinen Nächsten als Dich selbst.“ Es muß wohl nicht so ganz lauter gewesen sein mit unserm Trachten nach dem Reich Gottes, wenn daraus ein Reich der Weltmächte samt einem Weltkrieg hervorgewachsen ist. Und unsere vielberühmte christliche Liebe zu Gott und dem Nächsten hat die gepeinigte Menschheit nicht von der Notwendigkeit befreien können, im Sozialismus, in der Weltrevolution, zur Selbsthilfe greifen zu müssen. Und die, die da sagen, das Reich Gottes komme nur im Geiste, wer von ihnen darf sagen, in meiner Seele ist das Reich Gottes und seine Taten bezeugen den Mammon? Ja wäre Reich Gottes in uns, wie könnte da Herrschaft des Mammons noch um uns sein? Wohl, es ist so, das Salz der Erde ist dumm geworden, womit soll man's salzen? Diese Fäulnis der Welt, wie steigt ihr Pesthauch auf gen Himmel zum Zeugnis wieder uns! Das Salz ist dumm geworden! Wir sind die Schuldigen, wir Christen ganz allein! Nicht die Militaristen, die Chauvinisten, die Mammonisten der Welt, die wußtens nicht besser, aber wir Christen, die Nachfolger dessen, der den Liebestod starb, wir wußten es. Anstatt den Namen Gottes — heiligten wir den Namen der Herrscher der Welt. Anstatt den Willen Gottes — taten wir unsern eignen. Anstatt das Reich Gottes — schufen wir Reiche der Welt. Tuet Buße! dieser Ruf gilt deshalb heute nicht mehr den Heiden, den Gottfernen, den Zöllnern und Sündern, dieser Ruf gilt heute den Christen, den verlorenen Söhnen Gottes, den ungetreuen Knechten seines Reiches. Deshalb beugen wir alle uns unter [d]iesen

Ruf, wir deutschen Christen mit den englischen, französischen und amerikanischen. Seien sie Protestanten, seien sie Katholiken. Tuet Buße! Buße vor Gott, denn das Weltunglück ist die Weltschuld der Christen.

Wir wollen uns jetzt prüfen, warum wir Buße tun müssen. Ich sage, die Wurzel des Weltübels und der Kern unserer Schuld ist der Ueberfluß unserer Selbstliebe und der Mangel an Liebe zu Gott. Darin werdet Ihr mir alle zustimmen. Ich sage aber auch, daß dieser Geist der Selbstliebe der herrschende Geist des christlichen Zeitalters sei, und daß unsere christliche Frömmigkeit seine tiefste Wurzel sei.

In der Mitte unserer Frömmigkeit stand nicht Gott, sondern der Mensch. Die Frömmigkeit Jesu war eine Frömmigkeit der Gottmitte. Unsere Frömmigkeit eine solche der Ichmitte. Im Vaterunser wendet sich die Seele mit einem dreimaligen gewaltigen Rythmus zuerst zu Gott hin: Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe und dann erst kommen die Bitten für uns, wie ein bescheidenes Gottanheimstellen, von denen nur eine und diese noch als die letzte von unserer Erlösung handelt. Dieses Verhältnis hat unsere christliche Frömmigkeit vergessen. In ihrer Praxis gelten nur die Bitten um das persönliche Heil. Nach ihr sieht es aus als gälte der Heilsplan Gottes allein dem kleinen Ich, seiner Tröstung, seiner Erbauung, seiner Sündenvergebung, seiner Erlösung mit der Gnadenverpflichtung Gottes, ihm zuletzt auch noch zu allem eine ewige Seligkeit zu verbürgen. Tun wir einen Blick in unsere christliche Literatur, in die Erbauungsschriften, in die Dogmatiken, vor allem aber in die Gesangbücher, diese Gradmesser volkstümlicher Religiosität, so fällt es geradezu mit einer drückenden Last auf die Seele, wie sich die ganze christliche Lebenskraft in diese Sorge um das persönliche Heil ausgewuchert hat. So stagniert dieser Lebensstrom in der ungeheuren Sumpfregion „reiner Innerlichkeit“ oder „reiner Geistigkeit“, wo eigentlich zwischen weiten Grenzen ein Reich Gottes auf der Erde blühen sollte. Diese Innerlichkeit entbehrte der Verpflichtung, sich in der Umwelt zu verwirklichen, dieser reine Glaube vergaß, daß die ewige Vaterliebe Gottes über uns ausgegossen sei, nicht damit wir uns darin sonnten, sondern daß sein Liebeswille auf dieser Erde zur realen Darstellung käme. Ein Glaube ohne die opferstarke Kraft realer Verwirklichung ist Unglaube, ist Schall und Rauch aus dem Grunde einer kleingläubigen und selbstsüchtigen Gesinnung.

So ist aus unserer christlichen Frömmigkeit eine Religiosität der Selbstliebe geworden. Was Wunder, wenn der Geist der Selbstliebe der eigentliche Herrschgeist der christlichen Menschheit und ihres Zeitalters geworden ist. Im Kern unserer christlichen Kultur ist ein schrankenloser Mammonsdienst aufgewachsen. Wer eine Philosophie der modernen Zivilisation schreiben will, der muß

eine Philosophie des Geldes schreiben. Es gibt bereits kein menschliches Wesen mehr, das nicht in machtloser Abhängigkeit von dieser satanischen Großmacht wäre. Es gibt keinen Moloch, dem die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit freier Menschen so restlos geopfert wurde. Es gibt keine Macht, die uns so völlig dämonisiert, daß wir sie bereits zu einer moralischen Einrichtung erhoben haben. Man redet da von einer „Pflicht der Selbsterhaltung", von einem „Recht auf Selbstliebe"; man macht den Erwerbstrieb zur selbstverständlichen Grundlage unseres ganzen Daseins und dann schlägt der eine den andern mit der Keule dieses „Rechtes" und dieser „Pflicht" im „Kampf ums Dasein" zu Boden. Der „gesunde" Erwerbstrieb hat einen Bazillus brutaler Raffgier aus sich entlassen, der epidemisch unsere ganze Lebensbreite mit einer organisierten und moralisierten Selbstsucht verseucht. Der Einzelne rafft für sich oder seine Familie, der Einzelne schließt sich zusammen zu großen Interessengemeinschaften, Stände, Berufe, ja ganze Volksklassen raffen im großen Verbande einer Machtorganisation. Und was ist der Staat schließlich anderes, als die größte Machtorganisation, die unter einem gemeinsamen Machtwillen alle jene selbstsüchtigen Größen zusammenfaßt? So hat sich jeder wider den Nächsten erhoben, ein Kampf aller gegen alle ist entbrannt. Diese Gesinnung hat hüben wie drüben in geflügelten Worten ihren klassischen Ausdruck gefunden: „Recht oder schlecht, mein Land." „Not kennt kein Gebot." Nach diesem Grundsatz des Staatsegoismus haben alle großen Staatsindividuen in diesem Kriege gehandelt. Ja, dieser Weltkrieg ist der erschöpfende Ausdruck für diese bewußte oder unbewußte Gesamtstimmung der Menschheit.

Und wie steht es mit dem Sozialismus, der uns von dem „Geist" und dem „Recht" dieser organisierten, schrankenlosen Selbstsucht erlösen will? Ich kann nicht umhin, was ich da in aller Welt an praktischer Verwirklichung sozialistischer Gedanken sehe, das sieht einer Modernisierung der alten Raffgier in eine neue „sozialisierte" Form verzweifelt ähnlich. Es kommt mir manchmal fast so vor, wie die Atomisierung der alten Habgier einiger großen Mammonsdiener zu einer organisierten Massenhabgier der Millionen Besitzlosen, nicht aber wie die schöpferische Kraft einer neuen Weltordnung der Gerechtigkeit und der Bruderliebe.

Das Recht und die Pflicht der Selbstliebe besteht im Reich der Tierheit und einer Menschheit, die noch zu ihm gehört. Aber im Reich Gottes, da gilt nicht die Selbstliebe als das Notwendige und Natürliche, sondern die Gottesliebe. Da tritt für das Unrecht der Selbsterhaltung das Recht der Gotterhaltung in den Kreis unserer Lebensnotwendigkeiten. Nachfolger Jesu sein, Christ sein heißt Christus selbst sein, heißt sein Leben verlieren, nicht es erhalten. „Denn, wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es

finden." „So jemand zu mir kommt, und haßet nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein." Das sind die Grundgesetze des neuen Gottesreiches. Die Selbstliebe ist überwunden zur Gottesliebe, in ihm ist der Grundtrieb des Lebens die Gottsucht, in die unsere Ichsucht verschlungen ist. Im Reich Gottes wird die Menschheit gesunden von der Krankheit der Selbstliebe und dem Unrecht ihrer Selbsterhaltung. Das ist die große Metanoia, die Umwendung unseres Sinnes, die Umwälzung unseres Denkens, die Umwertung unserer Werte, die Umkehrung unseres ganzen Lebens von der Ichmitte zur Gottmitte hin.

Wenn wir die christliche Seele mit dem Vermächtnis Jesu konfrontieren, da werden wir unserer Schuld ganz bewußt. Das Leid der Welt ist nicht mehr Adams Schuld, sondern unsere Schuld. Wie ein finsterer Hohn aus eignem Munde klingt es: „Nachfolger Jesu", „Kinder Gottes", „Christen" uns zu nennen. Wir wollen an unsere Brust schlagen und zu Gott zurück suchen. Wir wollen für keine Macht noch irgend ein Reich der Erde mehr leben und kämpfen als für Gott und sein Reich.

„Denn siehe es ist nahe herbei gekommen", das wollen wir in seinem schlichten Sinn einfach nehmen. Es ist nahe herbei gekommen. Nahe, also nicht mehr fern, weder in der Zeit einer unendlichen Ewigkeit einmal erscheinend, noch an einem fernen Ort in einem unerreichbaren Jenseits verborgen. Nein, wie ermunternd klingt dieses Wort allen kleingläubigen Vertröstungen gegenüber: „Es ist nahe." So nahe, wie nur möglich. So diesseitig wie nur denkbar. Denn: es ist „in uns". Die gotterfüllte Seele ist die Keimzelle der neuen Weltordnung. Diese Innerlichkeit wollen wir uns nicht rauben lassen. Sie ist der schöpferische Quellpunkt, aus dem die Kraft Gottes strömt zur Umwertung aller Werte und zur Umwälzung der bestehenden Ordnung auf das Reich Gottes hin. In ihr ist der Glaube, der die Welt überwindet, denn die Kraft Gottes flutet über die Grenzen der Seele hinaus. Die Lebenskraft sprengt die Hülle der Keimzelle, und reckt sich auf zu einer lebendigen Gestalt durch Sturm und Sonnenschein, greifbar und sichtbar wie Bäume, Städte und Länder. Das meint das Wort Jesu vom Reich Gottes „das mitten unter uns ist". Nicht mehr bloß in uns, sondern unter uns, also um uns, außer uns. Denn es ist Torheit zu sagen, es sei nur in uns, ohne zugleich außer uns zu sein. Eben, weil es nicht in uns ist, ist es auch nicht außer uns. Nur in uns sind unsere religiösen Gefühle oder ethischen Grundsätze. Geist Gottes und Kraft Gottes ist aber zugleich drinnen und draußen, zugleich Wollen und Verwirklichung. Menschengeist beschränkt sich aus Schwachheit auf seine bloße Innerlichkeit. Aber das ist ja eben der Prüfstein des Geistes Gottes, daß er die Kraft der Verwirklichung nicht hat, sondern ist. Wenn Du ein

Licht in die Finsternis stellst, so leuchtet dies Licht nicht bloß in sich, sondern es durchdringt die Finsternis mit seiner Helle. Wenn ein Mensch Reich Gottes in sich trägt, so bleibt dies nicht bei ihm selbst, sondern um ihn wird Reich Gottes verwirklicht, weil all sein Tun und Wirken nach neuen Wertgefühlen und neuen Rechtsbegriffen sich vollzieht, die ihr Motiv in der Selbstverleugnung und der Liebe zu Gott haben.

Geist Gottes ist eben kein Glaube oder Religion, sondern eine werdende, ringende, wachsende Schöpfung einer neuen Welt. Das Wort vom „neuen Himmel und der neuen Erde" das meint eben die Welt als die Gesamtheit des Seins, das die Außenwelt ebensowohl umschließt wie die Innenwelt. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird Euch solches alles zufallen." Das meint auch eine „neue Erde und eine neue Weltordnung". Da dürfen wir nicht beschaulich warten, bis solches aus irgend einer Ferne zu uns herabkommt; das ist Arbeit unserer lebendigen Herzen und unserer irdischen Hände, die sich Gott zurüstet, sein Reich auf diesem Sterne ihm zu bereiten. Und dieses Reich ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Laßt uns diesem heiligen Geist einmal Raum geben, aber nicht nur in dem Privatwinkel einer bequemen Innerlichkeit, sondern in der Breite unseres ganzen Lebens, daß sein Reich endlich aufgerichtet werde auf dieser von Selbstsucht gemarterten Erde. „Gib dein Gut den Armen und folge mir nach! Segnet, die euch fluchen! Tuet wohl denen, die euch hassen! Liebet eure Feinde! Das ist der schmale Weg, der zum Leben führt."

Niemand weiß, wann das Reich Gottes vollendet wird. Das aber wissen wir, daß seine Verzögerung die Schuld unserer Selbstliebe und Kleingläubigkeit ist.

Niemand weiß, wie es sein wird. Das aber wissen wir, daß Gott die Mitte sein wird, und die Liebe zu ihm das Urmotiv alles Wirkens.

Und endlich — das glauben wir, daß sein Kommen der Wille Gottes sei. Und zwar dies ganz allein. Im Himmel und auf Erden. In Zeit und Ewigkeit. Denn zehntausend fallen dahin. Völker versinken und Sterne erlöschen. Nur eins wird völlig sich vollenden und ewig bleiben: Gott und sein Reich.

Dr. Paul Schütz.

Der neue Katholizismus.[1]

1.

Der Katholizismus ist zu einem neuen Vorstoß gerüstet. Das ist der allgemeine Eindruck der Beobachter der Zeit. Es ist die Furcht Vieler. Sie wissen nicht, welche von beiden Gefahren sie für schlimmer halten sollen, ob die des Bolschewismus oder die des Romanismus, ob Lenin oder Loyola. Dabei vergessen sie wohl etwa, daß beide vielleicht sehr enge zusammenhangen. Wenn die katholische Kirche heute in der Tat nicht ganz kleine Aussichten auf allerlei, seis vorübergehende seis dauernde, Siege hat, so verdankt sie dies nicht zuletzt dem Bolschewismus, genauer gesagt, dem Chaos, in das Europa durch das Regime der Selbstsucht und Gewalt, zuerst von oben, dann auch von unten her, gestürzt worden ist. In der allgemeinen Ratlosigkeit und Verwirrung, im Zusammenbruch all der Lebensordnungen, auf denen die bisherige Kultur des Abendlandes geruht, in der Enttäuschung und Ermüdung der Geister ob dem wirklichen oder scheinbaren Schiffbruch auch der neuen Ideale, die die Menschen hätten retten und vorwärts führen sollen, erscheint schließlich der Felsen Petri Vielen als die einzige Zuflucht, die römische Kirche als die Arche, die der Sintflut trotzt. Eine reaktionäre Stimmung wird die Gemüter antreiben, sich mit Leidenschaft an alles zu klammern, was alt und autoritär aussieht, was Ruhe und Ordnung verspricht.

Man kann aber mit ebensoviel oder noch mehr Recht sagen, daß wir den Bolschewismus, den von oben und unten, nicht bekommen hätten, wenn einst nicht der Katholizismus zerbrochen worden wäre. Denn mit dem Sturz des katholischen Lebenssystems, dessen Trägerin die Kirche war, ging die Einheit des Abendlandes verloren, äußerlich und innerlich. Aeußerlich: Es lösten sich nicht nur die Kirchen, sondern auch die Völker und Staaten aus dem Gesamtverbande der Christenheit los. Sie gingen ihre eigenen Wege und zwar Wege der Selbstsucht, des Hochmutes und Machtdranges. An Stelle von Thomas von Aquino trat Macchiavelli. Es verschwand nicht nur die religiöse Form, sondern auch die religiöse Idee, die das Abendland innerlich zusammengehalten hatte, daß nämlich alle Völker dem Gesetze Gottes unterstellt, die Familie Christi seien, und daher alle Kultur, die Politik inbegriffen, dem sittlichen Gesetz gehorchen, religiös ausgedrückt, die Ehre Gottes verherrlichen solle, mit anderen Worten: die Idee der Theokratie. An ihre Stelle trat die Herrschaft der Natur entweder in Form des bloßen egoistischen Gewaltstrebens, das man später „Realpolitik" nannte, oder in Form einer „natürlichen Vernunft",

[1] Diese Ausführungen sind als Ergänzung des Aufsatzes über „Die Reformation" im Oktoberheft 1917 gedacht.

die im Großen und Ganzen doch auch auf eine ethische Rechtfertigung des Naturtriebes hinauslief und im besten Falle nicht weit über die Antike hinausführte. Wissenschaft, Ethik, Politik, Wirtschaftsleben, Kunst, Erziehung und Bildung, alle emanzipierten sich nach und nach vom Gesetz Christi und gingen ihren eigenen Weg. Freilich nicht immer in der Meinung, von Christus abzufallen. Es gab auch auf dem neuen Boden Versuche, der Kultur einen Sinn zu verleihen, der dem Geist Christi entspreche. Die vier größten Beispiele davon sind vielleicht die Theokratie des reformierten Protestantismus, besonders des Kalvinismus und täuferisch beeinflußten Puritanismus; der ethische Idealismus der Philosophie; der Rousseauismus und der Sozialismus. Aber das waren bloß Fragmente, abgesehen davon, daß es einigen dieser Versuche an Tiefe und richtiger Orientierung fehlte. Die Einheit blieb zerbrochen; die Elemente der Zersetzung wirkten stärker und das Ende war die **Weltkatastrophe.**

Dieser Gedankengang besitzt auf alle Fälle eine große Kraft.[1]) Er scheint für das Recht des Katholizismus und gegen den Protestantismus zu sprechen. Und nun ist die Tatsache noch einmal zu bedenken, daß den Reformatoren selbst der Bruch mit der Einheit der Kirche furchtbar war und sie großen Wert darauf legten, **katholisch zu bleiben und zu heißen.**

2.

Man wird in der Tat immer weniger um die Wahrheit herumkommen, daß der Katholizismus eine Reihe von Wahrheiten (vielleicht ist es im Grunde nur *eine*?) vertritt, die der Protestantismus vernachlässigt oder vergessen hat.

a. Da ist nun gewiß in erster Linie sein *Universalismus* zu nennen. **Die katholische Kirche repräsentiert in all ihrer Unvollkommenheit** doch bis auf diesen Tag stärker als irgend eine andere Macht oder Einrichtung die Idee einer Einheit der ganzen Menschenfamilie in einer geistigen Bestimmung: Una, sancta, catholica ecclesia Christi! Aber dieses **Moment der Einheit hat noch einen tieferen** Sinn, den wir durch das moderne Stichwort der *Solidarität* wenigstens andeuten können. Oder, um es noch anders und vielleicht besser auszudrücken: sie hat ein stärkeres Empfinden als der Protestantismus von Sinn, Wert und Tiefe der menschlichen *Gemeinschaft*. In dem vielverschrieenen Worte: „Extra ecclesiam nulla salus“ liegt eine sehr große, lange verkannte Wahrheit, die Wahrheit, daß es kein Heil überhaupt und keine echte Gemeinschaft mit Gott, dem Vater, gibt in der Isolierung, sondern bloß in der Verbindung mit den Menschen, der Familie Gottes. Daß

---

[1]) Vergl. dazu auch den Aufsatz: „Die Rückkehr zu Christus“ (April 1917). Dazu meine Schrift: „Ueber den Sinn des Krieges“.

wir Protestanten jenes Wort so anstößig finden, zeigt bloß, wie weit wir von gewissen Grundwahrheiten des Lebens (und des Evangeliums) abgekommen sind. Erst in der modernen Empfindung, die wir durch jenes Wort von der „Solidarität" annähernd auszudrücken versuchen, erwacht wieder etwas von dieser katholischen Wahrheit, heben wir wieder etwas von diesem verborgenen Schatz, der einen Teil des Zaubers bildet, den der Katholizismus auch auf tiefe und freie Menschen ausübt. Denn warum ist es je und je auch selbstständigen Naturen so ungeheuer schwer gefallen, sich von der Kirche zu trennen? Weil sie diese Wahrheit tief empfanden, weil sie vor dem Urfrevel, der Isolierung, des Ketzertums im Sinne der Häresis (Zertrennung, Zerreißung) erbebten.

Freilich hat der Protestantismus dafür einen andern Schatz gehütet, den er vorher erst wieder entdecken und ans Licht heben mußte: den Individualismus, das Recht des Einzelnen, besonders sein tiefstes und heiligstes, das unmittelbare Verhältnis zu Gott. Diese Wahrheit, die auch eine Grundwahrheit alles Lebens (und des Evangeliums) ist, hervorzuheben, war so dringend nötig, daß darob die andere, die den Reformatoren gewiß auch nicht unbekannt war, eine Verkürzung erfahren mußte. Diese Entwicklung war um so berechtigter, als es ja ohne rechten Individualismus, besser gesagt: ohne kraftvolle und ihres göttlichen Rechtes bewußte Einzelne auch keine rechte Gemeinschaft gibt — eine Wahrheit, die wohl niemand so stark und tief ausgesprochen hat, wie Alexander Vinet. In der Tat ist denn auch der Katholizismus mehr bloß zum Schema, zur abstrakten Idee einer Gemeinschaft gelangt, als zu einer Verwirklichung solcher in menschlichen Beziehungen. Es fehlte dafür an Demokratie. Die religiöse Demokratie des Katholizismus blieb eben mehr Schema und Idee, als daß sie Fleisch und Blut geworden wäre. Die Kirche war und ist doch eine autoritäre und absolutistische Einrichtung, und Herrschaft verträgt sich nicht mit Gemeinschaft. Gemeinschaft setzt Demokratie voraus.

Das Verhältnis gestaltete sich also dergestalt, daß der Katholizismus die Idee der Gemeinschaft stärker festhielt als der Protestantismus, dieser aber die Bausteine dafür besser herausarbeitete. Aus dieser Entzweiung der beiden Elemente entstand schwere Entartung: aus der Idee der Gemeinschaft wurde die Autokratie, der Gegenschlag gegen sie wurde die Anarchie, die im heutigen Bolschewismus wieder nach einer Form schreit, wenn auch sich selbst nicht verstehend. Der einseitige Individualismus aber führte zu dem gleichen Ergebnis: einer Atomisierung, die heute in der Verachtung der Demokratie und dem Verlangen nach Diktatur Heilung sucht.

b. Das zweite große Recht des Katholizismus ist seine Forderung, daß alle Wirklichkeit dem Gesetz Gottes untertan sei, die

Theokratie. Das ist ganz der Sinn Christi und durchaus nicht etwa bloß ein alttestamentliches Ideal; denn das Reich Gottes, das er verkündigt und verkörpert, ist ja auch nichts anderes, als vollkommene Gottesherrschaft über alles Leben, besser vielleicht: in allem Leben. Der Unterschied gegenüber dem alten Testament besteht bloß darin, daß der Gott Jesu Christi ein anderer ist (wenn auch nicht ganz ein anderer), als der des alten Bundes, aber das Ziel ist das gleiche. Und es ist auch das Ziel der katholischen Kirche. Es ist das Pathos ihrer großen Päpste, aber auch des Jesuitismus und Ultramontanismus. Von diesem Ideal aus treten sie den rein weltlichen Ansprüchen des Staates und der Nationalität entgegen. Mit Recht — es ist das höhere, geistigere, „christlichere" Ideal. Von da aus treten sie überhaupt einer rein weltlichen Kultur entgegen. Mit Recht — alles Leben soll Gott dienen und seine Ehre verherrlichen. Auch die Einheitstendenz hat hierin wohl ihre tiefste Wurzel: in der Einheit in Gott (oder, was das Gleiche bedeutet: in Christus). Im Kulturkampf mußte die Kirche darum über den Staat triumphieren, wie im Kampf zwischen Kaiser und Papst der Papst und in dem zwischen Zäsar und Christus Christus Sieger bleiben mußte. Diese Tatsachen, die einem gewissen oberflächlichen Liberalismus und Kulturphilistertum so an- anstößig sind, müssen wir begreifen, ja in gewissem Sinne billigen.

Nur ist auch hier eine Kehrseite vorhanden. Diese Theokratie ist eben eine von der Kirche ausgeübte geworden. Das bedeutet, daß an Stelle Gottes die Menschen getreten sind und an Stelle der Freiheit der Zwang. Das bedeutet aber weiter, daß eben auf diese Weise nicht Gott selbst zu seinem Rechte gekommen ist, sondern nur eine unvollkommene Auffassung Gottes. Das bedeutet, daß Staat und Volk, überhaupt die natürlichen Lebensordnungen, wenn sie sich gegen das Kirchensystem auflehnten, damit vielleicht doch auch ein göttliches Recht vertraten, nämlich das der göttlichen Schöpfungswahrheit und Schöpfungsfreiheit. Die katholische Kirche verfiel auf ihrem Wege in einen großen Zwiespalt: sie wollte eine übernatürliche Welt verwirklichen, geriet aber damit tief in die natürliche Welt hinein, ja sank sogar noch unter diese in absoluter Leidenschaft und in Heuchelei. Sie hob den Staat auf und wurde ein besonders schlimmer, weil auch ins Innerste greifender, Staat. Sie verachtete den Gelderwerb und wurde die stärkste Macht des Mammonismus. Sie unterdrückte die Sinnlichkeit und wurde die Brutstätte schlimmster sittlicher Verderbnis. Sie bekämpfte die natürliche Welt und geriet viel tiefer als sie in Egoismus, Machtdrang und Herrschsucht.

Dagegen hat sich der Protestantismus erhoben. Er wollte Wahrheit und Freiheit. Auch sein Ideal ist die Theokratie, aber es soll keine kirchliche, sondern eine laienhafte sein. In den natürlichen Lebensformen soll sie sich vollziehen. Die Gottesherr-

schaft soll zunächst inwendig im Menschen durch den Glauben aufgerichtet werden, von hier aus wird dann nach seiner Meinung von selbst soviel davon in die Welt dringen, als möglich ist. Denn diese ist nun einmal durch die Sünde verderbt und Vollkommenheit gibt es nur jenseits des Grabes und des Weltgerichtes.

Damit ist aber auch schon das Manco des protestantischen Systems angedeutet. Es fehlt seiner Theokratie der Universalismus. Der Gedanke einer Beherrschung alles Lebens und aller Kultur durch das Gesetz Christi tritt vor dem Individualismus des eigenen Heilsbesitzes zurück. Es kommt darauf an, daß man selig werde, die Welt überläßt man Gott. Das ist besonders die lutherische Stimmung. Von hier aus ist der Weg zum religiösen Egoismus nicht weit. Der Protestantismus dieser Art läßt unter dem Vorwand des Gottvertrauens die Sache Gottes in der Welt fahren. Während der Katholizismus die Schöpfung Gottes vergewaltigt, gewährt er ihr eine Freiheit, durch die das Gesetz Gottes verkürzt wird. Immer mehr wird er eine bloße Weihe der Welt und trifft hierin mit der katholischen Kirche zusammen. Und während diese, den Staat aufhebend, selbst Staat wird, macht der Protestantismus, den Staat freigebend, ihn zur Kirche und seine Anliegen zur Religion.

Das Ergebnis dieser Teilung der Wahrheit ist wieder verhängnisvoll. Es tritt ebenfalls in der heutigen Katastrophe zu Tage. Die theokratische Zwangsherrschaft der Kirche erzeugt so gut wie die physiokratische des Staates die Anarchie, die ihrerseits in neuen Zwangs- und Gewaltformen irrend eine Erlösung sucht.

c. Der Katholizismus vertritt ferner das Recht einer übernatürlichen Welt. Das bildet nur die Fortsetzung des bisher Ausgeführten. Und zwar handelt es sich um das Recht des Uebernatürlichen über diese Welt; denn im übrigen vertritt auch der ursprüngliche Protestantismus das Uebernatürliche, nur als ein rein jenseitiges Ziel oder ein bloßes Gut der individuellen Seele. Die katholische Kirche als Ganzes dagegen ist die Behauptung einer solchen übernatürlichen Welt als Beherrscherin und Erlöserin der natürlichen auf allen Lebensgebieten. Auch darum steht die Kirche über dem Staat, der Papst über dem Kaiser, der Priester über dem Laien, dazu der Sonntag über dem Werktag, das gottgeweihte Cölibat über der Ehe, das Sakrament über der alltäglichen Verrichtung, die ganze heilige Welt, die durch die Kirche symbolisiert wird, über der profanen.

Das ist nun wieder das Recht des Katholizismus. Darin stellt er die Wahrheit des Reiches Gottes dar, das auch ein Reich über dieser natürlichen Welt ist, diese zu beherrschen und zu erlösen bestimmt. Wenn der Katholizismus auf diesem Wege mit der natürlichen Welt und ihrer Kultur in Konflikt gerät, so teilt er damit das legitime Schicksal des Reiches Gottes und ist darin

wieder dem liberalen Kulturphilister überlegen. Ein Christ soll seinem Volk und seiner Familie absagen und seinen Hausgenossen zum Feinde werden können um Christi willen.

Die Kehrseite dieser Wahrheit haben wir nun schon dargestellt. Die katholische Kirche verstrickt sich, wie wir gezeigt haben, mit ihrem Kampf gegen die natürliche Welt selbst tief in diese und sinkt sogar noch unter sie. Der Protestantismus will dem gegenüber die göttliche Schöpfungsfreiheit der Welt wieder herstellen und andererseits das Uebernatürliche ins Jenseits und ins Heiligtum der einzelnen gottverbundenen Seele verlegen. Aber auch er gerät auf seinem Wege in starke Verweltlichung hinein und wird zur Apotheose des Kulturphilistertums. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß er, indem er das sehr weltliche Tun der Welt (besonders des Staates) mit seiner Rechtfertigung begleitet, ebenfalls tief unter sie sinken kann. Denn die protestantische Kriegstheologie und Kriegsphilosophie ist schlimmer, weil perverser und fanatischer, gewesen als die brutale Ideologie der Welt.

d. Der Katholizismus wahrt sodann auf seine Art das Recht des Aristokratischen im geistigen Leben. Denn er betont die Notwendigkeit der Autorität, also der Führerschaft. Er stellt den Mönch über den Weltmenschen, den Heiligen über die Durchschnittsnatur. Er schafft also eine Rangordnung der Geister. Er anerkennt damit das Recht eines individuellen Weges und individueller Pflichten. Er schlägt nicht Alle über den gleichen Leisten. Er läßt die gottgeschaffenen Unterschiede in der Art und Berufung der Menschen gelten. Und doch hebt er die Demokratie nicht auf. Denn prinzipiell ist jedem der Zugang zum Höchsten, z. B. zum Papsttum, offen. Er hängt jedenfalls nicht von Geburt, Stand und Geld ab. Auch sind vor Gott Alle gleich. Die katholische Art ist besonders eine Quelle wunderbarer Demut der Seele geworden, die im Dienen, nicht im Herrschen ihre höchste Freude und Ehre findet.

Es ist wieder Lebenswahrheit und Wahrheit des Evangeliums zugleich. Auch das Reich Gottes kennt Unterschiede, kennt Groß und Klein. Viele sind berufen, Wenige auserwählt. Einige können die höchste Wahrheit fassen, Andere nicht. Wer vollkommen sein will, gibt Hab und Gut weg, wer nicht so hoch strebt, kann bei Hab und Gut Gott dienen. Alle sind Kinder Gottes und Keinem von außen her das Höchste versperrt. Und ihre Krone ist das Dienen.

Der Unterschied ist, daß das, was im Evangelium und also im Reiche Gottes bloß Gottes Sache ist, also auf ganz freie und geistige Weise vor sich geht, in der Kirche zu einer Sache der Menschen, einem Menschenwerk wurde, und daher willkürlich, künstlich und am Ende tief unwahr und verderbt. Als Menschenwerk führt es zuletzt doch leicht zu Selbstüberhebung und Befriedi-

gung des Machtdranges. Das ists, was wieder der Protestantismus sieht. Er will Allen den Weg unmittelbar zu Gott selbst frei machen und so Allen das Höchste öffnen. Er will den Werktag zum Sonntag, die Arbeit zum Gottesdienst und die Familie zum Tempel machen. Er ist also erst recht demokratisch, aber nicht in der Meinung, das Niveau herabzusetzen, sondern es für Alle zu erhöhen. Er ist also auch erst recht aristokratisch. Nur soll alles wieder aus Menschenwerk Gottes Sache und damit von Willkür und Heuchelei erlöst werden.

Aber auf diesem Wege ist der Protestantismus eben doch dazu gelangt, das Ideal herunterzusetzen, eine Gleichheit herzustellen, die durch Aufopferung des Außerordentlichen erkauft war, und den Menschen einzureden, daß sie gute Christen seien, wenn sie die Steuern zahlten und für die Familie sorgten. Auf der andern Seite führt seine Autonomie leicht zur herrischen Selbstbehauptung, ja zum Hochmut, der leicht zum Imperialismus entarten und damit völlig verweltlichen kann. Er entleerte das Leben mit Gott des heroischen Elementes. Dieses behielt der Katholizismus wenigstens auf symbolische Weise bei. Da er aber dafür auf das „Alle" verzichtete, so ließ er die Masse in die Welt versinken, erhielt sie in Unmündigkeit und gewährte ihr dafür die mütterliche Vergebung und den zeitlichen und ewigen Schutz. Das Ergebnis war wieder, daß die Bevormundung zur Auflehnung und zu einem oberflächlichen Demokratismus führte, aber ähnlich auch die protestantische Gleichheit entartete, worauf dann das Ende ein Bankerott aller Freiheit und eine Sehnsucht nach Knechtschaft war.

e. Aehnliches ist endlich von der Tatsache zu sagen, daß der Katholizismus die Notwendigkeit der Werke betont. Auch darin vertritt er ursprüngliche Lebens- und Gottesreichwahrheit. Die Liebe muß sich im Gehorsam zeigen, der Glaube in Werken. Das Innere beweist seine Echtheit durch Aeußerung. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Das Aeußere wirkt auf das Innere zurück. Wenn man Gott nur im Glauben erfassen kann, so kann man den Glauben nur bewahren und mehren im „Gehorsam des Glaubens". Wer Gottes Willen tut, wird seine Wahrheit erkennen.

Dieser ganze Zusammenhang ist in dem katholischen Werkesystem verkörpert. Darin hat es im Großen und Kleinen seinen Sinn und sein Recht. Sogar der Rosenkranz ist nicht ohne Anteil daran. Vieles vom Gewaltigsten und Herrlichsten, was unter Menschen geschehen ist, besonders viele Wunder der Liebe, sind aus dieser Quelle, diesem Kampf um die Vollkommenheit im Werke, geflossen.

Aber wieder vertritt die Kirche die Wahrheit in falscher Form, nämlich in Aeußerlichkeit und Unfreiheit, versetzt mit viel Lohnsucht und Selbstgerechtigkeit. Sie trennt damit den Menschen von Gott und bindet ihn an sich selbst. Sie macht ihn des Heils unsicher, ja friedlos. Darum stellt der Protestantismus den Werken den

Glauben gegenüber und vertritt damit eine andere große Wahrheit. Daß er sich dabei ebenfalls auf das neue Testament berufen darf, und zwar nicht bloß auf Paulus, braucht nicht bewiesen zu werden. Der Protestantismus will damit von dem Menschenwerk und seinem Zwang zu Gott selbst und seiner Freiheit zurückkehren. Wir haben die Macht und Herrlichkeit des Glaubens anderwärts schon oft geschildert. Er ist vor allem das Urelement der Freiheit und Wahrheit des Lebens.

Aber in seinem Eifer, diese Wahrheit zur Geltung zu bringen, wird der Protestantismus dogmatisch. Er legt sie in ein Prokrustesbett, übersieht ihre Ergänzung, macht ein Dogma daraus und verfällt damit selbst auch wieder, genau wie der Katholizismus, in Menschenwerk. Dazu stimmt es, wenn sein „Glaube" schließlich das einzige der Werke wird, auf das man so gut stolz ist, wie der Katholik auf irgend eine Kasteiung des Leibes oder der Seele. Seine „Innerlichkeit" kann schließlich soweit führen, daß er das Aeußere seinen „Eigengesetzen", das heißt dem Teufel, überläßt, wie im Weltkrieg offenbar geworden ist, während der Katholik ob den „Werken", durch die er seine Vollkommenheit schafft und seinen Himmel verdient, ebenfalls die Sache Gottes vergißt und, da er einmal in Menschenwerk verstrickt ist, schließlich mit all seiner Frömmigkeit in der Welt aufgeht.

f. Ein analoges Verhältnis zwischen dem göttlichen und menschlichen Faktor zeigt sich in der Auffassung der Offenbarung Der Katholizismus findet diese, ohne die überragende Bedeutung der heiligen Schrift zu leugnen, doch auch in der Tradition, also in der menschlichen Gemeinschaft, die ja deren Hüterin ist. Er glaubt demgemäß an eine gewisse Entwicklungsfähigkeit der in Chistus hervorgetretenen Wahrheit, also gewissermaßen an eine fortlaufende Offenbarung.

Das entspricht ganz gewiß wieder dem Sinn des neuen Testamentes, dem Glauben an den lebendigen Gott und die fortlaufende Leitung der Gemeinde Christi durch den heiligen Geist. Es ist eine Grundbestimmung des neuen Testamentes, daß die volle Enthüllung der Wahrheit noch vor uns sei, daß Gottes Reich komme. Dadurch daß die katholische Kirche diese Wahrheit vertritt, bindet sie sich fest an Gott allein, an sein lebendiges Walten, an dasjenige Wort, das stets neu aus seinem Munde geht.

Aber nun gerät sie paradoxerweise gerade damit wieder ins Menschliche hinein. Sie macht zur Hüterin dieser fortlaufenden Offenbarung eine menschliche Institution. Diese läßt das lebendige Wort Gottes zum Dogma erstarren. Sie wagt nicht einmal recht, an eine fortlaufende wirkliche Offenbarung, d. h. an ein Hervortreten neuer Wahrheit Gottes, zu glauben. Dazu fehlt ihr die geistige Freiheit. Sie legt also, was sie Neues behaupten will, bloß in das Alte hinein, macht sich bloß zur Interpretin. Einen

wirklichen Glauben an den lebendigen Gott und das Walten des heiligen Geistes hat sie nicht. Und so kommt es doch bloß zu einem menschlichen Machen und das Allzumenschliche, der Trug im Dienste des Machtwillens, drängt sich vor.

Dagegen erhebt sich der Protestantismus im Namen Gottes, dem allein die Ehre gebührt und führt vom Menschenwerk zurück zum Worte Gottes. Diesen Sinn hat der Rückgang auf die Bibel. Gott allein kann Offenbarung schenken und zwar will er es unmittelbar tun. Auch das im Geiste der Bibel! Aber wieder ereignet sich die Paradoxie des Anlangens beim Menschenwerk. Denn nun wird das Wort Gottes an ein Buch gebunden. Nun schreibt der Mensch Gott vor, wie er sich offenbaren dürfe und dekretiert, daß dies nur einmal an einem bestimmten Punkte in der Geschichte vorgekommen sei. Nun wird die Interpretationskunst d. h. die Schriftgelehrsamkeit, unendlich wichtig. Nun entsteht unermeßlicher Streit über den Buchstaben. Und durch alledies kommen wir vom lebendigen Gott, dem heiligen Geist und lebendigen Christus weit ab. So laufen beide Wege wieder an einem Punkte zusammen: in der Trennung des Menschen von Gott und dem Versiegen seiner unmittelbaren Offenbarung.

g. Dieses Verhältnis setzt sich im allgemeinen fort in der Perspektive für das Kommen des Reiches Gottes. Die katholische Kirche vertritt auf ihre Weise die Wahrheit des Entwicklungsgedankens. Die Sache Christi ist ihr nicht in erster Linie eine Theorie, sondern eine Geschichte, eine Bewegung. Diese läuft im Jenseits weiter. Auch mit dem Tode ist des Menschen ewiges Los nicht notwendig entschieden, außer im Falle unbereuter Todsünde. Es gibt auch jenseits des Grabes Möglichkeiten des Aufstieges, der Entscheidung, der Erkenntnis. Und es gibt ein Zusammenwirken von Gott und Mensch und Mensch und Mensch, wie auf Erden so auch über das Grab hinaus, auch zwischen Toten und Lebendigen, die einander helfen können und sollen und nicht durch einen unüberschreitbaren Abgrund getrennt sind. Das liegt alles gewiß wieder in der Linie des Glaubens an das kommende Reich und an die enge Verbundenheit von Gott und Menschen in der Mitarbeiterschaft. Aber auch hier wieder tritt die Vermenschlichung im schlimmen Sinne ein. Das menschliche Machen, die Vermischung von Gott und Mensch, das Heidentum, die Magie, und damit die Entwertung des Gottesreichsglaubens. Der Protestantismus bringt dieser Entartung gegenüber Gott zu seinem Rechte, und setzt an die Stelle der Vermischungen und Relativitäten den richtenden Ernst des Absoluten. Er kennt darum nur „Himmel“ und „Hölle“, kein „Fegfeuer“. Er stellt die Ewigkeit in ihrem ganzen unendlichen Ernst und mit ihrem unerbittlichen Entweder-Oder vor die Seele. Aber er entrinnt nicht der Gefahr der Sentimentalisierung und Verweltlichung des Ewigkeitsglaubens. Er vernachlässigt den Ent-

wicklungsgedanken, der doch das Korrelat des schöpferisch-lebendigen Gottes ist. Er scheidet Gott und Mensch, Diesseits und Jenseits so stark, daß sie einander fremd und damit Gott, Gottesreich und Jenseits irreell werden. Wieder treffen beide Einseitigkeiten in der Entleerung der Wahrheit des Gottesreiches zusammen.

h. Endlich möchte ich noch ein Wort vom katholischen Kultus, besonders von den Sakramenten sagen, also von dem, was uns am katholischen Wesen vielleicht am allerfremdartigsten vorkommt. Ich wage die Behauptung, daß auch darin eine Wahrheit enthalten sein könne, die wir Protestanten bloß nicht mehr zu fassen imstande sind, die aber im Fortschritt des Reiches Gottes noch einer wunderbaren Offenbarung und Entfaltung fähig ist. Es ist einmal die Wahrheit, daß alles Leben Gott geweiht werden muß, um von seiner bloßen Natürlichkeit, von dem Verderbten, das in ihm ist, erlöst zu werden. Es ist aber noch mehr: es ist die Ahnung, daß es eine Ordnung der Dinge gebe, die einerseits über das Natürliche hinausreiche, anderseits aber das Natürliche zu sich hinaufziehen, es auf eine höhere Stufe erheben und es damit zu seinem Organ, zu einem Heilmittel, einer zugleich geistigen und körperlichen Nahrung machen könne.

Ich deute dieses Geheimnis bloß an. Man wird solche Gedanken Mystik schelten, aber das ist mir noch kein Vorwurf. Es handelt sich hier um Dinge, die erst wenn wir auf eine höhere Stufe menschlich-göttlichen Wesens gelangt sind, ihren Sinn entschleiern werden. Im Evangelium sind dafür Ankúpfungspunkte genug vorhanden.

Man wird vielleicht auch von Magie reden. Tatsächlich hat sich ja gerade an dieser Stelle viel Aberglaube und Zauberwesen und Unfug aller Art angesetzt. Dagegen hat sich wieder der Protestantismus mit Recht gewehrt. Er hat eine große Reinigung vollzogen, die nötig war. Aber er hat das Sakrament nicht aufgehoben. Seine Meinung war ja wohl, daß alles Tun ein Sakrament und alles Leben Gottesdienst sei — also die Vollendung des Katholizismus. Aber er hat auch hier noch nicht die Konsequenzen gezogen. Er hat eine kahle Stelle geschaffen, auf der eines Tages neues Grün wachsen muß, das nicht mehr durch Unkraut erstickt wird.

Inzwischen hat diese Teilung der Wahrheit wieder zu einem Doppelverhängnis geführt. Wenn das katholische Sakramentswesen zuletzt beim Materialismus angelangt ist, so seine protestantische Beseitigung nicht minder. Wir werden das Geheimnis des Verhältnisses von Materie und Geist vom Reiche Gottes aus neu verstehen müssen, indem wir gleichzeitig materialistischer und spiritualistischer werden. Wer es fassen kann, fasse es!

Vielleicht ließe sich übrigens dieses Beispiel verallgemeinern. Wir könnten vielleicht sagen, und kämen damit der Wahrheit wohl

am nächsten, daß der Katholizismus im Sinnbild Wahrheit darstelle, die im Gottesreich **Wirklichkeit** sei. Die katholische Kirche nähme dann dem Gottesreich gegenüber die gleiche Stellung ein, wie nach dem Hebräerbrief der neue Bund gegenüber dem alten: sie wäre ein Schatten und Modell („Typus") des Gottesreiches. Und wie die Natur eine Vorahnung und Vorbildung des Geistes ist, so wäre die Kirche eine Vorahnung und Vorbildung einer höheren geistigen Wirklichkeit.

3.

Und der Protestantismus?

Nun, dieser würde eben zu jener Erfüllung mitgehören. Diese wäre, anders gesagt, zugleich eine Erfüllung und Auflösung sowohl des historischen Katholizismus wie des historischen Protestantismus.

Doch sehen wir genauer zu!

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist, daß Protestantismus und Katholizismus, als Prinzipien betrachtet, zwei zueinander gehörige, einander ergänzende Wahrheiten sind, die, wenn sie isoliert auftreten, in ihrer geschichtlichen Verkörperung zu Entartungen führen und im Irrtum schließlich ebenso zusammentreffen, wie sie idealiter in der Einen Wahrheit beschlossen sind. Die ganze Wahrheit ist sowohl katholisch als protestantisch. Sie verbindet Individualismus und Gemeinschaft, Freiheit und Autorität, Glauben und Werke, Schöpfung und Erlösung, natürliche und übernatürliche Welt, Kultus und Gottesdienst des Lebens, einmalige und fortlaufende Offenbarung, Absolutheit und Entwicklung, trotzige Selbstbehauptung und demütige Selbstverleugnung, Gottheit und Menschheit. So oft wir nur die eine Hälfte dieser durchgängigen Doppelwahrheit vertreten, werden wir „Häretiker" im tieferen Sinn des Wortes, d. h. wir „zertrennen" die ganze Wahrheit, „reißen" etwas von ihr „ab", führen ein „Schisma", eine Spaltung herbei. Wir begreifen nun vielleicht auch die katholische Abneigung gegen das Ketzertum. Es verbirgt sich darin eben die tiefe Empfindung, daß es nur Eine Wahrheit gibt, und daß die Wahrheit einigen soll, ja daß sie allein Einheit schaffen kann, daß daher ein willkürliches Sich-los-reißen von ihr ein Frevel ist und alles Sich-los-reißen in der Gefahr des Frevelns steht. Gott ist nur Einer und darum kann ein Mensch, der ihn kennt, oder zu kennen glaubt, keine Ruhe finden, bevor Alle ihn kennen und miteinander in ihm verbunden sind. Diese Empfindung wird bloß durch die katholische Kirche falsch ausgedrückt, entsprechend ihrem Kirchenwesen, weil sie menschlich bewerkstelligen will, was nur vor Gott selbst und in ihm allein gilt, daher gerät sie in Irrtum und Gewalt und verkehrt die Wahrheit ins Gegenteil. Anders gesagt: Es gehört auch zu dieser katholischen Wahrheit die protestantische Ergänzung, die darin besteht, daß nun diese allgemeine Wahrheit gerade durch kühne Einzelne, die nur Gott gehorchend,

der zu ihrem Gewissen spricht, den Bannkreis der bisher gültigen, aber vielleicht starr und gottfremd gewordenen Wahrheit zersprengen, und daß also gerade die Ketzer, die großen Frevler in den Augen des Nur-Katholiken, vielmehr die Pioniere Gottes sind.

Wie sollen wir uns denn stellen?

Die naheliegende Schlußfolgerung ist, daß wir versuchen müssen, Katholizismus und Protestantismus zu verbinden.

Das ist auch als Ziel richtig formuliert. Ich glaube, daß wir uns zu diesem Programm kühn und entschlossen, alle geschichtlichen Gebundenheiten hinter uns werfend, bekennen müssen. Es ist eine reife Frucht der Entwicklungen, die seit dem sechzehnten Jahrhundert eingetreten sind. Wenn es auch sogar uns Protestanten auf den ersten Blick wie ein Verrat am Erbe der Väter vorkommen will, so hoffen wir doch gezeigt zu haben, daß es im Gegenteil gerade die Ausführung ihres Wollens ist. Denn niemals war ihre Meinung, daß es bei dem Bruch, zu dem es gegen ihren Willen gekommen war, sein Bewenden haben solle. Er war nur erträglich und entschuldbar als Einleitung zu einer wirklichen Reformation der ganzen Christenheit, die wieder zu ihrer Einheit führen mußte. Wir vollstrecken ihr Testament, wenn wir endlich dieses Programm wieder aufnehmen. Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts war nicht ein Ende, sondern ein Anfang.

Aber welches soll der Weg zu diesem Ziele sein?

Es bieten sich mehrere falsche an. Wir könnten den Versuch machen, jene getrennten Stücke der Wahrheit sorgsam zusammenzufügen, Stück für Stück, um auf diese Weise wieder zu der ganzen Wahrheit zu gelangen, in der Meinung, daß wir dann etwas wie ein überkonfessionelles Christentum vor uns hätten. Aber wir wissen, daß dies eine Gliederpuppe wäre. Durch Aneinanderfügen von Stücken gelangt man im geistigen Leben, wie überhaupt im Lebendigen, nie zu einem Ganzen; geistige Wahrheit, die lebendig sein soll, muß aus Einem Gusse und von Einem Wuchse sein.

Oder sollten wir vielleicht Versuche einer Wiedervereinigung der beiden Konfessionen machen, etwa so, daß wir uns bemühten, von beiden Denkweisen die Ecken und Spitzen abzuschleifen, damit der Rest sich leichter ineinanderfüge? Auch hier heißt es: Vestigia terrent. Aehnliche Versuche haben noch immer Schiffbruch gelitten und wären auch heute, und heute erst recht, dazu verurteilt.

Welches ist denn der Weg?

Wir gelangen auch diesmal, wie immer, zur Klarheit, wenn wir auf den schauen, zu welchem sich doch Katholizismus und Protestantismus gleichmäßig bekennen: auf Jesus, den Christus. In ihm sind auch Katholizismus und Protestantismus vereinigt.

Wieder stoßen wir auf die wunderbare Eigenschaft des Evangeliums, daß es durchgehends eine coincidentia oppositorum, eine

Einheit der Gegensätze, ist. Es bestätigt darin seine Bestimmung, die Erlösung und Befreiung der abgefallenen und zerrissenen Schöpfung zu sein, daß es die Wahrheit, die in Gott einig, aber durch die Gottesferne zerrissen, götzenhaft und zu feindlich mit einander kämpfenden Teilen geworden ist, wieder einigt, indem es die Teile zu dem einen und wirklichen Gott zurückführt. Das göttlich paradoxe Zeichen davon ist eben sein antinomischer Charakter, die Tatsache, daß es in einer lebensvollen Einheit verbindet, was sonst als Widerspruch auseinanderklafft; daß es einigt, wo die Logik trennt. Es ist weder bloß individualistisch, noch bloß solidarisch, oder gar bloß das Eine etwas mehr als das Andere, sondern beides gleich stark, ganz individualistisch und ganz solidarisch, Eins, *weil* das Andere, Eins im Andern. Es ist — im gleichen Sinne — ganz übernatürlich und ganz natürlich. Es ist ganz aristokratisch und ganz demokratisch. Es stellt ganz allein auf Gott ab und ganz allein auf den Menschen. Es legt nur auf den Glauben Wert und nur auf die Werke. Es fordert das Absolute, lebt ganz im Ewigen und rechnet doch mit Entwicklung und Wachstum. Das Reich Gottes ist ihm schon da und doch kommt es erst. Die Wahrheit ist offenbar, aber sie soll erst noch enthüllt werden. Kurz, alle Wahrheit des Katholizismus ist darin verbunden mit aller Wahrheit des Protestantismus. Aber diese Verbindung ist durchaus organisch. Diese Gegensätze der Logik bilden im Organismus eine Polarität des Lebens, durch die allein jedes Glied Wahrheit ist. Es ist alles Widerspruch, aber trotzdem — nein, gerade darum — alles Friede.

Damit aber ist uns der Weg in großer Klarheit und Einfachheit vorgezeichnet: *Wir überwinden und vereinen Katholizismus und Protestantismus, indem wir zu Christus zurück vorwärtsgehen.*

Wir können es auch, unserem Ariadnefaden gemäß, so formulieren: *in der* **Religion** *sind Katholizismus und Protestantismus getrennt, im* **Reiche Gottes** *vereinigen sie sich.*

Im Hineinwachsen in Christus und in das Reich Gottes kommen wir ohne Eklektizismus und ohne falsche Versöhnungsversuche, von selbst und organisch zur ganzen Wahrheit. Es wirkt hierin wie überall: es löst auf, indem es erfüllt und es erfüllt, indem es auflöst.

4.

Bedeutet dies nun, daß wir bloß die „Entwicklung“ sollen walten lassen, die uns von selbst diesem Ziele entgegenführe, aber selbst nichts tun? Das widerspräche gerade dem Grundzug des Reiches Gottes, das immer sowohl Aufgabe als Gabe ist und immer ein Zusammenwirken von Gott und Mensch verlangt.

Wir können und sollen allerlei tun, das uns diesem Ziele näher bringt. Einmal ist es schon wichtig, daß wir uns dieses Ziel setzen und damit aus den Beschränktheiten der letzten Jahrhunderte herauskommen. Wir können und sollen uns namentlich klar machen, daß wir heute einer neuen Einheit der ganzen „Kultur" entgegenstreben müssen. Daß diese Einheit nur durch eine Unterwerfung aller Wirklichkeit unter die Herrschaft Gottes zustande kommen kann, ist uns dabei ebenso selbstverständlich, wie daß diese nur in völliger Freiheit wirklich werden und ihr Wesen haben kann. Das katholische Ideal der Einheit alles Lebens in Christus muß auf dem Boden des Protestantismus verwirklicht, die Kirche im Gottesreich erfüllt und aufgelöst werden.

Wenn wir dieses Ziel einer neuen Einheit, einer Ueberbietung von Katholizismus und Protestantismus im Gottesreiche, vor Augen haben, dann werden wir freilich auch eine Versöhnung zu üben trachten. Diese wird allerdings nicht in plumpen Annäherungsversuchen bestehen, sondern in der Vermeidung aller gehässigen und törichten, also der üblichen protestantischen Polemik gegen die katholische Kirche; in dem Bemühen, zu einem tieferen Verständnis des „Gegners" vorzudringen; in der ernsten und liebevollen Aufmerksamkeit auf ihre Geschichte und Gegenwart, ihre Ideale und Probleme. Sollte nicht die absolute Trennung, die allmälig zustande gekommen ist, um jeden Preis überwunden werden? Ist sie nicht ein Abfall von Christus?

Aber freilich müssen uns dabei die „Entwicklungen" zu Hilfe kommen. Dieser Weg wird in eine Sackgasse führen, wenn er nicht auch Gottes Weg ist.

Es wird uns ja ohne Zweifel entgegengehalten werden, daß wir eine Utopie verträten, die vielleicht gefährlich werden könnte, weil sie den Protestantismus zu einer Art Entwaffnung veranlasse, während sich der Gegner zu einem entscheidenden Schlag rüste. Man wird es als unmöglich erklären, daß das Papsttum sich selbst aufgeben werde. Hier gebe es kein Sowohl-Als auch, sondern nur ein Entweder-Oder.

Was antworten wir?

In Bezug auf den Vorwurf der Utopie im allgemeinen erklären wir ruhig, daß diese Utopie in der des Gottesreiches eingeschlossen ist und deren Schicksal teilt. Im übrigen halten wir es überall für eine verhängnisvolle Taktik, sich dem Verhalten des Gegners anzupassen. Der Protestantismus ist der römischen Kirche gerade dann überlegen, und nur dann, wenn er weiter blickt als sie, wenn er, was die Hauptsache ist, nicht wie sie sich selbst sucht, sondern Gottes Ehre allein, und gern abnimmt, damit Christus zunehme.

Ich sage aber mit Absicht: „römische Kirche". Denn daß ich den Katholizismus, mit dem der Protestantismus sich auf einem

höheren Boden verschmelzen soll, nicht mit der römischen Kirche identifiziere, brauche ich nun wohl nicht mehr lange zu versichern. Ich habe dabei bloß den Katholizismus als Prinzip im Auge, von dem die römische Kirche nur Eine Verkörperung ist, und zwar eine mindestens so unvollkommene, als die protestantischen Kirchen Darstellungen der protestantischen Wahrheit sind. Was die römische Kirche und ihr Papsttum betrifft, so heißt es allerdings: Sit ut est, aut non sit!

Aber die Frage ist, ob die Entwicklungen nicht über diese ecclesia romana hinausführen können. Und da meine ich nun freilich, man dürfe beim Abschluß einer Weltperiode und Beginn einer neuen mit dem Vorwurf der Utopie nicht allzueilig sein. Wenn die römische Kirche heute alle ihre Kräfte zusammenrafft, so kann das auch den Beginn einer Auflösung bedeuten. Denn das Alter verträgt solche Anspannungen nicht leicht. Rom hat sich selbst so sehr von der Möglichkeit einer wirklichen, d. h. geistigen, Fortentwicklung abgeschlossen, daß man sagen darf: wenn es lebendig wird, so wird es sterben. Denn lebendig werden kann es nur durch neue geistige Kräfte, durch ein Erwachen religiöser Leidenschaft, aber durch diese muß es zersprengt werden. Denn diese haben in den Kanälen, die es nun geschaffen hat, nicht Raum. Also ist ihm die Alternative gestellt: Entweder bleibt es tot, oder es wird lebendig und dann — stirbt es! Wenn es heute noch Eroberungen machen kann, dann macht diese im Grunde nicht Rom, sondern der Katholizismus. Aber gerade dieser wird Rom zersprengen.

Es ist ja auf eine Entwicklung hinzuweisen, die gerade in diesem Zusammenhang die höchste Bedeutsamkeit gewinnt, daß nämlich schon lange ein neuer Katholizismus im Werden ist. Einmal in Form von neuen universellen Bestrebungen. Dahin gehört der Sozialismus; dahin der Völkerbundsgedanke; dahin eine Fülle von internationalen Bewegungen und Gemeinschaften aller Art; dahin auch die neuen ökumenischen Ziele des Protestantismus, die ja besonders in seiner reformierten Form nur ein Aufleben alter Tendenzen sind.[1] Aber auch sonst wächst gerade der Protestantismus aus seiner alten Engigkeit heraus und nimmt die katholische Wahrheit in sich auf. Längst betont er nicht mehr so einseitig wie einst den Glauben allein, sondern verbindet mit ihm die Liebe; längst hält er nicht mehr das alte Bibelprinzip fest, sondern ergänzt es durch eine lebendige Offenbarung. Er überwindet seinen einseitigen Individualismus und gelangt immer mehr dazu, Sinn und Recht der Gemeinschaft verstehen. Er wird gerade durch die neuen Gesellschaftsprobleme immer mehr genötigt, seine ältere Auffassung des Verhältnisses von Gott und Welt zu ändern und das ideale Recht des Katholizismus mit dem Seinigen zu verbinden.

---

[1]) Vgl. dazu den Aufsatz von Pfr. Keller in diesem Hefte.

Er öffnet sich immer mehr der Auffassung, welche die ganze Wirklichkeit für Gottes Herrschaft verlangt. Die Hoffnung auf das auf Erden kommende Reich Gottes wird immer mehr seine zentrale Wahrheit. Kurz: er löst sich mit seiner einstigen Einseitigkeit in die ganze Wahrheit des Reiches Gottes auf und gelangt damit von selbst dazu, auch die katholische Wahrheit zu vertreten.

In dem Maße aber, als dies auf solche Weise geschieht, muß diese in ihrer Einseitigkeit ebenfalls sich auflösen. In der Tat bringt die geistige Entwicklung auch die Grundwahrheit des Protestantismus immer mehr zu Ehren: das demokratische Prinzip, die Freiheit von der Kirche, das Recht des individuellen Gewissens vor allem auch in den höchsten Dingen, setzen sich als Selbstverständlichkeiten durch. Neben dem Drang nach einer neuen Einheit geht der nach einer neuen Freiheit her. Schon wachsen Katholizismus und Protestantismus auf dem Weg zum Reiche Gottes einander entgegen.

Dieses kommt. Es kommt in gewaltigen Stürmen und Geisteskämpfen, die mit dem Erwachen des tieferen Lebens einsetzen werden. Wir sagen aber in einem höheren Sinn:

**„Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurigsüßes Gefühl, lieblicher Frühling, du nahst.“**

5.

Werfen wir nach diesem Aufstieg in die Höhe einen Blick zurück auf das Chaos der Gegenwart, woraus ja unser Problem aufgestiegen ist. Wir haben vorhin bemerkt, daß das Sehnen der Zeit gleichmäßig auf eine neue Freiheit und eine neue Bindung gehe. Sie fordert Demokratie auf allen Lebensgebieten, Loslösung von der Gebundenheit durch falsche Moral und Sitte, Verselbständigung aller bisher Abhängigen, aber gleichzeitig verlangt sie laut oder heimlich nach Disziplin, Askese, Aristokratie, ja Diktatur. Sie zerreißt alle geschichtlichen Autoritäten und sehnt sich doch nach neuem Geführtwerden. Sie begehrt leidenschaftlich nach dem Recht der Individualität, und sehnt sich nicht minder leidenschaftlich nach dem Glück des Aufgehens in der Gemeinschaft, kurz: sie will eben so sehr katholisch wie protestantisch sein.

Wir haben aber angedeutet, wie das Auseinandergehen dieser Doppelwahrheit in den vergangenen Jahrhunderten jenes Chaos der Gegenwart verschuldet habe. Die einseitige Betonung der Autorität führte ebenso zur Anarchie wie die Auflösung aller Autorität die ausschließliche Herrschaft des Gemeinschaftsprinzips ebenso zur Atomisierung der Gesellschaft wie die des Individualismus; die katholische Fassung des Uebernatürlichen ebenso wie die protestantische zum schließlichen Sieg der reinen Welt in Gestalt des Imperialismus, Kapitalismus, Nationalismus, Militarismus. Die Zerreißung der Wahrheit führte zur Zerreißung der Kultur und zur Auflösung. Eine

wilde Unruhe bemächtigte sich der durch die halbe Wahrheit nicht gesättigten Welt und trieb sie zur Selbstzerstörung. Eine notwendige Dialektik trieb die einseitige Wahrheit, die als einseitige eben zugleich Irrtum war, weiter zu einem entsprechenden Irrtum, oder einem, worin sie eine Ergänzung suchte — bis endlich aus dem Wirbel wieder die Eine Wahrheit auftaucht, worin die Kultur wieder ihre verlorene Seele und damit ihre Ruhe finden kann. Eine neue Organisation der Welt von Gott, der Seele und dem Bruder her bahnt sich an. Die Fragmente, in denen die Wahrheit diese Jahrhunderte durch sich dargestellt, werden aufgelöst ins Chaos, das Chaos aber wird sich als ein Schmelzofen Gottes erweisen, woraus jene Wahrheit wieder als Ganzes ans Licht treten wird. Diese neue Einheit können wir den neuen Katholizismus nennen. Es ist der durch den Protestantismus wiedergeborene Katholizismus; es ist eine neue Epoche des Reiches Christi.

So weist das ganze Chaos der Zeit auf letzte und tiefste Probleme des Geistes hin. Von ihrer Lösung empfängt es seine neue Gestalt. L. Ragaz.

Die schweizerische Delegation an das Federal Council der Kirchen Christi in Amerika.

Das Federal Council, das die größte Zusammenfassung des amerikanischen Protestantismus darstellt, hatte im Laufe des Monats März durch seinen Generalsekretär Dr. Mac Farland eine telegraphische Einladung an die schweizerische Kirchenkonferenz ergehen lassen, sich an einer außerordentlichen Versammlung vom 6. bis 8. Mai 1919 in Cleveland vertreten zu lassen. Die bekannt gewordenen Aeußerungen der Presse über die Bedeutung dieser Tagung für den Wiederaufbau der christlichen Gemeinschaft verliehen dieser Einladung eine besondere Wichtigkeit. Dazu kam, daß bei der gegenwärtigen Weltlage die Stärkung der Beziehungen zum kirchlichen Amerika gerade für die Schweiz und ihre Aufgabe als eine besondere Notwendigkeit erschien. Die Kirchenräte von Bern und Zürich beantragten daher dem Büro der schweizerischen Kirchenkonferenz, diese Einladung anzunehmen, obschon das eigentliche Programm noch nicht bekannt war und ersuchten gleichzeitig den Berichterstatter, auf jeden Fall die Reise im Namen der Kirchen von Zürich und Bern zu übernehmen. Gleichzeitig wurden in der Westschweiz Schritte unternommen, um auch einen welschen Abgeordneten für die Beschickung der Konferenz zu gewinnen. Leider war das in der kurzen Zeit nicht möglich, doch schloß sich die Genfer Kirche der gesamtschweizerischen Aktion insofern an, als das Consistoire dem Delegierten, der jahrelang im Dienste der Genfer Kirche gestanden hatte, eine Botschaft an das Federal Council mitgab.

Inzwischen war auch von Seiten des Büro's der schweizerischen Kirchenkonferenz, das wegen der Knappheit der Zeit von sich aus handeln mußte, ohne erst alle Kirchen befragen zu können, Auftrag und Vollmacht an den Berichterstatter ergangen, die schweizerischen Kirchen in ihrer Gesamtheit zu vertreten.

Von den Bundesbehörden, die die Bedeutung der Reise sofort erkannt hatten, aufs wohlwollendste unterstützt durch Anweisung der Gesandtschaften und Gewährung eines diplomatischen Visums, erreichte der Delegierte in Liverpool ein Schiff, das ihn rechtzeitig nach Amerika bringen sollte. Aber am Tage der Abfahrt brach ein Streik der Dockarbeiter aus, die jedes Ein- und Ausladen der Schiffe verhinderten. Der Wille, die Sehnsucht war beflügelt, aber die Baltic — so wollte es die Force majeure — lag unbeweglich im Dock. Der kleine Zeitvorsprung der noch blieb, näherte sich bedenklich seinem Ende und es wurde nach einem sechstägigen Streike schließlich fraglich, ob die Konferenz noch erreicht werden könne. Es blieb die Möglichkeit, bei gutem Wetter früh genug in Halifax anzukommen, um von dort aus direkt nach Cleveland zu fahren, daneben auch die Ueberlegung, daß es für die schweizerischen Kirchen im gegenwärtigen Augenblick unter allen Umständen wichtig sei, eine Fühlung mit den amerikanischen Kirchen herzustellen.

Sturm und Nebel verlangsamten aber die Fahrt, sodaß die außerordentliche Vertreterversammlung in Cleveland nicht mehr zu erreichen war. Unterwegs erreichte mich auch eine Botschaft, die mich nach New York rief. Dasselbe Hindernis hatte sich auch andern Delegierten in den Weg gestellt. Statt der Mitwirkung in Cleveland blieb die Möglichkeit, die schweizerische Botschaft auf der kurz darauf folgenden Jahresversammlung der Church Peace Union, der Allianz für Freundschaftsarbeit unter den Kirchen, die mit dem Federal Council zusammenarbeiten und in besonderer Weise an den internationalen Beziehungen interessiert sind, zum Ausdruck zu bringen, die offizielle Verbindung mit dem Federal Council, das ja die Executive jener Clevelanderversammlung darstellt, herzustellen, den amerikanischen Protestantismus in seiner Bedeutung für uns kennen zu lernen und durch persönliche Berührung und Benützung der kirchlichen Presse unseren Willen zur Mitarbeit am Wiederaufbau der christlichen Gemeinschaft kräftig auszudrücken.

Das Federal Council hatte die Aufgabe des schweizerischen Delegierten sofort in diesem Sinne aufgefaßt und tat alles, um den Aufenthalt in jeder Hinsicht für die Ausgestaltung unserer künftigen Beziehungen fruchtbar zu machen. Das geschah einmal durch ausgiebige Besprechungen und Fühlungnahme mit der Organisation des Federal Council selbst, das die ausführende Zentralstelle des amerikanischen Kirchenbundes darstellt, sodann durch Besuch der größeren Jahressynoden der einzelnen Kirchen, an denen Vertreter aus ganz

Nordamerika zusammenkamen und ihrer Bildungsanstalten und Hauptquartiere.

Das Federal Council hat den schweizerischen Delegierten mit außerordentlicher Freundlichkeit und weitgehender Gastfreundschaft aufgenommen und ihm von sich aus ein so weit reichendes Reiseprogramm vorgelegt, daß er wegen der Kürze der Zeit manches ablehnen mußte, so die vorgeschlagene Teilnahme an großen Synoden in New-Orleans und Denver, und sich auf den Besuch von Kirchenversammlungen und theologischen Schulen in New York, Lancaster, Ashbury Park, Philadelphia, Washington, St. Louis, Chicago und Boston beschränkte.

Das Federal Council.

Das Federal Council ist das Zentralorgan der größten amerikanischen Kirchenvereinigung, die über dreißig Denominationen mit einer Seelenzahl von gegen fünfzig Millionen darstellt. Neben dem Federal Council laufen — nebenbei gesagt — andere, ähnliche Vereinigungen parallel wie z. B. die Bewegung Faith and Order und das Interchurch Movement, die entweder auf organische Vereinigung oder auf Federation der Kirchen auf bestimmten Tätigkeitsgebieten hinzielen. Das Federal Council besitzt eine Reihe von Kommissionen, die sich neben der Verwaltung mit innerer und äußerer Mission, mit Evangelisation, mit sozialer Tätigkeit der Kirche — mit der Gestaltung der ländlichen Kirchenverhältnisse, mit Temperenz, mit christlicher Erziehung, mit der Pastoration der Armee und Marine, mit der Pflege der internationalen Beziehungen, mit der Neuordnung der orientalischen Verhältnisse, mit der Pflege des Familienlebens und des Sonntags, mit dem Hilfswerk in Frankreich und Belgien zu befassen haben. In dieser gewaltigen Organisation hat der amerikanische Protestantismus, der bisher so zersplittert war, zum ersten Mal einen greifbaren Körper gefunden. Einigung der Kräfte und der Arbeit ist die große Idee, in deren Dienst sich das Federal Council stellt. Zunächst auf nationalem Boden. Die amerikanischen Kirchen, ohne etwas von ihrer Eigenart, ihrem Bekenntnis oder ihrer innern Organisation preiszugeben, haben sich hier vor allem zu einer Arbeitsgemeinschaft verbunden. Aber der Einigungsgedanke, der ihr zu Grunde liegt, zielt weiter. Er soll seine Kraft im Gesamtbereich des Protestantismus erweisen. Deshalb ist dieser Kirchenbund so stark interessiert am Wiederaufbau Europas und an der künftigen Wiederherstellung internationaler Beziehungen.

Die Botschaft der schweizerischen Kirchen, die der Delegierte vor der versammelten Hauptkommission verlas, wollte folgende Hauptgedanken zum Ausdruck bringen:

1. Zunächst sollte einmal das geschichtliche Band aufgewiesen werden, das den schweizerischen Protestantismus mit einer Reihe von amerikanischen Kirchen verbindet, die ihren Ausgang von der zwinglischen oder calvinischen Reformation genommen haben.

2. Sodann sollte ein Eindruck gegeben werden von unserer besonderen Lage inmitten der kriegführenden Nationen und von unserer Liebestätigkeit, durch die wir mit fast allen Völkern in eine enge und wertvolle Verbindung kamen. Unsere Stellung inmitten der Kriegführenden weist uns mit besonderem Nachdruck hin auf die Wiederherstellung der Völkergemeinschaft, die durch einen Allen offen stehenden Völkerbund am besten verwirklicht würde.

3. Die schweizerischen Kirchen sind bereit, am Wiederaufbau der christlichen Gemeinschaft von ganzem Herzen mitzuarbeiten, sobald die Bedingungen hiefür gegeben sind.

Dem Delegierten, der in diesem Punkte eine schweizerische Meinung zum Ausdruck bringen wollte und nicht nur diejenige eines Landesteils, waren gewisse Grenzen gezogen. Einmal durch die vor dem Friedensschlusse stets noch bestehende Spannung und feindselige Stimmung eines Teiles des amerikanischen Volkes, sodann durch die Rücksicht auf die Anwesenheit der französischen und belgischen Delegierten, die einer baldigen Wiederaufnahme der Beziehungen ablehnend gegenüber standen, endlich durch die dem Delegierten mitgegebene ausdrückliche Botschaft der Genfer Kirche, daß sie sich keiner Maßnahme anschließen würde, die nicht voll und ganz durch die befreundeten alliierten Schwesterkirchen geteilt würde.

4. Es sollte hingewiesen werden auf die besonderen Möglichkeiten, die die Schweiz für den künftigen Wiederaufbau bietet, auf ihre sprachliche, geographische und kulturelle Eigenart, ihre internationale Funktion und die allgemeine Sympathie, die ihr den Zutritt zu allen Nachbarländern offen hält. Diese günstigen Bedingungen laden zu gemeinsamer Arbeit ein. Eine wirkliche Völkergemeinschaft kann aber, wie der damals in Amerika eben bekannt werdende Friedensvertrag zeigt, nicht allein von Politikern und Strategen geschaffen werden, sondern nur von Menschen und Gemeinschaften, die sich von den heilenden Kräften Gottes und seines Evangeliums ergreifen und gebrauchen lassen.

Die Botschaft war verfaßt vor dem Bekanntwerden des Friedensvertrages und unterstrich daher stark die in den verschiedenen Reden Wilson's enthaltenen idealen Forderungen, die noch nicht durch den Kompromißcharakter des Friedensvertrages ihren Glanz verloren hatten.

Die Enttäuschung über den Vertrag war auch in Amerika weithin sehr fühlbar. Eine starke Kritik Wilsons setzte ein, sowohl im Kongreß als in der Presse. Aber nirgends wurde die Reinheit seiner Absichten bezweifelt. Auch dieser Vertrag erweist sich als Probe des Glaubens. Den einen nimmt er den politischen Idealismus, der sich in den Botschaften Wilsons so kühn ans Licht gewagt hatte. Die andern scheucht er in politische Gleichgültigkeit und ins geschäftliche Treiben zurück. Wieder andere sättigt er in ihren Bedürfnissen nach Haß und Rache. Aber Tausenden, auch in Amerika, entpreßt er ein trotziges und edles Dennoch! und treibt sie an, auf dieser vorläufigen

Basis mutig und tapfer weiter zu bauen. Amerika ist zu groß, als daß man alle Stimmungen unter eine Formel bringen könnte. Aber dieser mutige Wille ist in einsichtsvollen und führenden Kreisen, für die Wilson selbst ein Ausdruck ist, weithin vorhanden.

Die Verzögerung des Friedensschlusses hat auch auf die Spezialversammlung in Cleveland hemmend eingewirkt. Solange die Weltlage noch so gespannt und der Friede noch nicht geborgen war, mochte sich auch eine solche Versammlung nicht allzu sehr auf unmittelbare praktische Beschlüsse festlegen. Sie hatte zudem noch nicht den ökumenischen Charakter, den man ihr teilweise zugeschrieben hatte. Außer den Delegierten der allierten Länder wurde nur die schweizerische Delegation als die eines neutralen Landes erwartet. Holland scheint wegen innerer Schwierigkeiten nicht zu einer Abordnung gekommen zu sein. Die nordischen Kirchen waren gar nicht vertreten, dagegen neben den allierten Delegierten auch die Waldenserkirchen.

Die Bedeutung der schweizerischen Abordnung lag daher weniger in einem Mitwirken an dort zu fassenden praktischen Beschlüssen, sondern in der Herstellung einer offiziellen Verbindung mit dem amerikanischen Protestantismus überhaupt und in der Vertretung der Schweiz in den praktisch wichtigern Spezialversammlungen, in den besondern Vereinigungen, die zusammen mit dem Federal Council die Wiederanknüpfung internationaler Beziehungen betreiben. Diese Vereinigungen, die in Gegenwart des schweizerischen Abgeordneten kurz nachher ihre Jahresversammlung abhielten, sind die Church Peace Union, die Alliance für Freundschaftsarbeit unter den Kirchen, deren englischen Zweig ich auf der Hinreise besucht hatte, und das Komitee des Federal Council „for international justice and good will.“ In diesen kleinern Organisationen liegt die Exekutive für die internationalen Bestrebungen, ihnen überließ auch die Kirchenversammlung von Cleveland die praktischen Schritte, die nach vollzogenem Friedensschluß für den Wiederaufbau der christlichen Gemeinschaft zu tun sind. Die Versammlung von Cleveland gab für diese kommenden Bestrebungen die Parole aus: „from world war to world brotherhood.“ Daraus wurde eine vierfache Forderung abgeleitet: 1. Eine wirksamere Verkündigung der christlichen Wahrheiten. 2. Eine Durchdringung des christlichen Lebens mit einem neuen Gefühl von Verantwortlichkeit für die Welt. 3. Eine kräftige Anstrengung um zu verstehen, wie eine Neuordnung der sozialen Verhältnisse in Amerika in christlichem Geiste sein müßte und wie sie hergestellt werden könnte. 4. Die Forderung eines beschleunigten und verstärkten Zusammenwirkens der Kirchen.

Aber die allgemeine Weltlage und namentlich die Stimmung in Frankreich und Belgien scheinen eine Beschleunigung dieser Schritte auch nach amerikanischem Urteil noch nicht zu erlauben. Die Ueberlegung der besondern Leiden dieser Länder und ihrer noch lange empfindlichen Zerstörung, nötigt auch den Amerikanern eine besondere Rücksicht ab und eine nachdrückliche Aufklärungsarbeit im Lande durch

die Franzosen und Belgier selbst, die den systematischen Zerstörungswillen der Deutschen in den besetzten Gegenden durch immer neue Beispiele belegt, sorgt dafür, daß die Zurückhaltung gegenüber Deutschland nicht so rasch aufgegeben wird. Die Friedenslage und die Zeit werden da aber bald ihre Wirkung tun müssen.

Inzwischen wird der Glaube an die dem Christentum innewohnenden versöhnenden und völkerverbindenden Kräfte aufrecht erhalten und betätigt vor allem innerhalb jener Organisationen, denen die Pflege und der Wiederaufbau der internationalen christlichen Gemeinschaft obliegt. Ueber der Jahresversammlung dieser verschiedenen Komites waltete ein Geist mutigen Glaubens an die Kraft des Evangeliums, die alles neu schafft, auch die Beziehungen der Völker. Hier findet sich kein rechthaberisches Rechnen mit dem Feinde nach dem Grundsatz des ius talionis, keine richterliche Gebärde, die drohend auf die Reuezeichen des Schuldigen wartet, sondern der Wille, auch dem Feind wieder zur Selbstachtung zu helfen, durch den Glauben an das Gute in ihm, ja ihm wenn nötig, durch Entgegenkommen zur Reue und Selbsteinkehr zu verhelfen, die eine neue Gemeinschaft ermöglicht. Die verlangte und nicht geleistete innerliche Buße scheint nämlich heute bei einem Teil der Christenheit das einzige Hindernis zu sein, das wirklich oder scheinbar den Anlaß gibt, die christliche Pflicht zur Versöhnung und zur Vergebung in ihrer unaufhaltsamen Nötigung noch eine Zeitlang aufzuhalten. Amerika hat nun allerdings nicht die tiefen Wunden erlitten wie Frankreich und Belgien, empfindet daher auch weniger die rein menschlich verständlichen Hemmungen der letzten und höchsten Liebespflicht, die auch den Menschen, auch den Gegner nicht erst moralisch abwägt, sondern ihn retten will. Ein echter Jünger Christi zitierte in diesem Zusammenhange einmal das Wort: „Gott läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“, und scheute sich daher nicht, diesem göttlichen Verhalten folgend der Versammlung zuzurufen: „God bless Germany and Austria and Turkey“! Das ist ein echter und warmer Klang des Evangeliums.

Man muß übrigens sagen, daß nicht alles an dem Zustandekommen einer Weltkonferenz hängt, die übrigens schon für nächsten Herbst geplant worden war. Sie mag jetzt noch gewaltsam und künstlich erscheinen. Begegnungswege zueinander werden zunächst wohl eher gefunden in kleinern inoffiziellen Zusammenkünften und auf Arbeitsgebieten, auf denen die Absichtlichkeit einer gemachten Annäherung unmöglich ist.

Die schweizerischen Kirchen haben allen Grund, mit diesen Organisationen enge Fühlung zu pflegen. Es wurde, schon in London, bedauert, daß die Schweiz an der letzten Versammlung nicht vertreten war. Ein Verharren in einer noch so redlichen Kleinarbeit der eigenen Kirche oder Gemeinde oder in nationaler Selbstgenügsamkeit wäre

heute verfehlt, wo so etwas wie ein protestantisches Gesamtbewußtsein sich trotz Feindschaft und Spaltung wieder zu bilden beginnt.

Der schweizerische Abgeordnete wurde vom Federal Council mit sämtlichen Zweigen seiner Tätigkeit bekannt gemacht. Diese ist unter der außerordentlichen Organisationskraft des Generalsekretärs Dr. Macfarland zu gewaltiger Ausdehnung angewachsen und bis an die Grenzen des augenblicklich Erreichbaren gebracht worden, von der an die einzelnen Kirchen gegenüber dem Bund ihre Eigenwirkung wieder wahren. Das Federal Council hat so eine Bedeutung gewonnen, die im Gesamtbereich des Protestantismus nicht mehr zu übersehen ist und die ihm für die zukünftigen Einigungsbestrebungen eine gewisse Führerschaft sichert. Dies um so mehr, als die ganze Arbeit dieses großen Kirchenbundes nicht vom Willen zur Macht, sondern von einem weitreichenden, die fernsten christlichen Gebiete umfassenden Verantwortlichkeitsgefühl und einem großartigen Opferwillen durchdrungen ist. Auf dieses Amerika — es gibt auch ein anderes — setzen wir eine ganz große Hoffnung. Hier bildet sich ein weltumspannendes evangelischen Gesamtgefühl heraus, das durch Dienen, Gemeinschaft und Einheit herstellen will, eine Art protestantischer Katholizität, die wir heute erst ahnen können und die am wichtigsten Problem der Zeit arbeitet, nämlich an der Verbindung der Freiheit des Individuums mit der Kraft der Gemeinschaft. Aber das Tempo der geschichtlichen Entwicklung wird nicht von unserer Ungeduld bestimmt.

Hier ist ein Aktionszentrum geschaffen, ungebunden durch den Staat, ungebunden durch dogmatische oder parteipolitische Vorschriften, unverführt durch ein Bild äußerer Herrschaft; es will durch Führung dienen; denn nirgendswo hat eine demokratische Gemeinschaft so gut begriffen wie in Amerika, daß gerade eine demokratische Gleichberechtigung zu ihrer Ergänzung einer Führerschaft bedarf, die nur auf freiwilliger Anerkennung der Geführten beruhen kann.

Es ist mir nicht möglich, auf die Tätigkeit des Federal council näher einzugehen, das soll an einem andern Orte geschehen. Ich will nur auf die Arbeit zweier großer Kommissionen hinweisen, die neben der bereits genannten für Pflege der Freundschaftsarbeit unter den Kirchen für uns ein besonderes Interesse haben. Einmal seine Hauptkommission für Mission und dann die andere für soziale Arbeit.

Mission ist die große Angelegenheit des amerikanischen Christentums, das eigentliche Feld für seinen Tätigkeitsdrang, die Möglichkeit heldenhaften Opfers. Mission ist hier nicht eine verschämte Bettelei für eine verschämte Sache, sondern die große, begeisternde Losung der gesamten kirchlichen Gemeinschaft, die hinreißende Vision des Glaubens, der stärkste religiöse Antrieb.

Vertreter dieses amerikanischen Zentralmissionskomites gehören auch zum Emergency Committee, das während des Krieges an die Stelle des Fortsetzungsausschusses von Edinburg getreten ist. Hier

bot sich die Gelegenheit, auch ohne Auftrag das schweizerische Missionsproblem der größern Christenheit ans Herz zu legen, auf die Not unserer schweizerisch-deutschen hundertjährigen Arbeitsgemeinschaft hinzuweisen, die wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen eben so schwer weiterführen als festhalten können, wenn nicht von höherer Warte aus der Grundsatz der Uebernationalität der Mission geschützt wird. Eine Selbständigmachung der schweizerischen Mission wird zwar von verschiedenen Seiten als das Richtigste angesehen, aber nicht aus Gründen der Feindseligkeit gegen die Leistung der deutschen Mission, sondern weil durch diese Beschränkung am ehesten etwas dem eigenen Volkswesen entsprechendes Ganzes und Selbständiges geschaffen und geleistet werden kann. Immerhin gilt im gegenwärtigen Zeitpunkt vorsichtige Zurückhaltung in wichtigen Entscheidungen als das Richtige.

Hier war auch der Ort, um eine Gewissensfrage in das Emergency Committee hineinzuwerfen, die Frage nämlich: Ist es vom Standpunkt der christlichen Gemeinschaft aus zu verantworten, ein christliches Volk sozusagen von der Missionsarbeit auszuschließen und ihm den geistigen Lebenszufluß zu unterbinden, den eine christliche Kirche von der Mission her empfängt und empfangen muß. Möge diese Frage auf die empfindlichste Stelle des christlichen Gesamtgewissens treffen!

Das Comitee „Church and Social Service“ widmet allen sozialen Fragen die größte Aufmerksamkeit und greift auch praktisch in bekannt gewordene Mißverhältnisse ein durch Enquêten und praktische Vorschläge. Zwei Tatsachen des sozialen Lebens Amerikas und zum Teil auch Englands fielen mir ins Auge und weckten in mir ein tiefes sehnsüchtiges Bedauern, wenn ich an unsere Verhältnisse dachte. Einmal der Umstand, daß die Arbeiterschaft die Fühlung mit der demokratischen Idee und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen nicht in dem Maße verloren hat wie bei uns. Sie nimmt auch dem Staat und der Kirche gegenüber nicht die umstürzende Stellung ein wie bei uns. Sodann die Tatsache, daß kapitalistische Kreise mehr als bei uns den Herrn-im Hause-Standpunkt aufgeben — es mag drüben leichter sein — und die Industrie als „Social Service“ betrachten, in welchem dem verständnisvollen Arbeiter eine recht weitgehende demokratische Vertretung im Unternehmen zu gewähren ist. Eine Aussprache über solche sozialen Fragen mit den Leitern zweier Riesenunternehmen, dem jüngern Rockefeller und Mr. McCormick zeigte mir, wie tief die Einsicht in die Notwendigkeit der Demokratisierung der Industrie bereits auch in solche kapitalistische Unternehmungen eingedrungen sein muß, die, wie die Standard Oil Cie., früher bekanntlich weit von solchen Erkenntnissen entfernt waren.

Die soziale Forderung der Zeit und des Evangeliums ist unbedingt im Begriff, tief in die Seele der amerikanischen Christenheit einzudringen. Jedenfalls setzt sich das Federal Council mit ganzer Kraft dafür ein.

Die einzelnen Kirchen.

Aber das eigentliche kirchliche Leben spielt sich natürlich nicht in dieser Zentralorganisation ab, sondern in den einzelnen Denominationen. Es lag daher dem Federal Council daran, mich auch mit den einzelnen Kirchen in Verbindung zu bringen. Das geschah am besten durch Teilnahme an den großen Kirchensynoden, an denen sich Vertreter aus ganz Amerika versammeln, durch Besuch ihrer Hauptquartiere, ihrer Presseleitungen, ihrer führenden Persönlichkeiten und ihrer Bildungsanstalten. Es war natürlich unmöglich, in der kurzen Zeit alle zu besuchen. Ich bin aber doch in engere Fühlung gekommen mit den beiden reformierten Kirchen Amerika's, deren eine zu den zwinglischen Kirchen in besonders nahem Verhältnis steht, mit den Presbyterianern, auf deren Synode in Saint-Louis ich die schweizerische Botschaft ausrichtete, mit den Congregationalisten, Methodisten, Baptisten und den Unitariern, die den liberalen Flügel des amerikanischen Protestantismus repräsentieren und namentlich in New-England großen Einfluß auf die gebildeten Kreise besitzen. Unter diesen Denomationen stehen uns die Reformierten nahe durch ihre Geschichte, die Presbyterianer durch ihre Verfassung, die Congregationalisten durch die große Bewegungsfreiheit und Selbstständigkeit der einzelnen Gemeinde, die Unitarier durch ihre Verwandschaft mit dem schweizerischen Liberalismus. Alle diese Kirchen haben ein ständiges Hauptquartier, wo die Leitung, die Progaganda, die religiöse Presse, die soziale und Missionsarbeit ihren Sitz hat — ein Organisations- und Aktionszentrum, das uns in der Schweiz fehlt und dessen Schaffung wir vielleicht nach und nach ins Auge fassen dürften. — Ich sprach in einer Anzahl dieser Kirchen im Morgen- oder Abendgottesdienst vor größeren Zuhörerschaften über die schweizerischen Kirchen oder die Liebestätigkeit der Schweiz. Die kirchliche und zum Teil sogar die Tagespresse nahm in sympathischer Weise von diesen Aeußerungen Notiz, sodaß man wohl sagen darf, daß die erste offizielle Verbindung zwischen den amerikanischen und den schweizerischen Kirchen weithin ins Volksbewußtsein eingedrungen ist. Gleichzeitig fand so eine durchaus nicht unnötige Aufklärung über die allgemeine Lage und Tätigkeit der Schweiz während des Krieges statt.

Die amerikanischen Kirchen, ganz auf sich selbst, ihre Werbetätigkeit, ihre Anziehungskraft, ihren geistigen Besitz gestellt, sind von einem ungeheuren Leben erfüllt. Es ist durchaus dynamischer, nicht quietistischer Art. Wo die Kirchen nicht die angestrengteste Tätigkeit entfalten, sind sie sofort vom Untergang oder vom stärkeren Leben der anderen Kirchen bedroht. Das treibt zu höchster, manchmal fast gewaltsamer Kraftsteigerung. Wie oft mußte ich an das Wort denken: Die Gewalt tun, reißen das Himmelreich an sich. Sie sind deshalb der Gefahr der Betriebsamkeit, dem Geiste der Konkurrenz und einer unklugen Kräfteverschwendung nicht überall entgangen und man kann

sich gelegentlich fragen, ob die ungeheure Maschinerie dieser gewaltigen Oganisation auch überall von tiefer Innerlichkeit bewegt werde.

Eins aber ist sicher: In diesen amerikanischen Kirchen lebt ein wahrhaft hinreißender Wille, die Welt für Christus zu erobern und dabei mit keinen Schwierigkeiten zu paktieren, eine Opferfähigkeit, die als das eigentliche Maß der Liebe gilt, eine hilfsbereite Nächstenliebe, die wirklich zur Fernstenliebe wird und sich für die Not einer fernen, kleinen Kirche ebenso einzusetzen vermag wie für die Anstalt in der eigenen Gemeinde.

Das wurde mir anschaulich am Erfolg der kolossalen Sammlungen, die während meiner Anwesenheit von mehreren Kirchen veranstaltet wurden. Dabei gilt der Dollar, überhaupt für Amerika, mehr als Maß der Energie, denn als Maß der Genußmöglichkeiten. So sammelt die Methodistenkirche in kurzer Zeit 525 Millionen Franken, die Presbyterianer 105 Millionen, usw. Ich habe dabei, gerade bei der Tätigkeit der Methodisten, den Eindruck gewonnen, daß der Methodismus durch seinen Ausbreitungswillen für die schweizerischen Kirchen zu einem Problem werden wird, mit dem wir uns noch näher werden befassen müssen. Ich freute mich aber im Gespräch mit einem leitenden Methodisten-Bischof, zu sehen, daß der Methodismus diesem aufsteigenden Problem und vor allem der historischen Eigenart einzelner fremder Landesteile gerecht zu werden sucht, wenigstens in seiner Leitung, und in seiner Werbearbeit, die auf Erwärmung des kirchlichen Lebens zielt, freundliche Berücksichtigung der bodenständigen Kirchen und ihrer Arbeit offiziell empfiehlt.

Voraussichtlich wird vor allem die reformierte Kirche der Vereinigten Staaten, eine Tochterkirche Zwinglis, mit uns in näheren Verkehr treten wollen und hat das an der Zwinglifeier durch eine freundliche Gratulation bereits getan. Sie hat in Pensylvanien ihren Hauptsitz und ist stark mit deutschen, namentlich pfälzischen Elementen durchsetzt, die zum Teil ihre deutsche Sprache noch in der Kirche behalten haben. Ich habe in ihren Kirchen verschiedene Ansprachen gehalten und auch einmal das Abendmahl austeilen helfen. Sie ist im Ganzen stärker an die geschichtliche Vergangenheit und ihren theologischen Ausdruck gebunden als unsere Kirchen; doch macht sich in ihrem Seminar in Lencaster, das sich sehr für unsere Bildungsanstalten interessiert, auch ein freierer Geist geltend.

Es wird sich nun zeigen, in welchem Maße der denominationelle Geist der Kirchen aufnahmefähig ist für den Einigungsgedanken und die Förderung großzügigen Zusammenarbeitens. Die Kirchen vertreten das urprotestantische Differenzierungsprinzip, das Leben, Kampf, reiche Eigenart, Fülle der Gemeinschaften und der Persönlichkeiten geschaffen hat. Ihm gegenüber vertritt der F. C. das Prinzip der Integration, eine neue protestantische Einheit, die nicht Einheitlichkeit ist, nicht eine Aufgabe der Eigenart, sondern Unitas in neccessariis, im Dienst, in der Arbeit, in der Erfassung des

Ziels, in Liebe und Hingabe. Mögen sich die amerikanischen Kirchen sagen, daß, je mehr sie sich zu einer Einheit oder wenigstens zu einer Aktionsgemeinschaft zusammenschließen, je mehr auch die verschiedenen, neben dem F. C. herlaufenden Einigungsbestrebungen sich konzentrieren, desto mehr wird auch der amerikanische Protestantismus nach außen zu einer greifbaren, höchst wirksamen und einflußreichen geistigen Macht, der vielleicht in der nahen Zukunft die allergrößten Aufgaben zufallen.

Die gegenwärtige Weltlage treibt uns geradezu zu besserer Fühlung mit diesen Kirchen, umso mehr, als die großen Zeitentscheidungen den schweizerischen Protestantismus in einer gewissen Weise isoliert haben. Denn der bisher so mächtige deutsche Protestantismus ist vorläufig ganz mit sich selber beschäftigt und selbst hilfsbedürftig. Der französische Protestantismus ist eine, wenn auch lebendige, kleine Minorität, die in ihrer Tätigkeit nach außen sich immer wieder von den Verdächtigungen der katholischen und radikalen Majorität in Acht nehmen muß. Dagegen wird der englisch-amerikanische Protestantismus als gemeinsamer Block ganz von selber zum Rückhalt aller gemeinprotestantischen Bestrebungen und zum stärksten Gegengewicht gegen den erstarkenden Ultramontanismus einerseits und die müde europäische religiöse Gleichgültigkeit andererseits.

Bildungsanstalten.

Theologie und Kirche gehören in Amerika enger zusammen als bei uns. Daher lag es dem F. C. daran, den Delegierten der schweizerischen Kirchen auch in Fühlung zu bringen mit den theologischen Schulen, die teils als Seminarien unmittelbar im Dienst einer Kirche stehen, teils einer Universität angegliedert sind. Die theologische Ausbildung in Amerika darf in den meisten dieser Seminarien nicht ohne Weiteres mit der in Europa verglichen werden. Amerika ist jung, auch in kirchlicher Hinsicht. Es kommt jetzt, wie vor einigen Dezenien, noch vor, daß der Reisepfarer zu Pferd seinen werdenden und sich rasch nach Westen und in die Wildnis ausbreitenden Gemeinden nachreitet. Da fehlt es namentlich im Westen, besonders bei dem Mangel an Pfarrern, vielfach auch an vertiefter theologischer Ausbildung. Amerika ist daher kirchlich in einem ungeheuren Werden. Es wird in seinem Entwicklungswillen auch darin rasch fortschreiten. Bereits wird an den großen theologischen Schulen im Osten ein Typus theologischer Ausbildung, der durch seine Verbindung von Wissenschaftlichkeit, Kirchlichkeit und sozialem Interesse sich auszeichnet.

Es ist an diesen Orten wohl bekannt und trotz der Kriegsbegeisterung in Dankbarkeit nicht vergessen worden, woher die großen Leistungen auf dem Gebiet der protestantischen, wissenschaftlichen Theologie hauptsächlich stammen. Ich wies dabei immer wieder

auch auf den Anteil hin, den die Schweiz bisher und auch heute an der theologischen Arbeit besitzt und freute mich, daß viele unserer besten Namen drüben guten Klang haben. Wenn Amerika als protestantische Großmacht kirchlich und religiös eine gewiße Führung bekommt, so wird dafür die Schweiz in theologischer Hinsicht für Amerika wichtig. Ich wüßte gar kein Gebiet zu nennen, wo unsere vermittelnde Funktion auf einem bestimmten Wissenschaftsgebiete so deutlich wäre, wie gerade auf dem theologischen. Wir müden Europäer brauchen Halt, Glauben, Begeisterung, Dynamis. Das kirchliche Amerika hat das in reichem Maße. Aber es braucht Wissenschaft, Theologie, Geschichte, Forschung und saugt das auf, wo es zu finden ist. In Deutschland wird das gegenwärtig kein Amerikaner holen wollen. Frankreich hat nicht eine eigentlich genuine und eigene Theologie, Holland keine Weltsprache. England ist für die amerikanischen Protestanten zu stark an anglikanischer Theologie und ihren Problemen interessiert. Es bleibt Schottland und die Schweiz. Diese ist zudem Stammland amerikanischer Reformationskirchen. Die theologische Arbeit der Schweiz wird damit tatsächlich zu einer Brücke. Das hat mir schon letztes Jahr bei einem Besuch in Edinburg der Dekan der dortigen Fakultät gesagt. Kein Wunder, daß daher das Interesse an den schweizerischen theologischen Schulen groß ist. So erbat z. B. der Sekretär der gesamten theologischen Schulen Amerikas und Kanadas eingehende Auskunft über unsere Bildungsanstalten.

Andererseits ist sich der amerikanische Protestantismus seiner gegenwärtigen Führerrolle und Aufgabe bewußt und möchte daher gerade im Interesse der Herstellung einer umfassenderen protestantischen Einheit auch den Zugang zu seinen Zentren und Bildungsanstalten weiter öffnen. So versicherte mir der Präsident der Harvard-Universität, daß die beträchtlichen Fellowships der Universität, die in der nächsten Zeit zum Teil bis auf tausend Dollars steigen werden, auch Schweizerstudenten offen stehen sollten und erst seither wurde mir noch schriftlich durch den Sekretär bestätigt, daß „nicht nur die theologischen Fakultäten, sondern auch die Fakultäten anderer Abteilungen der Universität Bewerbungen um diese Fellowship durch qualifizierte Schweizerstudenten willkommen heißen würden."

Noch weiter ging darin der Präsident des Union Theological Seminary in New-York. Er gab dem schweizerischen Abgeordneten zuhanden der schweizerischen Fakultäten ein schriftlich festgelegtes Anerbieten einer Fellowship von zirka 6000 Franken mit für einen Schweizerstudenten oder Gelehrten, der am Seminary seine Studien fortsetzen möchte. Es ist sehr zu hoffen, daß dieses Reisestipendium zu einer dauernden Institution würde, die es einem hervorragenden Schweizer immer wieder ermöglichen würde, mit amerikanischem Geistesleben zum Nutzen unserer Kirchen

in Fühlung zu kommen und so ein lebendiges Band zwischen den Kirchen der beiden Länder zu bilden. Neben der Möglichkeit, sich wissenschaftlich weiter zu bilden unter der Führung von Gelehrten, die auch in Europa Ansehen und Geltung besitzen, kommt dabei ebenso in Betracht die Berührung mit den ungeheuren Kräften des amerikanischen Protestantismus, auf moralischem, sozialem und religiösem Gebiet und die allgemeine Erweiterung des Horizonts. Unsere theologischen Fakultäten sind gegenwärtig daran, den richtigen Mann zu finden, der der Schweiz Ehre machen soll und im vollen Gefühl seiner Verantwortlichkeit dem zukünftigen Schweizer Fellow den Weg bahnt. Es ist beim F. C. dafür gesorgt, daß der schweizerische Theologe durch seine verschiedenen Organisationen auch in ausgiebige Fühlung mit dem amerikanischen Kirchenleben gebracht würde.

Ein großer Teil der amerikanischen theologischen Seminarien zeigt, was aus der theologischen Bildung wird, wenn sie unter die Lehrzucht und den denominationellen Einfluß einer Kirche gerät. Von da aus erscheint die akademische Freiheit unserer theologischen Fakultäten und ihre Eingliederung in die Universitätsbildung von unschätzbarem Werte. Nur sieht man gerade in Amerika an diesem Vorzug auch wieder die Schattenseiten. Der Theologe wird drüben weniger mit theoretischen Kenntnissen beladen, aber er kommt dafür von der Universität mit einem besseren Verständnis für die praktischen kirchlichen Bedürfnisse.

Die theologischen Gegensätze sind natürlich auch in Amerika vorhanden. Aber sie treten zurück, übrigens im ganzen anglo-amerikanischen Gebiet, hinter andern Fragen, in England hinter der Frage des Verhältnisses zu Staat und Episkopalismus, in Amerika hinter den Gegensätzen, die durch die einzelnen Denominationen und ihre Eigenart gegeben sind. Der Liberalismus hat sich drüben in besonderen Kirchen kristallisiert, wie z. B. in den Unitariern, mit denen schweizerische Theologen bisher auch schon reichlich Fühlung pflegten. Aber in einer milden Form, namentlich in der Stellung zur Bibelkritik ist er auch in andere Kirchen eingedrungen und wird namentlich in gebildeten Kreisen ertragen, solange er nicht provozierend auftritt. Auch Denominationen, die hier eher für dogmatisch beengt gelten, wie Methodisten oder Baptisten, ertragen drüben ein großes Maß von kritischer Freiheit, solange sie sich innerhalb des kirchlichen Rahmens aufbauend und nicht zerstörend geberdet. Amerika ist auch in der Stellung zu diesem Problem herrlich jung. Die tiefere Problematik des Christentums, die an die Wurzeln geht, ist innerhalb der Kirchlichkeit kaum aufgerollt. Wo sie Form annahm, entwich sie der Kontrolle der offiziellen Christlichkeit und fand Unterschlupf in der Religionspsychologie und in den zahllosen Religionsbildungen aus dem ursprünglichen naturhaften Wesen des Menschen heraus, wie sie in der ganzen modernen Gnosis zum Aus-

druck kommt, in jenem Synkretismus, der auch zum Auflösungscharakter unserer Zeit gehört.

Vorschläge.

Damit durch diese Delegationsreise die nun gewonnenen Beziehungen zum amerikanischen Protestantismus vertieft und ausgebaut werden können, habe ich dem Federal Council eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet, die mit großer Bereitwilligkeit entgegengenommen wurden und wohl den Gegenstand weiterer Beratungen bilden werden. Diese Vorschläge waren:

1. Bildung einer Komission innerhalb des Federal Council, die im besondern die Beziehungen zum schweizerischen Protestantismus zu pflegen hätte und die schweizerischen Möglichkeiten für die kommende rekonstruktive Arbeit in Europa studieren würde.
2. Austausch der kirchlichen Zeitschriften und Literatur, eventuell im Zusammenhang mit einem letztes Jahr von mir ausgearbeiteten Projekt einer amerikanischen Bibliothek in der Schweiz, die, wie ich vom Sekretär der Carnegiestiftung hörte, inzwischen bereit ist.
3. Einführung des schweizerischen Fellow in die Tätigkeit des Federal Council und das kirchliche Leben Amerikas.
4. Herausgabe eines (englischen) Handbuches über den schweizerischen **Protestantismus.**
5. Herausgabe eines deutschen Handbuches über den amerikanischen **Protestantismus.**

Diese Vorschläge sind, wie ich ausdrücklich betonen möchte, nicht hervorgegangen aus einem einseitigen Interesse am westlichen Protestantismus, sondern aus der Einsicht in unsere kommenden Aufgaben, die eine gute Verbindung nach allen Seiten erforderlich macht. Die Fühlung mit dem calvinischen Westen ist bisher, wenigstens von der deutschen Schweiz, vernachläßigt worden. Auch wenn wir uns nicht einer raschen Initiative von außen, die unserer historischen Eigenart und unserm Volkscharakter fremd wäre, ausliefern wollen, wird es gut sein, wenn wir auch in der Schweiz aus unserm kleinen engen Partei- und Staatskirchenwesen uns herausrecken und Fühlung pflegen mit den großen Bewegungen innerhalb des Gesamtprotestantismus, wie sie gegenwärtig nirgends machtvoller sich abspielen, als in Amerika und England. Die kleine Arbeit in allen Ehren — dort ist immer der eigentliche Platz für Pflicht und Treue, aber die Geschicke des Protestantismus in der Gesamtlage der Welt, werden heute nicht mehr im Herzen der Einzelnen, auch nicht in Bibelstunden und Hausbesuchen, so notwendig diese sind, oder in einer **betriebsamen Vereinstätigkeit** entschieden. Sie hängen vielmehr ab von der Wirkung großer kollektiver Zusammenhänge, von der Wucht und hinreißenden Kraft großer sozialer Bewegungen innerhalb des Gesamtgebietes, von der Tiefe und Länge der geistigen Wellen, die heute von Küste zu Küste schlagen und von der Fähigkeit des

Einzelnen und der Gemeinden, im Anschlüß an das Gesamtleben zu bleiben und mit ihm mitzuschwingen.

Ein Flieger ist gerade in jener Zeit über den Ozean geflogen. Er hat Zeit und Raum in der Zeit verkürzt. Die Welt ist dadurch kleiner geworden. Die Menschen sind sich näher gerückt. Das gilt auch für das geistige Gebiet. Wir brauchen solche Flieger, die den bisherigen weiten Weg zu einander abkürzen. Jedenfalls treten die amerikanischen Kirchen aus dem Stadium ihrer Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit heraus und wollen Fühlung und Brüderlichkeit. So schrieb Dr. Macfarland in seinem Antwortschreiben an die schweizerischen Kirchen, daß es ein Unglück wäre, wenn wir die Beziehungen zwischen den beiden Ländern und Völkern, die nun durch diese Delegation geschaffen wurden, nicht zu ihrer vollen Wirkung entwickeln würden und daß der Dienst, der durch die Delegation auch den amerikanischen Kirchen geleistet worden sei, für diese ebenso wertvoll sei, wie für die schweizerischen. Der amerikanische Protestantismus streckt so die Hand aus nach Freundschaft und gemeinsamer Mitarbeit. Wir wollen sie erfassen, kräftig festhalten und den warmen Druck weiter leiten, so weit wir können.

In Ergänzung der dem Federal Counzil gemachten Vorschläge erlaubte ich mir der Kirchenkonferenz folgende Anregungen zu machen:

1. Schaffung einer Zentralstelle der schweizerischen Kirchen für den Verkehr mit den fremden Kirchen. Je mehr die Schweiz für den Wiederaufbau der internationalen Beziehungen mit in Anspruch genommen wird, um so mehr wird es nötig sein, ein allzeitbereites und wohl informiertes Aktionszentrum zu besitzen. Dies unbeschadet der Sonderbeziehungen einzelner Kirchen mit dem kirchlichen Ausland, wie z. B. die Genfer Kirchen immer gepflegt haben.

2. Herstellung einer bessern Fühlung zwischen unsern Kirchen und den theologischen Fakultäten.

3. Prüfung der Frage, ob in der gegenwärtigen Zeit im Interesse eines bessern Zusammenschlußes der Protestanten nicht ein loser Anschluß an den Weltbund der reformierten Kirchen mit presbyterianischer Verfassung gesucht werden soll. Ein Eintritt ist wegen der Bekenntnisforderung ausgeschloßen, womit aber eine gewisse Fühlung und ein gelegentliches Zusammenwirken nicht verunmöglicht wäre.

Adolf Keller.

Gebet.

Herr! Meine Seele schreit nach dir
für meine Brüder.
Willst du, Herr,
daß sie wie wilde Tiere sich zerfleischen?
Daß sie die Güte in der Menschenbrust

Wie eine Metze nackt durch aufgehetzte Straßen jagen?!
Daß all die Rasenden, vom Wahn besessen,
Schaum vor dem Mund und Gier in den vertierten Augen,
nach ihren reinen Brüsten greifen,
und sie verlästern, vergewaltigen?
O Herr! Wo bist du?
Herr! Meine Seele schreit nach dir
für meine Brüder.
Hilf! Hilf! Es ist die höchste Not!
Genug des wilden Höllentaumels!
Genug der ungeheuren Qual!
Nun weiche, lange, bange Nacht!
Laß deine Sonne leuchten, Herr,
und wirf den Dämon in den tiefsten Schlund
des heil'gen Zorns.
Du sprichst zu mir. Du grüßest mich.
Du bist ein Teil von mir.
Ich weiß es, wenn das Wunder deiner Sterne
am Himmel leuchtet. Weiß es, wenn ein leiser Wind
im Baume rauscht. Du atmest Liebe,
segnest mich und alles Land umher.
Warum, o Herr, stillst du die Brüder nicht?
Warum die finstern Menschenbrüder nicht?
Ich sehe, wie sie rasen, meine Brüder.
Ich sehe, wie der Höllenfürst sie peitscht,
und wie er Gift in ihre Herzen träufelt,
daß sie die Zähne fletschen, bösen Wölfen gleich.
Sie sind ein Heer, sie sind ein Meer
darin ich schwach und hilflos treibe.
Ihr Höhnen gellt mir in das Mark:
Du Narr! Du gottesgläubiger Narr! Hinweg!
Wir sind die große Flut!
Wir beten Macht an, Gold und Krieg.
Wir haben starke Götzen.
Du aber, sag, wo ist dein Gott?
Man sieht ihn nicht. Man hört ihn nicht.
Er ist ein Traumheld armer Seelen.
Ein Trugbild das ihr kindisch hätschelt.
Ihr fiebert, wenn ihr greint: Er kommt!
Er kommt! Er ist das Ziel der Welt . . .
Die Welt ist Glut! Die Welt ist Brand!
Sieh, Beter, wie die Flammen lodern!
Sieh, wie der Haß im Blut sich kühlt!
Wir sind die ewige, wilde Jagd.
Heissa!
Die Peitschen sausen!

O Herr! Wo bist du?
Herr! Meine Seele schreit nach dir
für meine Brüder.
Hilf! Hilf!
Es ist die höchste Not!

Emil Schibli.

Gedanken über die neue Zeit.

Es jährt sich nun bald der Tag zum fünften Male[1]) an dem die Kriegsfurie ihren Ausgang nahm und den Krieg schließlich über Europa hinaus in andere Erdteile getragen hat. Heute ruhen zwar die Waffen der offenen Feldschlacht, aber wir wissen alle, daß uns neue große Kämpfe bevorstehen. Und da heißt es sich beizeiten rüsten. Mehr denn je kann man heutzutage beobachten, wie die Massen auch in unserm Lande sich krampfhaft an Dingen oder Personen festzuklammern suchen, die neu erscheinen und neue Ideale zu realisieren versprechen. Man merkt es so deutlich, daß Vielen ein Untergrund fehlt, eine feste Position, von der aus sie ohne Wank der um sie her tobenden Brandung Widerstand leisten können. Es fehlen so Vielen die Voraussetzungen und Vorbedingungen, um klar zu schauen und selbständig zu urteilen. — Es ist eine Zeit von Versammlungen, von Vorträgen, von Diskussionsabenden. Eindrücke aller Art bestürmen fortwährend unser Innenleben, aus einer Stellung wird man in die andere geworfen: Und da sollte man alles verdauen und zu allem Stellung nehmen! — Aber wer genauer zusieht und versucht, zu gruppieren, zu klassifizieren, unterzuordnen und überzuordnen und so allmählich einen großen Bau sich geistig zu konstruieren, der erkennt leicht, worum es sich handelt. Alle diese zahllosen, ungeheuren Lebenserscheinungen, die sich jede in verschiedenen Formen oder zum Teil sogar höchst ungeformt geben, das sind ja letzten Endes nur die Flammenzeichen einer neuen Welt, die im Entstehen begriffen ist. So weit sind wir ja alle, daß wir dieses Neue fühlen und uns seiner Macht nicht mehr zu entziehen vermögen. Nur weiß man mit so vielen Erscheinungen, die nun so plötzlich wie aus der Tiefe aufgetaucht erscheinen, nichts anzufangen. Wir haben mit ihnen zu wenig oder überhaupt nicht gerechnet, sie sind uns so völlig neu! Wie leicht werden daher alle diese Dinge zum Teil von sogar geistig bedeutenden Männern verständnislos und gedankenlos abgelehnt. Man sieht in ihnen nur das Formlose, das Gestaltlose, das Vergängliche. Aber das Ringen nach Form, nach Gestalt, nach Realisierung, das wird meistens nicht gesehen.

Verhält es sich doch bei allen diesen Prozessen um dasselbe: Das Neue schlummert unbewußt in der Tiefe und drängt dann zur

---

[1]) Der Artikel ist wegen Raummangel zurückgelegt worden. Die Red.

Zeit der Reife empor an die Oberfläche und will Gestalt annehmen. Aber da sind nun zahllose Lebensformen, die die alte Welt ausmachen und völlig ausfüllen, so daß für das Neue kein Platz zu sein scheint. Daher entsteht bald ein Kampf auf Leben und Tod mit diesen alten Lebensformen, die nicht weichen wollen, weil sie verknüpft sind mit den mannigfaltigsten Interessen, die alle immer noch ein Lebensrecht beanspruchen. Das Emporsteigen ans Tageslicht selbst geschieht vulkanartig: Die Kruste des Alten, die dem Neuen den Weg versperrt, die sich darüber gelegt hat, muß gesprengt werden; dies geschieht etappenweise: Zunächst gelingt vielleicht ein vereinzelter Durchbruch, der bald wieder verstopft wird, dann folgen ihrer mehrere, daß die alte Welt ins Wanken kommt und sich der beständigen Angriffe nicht mehr zu erwehren weiß, bis schließlich die Fessel restlos gelöst ist und die volle, freie Entfaltung einsetzen kann. Es gilt hier der Spruch: Alles Neue wird nur mit Schmerzen geboren! — Was nun folgt, ist ein Kampf in den Köpfen, in der Ideenwelt, der wesentlich bestimmend ist für den Ausgang der Sache selbst. Der Boden für etwas Neues muß immer zuerst geistig gepflügt werden. Erst dann projiziert sich der Kampf hinunter in das Feld der realen Wirklichkeit. So wie sich der Ausgang oben in der Ideenwelt gestaltet, so findet er auch unten in der empirischen Welt statt. Nur kompliziert hier das Ringen nach Form die Sache gewaltig.

Der Völkerbund ist geistig geboren, Wilsons große Idee ist Allgemeingut geworden, doch nun gilt es, dieser Idee auch das irdische Kleid zu geben. — Der Sieg der Demokratie über die Monarchie war schon ausgefochten, als der preußische Militarismus noch intakt war. Der Krieg hätte weiter toben können, aber wir glauben nicht, daß er den demokratischen Gedanken hätte zerschlagen können. Wer die Entwicklung in Deutschland beobachtet hat, der hat sich sagen müssen, daß der Herrschaftsgedanke in den letzten Jahren überspannte und daher brechen mußte. Das von der preußischen Dynastie getragene konservative Prinzip entsprach nicht mehr dem Volksganzen, sondern nur noch einer kleinen Oberschicht; die Masse war ihm entfremdet. An seine Stelle mußte die Demokratie treten. Doch der Kampf um deren Realisierung hat sein Ende noch nicht gefunden. — Und nicht anders verhält es sich mit dem sozialen Problem. Wir sehen den Sieg der sozialen Idee als errungen, das kapitalistische Wirtschaftssystem hat ausgewirtschaftet, aber noch hat der Sozialismus keine Gestalt gefunden, noch zeigt er sich behaftet mit vielen Auswüchsen, die beseitigt werden müssen. Aber er steht als Tatsache vor uns, als eine Erscheinung, die sich lebenskräftig erwiesen hat.

Und nun, in solchen Zeiten, wo derartige neue Lebenserscheinungen wie jetzt der Sozialismus um Form und Ausdruck ringen, da treten auch immer Propheten auf, die diese Kräfte und Mächte nicht sehen, sondern vielmehr versuchen, uns das Mithelfen und Mitwirken an der Ausgestaltung und am Aufbau einer neuen Welt und

Zeit verleiden zu machen. Wir denken dabei an eine ganz bestimmte Art des Christentums, die auch jetzt, nachdem wir anfangs meinten, daß sie endgültig gestürzt sei, teilweise wiederum mächtig das Haupt erhebt. Wir haben die Vertreter dieses Christentums beobachten können in ihrer Stellung, die sie einnahmen zu Wilson und zum Völkerbund. Wir beobachten sie heute wiederum in ihrer Stellungnahme zum sozialen Problem. Die Taktik ist immer die gleiche: Es wird an das Neue nicht geglaubt, vielmehr wird Gott daraus herausgerissen und hingestellt, als ob er sich dagegen feindlich stelle. Möge man jetzt, so heißt es dann, von Völkerbund und Wilson reden und schwärmen und von ihnen das Heil der Welt erwarten, wir bauen dagegen auf Christus und sein Reich, nicht Wilson soll herrschen, sondern Christus. — Und heute predigt man uns: Möge die Arbeiterschaft aller Länder an den Sozialismus glauben und von ihm Rettung erhoffen, mögen sie es tun, wir hindern sie nicht, aber wir halten uns an Christus, wir orientieren uns nur an ihm und lassen die Welt Welt sein; Jesus hat gesagt: Habt nicht lieb die Welt! und über Jesu gibt es keine Diskussion. Nicht Lenin wird herrschen über die Erde, sondern allein Jesus Christus!

Wie stellen wir uns als Christen zu diesen Fragen?

Selbstverständlich kann doch auch für uns nichts anderes oberster Grundsatz sein als die Lehre Jesu Christi; denn er hat uns die Liebe gebracht. Zu ihm müssen wir doch immer wieder zurückkehren, an ihm müssen wir uns doch immer wieder orientieren, aber damit stehen wir doch nicht auf dem Boden jener Leute, die uns diesen Christus auch predigen, aber so predigen, daß sie dabei verkünden: Wir kümmern uns als Christen nicht um den Staat, nicht um das Rechts- und Wirtschaftsleben, uns gilt einzig und allein das Evangelium! Nein, gerade weil wir Christus zu unserm Führer nehmen, kämpfen wir für die neue Welt und die neue Gesellschaft. Denn wir erwarten ja das Große von jener Seite, woher das Bekenntnis ertönt: Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnet. — Wir sind uns darüber klar geworden: Hat man uns nicht Christus schon gepredigt, als wir noch im Konfirmandenunterricht saßen? Hat man uns nicht immer wieder betont, daß die Nächstenliebe die Welt beherrschen müsse? Jawohl! Aber gerade dieses Predigen allein hat uns entfremdet und hat weite Massen aller Völker vom Christentum losgerissen, als diese sehen mußten, daß dieses Predigen allein nicht imstande war, diese fürchterlichen Kriegsjahre zu verhindern und nicht auch Mittel und Wege gefunden hatte, diese unhaltbaren Zustände, unter denen wir nun schon so lange seufzen, zu ändern, zu bessern. Man hat uns Christus gepredigt, aber er saß allzu oft nur auf den Lippen! Von einer persönlichen Verantwortung z. B. gegenüber der Volksgemeinschaft, die doch jedem Christen hätte auf der Seele brennen müssen, war keine Spur. Viele sind inzwischen aufgewacht und haben einsehen gelernt, daß uns

eine ganz neue Einstellung Not tut, daß mit den alten Zuständen gebrochen werden muß, weil sie eine fürchterliche Ungerechtigkeit gegenüber weiter Volkskreisen bedeuten.

Und da gibt es nun wahrhaftig immer noch Leute, die uns an dieser Arbeit am Neuaufbau wegreißen wollen, mit der Begründung, wir müßten uns an Jesum halten, und nicht an die Welt. Selbstverständlich soll Christus, nicht Lenin oder Wilson König sein, das heißt aber nun doch nicht, daß wir auch die guten Ideen und Werke, die uns diese Männer verkünden, von uns weisen sollen. Es handelt sich heute um ein Entweder — oder. Einen Zwischenstandpunkt gibt es nicht. Entweder kämpfen wir dafür, daß alle guten Kräfte frei werden, daß sie sich von allen Schlacken reinigen und sich klar herauskristallisieren, oder wir sinken zurück in ein tatenloses die Hände in den Schoß legen und in ein Anbeten zusammengebrochener Ideologien. Ein Mittelweg würde uns alles Handanlegen verunmöglichen: Denn, wenn wir an den alten Zuständen immer nur das Gute sehen und an den neuen, kommenden nur die zweifelhaften, dunklen Punkte, ja dann können wir allerdings nicht mit voller Freude eingreifen und uns einsetzen für die neue Ordnung der Dinge. Vielmehr gilt es doch hier für den Christen, daß er gerade dort helfend und reinigend eingreife, wo ihm ein höheres Licht zu mangeln scheint, daß er nach des Meisters Beispiel zu den Zöllnern und Heiden gehe und wirke. Wie heißt es doch so schön bei Paulus? „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und Erkenntnisse, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versenkte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib trennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.“ (1. Kor. 13.) Paul Roth.

Wohnungsnot und Wohnungselend.

Den schweizerischen Städten Zürich, Bern, Basel u. s. w. fehlen dringlich zirka acht- bis zehntausend Wohnungen im Erstellungswerte von rund 150 bis 200 Millionen. Diese Wohnungsnot zu lindern, hat der Bundesrat am 3. April 1919 eine erste Subvention von zwölf Millionen gutgeheißen, die den Kantonen unter der Bedingung zur Verfügung gestellt werden sollen, daß in den einzelnen Fällen Kanton und Kommune je einen gleich hohen Beitrag geben und zwar ebenfalls zu einem abnormal tiefen Zinfuß. Leider geht dabei das Wasser zum Fluß und wird gegeben dem, der da hat, während gerade ruhige, schlichte, für

Anschluß volkstümlicher Siedelungen geeignete Gemeinden meistens nicht in der Lage sein dürften, bald bedeutende Kredite flüßig zu machen. Es ist zu wünschen, daß die am stärksten notleidenden Kantone Bern, Zürich, Basel, ihre Kreditgewährungen an Bedingungen knüpfen werden, die jede Spekulation, jede verdienstlose Bereicherung und unrationelle Arbeit, jede Begünstigung nicht notleidender Kreise verhindern, sondern Arbeit und Wohnung für die schaffen helfen, die sie in erster Linie haben müssen. Nun können und werden sich auch alle wohlgesinnten Private und Vereine mit Freude anschließen und für die zu gründenden, unter behördliche Kontrolle zu stellenden, gemeinnützigen Baugenossenschaften gerne Opfer bringen, deren Umfang den ernsten Zeiten entspricht, sodaß man, wie bei den amerikanischen Kriegsanleihen, ihnen zurufen darf: „Gieb, gieb, gieb, bis Du glücklich bist.“

Es kann sich nun nicht darum handeln die auf neue Wohnungen Angewiesenen, wie meist bisher, in großen Miethäusern unterzubringen. Man wird mit allen Mitteln anstreben müssen, den jungen Familien ein wirkliches Heim zu bieten: das wird nur möglich sein im Einfamilienhaus — wenn auch kleinster Form —, das zugleich die Möglichkeit eines Gartens bietet.

Um das kleine Einfamilienhaus möglich zu machen, wird es nötig sein, die modernsten Methoden anzuwenden, die in der ganzen übrigen Technik seit zwanzig Jahren so erstaunliche Verbilligung und Verbesserung erzielt hatte, d. h. Schaffung vollkommener Haustypen und die Ausarbeitung bester Normen und Normalien für die Bauteile (Türen, Fenster, Treppen, Balken, Oefen u. s. w.), sodaß diese auf rationellste Weise, gut und billigst fabriziert und eingebaut werden können. Diese nüchterne gründliche Arbeit tat Deutschland uns zuvor. Wir profitieren heute davon, ohne zu kopieren, weil unser Klima und unsere Gewohnheiten etwas Andere sind. Die Kunst aber, aus normalisierten Häusleintypen durch geschickte Gruppierung der Einheiten und durch noch geschmackvollere gegenseitige Anordnung dieser Häusergruppen freundliche, praktische organische Quartiere, ja Gemeinden zu bilden, lehrte uns seit zwanzig Jahren England. Die nüchterne Kunst rationeller Fabrikation von Bauteilen und Bauten in großen Mengen lehrte uns Amerika. Die lebendige Kunst, auf kleinstem Pflanzland erstaunliche Mengen Nahrung zu ziehen, lehren uns Frankreich und Belgien. Möge es der neutralen Schweiz vergönnt sein, nicht nur Kriegswunden zu heilen, sondern auch zum Neuaufbau des bürgerlichen Lebens aus eigener Kraft neue Steine beizutragen. Wir erwarten es von ihr in technischer, pädagogischer, sozialer und künstlerischer Hinsicht und hoffen, das Ausland werde zu uns kommen zu lernen, nachdem wir so viel von ihm lernten. Wir hoffen, es gelinge der Schweiz,

in und neben unsern Städten vorbildliche Wohngemeinden zu schaffen, die zeigen werden, welcher Steigerung des Wohlseins der Mensch fähig ist durch Kooperation, durch genossenschaftliches Zusammenwirken. Zu dem Zwecke sammelt, ordnet, organisiert und unterstützt die im Februar 1919 in Basel auf gemeinnütziger Basis gegründete „Schweizerische Gesellschaft für Ansiedelung auf dem Lande" laut Prospekt alle Kräfte, die geeignet sind, Städtern durch Ansiedelung bei Städten oder Dörfern zu gesunderem, froherem Leben zu verhelfen auf zweck-, ort- und zeitgemäßen Heimstätten mit eigenem Garten. Je nach Umständen wird dies zu Heimstätten-Ansiedelungen führen, die nach Anlage, Umfang, Baudichte, Bauart, Baustoff und Organisation recht verschieden sind."

„Daß wir eine Wohnungsnot haben, ist offenkundig und unbestritten. Solange aber Baustoff und Arbeitskräfte so teuer sind, scheint Abhilfe ohne behördliche Beihilfe unmöglich."

„Aber auch mit solcher Beihilfe darf nicht in der bisherigen Weise einfach durch Hinsetzen von Mietskasernen oder eintönigen Stadthauszellen Abhilfe versucht werden. Denn wir haben neben Wohnungsnot auch ein Wohnungselend, das alle Subventionen und Bautätigkeiten nicht beheben können, ohne neue Bauweise und neue Wohnweise und Lebensweise.

Deshalb müssen wir rasch eine Menge unterlassener Vorarbeiten auf dem Gebiete der einfachsten, bürgerlichen Wohnung nachholen.

Es gilt Gesetze und Vorschriften über Landenteignung, über Bebauung und Bauweise und über Beleihung von Immobilien den neuen Zwecken anpassen.

Es gilt für die neuen Siedelungen neue Gesellschaftsformen und Organisationen schaffen und einbürgern.

Es gilt neue Formen und Methoden und viel tiefere Preise einführen für die Gruppierung, Gestaltung und Herstellung der neuen Straßen, Gärten und Häuser, ja für die Einzelteile der Häuser-Einrichtungen und Möbel u. s. w.

Es gilt neue Methoden einführen für Anlage und Betrieb solcher Siedelungen. Es gilt die besten Typen ausreifen für die Gemeinschaftsbauten, wie Gemeindestuben, Wirtschaften, Konsumläden, Kindergärten, Versammlungslokale, Pensionen für Ledige, Bäder, Sportlokale, Wäschereien, Treibhäuser, Spielplätze.

Denn im In- und Ausland sind die Bewohner durch leuchtende amerikanische und englische Vorbilder endlich erwacht zur Sehnsucht: hinaus aus den engen, düstern, getürmten, unruhig-wirren und doch einsamkalten Städten, zurück in die lichtere, luftigere Weite und Ruhe des grünenden Landes, mit Ausblick über den Hausgarten und die Landschaft, auf vertraute Nachbarn und genossenschaftlich genießbare Anstalten, Plätze, Zier- und Nutzgärten.

Stadtflucht und Landflucht begegnen sich auf halbem Wege und wollen baulich und sozial neue Gebilde gestalten und an Stadt oder Dorf angliedern, aber harmonischer als die Stadt, weniger primitiv als viele Dörfer.

Die erstorbene Dorfgemeinschaft und Dorfsitte soll wieder geboren werden aus dem durchsichtigen und überblickbaren und zusammenhaltbaren Kreise der Ansiedelung.

Die seit 1900 entstandenen vorbildlichen Siedelungen hat erst die Not der Kriegsjahre recht bekannt und zum Ziele der allgemeinen Sehnsucht der Millionen Städter gemacht.

Da kann und will die Schweiz heute nicht mehr zurückbleiben. Heute, wo jeder fühlt, daß keine Versicherungen, Mitspracherechte, Lohnerhöhungen oder Gewinnbeteiligungen das unerfreuliche bisherige Dasein so rasch und gründlich bessern können als die Reform des Wohnens in Siedelgemeinden, die man dank kürzerer Arbeitszeit und den neuern Mittel lebhafteren Verkehrs besser pflegen und genießen kann.

Diese dringliche, aber große Arbeit kann und soll nicht an zwanzig Orten unseres Schweizerländchen stückweise, unvollkommen und unorganisch getan werden.

Es gilt zentralisiert-einheitlich soziale Arbeit tun, für die unsere vielen eidgenössischen, kantonalen und kommunalen Behörden, neben den älteren Kriegssorgen, zurzeit nicht genug Kräfte übrig haben, die sie aber freudig begrüßen, unterstützen und benutzen werden, falls wir sie richtig anfassen und durchführen.

Deshalb laden wir alle Behörden, Vereine und Private, und alle Firmen in Industrie, Handel und Gewerbe der Schweiz zu Anschluß und zu Benutzung unserer beratenden und werktätigen Hilfe ein. Für die Bautätigkeit selbst werden die zu gründenden Gesellschaften immer lokale Kräfte nötig haben. Es gilt nur die vielen wertvollen Kräfte sammeln zu einheitlicher, denkbar vollkommener Arbeit, föderalistisch, nicht zentralistisch.

Unser Zentralorgan muß sich dadurch unentbehrlich machen, daß es den Lokalorganen Zeit, Geld, Mühe, Fehlschritte erspart und unserm Schweizerlande rasch glücklichere Lebensformen schenkt.

Zur Erreichung dieses Zieles führt unsere Gesellschaft eine zentrale Geschäftsstelle in Basel.

Daß äußere Einrichtungen und Organisationen energisch helfen können, die Ausbildung und Befestigung des in den Städten verkümmerten Gemeinschaftsgeistes und Gemeinschaftslebens der Bürger zu fördern, ist heute wohl uns Allen klar. Um es aber weitern Kreisen noch klarer zu machen und vor Augen zu stellen, als anzustrebendes Ziel, hat die Schweizerische Gesellschaft für Ansiedelung auf dem Lande gelegentlich der Basler Mustermesse in der Basler

Gewerbeschule am Petersgraben eine Ausstellung veranstaltet, die sich harmonisch anschloß an die jüngste Ausstellung der Möbelkonkurrenz des V. S. K., sowie an die kurz vorher, am 22. April eröffnete Ausstellung des Wettbewerbes der Alkoholfreien Gemeindestuben und Gemeindehäuser.

Gemeindestuben und Gemeindehäuser, diese Nachfolge der Soldatenstuben werden die zerrissenen Bande zwischen den Gemeindegenossen wieder anknüpfen und festigen. Sie werden Herz und Lunge der bestehenden Dörfer, wie der kommenden Siedelungen sein: mit Raum für Versammlungen, Erholung, Belehrung, Erfrischung, mit Verwaltungsstelle, Arzt, Apotheke, Konsumladen, Bäder, Kinderkrippe, u. s. w. An diese zwei Ausstellungen schloß sich nun ebenfalls während der Messe, vom 4. bis 18. Mai im gleichen Lokal, die Ausstellung der schweizerischen Gesellschaft für Ansiedelung auf dem Lande an. Diese soll einerseits an Hand einiger der besten, zum Teil preisgekrönten Arbeiten der Genfer Gartenstadt-Konkurrenz (Piccard-Pictet) zeigen, welch ideale Heimstadt man in unserer Schweiz einer Gruppe von zwei bis drei Tausend zusammengehörigen Einwohnern heute ohne wesentliche Mehrkosten verschaffen kann. Dabei wird der Kontrast in die Augen springen, zwischen dem Erreichbaren und den geist- und herzlosen Arbeiterkolonien alten Stiles. Die Basler Bürgerschaft werden auf der Ausstellung besonders interessieren die neuesten Pläne der gleichen Gesellschaft für eine in Basel sofort zu errichtende Wohnsiedelung von zwei- bis dreihundert Einfamilienhäusern mit Einzelpflanzgärten und mit zusammenängendem Pflanzland; das Ganze gekrönt mit einem stattlichen Gemeindehaus. Basel hat im Mai und Juni den sofortigen Bau einer ganzen Reihe solcher Siedelungen in Angriff genommen, die zusammen fürs Erste zirka 800 Wohnungen bieten sollen.

Solche Siedelungen werden am besten in der Form von Genossenschaften gebildet, an denen sich Staat, Gemeinde, Vereine, Stiftungen und Private als Darlehensgeber beteiligen können, während die ausgewählten Genossenschafter nach einer Probezeit den Erwerb eines Häuschens durch Ratenzahlungen beantragen und solidarisch die denkbar größte Garantie bieten können. Grund und Boden bleiben dabei am besten unveräußerlicher Besitz der Genossenschaft, die bei Wegzug ein Kaufrecht besitzt, das Spekulationen und Zuzug störender Elemente ebenso hindern soll, wie Einbußen des Wegziehenden. Was solche Gemeinden neben idealen Zielen unter andern materiell erreichen können, zeigt das Vorbild der Krupp'schen Kolonien, wo 27,000 Mitglieder kooperativ zusammengeschlossen sind für Ankauf von Saatgut und Dünger, für Zucht von Setzlingen, für Anleitung der im Gartenbau Unerfahrenen und für Zukauf

en gros von eventuell fehlenden Gemüsen (z. B. durch Anbauverträge mit Bauern anderer Gegenden).

Für die Tage der Ausstellung würden auch Lichtbildervorführungen über ausländische mustergültige Siedelungen und über die Normaltypen und Bauteil-Normalien der Schweizerischen Gesellschaft für Ansiedlung auf dem Lande vorgesehen. Die gleiche Ausstellung und dieselben Lichtbildervorführungen sollen auch in einer Reihe anderer Schweizer-Städte kurz darauf einem weitern Publikum das moderne Siedlungswesen geläufig und sympathisch machen. Mbg.

Rundschau.

Was ist Wahrheit? (Ein Vorschlag zur Reform der Presse.) Es ist ein eigen Ding, gegen den Stachel löcken zu wollen; es ist eine eigene Sache, in der Presse Vorschläge unterzubringen für deren Verbesserung. Denn wer von den Heiligen der Presse zweifelt an ihrer Vollkommenheit, wer wünscht, das vertrauensselige Publikum stutzig zu machen? Trotzdem sei frank und frei erklärt: Die Tagespresse von heute, wie sie ist, ist eines der schlimmsten Uebel, die die Welt verseuchen. Wenn stets verlangt wird, die Schuldigen am Kriege vor Gericht zu stellen, so gehörte ein großer Teil der Tageszeitungen aller am Kriege beteiligten Länder als Hauptangeklagter auf die Anklagebank. Wer die Zeitung lesen kann, und es gibt ja immerhin überall eine winzige Minderheit derer, die zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird mir beistimmen.

Was ist die vornehmste Aufgabe der Zeitung? Soll sie die Wahrheit sagen oder ist ihr Hauptzweck, die Wahrheit zu verschleiern? Die Antwort sollte nicht schwer zu finden sein. Dennoch ist es heute so, daß die Zeitung einer Partei dient, darum alle Berichte in einer ihren Parteiinteressen dienlichen Beleuchtung bringt. Das „Ding an sich" wird somit von hundert Zeitungen in hundertfach verschiedener Beleuchtung gebracht, daß hundert verschiedene Leser auch hundert verschiedene Anschauungen mit sich nehmen müssen. Da aber der „Bürgerliche" nur seine bürgerliche Zeitung ließt, sieht er die ganze Welt nur noch durch das himmelblaue Unschuldsglas seiner Parteiblätter, der „Bolschewist" ließt mit dunkelroter Brille, die ihm die „Rote Fahne" aufgesetzt, und alles trieft von Blut und Mord. So lesen täglich hunderte von Millionen aneinander vorbei und leben infolgedessen aneinander vorbei. Sie können nicht zusammen kommen, weil der allgewaltige Moloch Presse es nicht will.

Gibt es kein Mittel, die Kluft zu überbrücken, die die großen Heerlager trennt?

Die Erfahrung lehrt, daß die politische Macht zugleich die Diktatur über die Presse ausübt. In Rußland sind es die Kommunisten, ebenfalls in Ungarn. In allen übrigen Ländern der Welt sind es die bürgerlichen Regierungen, auch im heutigen Deutschland, trotz des demokratischen Gewandes seiner Regierung. Komme mir keiner mit dem Einwand der Preßfreiheit! Die besteht wohl gesetzlich, doch keinesfalls faktisch. Keine bürgerliche Zeitung öffnet ihre Spalten unparteiisch dem politischen Gegner; die Erfahrung hat gezeigt, daß eine unparteiische Zeitung nicht existenzfähig ist. Wirkliche Preßfreiheit würde erst durch ein Gesetz geschaffen werden.

Es müßten Bestimmungen rechtskräftig werden, wonach jede Zeitung nach der Größe ihres Formates und der Seitenzahl der täglichen Auflage gezwungen wäre, einen bestimmten Raum allen Parteien zur Verfügung zu stellen. Dieser Raum stände sämtlichen politischen Richtungen nach dem Verhältnis der Zahl ihrer Anhänger offen. Also hätten alle Parteien ständige Preßkommissionen zu halten, die das Material den verschiedenen Zeitungen zuzustellen hätten. Damit wäre sofort der einseitigen zügellosen Verhetzung ein Riegel vorgeschoben. Offenbare und versteckte Unwahrheiten, wie sie heute skrupellos in Masse verbreitet werden, wären nicht weiter möglich. Jedermann würde gezwungen, alle Richtungen kennen zu lernen, würde das Gruseln vor den Bolschewisten verlieren oder würde andererseits einsehen lernen, daß die Politik der Bürgerlichen absolut nicht immer nur Bosheit und Profitgier darstellt.

Unbedingtes Erfordernis wäre allerdings, daß jede „politische" Zensur aufhörte und lediglich das Zivilgericht gewisse Befugnisse hätte, die sich darauf zu beschränken hätten, daß es die einzelne Person oder Partei schützt, wie es das im bürgerlichen Leben tut. Mit andern Worten: Es gibt keine Zensur, nur hat jedermann das Recht, den Schutz des Gerichtes anzurufen, wenn ihm durch eine nachweisbare Unwahrheit ehrenwidrige Handlungen vorgeworfen würden. Dagegen dürfte keine Wahrheit, und wenn sie der Zeitung oder deren Partei noch so unangenehm wäre, unterdrückt werden. Zeitungen, die sich weigern würden, den von der Gegenpartei gebrachten Text zu bringen, wären so lange zu sistieren, bis sie sich entschließen, nachzugeben.

Wem es um die Wahrheit zu tun ist, der sollte, so meine ich, diesem Vorschlage beistimmen. Eine Veröffentlichung würde übrigens bald zeigen, wer die Wahrheit will und wer nicht. Der Gegner meines Vorschlages will, so fürchte ich, die Zeitung als Instrument der Wahrheitsverschleierung.

E. Sch.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Advent.[1]

Du bist das Tor,
durch das wir immer wieder
eingehen zu dem stillen Heimatgarten,
wo Weihnachtsrosen lang im Leuchten warten.

O laß uns ein!
Wir kommen aus dem Lande
der heißen Unruh, angst- und notgetrieben,
todwunde Herzen vom verlorenen Lieben.

Gib Einlaß du!
Auf sonnenlosen Wegen
sind wir im Dämmerlichte irrgegangen,
sind Kinderseelen, voller Heimverlangen.

O Weihnachtstor!
Wir strömen dir entgegen,
zum Meer der Liebe wallet Well um Welle,
— ein dunkler Strom in deine güt'ge Helle.

Laß uns herein!
Uns treibt ein süßes Ahnen
ins Morgenlicht der Weihnachtsseligkeiten.
Die Tür springt auf! — Ein Kreuz
durchflammt die Weiten.

Julie Weidenmann.

[1]) Vgl. die „Redaktionellen Bemerkungen".

Dein König kommt in niedern Hüllen . . .

„Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden . . ." Dies Wort, wie oft hat es uns wohl schon im Herzen geklungen, als Mahnung, als Trost, uns zur Besinnung gebracht, uns aufgerichtet. Und klingt es nicht auch jetzt wieder wie eine wunderbare Adventsverheißung in unsre Seelen hinein, die so müde sein wollen von all dem Durchlebten, allen Hoffnungen im Grauen des Krieges, allen Enttäuschungen im Nahen des Friedens? Wir hatten dieses Wortes wohl ein wenig vergessen. Die Welt war so namenlos elend, schien so am Ende alles Möglichen angelangt, daß wir meinten, nun müsse es kommen mit äußerlicher Gebärde, das Reich des Friedens, die Welt des Herrn.

Hatten wir damit nicht recht? Sollen wir wirklich annehmen, Gott wirke nur immer im Kleinen, Unscheinbaren und Verborgenen? Doch gewiß nicht. Das Reich ist es, worauf wir hoffen, Gottes Herrschaft auf Erden, was verheißen ist. Daran müssen und wollen wir festhalten. Und auch daran, daß es immer als ein Geschenk kommen wird, nicht von uns in langer Entwicklung künstlich aufgebaut, sondern als Segen und Gabe mit dem brausenden Frühlingssturm des Gottesgeistes.

Etwas anderes aber ist es vielleicht, das vergessen wurde: daß das Gottesreich auf Kräfte wartet, die hier auf Erden „es an sich reißen", daß es gewissermaßen starke Magnete braucht, um es hinunterzuziehen in das Reich der irdischen Verhältnisse hinein. Glaubenskräfte, Liebeskräfte, die felsenfest und unerschütterlich mitten in der ganzen Macht und Stärke der gottfremden Welt sich behaupten, sich nähren aus den ewigen Quellen des Gottesreiches, mit ihm verbunden bleiben und es hinunterzwingen. Wären wir reich gewesen an solchen Kräften, hätten in der Welt verstreut allüberall solche „Hütten Gottes" gestanden, unser Glaube an einen gewaltigen Durchbruch, an ein Kommen mit äußerer Gebärde hätte uns nicht getrogen.

So aber dürfen noch einmal alle Feinde des Gottesreiches, Nationalismus, Militarismus, Kapitalismus, dürfen Lüge und Haß, Niedrigkeit und Egoismus noch einmal sich emporrecken und alles was an äußerlicher Gebärde aufzubringen ist, für sich in Anspruch nehmen. Aber wenn uns bang und dunkel werden will ob der Macht dieser Feinde, wenn uns das, was unsere Welt und unser Leben ist, so schwach und unscheinbar vorkommt neben den Palästen, wo das Geld klirrt, neben dem gewaltigen Getriebe aller Industrie und Technik, das so fest und ehern bestimmt zu laufen scheint, neben den Kasernen und Zeughäusern, die sich breiter machen und unentbehrlicher stellen als je — dann tönt uns wieder als Trost und Mahnung das Wort in die Seele: „nicht mit äußeren Gebärden, aber es ist mitten unter euch".

Trost und Mahnung. Da, wo in aller Stille, neben den Palästen, Kasernen und Fabriken der gegebenen Welt die Hütte Gottes steht, wo Menschen miteinander den Geist der kommenden Welt pflegen, wo Gemeinschaft gegründet, wahre Hingabe geübt wird, wo Freiheit herrscht und Liebe dient, wo über alles hinaus das lebt, was einst die ganze Welt beseelen soll, da sprengt dies göttliche Leben die irdischen Gebundenheiten, wie die zarte Pflanze den Felsen durchbricht; da werden die Stätten bereitet, wo Gott unter den Menschen wohnen kann. Und durch allen Triumph der widergöttlichen Mächte hindurch, über ihre Selbstsicherheit hinweg klingt es wieder: Fürchte dich nicht, du kleine Herde.

Aber ist es nicht doch lähmend und niederdrückend, daß es immer und immer durch die Jahrhunderte hindurch eben eine kleine Herde ist? – Klein war nur die Schar, von der jeweilen die Kräfte des Glaubens und der Liebe ausgingen, mit denen das Gottesreich einen neuen Vorstoß und Durchbruch erreichte. Denn es ist ja ständig im Kommen gewesen und hat mehr und mehr die Welt erobert und Scharen sich untertan gemacht, bis eine neue Welle des Fortschreitens und Siegens wieder ausgelöst wurde durch eine neue kleine Herde ganz gottergebener Menschen. Und sehen wir nicht, trotz allem, was unsere Hoffnung enttäuscht, daß wir auch jetzt wieder in einer Zeit leben, wo das Gottesreich kommen und vorrücken will, wenn nur wir wollen?

Ist nicht z. B. der Völkerbund ein Sieg des Gottesreiches über die Welt des Krieges? Er trägt ja gewiß nur allzuviel Ungöttliches und Widergöttliches an sich, er ist eine traurige Verzerrung eines wahrhaften, durch Mächte des Guten gehaltenen Völkerbundes. Und mancher Christ findet es da am Platz, zu sagen: „So kommt das Reich Gottes nicht, das ist eine Verirrung. Der wahre Christ hält sich davon zurück, bekämpft dieses Zerrbild des Friedensreiches und wendet lieber alle Arbeit darauf, solche Gemeinschaften zu bilden, die, wenn auch klein, doch in Reinheit die Idee zu verwirklichen suchen. Der Christ bleibt der heutigen Politik und darum auch dem heutigen Völkerbund fern, denn er kann erst einem wahren und vollkommenen Völkerbund zustimmen. Hat ein solcher Christ wirklich recht? Oder wäre diese Stellungnahme bei uns, die wir so unzählige Male vom Absoluten ins Relative gleiten, die wir uns sonst so oft mit Unvollkommenem begnügen, nicht eine arge Verblendung, wohl gar Heuchelei? Wäre es nicht vielmehr einzig und wirklich christlich, im heutigen Völkerbund eine Stufe, eine Atempause zu sehen in dem Ringen zwischen Gottesreich und Welt? Dankbar zu sein, daß wir leben dürfen in einer Zeit, wo solches Ringen deutlicher als je vor unsere Augen tritt, und diesen Völkerbund zu begrüßen in dem Glauben, daß die Kraft, die ihn gegen eine ganze Welt von Krieg, Mißtrauen und Gewaltgeist hat

erstehen lassen, ihn auch weitertreiben und entwickeln kann. Gottes Reich will von uns heruntergeglaubt, heruntergehofft werden. Dürfen wir ein Werk, in dem es uns entgegenkommen will, verlassen und damit den feindlichen Mächten erst völlig ausliefern, anstatt mit Glauben und Hoffen und mit reinem Wollen zu ihm zu stehen, damit Gottes Kraft und Gottes Geist sich immer mehr darin entfalten können? Gerade die Sehnsucht nach dem Vollkommenen, der Gehorsam gegen das Absolute treibe uns, dem Unvollkommenen zu dienen, das Relative zu nehmen und zu gestalten.

Denn daß wir uns daran verlieren und damit zufrieden geben könnten, das ist doch wohl bei Menschen, denen das Heimweh nach dem Gottesreich in der Seele brennt, nicht möglich. Für sie ist immer der Trost: „Dein König kommt" zugleich auch Mahnung und Aufforderung: „Bereite dem Herrn den Weg".

Wir dürfen keine Mutlosigkeit kennen, aber auch kein Stillstehen und Genügen; wir räumen Steine aus dem Weg, wir jäten Dornen und Unkraut aus, wir machen Bahn und wollen unsern Glauben und unsre Liebe leuchten lassen, bis das Vollkommene unsere Unvollkommenheit durchbricht, bis das Adventsdämmer wieder durchstrahlt wird vom Lichte des Weihnachtskönigs. D. Staudinger.

Christentum und Revolution.[1]

Luk. 12, 51 u. 12, 49.

In den letzten Wochen sind bei uns die ungeheuerlichsten Veränderungen eingetreten, die man sich überhaupt nur denken kann. Es sind nicht nur all die ehrgeizigen Machtpläne endgültig zusammengebrochen, von denen zum Unheil des Ganzen weite und einflußreiche Kreise unseres Volkes erfüllt waren; es hat sich nicht nur, wie es oft gerade mit denen, die für Höheres berufen sind, zu geschehen pflegt, all der Wille zur Vergewaltigung und Verkleinerung anderer, der immer aus der Selbstsucht stammt und darum immer Selbstsucht wirkt, gegen uns selbst gekehrt — auch im Inneren unseres Vaterlandes haben die letzten Wochen eine Umwälzung gebracht, wie wir sie kaum in Jahrhunderten erlebt haben. Denn, wie auch der einzelne zur Revolution stehen mag, unter allen Umständen bedeutet sie das Zusammenbrechen uralter Zustände und Einrichtungen. Um nur eines zu nennen: die politische Leitung des deutschen Volkes lag seit mehr als einem Jahrtausend in den Händen geborener Führer, die unabhängig vom jeweiligen Volkswillen, die Regierungsgewalt in Händen hatten. Das ist nun von Grund aus anders geworden. Von nun an wird die politische Führung vom Volke selbst eingesetzt und nicht mehr einer kleinen Oberschicht der Nation entnommen, sondern nach

[1]) Aus Sachsen, Winter 1918.

genauen Maßstäben berufen werden. — Zu all diesen ungeheueren Veränderungen und was mit ihnen zusammenhängt, muß nun der einzelne Stellung nehmen. Das ist jetzt mehr als eine abstrakte Forderung. Es ist die unmittelbare praktische Folge der neuen Zustände. Denn was auch immer aus der jetzigen Gährung hervorgehen mag, jedenfalls wird die Zukunft demokratisch sein, d. h. die Verantwortung für die allgemeinen Zustände wird nicht mehr ausschließlich in den Händen weniger, sondern in viel höherem Grade als bisher auf den Schultern aller liegen. Jeder einzelne kann vermöge der politischen Macht, die ihm das Stimmrecht gibt, an der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse mitwirken und muß sich darüber klar sein, daß er in Zukunft nicht untätig beiseite stehen und, vielleicht grollend und kritisierend, die Verantwortung anderen überlassen kann. Er muß in Zukunft selbst politisch urteilen und politisch handeln. Zu so gewaltigen Veränderungen wird aber nur der eine sichere Stellung finden, der von einem letzten und höchsten Ziel aus in die gärende Bewegung hinein sieht, der weiß, worauf es für ein Volk und für den einzelnen letzten Endes ankommt. Den weitaus meisten Menschen geht es ja jetzt so wie einem Seefahrer, der sich die Berge seiner Heimat zur Orientierung ersehen wollte. Eine Zeitlang werden sie ihm die Richtung weisen. Aber die Wellen werden ihn unaufhaltsam weiter führen, die Heimatberge werden seinen Blicken entschwinden, und er ist rettungslos verloren, wenn er nicht den Blick zu den ewigen Sternen erhebt, die aus so erhabener Ferne auf ihn herab leuchten, daß ihr Licht überall von ihm gesehen werden kann. So ist es für den einzelnen jetzt unter allen Umständen unmöglich, von den überkommenen Anschauungen aus, in denen einer mehr oder weniger zufällig bisher seine geistige Heimat fand, zu den neuen Verhältnissen Stellung zu finden. Revolution bedeutet in jedem Falle, und in unserem noch ganz besonders: Fahrt in geschichtliches Neuland hinein. Nur wer den unverrückbaren Kompaß einer aufs höchste gerichteten, alle möglichen Umstände und das Leben in seiner ungeheuren Mannigfaltigkeit restlos verarbeitenden Lebens- und Welterfahrung kennt, wird sich zurechtfinden. In diesem Sinne wollen wir uns an Christus wenden und nach dem Verhältnis von Christentum und Revolution fragen. Denn die Größe Christi beruht ja eben darin, daß er unseren Blick vom Unwesentlichen auf das Wesentliche lenkt, daß er uns zum Bewußtsein bringt, daß wir auf unserer verworrenen Erde — und umfaßten wir sie mit der leidenschaftlichsten Liebe — im Dunkeln wandeln, wenn uns nicht ewige Sterne leuchten, und daß es deshalb für alle irdischen Verhältnisse, seien sie groß oder klein, nur eine Rettung gibt: das ewige Licht suchen, das allein dem Erdenkloß erst Leben geben kann. Wir meinen darum den Aufblick zu Christus nicht als eine müde Abwendung von den Stürmen der Gegenwart, sondern sind im Gegenteil der Meinung, daß nur der wirklich fruchtbar an dem Aufbau einer neuen Welt wird mitarbeiten können, der das Zeitliche ent-

schlossen dem Ewigen unterordnen und das Sichtbare dem Unsichtbaren dienstbar machen kann.

Wie also steht das Christentum zur Revolution? Da ist zunächst einmal zu sagen, daß das Evangelium Jesu selber eine Revolution, eine Umwälzung aller Verhältnisse in sich schließt — und zwar in dem allerradikalsten Sinne. Die Revolution, die Christus im Auge hat, geht weit über alles hinaus, was man heute so nennt. Man hat diese Seite der Verkündigung Jesu, obwohl sie zum Wesen des Evangeliums gehört, sehr zum Nachteil nicht nur der religiösen, sondern aller geschichtlichen Entwicklung zwar immer wieder verdunkelt, eben weil sie zu weit über die durchschnittliche Kleinheit menschlicher Vorstellungen hinausging.

Es wird aber Zeit, daß wir in diesem Punkte unsere Seele weit auftun für die ganze Größe Christi, daß wir alles das begreifen, was er z. B. in dem Worte ausgesprochen hat: „Ein Feuer auf die Erde zu werfen bin ich gekommen — und wie wünschte ich, es wäre schon entzündet“ — und daß wir an der gewaltigen, vorwärts drängenden und revolutionierenden Energie seiner Verkündigung unsere eigenen Vorstellungen vom Fortschritte der Menschheit vertiefen und erweitern und so endlich von all den unsauberen Beimischungen befreien, die den Weltfortschritt trotz aller Augenblickserfolge doch nur immer wieder aufhalten.

Es ist wichtig zu verstehen, daß wir mit dieser Auffassung nicht etwa in spielerischer Weise ein Ereignis der Gegenwart mit dem Christentum verbinden. Es sei darum ein Blick auf das geworfen, was Jesus überhaupt wollte. Er wollte das Reich Gottes bringen, er wollte also eine Herrschaft Gottes aufrichten. Gott sollte überall da zur Herrschaft kommen, wo jetzt noch andere Mächte herrschen. Es ist klar, daß damit auch eine Herrschaft Gottes über diese Erde gemeint ist. Irgend ein Gebiet der Schöpfung, der sichtbaren oder der unsichtbaren Welt, von der Beherrschung durch Gott ausnehmen zu wollen, hieße für jedes unmittelbare Empfinden der Allmacht Gottes Abbruch tun. Was etwa Paulus in den Worten: „Ob Welt oder Leben oder Tod, ob Gegenwärtiges oder Zukünftiges, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes“ oder die Apokalypse in dem Wort: „Siehe, ich mache alles neu“ zum Ausdruck bringen, ist ein Ausdruck derselben alles erneuernden Energie, der wir in den Evangelien begegnen. Es soll etwas vollkommen Neues kommen: eine Welt der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Eine Umwertung aller Werte tritt ein. Oder sind die Seligpreisungen der Bergpredigt etwas anderes als eine grundstürzende Umkehrung aller bestehenden Begriffe? Mit dem Glanz höchsten Glückes übergossen werden Sanftmut, Barmherzigkeit, Herzensreinheit, Friedfertigkeit, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. Was aber als gemeinsamer Grundzug durch die Neuordnung hindurchgehen soll, spricht Jesus aufs deutlichste aus in dem Wort: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun, das

tut ihr ihnen — das ist das Gesetz und die Propheten.“ Der Mensch soll aufhören, nur an sich zu denken. Das Du, der Bruder, soll neben das Ich treten. Darum wird die Liebe der höchste Ausdruck dessen, wofür Jesus wirkte, litt und starb. Die Liebe soll zur Herrschaft kommen. Denn Gottes Wesen ist Liebe, nichts weiter als Liebe. Sie strahlt in der unermeßlich, verschwenderisch über Böse und Gute sich ausgießenden Güte des Sonnenscheins zu uns hernieder. Sie lächelt uns zu in der mehr als königlichen Pracht der Blumen des Feldes. Jeder Sperling auf dem Dache, ja jedes Haar auf unserem Kopfe ist von dieser alles umfassenden göttlichen Liebe umschlossen. Wir ruhen in Gott, wie in Vaterarmen. Diese göttliche Liebe soll nun eindringen in das menschliche Herz und in die Welt. Die Erde, das Weltall sollen ihr untertan werden. Das ist das Reich Gottes. Das unerhört Neue, das kommen soll, besteht darin, daß wir werden sollen wie Gott, vollkommen, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Es ist vollkommen klar, die Liebe soll die Grundlage dessen sein, was Jesus das Reich Gottes nennt. Eine Welt der Liebe soll kommen . . . . „Das andere aber ist dem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“ Es ist so einfach, daß jedes Kind es verstehen kann, ja, wer nicht ist wie ein Kind, versteht es nicht, daß eine Allherrschaft der Liebe kommen soll, daß die Liebe eindringen soll in alle Verhältnisse, daß sie den Verkehr der Menschen untereinander, das wirtschaftliche, politische und soziale Leben beherrschen soll. „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.“

Das wird aber von Christus nicht verkündet in blinder Schwärmerei, sondern in durchdringendster Erkenntnis der bestehenden Verhältnisse. Die gegenwärtige Welt ist noch von der unteren Welt beherrscht. Das Neue kann nur kommen nach unerhörten Kämpfen. Die erste Forderung an die, die ihm nachfolgen wollen, ist unerbittliche und entschiedene Trennung von dem Bestehenden und Gegenwärtigen. Auch die natürlichen Bande der Blutsverwandtschaft müssen zerschnitten werden: „Wer nicht haßt seinen Vater, seine Mutter, sein Weib, seine Kinder, seine Brüder und seine Schwestern, ja auch sein eigenes Leben, der kann nicht sein Jünger sein.“ Was kommen soll, liegt über dem Gegenwärtigen, bloß Natürlichen. Die erhabene Stimmung des Pauluswortes: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden“, ist über dem ganzen Evangelium Jesu ausgebreitet. Das erste, uns aus seiner öffentlichen Wirksamkeit überlieferte Wort ist ein Aufruf zur Buße, zum Anderswerden, zur Umkehr. Seine ganze Wirksamkeit ist ein Weckruf zur alleräußersten Entschiedenheit: „Aergert dich dein Auge, so reiße es aus . . . ärgert dich deine Hand, so haue sie ab . . . ärgert dich dein Fuß, so haue ihn ab.“ Das neue Leben, das gewonnen werden soll, ist unter allen Umständen etwas anderes als alles natürliche, so unentbehrlich dieses zu sein scheint. Christus ist sich vollkommen klar darüber, daß etwas durchaus Neues wie das Reich Gottes nur durch Bruch mit dem Bestehenden,

nur durch Kampf und Entzweiung hindurch kommen wird. „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter, und dem Menschen werden in den eigenen Hausgenossen seine Feinde erstehen.“ Wem solche Worte unverständlich oder fremd sind, der hat eben noch gar nicht begriffen, wie sehr bei Christus die unerhörteste vorwärtsdrängende Energie mit der deutlichsten Erkenntnis aller Hemmungen und Widerstände verbunden ist. Aus dieser Verbindung zweier, für gewöhnlich getrennt auftretender Elemente stammt auch das Wort: „Ich bin gekommen ein Feuer zu werfen über die Erde hin, und wie wollte ich, es brennete schon.“ Das ist das Feuerzeichen einer grundstürzenden Neuordnung alles Bestehenden, die einfache Folge jener Umwertung aller Werte, die in der Allherrschaft der Liebe, in der Ueberordnung des „Du“ über das „Ich“ beschlossen liegt.

Es ist klar, daß eine solche Lebensbewegung gar nicht in die Welt eintreten kann, ohne die Welt in Unruhe zu bringen. Das Evangelium Christi ist die heilige Unruhe der Welt, die nie gestattet, am Bestehenden hängen zu bleiben, sondern unablässig einer höchsten Ordnung der Dinge, „einem neuen Himmel und einer neuen Erde“ entgegendrängt, „in welchen Gerechtigkeit wohnt“. Hierin beruht die tiefe Verwandtschaft des Evangeliums Jesu mit dem, was wir Revolution nennen. Was nun besonders die Revolutionen der letzten anderthalb Jahrhunderte anbelangt, wie sie von Frankreich aus nun nahezu ganz Europa durchzogen haben, so standen sie alle unter der Herrschaft des demokratischen Gedankens. Dieser aber hat zweifellos eine seiner Wurzeln im Christentum. Denn wenn wir von den verschiedenen Ausprägungen des demokratischen Prinzips absehen, so ist es in jedem Falle eine Auflehnung gegen jene Mißachtung des Menschen, wie sie mit gewissen autokratischen Herrschaftsmethoden verbunden zu sein pflegt. Es ist ein leidenschaftliches Verlangen nach Gleichberechtigung und Mitwirkung am gemeinsamen Ziel, ein tief empfundener und grollender Protest der wirtschaftlich Schwachen gegen Vergewaltigung. Das hat alles auch wirtschaftlich-technische Gründe. Die unüberwindliche Sieghaftigkeit aber, mit der diese Bewegung sich durchsetzt, hat vielleicht ihre tiefste Quelle in dem christlichen Grundgedanken der Gleichheit aller vor Gott, der früher oder später auch in das politische Leben eindringen mußte. Darum steht auch die Revolution, die wir erlebt haben, in einem unleugbaren Zusammenhang mit der von Christus ausgehenden Lebensenergie, obwohl dieser Zusammenhang vielleicht von keinem der Träger des Revolutionsgedankens empfunden wird. Er ist doch da, weil die Verkündigung Christi mehr ist als eine Lehre, mit der nur der in Verbindung steht, der sie kennt. Sie ist vielmehr die Offenbarung gewisser geistiger Lebensgesetze, denen auch der unterliegt, der nichts von ihnen weiß oder wissen will und die in

den 1900 Jahren seit dem Auftreten Jesu sich mit zunehmender Gewalt der Seelen bemächtigt haben. Es ist darum nicht zufällig, daß eine deutsche Revolution den Abschluß eines furchtbaren vierjährigen Krieges bildet, in dem der Gewaltgedanke mit einer unerträglichen Ausschließlichkeit gerade in unser deutsches Volk hinein getragen wurde. Was wir Revolution nennen, ist eine unklare, aber elementare Auflehnung gegen diese Verrohung, die Hinwendung auf einen ganz neuen Zustand, der menschheitlichen Organisation. Es regt sich darin, wenn freilich auch nur in einer chaotischen Vermischung mit allerhand unlauteren Kräften etwas von jenem Feuergeist, der ein unverlierbares Element der Menschheitsgeschichte darstellt und der seinen höchsten Ausdruck in Christus gefunden hat. Was Christus wollte, geht eben weit über alles hinaus, was auch unsere Revolution im Auge hatte. Es werden darum noch viele Umwälzungen kommen, bis das verwirklicht ist, was Christus das Reich Gottes nannte, bis das Wort: „Alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen" wirklich das Grundgesetz einer neuen Welt geworden und die Liebe auf den Thron gesetzt ist, auf dem noch immer die Selbstsucht herrscht.

Je deutlicher wir so die innere Verwandtschaft des Christentums mit der einen Seite, der vorwärts drängenden Energie der Revolution betonen, um so deutlicher müssen wir nun auch den entschiedenen Gegensatz hervorheben, in dem Christus und die von ihm ausgegangene Lebensbewegung sich gegen die bisher noch mit jeder Revolution verbundenen Verherrlichung der Gewalt befindet. Daß die Gewalt heute bei allem, was man Revolution nennt, eine große Rolle spielt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Christus verwirft die Gewalt grundsätzlich. Am paradoxesten ist das in den Worten der Bergpredigt ausgesprochen: „Widerstrebt nicht dem Uebel", und „So dich jemand auf deinen linken Backen schlägt, dem halte auch den anderen hin." Man hat dies meist so mißverstanden, daß Jesus zur passiven Ergebung in das Böse auffordere. Aus diesem Mißverständnisse geht nur hervor, daß man von der ungeheuren und unerbittlichen Energie des Guten gar keine Ahnung hat, die zum Wesen Christi gehört. Sein Verhalten gegen das Böse ist darum nirgends bloße Passivität, sondern höchste Aktivität, Steigerung des Widerstandes zur höchsten Kraft. Jene Mahnungen bedeuten also nicht ein müdes Gewährenlassen, sondern werden gerade deshalb gegeben, weil sie die wirksamsten Kamkfmittel gegen das Böse sind. Die Gewalt ist ein durchaus unwirksames Mittel gegen das Böse. Sie kann wohl Augenblickswirkungen erzielen, Dauererfolge allein aus sich heraus nie. Die Gewalt entstammt eben noch der Welt des „Ich" und noch nicht der Welt jener Liebe, die allein allen Widerständen gegen das Böse gewachsen und überlegen ist, weil sie allein der ganzen Welt des greifbaren Nutzens eine Welt höherer Ordnungen entgegensetzt. In der Liebe bricht eben die neue Welt, das Reich Gottes in der Menschheit durch. Vielleicht ist das am Evangelium

Jesu das Schwerstverständliche, gerade weil es das Allergrößte ist. Höchste Energie und Leidenschaft für eine gute Sache, das ist wohl etwas, was die Menschen verstehen können. Aber nur zu leicht versuchen sie dieses Höchste mit den groben Stoßkräften der unteren Welt durchzusetzen. Daß die Gewalt etwas Gemeines ist, begreifen die Menschen auch, aber nur zu leicht verbindet sich diese Erkenntnis mit einer müden Gleichgültigkeit gegen die Zustände der Welt. Das Wunder Chisti aber besteht gerade darin, daß sich die gesteigertste umwälzende Energie mit einer grundsätzlichen Abkehr von der Gewalt verbindet. Auch seine Jünger haben ihn darin nicht verstanden. Daß er das Reich Gottes wollte, ja, das begriffen sie; daß er es ohne Gewalt wollte, begriffen sie nicht. Bezeichnend dafür ist etwa jene Geschichte, in der Jesus mit seinen Jüngern in ein samaritisches Dorf kommt, das ihn nicht beherbergen will. Da sagen Jakobus und Johannes in wohlgemeinter Empörung zu ihm: „Herr, wenn du willst, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel herabfalle und sie verzehre.“ Da wendet sich Jesus zu ihnen um, schilt sie und sagt: „Ihr wißt nicht, weß Geistes Kinder ihr seid.“ Ein andermal zanken sie untereinander, wer von ihnen der Größte sein sollte in der zukünftigen Ordnung der Dinge. Da sagt er ihnen: „Die Könige herrschen über ihre Völker und die Mächtigen unter ihnen nennen sich Wohltäter. Mit euch aber soll es nicht so sein, sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste und der Führer wie der Diener.“ Die neue Ordnung aller Dinge soll eben nicht so, wie für gewöhnlich neue Zustände herbeigeführt werden, erscheinen, es soll das Reich der Liebe nicht mit Mitteln herbeigeführt werden, die noch aus dem Geiste der Selbstsucht stammen. Das höchste Ziel kann nur durch die höchsten Mittel Wirklichkeit werden, das Reich der Liebe nur durch Liebe. Darum ließ sich Christus ans Kreuz schlagen, obwohl er die Vollmacht in sich gefühlt hat, Engelheere gegen das Böse aufzubieten. Wirklich vorwärtsbringen kann die Menschheit nur, wer sich ganz an das Höchste hingibt auch in den Mitteln, die er zu seiner Verwirklichung anwendet.

Es ist klar, daß das Christentum auch hier noch weit über das hinausweist, was wir in den letzten Wochen erlebt haben. Es scheint mir zwar, daß es ein Ruhmesblatt dieser Umwälzung gewesen sei, daß ihre ersten Ereignisse so verhältnismäßig unblutig vor sich gegangen sind. Groß an dieser Revolution jedenfalls war alles, was aus der wirklichen Absage an die Gewalt hervorging, klein aber war und ist alles, was doch nur wieder Gewalt und Unterdrückung war. Die Gewalt gehört eben noch in das Reich der Natur und wird darum auch nur naturhafte Wirkungen hervorbringen. „Wer nach dem Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen.“ Wieviel erst wird noch geschehen müssen, bevor die Menschheit auch hier auf die Bahn Christi gelangt, bevor sie es fertig bringt mit aller Leidenschaft etwas Neues zu wollen und

doch gerade aus der Reinheit dieser Empfindung heraus die Gewalt abzulehnen.

Von hier aus ergibt sich nun die praktische Stellung zur Revolution ohne weiteres. Wir können uns mit voller Seele an alles anschließen, was darin aus der Sehnsucht nach jenem „neuen Himmel und jener neuen Erde" hervorgeht, „in denen Gerechtigkeit wohnt", können uns von all der Güte entzünden lassen, die von jenem Feuer entfacht ist, das Christus gekommen ist zu werfen über die Erde hin, können uns all der Begeisterung und Hoffnung freuen, die auf eine wirkliche Erneuerung der Erde gerichtet sind. Die Menschheit braucht viel von diesem heiligen Feuer. Aber ebenso entschieden müssen wir Stellung nehmen gegen all den Gewaltrausch, der sich auch mit dieser Bewegung verbinden kann und zum Teil verbunden hat. Die Greuel, die in der französischen Revolution und dann in der russischen geschehen sind, diese schauderhaften Gemeinheiten zügellosester Selbstsucht, können jederzeit bei uns sich wiederholen, wenn wir nicht auf der Hut sind. Es sind eben doch auch bei uns Leute am Werk, die noch gar nicht begriffen haben, daß die brutale Gewalt gleich unerträglich ist, ob sie von oben oder von unten kommt, die so von ihren eigenen Einbildungen erfüllt sind, so ganz berauscht von ihren Ideen, daß sie blind sind gegen all die verwüstenden Wirkungen, die eintreten müssen, wenn die Gewalt das eben erst erwachende Leben der Nation wieder zertritt. Gerade in der letzten Zeitung stehen Berichte über Unruhen in Berlin und über Plünderungen in Köln, die eine Ahnung davon geben können, was geschieht, wenn Menschen mit einer sehr beschränkten Weltkenntnis und einem sehr mangelhaften Einblick in die ungeheure Kompliziertheit eines Neuaufbaues dem Wahn verfallen, sie könnten machen, was sie wollen. Den ungeheuren Aufgaben, die jetzt vor unserem Volke stehen, sind wir nur gewachsen, wenn eine genügende Anzahl von Männern und Frauen bei uns vorhanden ist, die sich jene höchste Weisheit zu eigen gemacht hat, die in dem Namen Christus beschlossen liegt. Die weitaus meisten Menschen sind mehr oder weniger blind. Wir alle lassen uns mehr oder weniger berauschen oder betrügen, entweder von der Massivität der äußeren Ereignisse oder von der einseitigen Kurzsichtigkeit unserer Einfälle. Unser aller Blick ist mehr oder weniger beschränkt. Es gibt keine dringendere Aufgabe für alle, die jetzt mit einem Male an der Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse mitwirken sollen, als eine innerste Aufgeschlossenheit für all die tiefdringende Kenntnis des Seelenlebens für jene energische Unterordnung aller äußeren Lebensverhältnisse unter geistige Gesetze, jene Sicherstellung aller äußeren Lebensbedürfnisse der Menschheit durch die Ueberwindung ihrer Selbstsucht als der letzten Ursache aller Lebensunsicherheit, — mit einem Wort: für alles das, was sich jedem erschließt, der wirklich bis zum Kern des Christentums vordringt.

Alfred Dedo Müller.

Revolution und Kirche.[1])

Meine verehrten Zuhörer!

Betrachten Sie mich heute nicht als Pfarrer! Ich will nicht predigen, sondern Ihnen Gedanken vortragen, die die Zeit angeregt hat. Es sind eben so viele Fragen aufgerollt, und es ist gut, sie allseitig zu beleuchten und zu durchdenken.

Ich spreche nicht als Kirchenmann, denn die Wahrheit steht mir höher, als die Kirche. Ich spreche nicht als Parteimann: ich gehöre zu keiner Partei, habe auch für keine Partei gewählt. Die Wahrheit steht mir höher, als die Parteien. Und ein Parteimann kann niemals ganz aufrichtig sein. Unbewußt wenigstens wird er schön färben, was zu ungunsten seiner Partei und dunkel färben, was zu ungunsten anderer Parteien spricht. Ich spreche auch nicht als Volksredner, der um jeden Preis sein Vaterland retten will; denn obgleich ich mein Volk und mein Vaterland von Herzen liebe, die Wahrheit steht mir höher, als mein Vaterland. Wer sie nicht mehr als dieses liebt, der liebt auch sein Vaterland nicht recht.

Ich bitte Sie also, meinen Vortrag aufzufassen als die Worte Eines, der nichts als Wahrheit sucht: sucht, denn ich behaupte nicht, daß ich sie schon gefunden habe. Wahrheit ist Leben, ist Opfer; Wahrheit in Erkenntnis und Gedanken wird immer ein Suchen und Annähern bleiben. Es gibt Irrtümer, durch welche die Wahrheit schaut, wie es Wahrheiten gibt, hinter denen doch die Lüge steckt.

Helfen Sie mir, Wahrheit suchen!

Die Revolution hat ihr erstes positives Werk geschaffen: die verfassungsgebende Nationalversammlung. Wir haben von den umwälzenden Vorgängen im November 1918 etwas Abstand gewonnen und sind jetzt eher imstande, sie ruhig und sachlich zu beurteilen.

Wie wird die Revolution vom Volk, von den Parteien beurteilt? Ich will nur die äußersten Gegensätze nennen. Die auf der **Rechten** fällen diesen Spruch: „Die Revolution ist der Schandfleck in der deutschen Geschichte, auf dem deutschen Namen. Zur ungünstigsten Zeit legten die Soldaten aus Feigheit die Waffen nieder, lieferten uns dem Feinde aus und erwirkten uns diese schmählichen Waffenstillstandsbedingungen, denen wahrscheinlich ebensolche Friedensbedingungen folgen werden. Das ist etwas, was nie wieder gut gemacht werden kann. Damit hat das deutsche Heer seine Ehre verloren."

Damals hat der damalige Volksbeauftragte Ebert in seiner ersten Weimarer Rede geantwortet, das Waffenstillstands- und Friedensangebot sei in jenem Augenblick gerade von der Militärbehörde

---

[1]) Vortrag, gehalten im März 1919 in Schmalkalden in Thüringen und im April 1919 in Hersfeld. Vgl. dazu die „Red. Bemerkungen".

ausgegangen, nicht von der Sozialdemokratie; worauf die andern entgegnen könnten: „Wohl, aber Ludendorff war gezwungen dazu, weil die Front wankte und das Heer abbröckelte. Also bleibt die Schuld doch auf dem deutschen Heer?" Lassen Sie uns nicht hier stehn bleiben, sondern noch etwas weiter fragen! Warum wankte die Front und warum bröckelte das Heer ab? „Weil es sozialdemokratisch durchseucht war", sagen die auf der Rechten. Ei, haben denn Konservative und Alldeutsche nicht auch Propaganda getrieben und das Heer durch sogenannte Aufklärung mit ihrem Geiste zu durchdringen gesucht? Warum fanden die sozialdemokratischen Gedanken Eingang in den Herzen der Soldaten und die Gedanken der Militärs und Alldeutschen nicht? Warum? War das nur die Verdorbenheit oder Kriegsmüdigkeit der Leute?

Mir scheint, die auf der Rechten übersehen eins: die Revolution ist nicht von heut auf morgen gemacht, und das Gift, von dem sie reden, haben sie zum Teil selbst ausgestreut. 1915 schon war in Casseler Kasernen — es waren dort meist Bauernsöhne, und sozialistische Propaganda wurde nicht getrieben — die allgemeine Stimmung: „Laßt sie nur so weiter machen, so erziehen sie sich Sozialdemokraten!" Was die Leute aufbrachte, der Militarismus, das war nicht Disziplin und Ordnung und auch nicht das Mißfallen an den ungeheueren Heeren und ihrer Unterhaltung von den Steuern des Volkes, es war vielmehr die Behandlung der Menschen als Maschinenteile anstatt als Menschen. Militarismus ist eine geistige Macht, die sich freilich zuletzt als Ohnmacht offenbarte. Es sind darunter die Imponderabilien zu verstehen, die man empfinden, aber nicht immer sichtbar nachweisen und vorrechnen kann. Ist es nicht so bei allen großen Lügen in der Welt? Die Schäden, die einer klipp und klar jedermann nachweisen kann, sind nicht die schlimmsten; darum ist z. B. die Heuchelei so gefährlich.

Wer hat die erste französische Revolution gemacht? Die Könige, der Adel und der Klerus, und dazu kam die Aufklärung, die dem Volk seine Knechtung und Unfreiheit erst zum Bewußtsein brachte und dem dumpfen Hinnehmen ein Ende machte.

Wo liegen die Wurzeln dieser deutschen Revolution? In der Revolution von oben, die schon lange vor dem Krieg in Deutschland herrschte, in der Diktatur einer Militär- und Kapitalistenkaste. Revolution ist jeder Zustand, wo Macht über Recht sich erhebt, oder wo man Ideale mit rücksichtslosen Machtmitteln zu verbreiten sucht und als Ideal nur Macht und Machtzuwachs kennt.

Die Geschichte Preußens ist eine Revolutionsgeschichte. Und die sittliche Vergiftung des Volkes von oben her bestand darin, daß man in wissenschaftlichen Werken, in Geschichtsbüchern, in Kirchen und Schulen die Niedertretung des Rechtes, Annexion, Gewaltat feierte, verherrlichte und christlich verbrämte.

Sie fragen: „Hat denn England, haben die andern Völker nicht demselben Prinzip gehuldigt?" Ja, das haben sie. Die Selbstsucht, der rücksichtslose Sacrosegoismus, die sogenannten Staatsinteressen waren die eigentlich Regierenden im Völkerleben. Aber wir Deutsche wollen doch vor unsrer Türe kehren. Mögen es die Andern bei sich besorgen! Daß Engländer es 1916 schon getan haben, weiß ich aus einem Artikel der „internationalen Rundschau". Und daß die Zensur Frankreichs Romain Rollands Schriften passieren ließ, ist eine Tatsache, der bei uns keine gleich gegenübersteht[1]). Selbst Fr. W. Foersters „Deutsche Jugend und der Weltkrieg" wurde, soviel ich weiß, eine Zeitlang verboten und die objektive „Internationale Rundschau" bei uns am Erscheinen gehindert, weil sie zuviel vom Frieden sprach. Foersters „Weltpolitik und Weltgewissen" kam erst kurz vor der Revolution heraus und sollte von jedem Deutschen gelesen werden. Dann aber möchte ich Ihnen, verehrte Zuhörer, was England und Preußen betrifft, noch einiges zu erwägen geben:

1. Wir reden immer von dem Neide Englands. Sind wir Deutsche denn nicht auf auf Englands Machtstellung neidisch gewesen und im Streben nach gleicher oder größerer Weltmacht von unserm eigentlichen Beruf abgefallen? Nicht jedermann kann Krämer sein, nicht jedes Volk ein Handelsvolk. Hätten wir doch England ruhig die materielle Herrschaft lassen sollen. Luther sagt: „Wem Gott nichts Besseres gunnt, dem gunnt er Geld". Wir hatten Besseres. Unsere Kulturgeschichte — und nur die ist eigentlich Geschichte — hatte uns eine andere Aufgabe zugewiesen, das Herz, das Gewissen der Welt zu sein, ein Volk, das den materiellen Gütern der andern Völker geistige entgegenhält. Die Geschichte vom reichen Mann spricht ein Weltgesetz aus: Je mächtiger und reicher ein Volk nach außen ist, umso ärmer ist es an innerem, geistigem Gut. Das schließt natürlich nicht aus, daß für geistige Entwicklung auch eine gewisse materielle Grundlage nötig ist. Nach langem, blutigem Umweg, Irrweg sind wir auf unser Wesen und unsre Weltaufgabe neu zurückgewiesen worden.

2. Die Völker, welche England sich botmäßig machte, sind in der Hauptsache Völker zweiten Grades, die einen Herrn über sich brauchen, während Preußen Eroberungskriege gegen Völker führte, die mit ihm auf derselben Stufe standen: Oesterreicher, Franzosen, Dänen, Polen, Hannoveraner, Hessen.

3. Wie hat England und wie hat Preußen die eroberten Gebiete behandelt? Ich weiß wohl, daß die englische Kolonisationsgeschichte ihre dunklen Punkte hat, und nichts liegt mir ferner, als England zugunsten Preußens reinzuwaschen. Aber daß während des Weltkrieges keine von Englands Kolonien abgefallen ist, sollte

---

[1]) Noch bedeutsamer war die Freigabe des antimilitaristischen und antinationalistischen Romans „Le Feu" von Barbusse. Die Red.

uns doch zu denken geben. Geschah es nur deshalb nicht, weil England militärisch überlegen war? O, der Augenblick war günstig. Und selbst die Buren zeigten kein Verlangen nach Selbständigkeit, weil England ihnen einen so freie Selbstverwaltung gegeben hat. Nun frage man sich, wie es wohl kam, daß wir z. B. die Herzen der Elsaß-Lothringer so ganz verloren haben! Was will die äußere Kultur besagen, die wir dem Reichsland gebracht! In der Behandlung Elsaß-Lothringens, hat Bethmann-Hollweg gesagt, sei eine Ursache des Krieges zu suchen.

Ich spreche aber von der Ursache der Revolution und sagte, die Revolution von oben — Gewalt über Recht — habe die Revolution von unten hervorgerufen. Die Macht hat so lange im Dienst des Unrechts gestanden und ist dadurch so in Mißkredit geraten, daß man dann zögerte, sie auch nur im Dienste des Rechtes zu gebrauchen.

Als unsere Soldaten 1914 ins Feld zogen, waren sie in dem Glauben, Haus und Herd, Weib und Kinder zu schützen und für eine gute, gerechte Sache zu kämpfen. So war es ihnen vorgesagt und dargestellt. Als sie dann aber mehr und mehr den Glauben an die gerechte Sache verloren, als sie einsahen, wie sie von allen Seiten getäuscht und hinters Licht geführt wurden, wie man ihnen Tatsachen verschleierte und verbarg, sie mit Illusionen lockte; als sie erkannten, daß die Feinde vor allem den Militarismus angriffen, dessen öden Druck und Ungerechtigkeit sie selbst immer härter empfanden, wer kann sich wundern, daß sie da nicht mehr kämpfen wollten? Wundern muß man sich, daß sie über vier Jahre unter dem Druck und unter dem Lügennetz ausgehalten haben, an dem die Kirche blind und staatsgehorsam mitgewoben hat. Wie soll Einer kämpfen, wenn er nicht mehr an das glaubt, wofür man ihn in den Krieg geführt hat?

Aber hatten die Soldaten nicht den Fahneneid geschworen? Mußten sie nicht trotzdem aushalten? Vergessen wir nicht, daß sie zum Fahneneid gezwungen worden sind; auch eins von den Dingen, die die Kirche ruhig und billigend mitangesehen hat. Dennoch würde ich mich freuen, wenn die Leute aus dem Felde den Konflikt der Pflichten als ihre Schuld empfänden und, streng gegen sich selbst, sich eingestünden: hier ist eine Wunde in unserm Gewissen. Aber niemand soll es ihnen zum Vorwurf machen, der selbst daheim oder in der Etappe in Sicherheit gesessen, der Krieg und Fahneneid gutgeheißen hat. Auch ich will keinen Vorwurf erheben, denn bewundernswert ist, was sie vier Jahre erduldet haben. Ihre Ehre haben sie nicht verloren.

Ehrlos jedoch ist der Zustand gewesen, bei dem eine Militärklasse ein Volk durch Betrug in den Krieg stürzte und dem Abgrund entgegenführte, eine Schuld, die nun den letzten Wagenlenkern, die das Fahrzeug nicht mehr hemmen konnten, allein aufgebürdet wer-

den soll. Ehrlos war der Zustand, in dem die Politik sich vom Sittengesetz emanzipierte und nichts anderes, als den tierischen Kampf ums Dasein anerkannte. Euphemistisch sagten wir: Kampf um unsere Existenz. Und daß wir diesen Zustand christlich billigten — das war der Höhepunkt der Erblindung oder der Heuchelei.

Was ist Ehre? Wer die meiste Macht hat und sie am brutalsten behauptet und gebraucht, der hat die größte Ehre: dieser korpsstudentische Ehrbegriff beherrschte das Völkerleben.

Wenn in der teuren Zeit die Menge vor einem Bäckerladen steht und einer, um sicher zum Ziel zu gelangen, mit dem Ellenbogen zwei Frauen beiseite schiebt und sich vordrängt, in dem Einen Interesse, daß er, nur er sein Brot bekomme, welcher Alldeutsche würde den Kerl einen Ehrenmann nennen? Die Alldeutschen sind im Privatleben oft die edelsten, liebenswürdigsten Leute. Aber dasselbe, was sie hier verurteilen, das Faustrecht, die Ellenbogenweisheit, das heißen sie im Völkerleben notwendig und gut d. h. soweit es das eigne Volk angeht. O glückliche oder vielmehr unglückliche Inkonsequenz! Faustrecht gibt es nicht; Faust-Unrecht müßte es heißen. Wann wird es in der Welt dem Rechte weichen? Wann werden wir im öffentlichen, politischen Leben Menschen werden und zu menschenwürdigen Zuständen gelangen? Ich war einmal Zuschauer, wie ein Dovermann sich bissig auf einen kleinen Fox-Terrier stürzte. Das sah ein größerer Schäferhund: der sprang dem Kleinen bei und griff den Dovermann an, so daß dieser von dem Fox abließ. Es scheint fast, als sei der Ehrbegriff der Tiere zuweilen dem der Menschen überlegen.

Keine Ehre ohne Gerechtigkeit und Ehrlichkeit. Wann werden wir im Völkerleben Menschen werden, wann werden wir hier die ewigen menschlichen Gesetze anerkennen, die uns über den Kampf ums Dasein erheben?

Mit der Frage nach der Ursache von Krieg und Revolution hängt die Frage nach der Schuld zusammen.

Wir alle sind schuldig, denn wir alle haben uns geduckt, haben den Machtstaat, sei's mit Bewunderung, sei's mit verhaltenem Zorn angebetet. (Ein Beleg hierfür ist auch das Urteil eines Pfarrers, das mir jüngst berichtet wurde: „Gewalt wird in dem Augenblick zur sittlichen Pflicht, in dem die Obrigkeit sie gebietet.") Wir büßen für die Sünden unsrer Väter, an denen wir teilhaben, denn wir billigten sie. Und ein sicheres Zeichen von unser aller Schuld scheint mir dies zu sein: Hätten wir statt der Niederlage einen Sieg davongetragen, wer hätte dann nicht gerufen: „Heil Zäsar und deutsches Weltreich"? Wieviele auch von denen hätten in den Ruf miteingestimmt, die heute das Weltherrschaftsstreben, die nationale Selbstgerechtigkeit, den nationalen Hochmut als das anerkennen, was vor dem Fall kommen mußte.

Besondere Schuld aber trifft natürlich die Führer des Volkes. Ein solcher Zusammenbruch ist gar nicht denkbar, ohne Versagen der geistigen Führerschaft. Wer sind die Führer? Die Militärs, die Intellektuellen, speziell die Gelehrten, ein großer Teil der Beamtenschaft, die Presse und wir Prediger.

Das Versagen der Presse ist offenbar. Von den Militärs will ich nicht reden, weil sich das meiner Beurteilung entzieht. Das Versagen der Gelehrten im Weltkrieg, einige Ausnahmen abgerechnet, ist von anderer Seite schon dargetan.

Die Beamten.

Wieviel gute, disziplinarische Kräfte und wieviel treues Pflichtbewußtsein ist in unserm Beamtentum verkörpert! Das ist einer der Vorzüge, die Preußen vor andern Staaten voraus hat. Schade nur, daß unsere Beamten meist nichts Höheres kannten, als ihre Pflicht, d. h. die Erfüllung menschlicher, staatlicher Gebote. Eine Antigone hätten sie schwerlich verstanden. Was von oben kam, war eben gut und über jede Kritik erhaben. Diese Kritiklosigkeit machte einen Teil ihres Pflichtbewußtseins und ihres Beamtengewissens aus. Die Beamten stellten gleichsam die Drainierung des Landes dar, die Röhren, die den nationalen Stoff weiter in die einzelnen Teile des Volkes bringen sollten. Man wünschte nicht, daß die Beamten selber den Stoff sich genauer besahen. Wieviele von ihnen haben wohl gewagt, andere, als die von der vorgesetzten Behörde gebilligten Blätter zu lesen und eine Sache auch einmal von einer anderen Seite zu betrachten? Die das Volk „aufklären“ sollten, blieben so selbst am meisten unaufgeklärt, bis im November 1918 das große Erschrecken und Erstaunen kam.

Heute dürfen die Beamten nach ihrem eigenen Empfinden urteilen und nach ihrem Kopf politisch denken. Das ist manchem so ungewohnt, daß ihm die neue Freiheit nicht einmal behagt. Sich vordenken lassen ist bequemer, als selber denken. Viele Beamten aber atmen heute auf.

Und nun wir Prediger.

Ein Sozialdemokrat äußerte in einer Casseler Versammlung (ich weiß nicht, ob er uns anklagen oder verteidigen wollte): „Die Pfarrer mußten gegen ihre Ueberzeugung reden, der Staat zwang sie dazu“. Ein Pfarrer erwiderte ihm: „Nein, um des Brotes willen gegen die eigne Ueberzeugung reden, das wäre doch eine zu große Erbärmlichkeit.“ Ich kann zur Ehre meiner Kollegen, die ich kenne, sagen: sie glaubten, was sie predigten; gegen ihre Ueberzeugung haben sie nicht geredet. Sie waren fast alle alldeutsch bis ins Mark und suchten dies Alldeutschtum mit Christentum zu umgeben. Mit „alldeutsch“ meine ich nicht die Zugehörigkeit zum alldeutschen Verband, sondern jene Gesinnung, die in der Vaterlandspartei und ihr nahestehenden Presseunternehmungen gepflegt wurde und in Gewalt- und Kriegspolitik zum Ausdruck kam. Da gerade liegt unsre

Schuld. Wir Pfarrer haben das Volk verführt; freilich haben wir es im besten Glauben getan; wir haben gedacht, das Vaterland damit zur Höhe und Macht zu führen. Wir waren blinde Blindenleiter. Indeß der gute Glaube ist keine Entschuldigung. Auch Ludendorff hat die beste Absicht gehabt und im guten Glauben gehandelt. Von den Führern des Volkes wird Recht nicht nur guter Wille und Glaube, sondern Erkenntnis und Einsicht gefordert. Und umso weniger ist der gute Glaube für uns Pfarrer eine Entschuldigung, als wir das neue Testament in der Hand hatten und es nur irgendwo aufzuschlagen brauchten, um den furchtbaren Widerspruch des Krieges, des Größenwahns und der Gewaltpolitik mit Jesu Worten zu erkennen. Waren aber gewisse Pfarrer der Ansicht, daß mit Jesu Worten im öffentlichen, im politischen Leben nichts anzufangen sei, nun, so hätten sie das offen sagen sollen: „Im Privatleben sind wir Christen, im staatlichen Leben aber müssen wir Heiden sein; Jesus ist der Heiland der Einzelnen, aber nicht der Herr und Heiland der Welt und der Weltvölker, das Heil der Völker beruht auf andern tierischen oder natürlichen Gesetzen wie Selbstbehauptung, Kampf ums Dasein usw.“ Hätte man wenigstens offen zu den Gemeinden geredet, das wäre besser gewesen, als im Feld und in der Heimat den Namen Jesu zur Sanktionierung von etwas Widerchristlichem zu gebrauchen. So aber kam eine Verherrlichung des Antichristentums mit christlichen Worten durch „christliches Zeugnis“ heraus.

L. Stückelberger schreibt in den Neuen Wegen:

„Es hat sich bitter gerächt, in den letzten Jahren besonders, daß man selbst von den Kanzeln und Kathedern Christum als „König aller Königreiche“ entthront und ihm nur noch die bescheidene Domäne des Menschenherzens abseits vom Gang der Dinge in der Welt überlassen hat, als ob die Welt souverän bestehen könnte, während sie doch ihren eigenen Gesetzen, d. h. den niederen Instinkten der Machtgelüste, überlassen, dem gründlichen Ruin anheimgefallen ist.“

Aus der Regierung sind die kompromittierten Persönlichkeiten verschwunden. Das Volk hat ein Recht darauf, daß es auch im eigentlichen Geistesleben nicht mehr von solchen Personen geführt werde, die es so weiter verführt haben. Zum mindesten sollten wir Pfarrer unsern Irrtum nun, da er offenbar geworden ist, und unsere Schuld — denn auch Irrtum kann Schuld sein — eingestehen, damit die Menschen nicht alles Vertrauen zur Kirche verlieren. Vor dem Volke und an dem Volke haben wir gesündigt, vor dem Volk muß es auch bekannt werden. Erörterungen und Konfessionen in Pfarrkonferenzen, Pfarrkränzchen oder Studierstuben haben keinen Zweck, wenn das Geständnis in der Stube bleiben soll, damit die Kirche nur den Nimbus wahrt.

Ein Hersfelder Sozialistenführer erklärte: „Wäre die Revolution nicht gekommen, so würde die gesamte Arbeiterschaft Hersfelds aus der Kirche ausgetreten sein.“ So stand es gewiß nicht in Hersfeld allein. Wie viele Soldaten, denen im Feld die Augen aufgegangen sind, sind der Kirche fremd geworden! Und wie viele von unsern Kriegsgefangenen werden, wenn sie zurückkehren, sich von der Kirche abwenden. Auch alle Bemühungen der Kirche um ihre Befreiung aus der Gefangenschaft, alle Geschäftigkeit und Liebestätigkeit, alle Reformen der Kirche werden nichts daran ändern. Nur eins kann ihnen das Vertrauen zur Kirche, die sie im Krieg so schwer enttäuscht hat, wiedergeben: rücksichtslose Wahrhaftigkeit und offenes Schuldbekenntnis. Wie die Kirche sich zu ihrer Schuld stellt, davon hängt ihr Schicksal ab.

Daß diejenigen die Revolution nicht begrüßen, deren Fehler und Irrlehren dadurch bloßgestellt werden, ist leicht zu begreifen.

Nun wollen wir das Urteil der anderen Seite hören.

Die Leute auf der Linken schildern die Revolution wie einen Sonnenaufgang nach langer Nacht. Kurt Eisner dichtet einen Freiheitsgesang der Völker, der im Münchener Nationaltheater bei der ersten Revolutionsfeier gesungen wird. Hoffentlich kennen Sie Eisner nicht nur aus Zeitungsberichten, sondern aus seinen eigenen Reden, die bei G. Müller in München erschienen sind. Er ist einer der ehrlichsten und lautersten Männer, die wir an führender Stelle in Deutschland hatten. Seine Ermordung hat mich aufs tiefste empört. Wer seine Reden gelesen hat, ist nicht nur durch den reinen Idealismus des Mannes, der Zeit seines Lebens das Geld verachtet hat, durch seinen ehrlichen Geist und seinen Mut erquickt, er spürt auch heraus, daß Eisner nicht um die Gunst unserer Feinde buhlte, als er die für die preußische Regierung belastenden Dokumente veröffentlichte. Er tat es als wahrheitsliebender Mensch, aber auch als kluger weitschauender Politiker in dem Gedanken: laßt uns möglichst bald alles selbst ans Licht bringen, was uns belastet, damit uns kein anderer dann mehr etwas vorwerfen oder anhaben kann! Das war auch der Grundsatz des Sokrates. Und wie dieser steht Eisner, der moderne Heide, Christus näher, als die meisten Kirchenchristen. Man lese nur einmal Lukas 14 V. 25—33 und frage sich, ob wir selbst diese Worte so erfüllt haben, wie der „Heide“ Eisner. Lebte Christus heute unter uns als Mensch, ich bin gewiß, daß Eisner zu seinen Jüngern gehörte. Aber dem entarteten Christentum zog er das Heidentum vor.

Freiheit des Volkes, der Presse, der Rede, Freiheit vom Militarismus, von der Herrschaft des Kapitals — das ist der Jubelruf der Sozialdemokratie. Bei der Redefreiheit werden viele aufgeatmet haben. Mir selbst ist ein Alp von der Brust genommen, seit man frei vom Herzen reden darf, ohne das Damoklesschwert über seinem Haupte zu sehen. Vor zwei Jahren wäre das Predigen mir fast

verboten worden: 1. weil ich von der Schuld Deutschlands am Krieg gesprochen hatte; 2. weil ich das vorgeschriebene Kirchengebet um Sieg der deutschen Waffen nicht betete (ist nicht jedes Gebet um Sieg auf dem Schlachtfeld ein Gebet um Vernichtung von Menschen?) 3. weil ich eine Predigt über den Text hielt: „ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge", deren Inhalt war: dasjenige ist das größte und edelste Volk, das bei sich den Balken sucht. Das Aussprechen dieser einfachen Wahrheit erschien schon staatsgefährlich.

Wenn einzelne Konservative sich neuerdings über die Beschränkung der Redefreiheit beschweren, so ist diese Beschränkung natürlich bedauerlich. Es ist immer ein Zeichen von schlechtem Gewissen und geistiger Unreife, einen Redner mundtot zu machen. Aber was jetzt einzelne Fälle sind, war von dem alten Regiment über ganze Gebiete und Gruppen ausgedehnt. Was muß die verwichene Gewalt für ein schlechtes Gewissen gehabt haben, daß sie mit der Zensur jede freie Aeußerung beschnitt und auch die Pfarrer nur reden ließ, was ihr paßte!

Freilich ist die neue Freiheit an vielen Orten recht ausgeartet und nur ein Deckmantel für allerhand Willkürlichkeiten und Gewaltakte. Aber trägt nicht auch daran die Hauptschuld der alte Staat? Warum hat er seine Bürger nicht zu freiem, überzeugtem Gehorsam und zur Selbsterziehung erzogen? Warum hat er sie nur mit dem Schwert in Schach und Zwangsgehorsam gehalten? Fällt der Zwang, so hat natürlich auch Zucht und Gehorsam ein Ende. Und die Erziehung zum Krieg nach außen war auch nicht geeignet, die Friedenskräfte im Inneren zu entbinden. Was man an brutalen Trieben nach außen aufgerufen hat, schlägt nun nach Innen zurück. Was wundern sich die Herren und schimpfen über Spartakus? Es ist ein Naturgesetz, das sich hier auswirkt. Das Pendel schlägt nach der andern Seite aus.

„Wie schön war doch die alte Zeit", hört man jetzt manchmal sagen, „so wird es nie wieder werden, und was haben denn die neuen Machthaber bisher geleistet?" Vergessen wir nicht, daß die „gute" alte Zeit die Wiege der „bösen" neuen Zeit gewesen ist! Und wer könnte auf einem Trümmerhaufen in einigen Wochen oder Monden ein neues Staats- oder Volkshaus bauen, fertig und wohnlich eingerichtet? Der ganze angehäufte tötliche Explosivstoff des alten Gewalt- und Lügensystems muß sich bis auf den letzten Rest entladen. Die Gewalt und Lüge muß sich selber fressen.

Das jedenfalls muß man der Sozialdemokratie lassen: sie blickt nach vorne, sie hat Ideale, sie ist getragen von einer Sehnsucht nach einer neuen Welt, nach neuen Zuständen, nach sozialer Gerechtigkeit, nach Kultur. Erschöpfte sich ihr Leben in Haß und Rachegefühlen, sie wäre längst nicht mehr. Sie hat die ewigen Ideen von Gerechtigkeit, Völkerrecht und Völkerverständigung aufgenommen,

die die „christlichen" Konservativen fallen ließen. Darum sind diese heute so an die Wand gedrückt.

Haben die Konservativen denn kein Ideal? O ja, ein recht reales Ideal. Es läßt sich vielleicht am besten mit einer Fabel Luthers beschreiben: Der Löwe ging mit dem Rind, dem Lamm, der Ziege auf die Jagd. Als der erbeutete Hirsch gerecht verteilt werden soll, bestimmt der Löwe: der erste Teil vom Hirsch kommt mir als eurem König zu, der zweite gehört mir als eurem Jagdgenossen, der dritte ist mein, weil ich mich im Laufen und Töten vor euch hervorgetan, der letzte aber — wer mir den nehmen und nicht gönnen will, dem springe ich an die Kehle. — Es fehlte nur, daß der Löwe noch vom Selbstbestimmungsrecht des Hirschen sprach, wonach der ganze Hirsch sein eigen sei. Der Besitz des Hirschen war des Löwen Ideal. Jawohl, es gibt auch recht handgreifliche, reale Ideale.

Was man aber den Materialismus der Sozialdemokratie genannt hat, ist zum guten Teil nichts anderes, als die von Marx ins Licht gestellte Erkenntnis, daß geistige Güter immer bedingt sind von materiellen Unterlagen. Ein Armer ist leichter zum Diebstahl geneigt, als ein Reicher, obgleich der Reiche, der mit seinem Ueberfluß nicht christlich kommunistisch verfährt, (Lukas 3 V. 11. Apostelgesch. 2 V. 45) auch nach dem Urteil der Kirchenväter ein größerer Dieb ist, als der stehlende Arme. Bei den durch die Bodenspekulation verursachten Wohnungsverhältnissen in den Städten kann keine Sitte gedeihen. Dies sind nur einige Beispiele.

Also neue Zustände, damit neue Menschen werden! Das sind Forderungen, die nur ein selbstsüchtiger Mensch ablehnen kann und denen sich die Kirche am allerwenigsten widersetzen sollte.

Wenn nun aber die neuen Zustände da wären, wenn alle gleich reich oder wohlhabend wären, würden alle Menschen auch gleich gut? Sie sehen, die neuen Zustände allein tun es nicht. Jesus hat dasselbe Ziel: neue Menschen in einer neuen Welt, aber er schlägt einen anderen Weg ein. Er macht nicht alle gleich reich, gleich glücklich, sondern geht arm zu den Armen und bringt ihnen einen neuen Geist. Pfr. Uloth drückte es einmal so aus: „Lieben ist nicht, einem Menschen aus dem Wege gehn, daß ihm die Sonne scheinen kann, lieben heißt zu dem andern in den Schatten treten."

Den Sozialdemokraten möchte ich noch einiges besonders sagen. Ich halte sie nicht für die Feinde des Christentums, auch dann nicht, wenn sie sich selbst so nennen. Gewiß ist Ihnen auch das Gleichnis von den beiden Brüdern bekannt. Der eine sagt: „Ich will den Willen des Vaters tun" und tut es nicht, der andere sagt zu dem Auftrag „nein", erfüllt ihn aber dann. Und wahrscheinlich kennen Sie auch das andere Gleichnis von dem großen Abendmahl. Die Berufenen kommen nicht, weil Lust und Besitz und Kapital sie fesselt. Da schickt der König seine Boten aus und läßt die Leute von den Hecken und Gassen hereinholen: die Glücklosen und die

Besitzlosen. Bei diesen Gleichnissen habe ich oft an Sozialdemokraten und andere Unkirchliche und „Unchristliche" gedacht.

Ich will aber den Sozialdemokraten auch sagen, worin ich ihre Hauptirrtümer erblicke. Nicht in dem Satz: „Religion ist Privatsache". Denn über den sind die Sozialdemokraten schon eigentlich selbst hinaus. Sie sind gerade dafür eingetreten, daß Gerechtigkeit, Versöhnung auch das Ziel im Völkerleben sei. Und sie sollten nicht einsehn, daß Religion eine Angelegenheit der Völker, nicht nur einzelner Menschen ist! Die Kirche aber, die den obigen Satz befehdet und den Zwang zum Religionsunterricht befürwortet hat, hat doch gerade die Religion als Privatsache behandelt und die Angelegenheiten des Volkes ihr entzogen.

Ein Irrtum der Sozialisten aber ist es, wenn sie von der Sozialisierung und Auflösung des Großkapitals alles erwarten. Der Mensch ist eben doch nicht nur das Produkt der Verhältnisse, so sehr er auch von diesen abhängen und in seinem seelischem Zustand bestimmt sein mag. Wie leicht auch Gegner des Kapitals vom kapitalistischen Geist sich gefangennehmen lassen, haben wir alle erlebt. Oeffnet euch dem neuen Geist, ihr Sozialisten, und damit neuen Kampfmethoden!

Das ist der andere Irrtum, den übrigens die Sozialisten mit den Konservativen teilen, als ließen sich Ideale auf unidealem Wege mitteilen. Die alten Machthaber wollten das Unrecht, den Staatsegoismus, die sogenannten Staatsinteressen, wenn auch im guten Glauben; und daraus folgte Gewalt und Krieg. Die Sozialisten wollen das Recht, Frieden, Billigkeit, Bruch der Gewaltherrschaft. Doch wie wollen sie das erreichen? Durch Gewalt. Denn Revolution ist doch Gewalt. Und da liegt der Fehler. So wenig aus einer Eiche eine Buche, aus einem Wolf ein Lamm wird, so wenig wird aus der Gewalt je Gerechtigkeit und Friede hervorgehen. Aus dieser Erkenntnis heraus verwirft Jesus jede Revolution. Sie ist ein letztes verzweifeltes Mittel, das aber auch nicht zum Ziele führen wird.

Die alte Welt ist aus den Angeln gehoben, und in furchtbaren Wehen wird eine neue geboren.

Wie würde Jesus sich zur Revolution stellen?

Er würde sie schlechtweg verurteilen. Revolution ist Sünde. Ich brauche Sie nur an seine Worte zu erinnern: „Wer dir einen Schlag gibt auf die eine Wange, dem biete die andere auch dar . . . Wer dir den Mantel nehmen will, dem laß auch den Rock . . . Selig sind, die um Gerechtigkeit willen leiden . . . Stecke das Schwert an seinen Ort, denn wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen". Ich verstehe nicht, wie Gewaltpolitiker von oben und von unten ihn je für sich reklamieren konnten, Jesus reklamieren für Krieg, Eroberungslust, egoistische Selbstbehauptung

oder auch nur nationale Selbstbefreiung? Ich glaube, die Herren haben nie ein Evangelium ganz mit Besinnung durchgelesen.

Jesus würde die Revolution verurteilen, aber nicht alle Revolutionäre, glaube ich. Er weiß, daß es Lagen gibt, aus denen Menschen und Völker nur durch Schuld herauskommen, wie jener König Herodes entweder seinen Eid brechen oder zum Mörder des Täufers werden mußte. Schuldig werden müssen — das nennen wir tragisch: mich dünkt, so müssen wir die letzten Ereignisse unserer Geschichte betrachten. Hier reichen die forensischen Begriffe nicht zu. „Revolution ist der elementarste Ausbruch einer gequälten Volksseele" hat Frl. Dr. Gertrud gesagt.

Jesus hat den Aufruhr verurteilt als einen Akt der Gewalt, aber beachten Sie wohl und erschrecken Sie vor ihm: er hat es auch verurteilt, mit Waffengewalt dem Aufruhr entgegenzutreten, weil Satan durch Satan nie besiegt werden wird.

Denken Sie an Jesu Gefangennahme! Das ist eine Wahrheit, für die wir noch längst nicht reif sind, die uns aber durch die gegenwärtigen und folgenden spartakistischen und bolschewistischen Unruhen im Land und die Gegenmaßnahmen der Regierung bestätigt werden wird. Was soll die Regierung in dieser Notlage tun? Jesus würde vielleicht antworten: „Sie meide die Halbheit! Entweder gehe sie entschieden vor, so handelt sie deutsch, aber zum Ziele kommt sie damit nicht: denn die Ideen und Mächte, die jetzt durch den Weltkrieg entbunden und losgebrochen sind, sind mit dem Schwert nicht mehr zu bannen und zu bezwingen. Will sie aber christlich handeln, so verzichte sie auf Anwendung der Macht und trete unbewehrt, aber mit reinem Gewissen und mit neuen, großen Idealen ihren Feinden entgegen! Das wäre ein Zeichen der Kraft und nicht der Schwäche, eine Tat und nicht ein ängstliches Nachgeben und Kompromittieren. Nur wer ein ganz reines Gewissen hat, kann so handeln. So würdet ihr allen guten Elementen unter euren Feinden Achtung abnötigen. Möglich, daß sie dann nicht mehr den Mut haben, auf euch Wehrlose mit Waffen einzudringen. Möglich aber auch, daß sie eure Güte mißbrauchen und die Gewalt an sich reißen. Dann sind sie aber erst recht gerichtet; mit verwundetem Gewissen kann sich niemand lange auf der Höhe halten. Auch so kommt das Reich Gottes." Jesus ist der größte Utopist, der je gelebt, und doch wird niemand, als er zuletzt recht behalten. Aus der furchtbaren Realität der Gegenwart kann uns nur das Ideal retten und zwar das Ideal Jesu, das zutiefst, wenn auch verborgen und verschüttet, in jeder Menschenbrust lebt. Wilson ist Realist und darum Idealist. Pfr. Reinhold.

(Schluß folgt.)

Gottesreich und Politik.

Gespräch zwischen Quidam und einem Pietisten.

Pietist: Sie sind eben doch ein Politiker.

Quidam: Darf ich eine ganz offene Antwort geben?

Pietist: Gewiß, ich habe auch offen geredet.

Quidam: Nun, dann möchte ich Ihnen sagen, daß dieser Vorwurf zu den einfältigsten und banalsten Schlagwörtern eines geistlosen und bequemen Pietismus gehört.

Pietist: Das ist freilich eine Antwort, der man übertriebene Höflichkeit nicht vorwerfen kann. Ob sie aber auch wahr ist? Sie wollen ja doch das Gottesreich durch Politik herbeiführen.

Quidam: Ich muß noch einmal unhöflich sein und sagen, daß dies eine oberflächliche und leichtfertige Behauptung ist. Weder ich noch meine Gesinnungsgenossen wollen das Gottesreich durch Politik herbeiführen. Wir wollen überhaupt nicht das Gottesreich herbeiführen, ich meine: es durch unser Tun gleichsam schaffen. Das Gottesreich wird durch Gott selbst herbeigeführt, wir können nichts tun, als uns ihm als Mitarbeiter zur Verfügung stellen. Das Gottesreich kommt, menschlich betrachtet, durch Glaube und Liebe, durch Dienen und Leiden, nicht durch politische Mittel, d. h. durch Agitation, Wahlkämpfe, Intrigue, List und Gewalt. Es kommt, mit andern Worten, durch seine eigenen Mittel, auf seine eigene Art. Etwas anderes haben wir nie gesagt, dies aber tausendmal. Wer uns etwas anderes lehren will, verschwendet seine Mühe; wer uns etwas anderes nachsagt, redet Unwahrheit.

Pietist: Aber Sie glauben doch, daß das Gottesreich in neuen politischen und sozialen Verhältnissen bestehe?

Quidam: Glauben wir das? Bitte, wo hat Einer von uns das je gesagt?

Pietist: Leugnen Sie auch dies? Aber warum werfen Sie sich denn mit solchem Eifer auf die Politik und den Kampf um neue soziale Verhältnisse?

Quidam: Muß dies notwendigerweise bedeuten, daß das Gottesreich in der Politik aufgehen solle und könnte es nicht vielmehr das Gegenteil bedeuten? Wie wärs, wenn wir Politik trieben, um die Politik aufzuheben?

Pietist: Das verstehe ich nicht; aber ich muß Ihnen nun doch sagen, daß ich das, was sie wollen, durchaus nicht mißdeuten möchte. Ich lege Sie nicht so grob aus, daß Sie mit allem, was Sie glauben und hoffen, in der Politik, dem, was man so gewöhnlich darunter versteht, aufgingen, geschweige denn, daß Sie mit politischen Mitteln, wie Sie diese soeben geschildert haben, arbeiten wollten. Sie wollen vielmehr eine bessere Politik schaffen, wollen den Geist Christi in die Politik hineintragen, wollen auch

die politischen und sozialen Zustände dem Reiche Gottes dienstbar machen. Oder ist es etwa nicht das?

Quidam: Ich will es vorläufig zugeben, wenn auch mit starken Vorbehalten.

Pietist: Nun gut. Auf feinere Unterscheidungen kommt es jetzt nicht an. Ich halte dieses Unternehmen auch in seinen edelsten Formen für falsch, den Gedanken Gottes nicht entsprechend und — ich kann mir nicht helfen! — halt doch oberflächlich.

Quidam: Natürlich! Das wissen wir ja. Wir Nicht-Pietisten sind alle oberflächlich und nicht an Gott orientiert! Darüber regen wir uns nicht mehr auf. Aber worauf beruht denn Ihr Anspruch auf größere Tiefe und Gottgemäßheit? Bitte, begründen Sie Ihre Behauptung. Warum ist alle Berührung mit Politik befleckend und verflachend?

Pietist: Politik ist und bleibt eine Sache der Welt und des Weltreiches. Sie arbeitet mit weltlichen Mitteln, mit dem Naturtrieb, mit Zwang und Gewalt, mit äußerem Gesetz und weltlichen Kategorien. Der Bürger des Gottesreiches aber gehört einer überweltlichen Ordnung der Dinge an. Hier gelten bloß Glaube, Liebe, Freiheit, Walten des Geistes. Hier beschäftigt den Menschen vor allem das Eine große Anliegen: wie seine Seele gerettet werde vom Verderben der Sünde. Daß durch die Umkehr von der Welt und ihrer Befleckung, durch Glauben, Bekehrung und Wiedergeburt eine Gemeinde von neuen Menschen gebildet werde, darauf kommt es Gott an. In ihnen gewinnt sein Reich Gestalt. Dieser kleinen Herde ist es verheißen, nicht den Massen, nicht neuen Ordnungen, nicht der großen Welt. Diese bleibt Welt, bis sie in den Flammen des Gerichtes verzehrt wird. Wer sie ändern will, etwa dadurch, daß er in die Politik hineingeht, der ändert nicht sie, sondern nur sich selbst, aber nicht in gutem Sinne! Er gerät in ihr Räderwerk und wird zermalmt. Er mag versuchen, sein Höchstes in sie hineinzutragen, aber der Erfolg wird sein, daß es selbst in dieser Atmosphäre verdirbt, daß der Wein des Gottesreiches den Geschmack der Politik annimmt. Ein solcher Politiker, auch wenn es ein religiöser ist, wird in die Leidenschaft des politischen Kampfes verstrickt. Auf das Größere, das er bringen will, achtet man gar nicht. Das gehört gar nicht dorthin. Er wirft also sozusagen in großem Stil Perlen vor die Säue und gibt das Heilige den Hunden, und er wird auch erfahren, daß sie sich umkehren und ihn zerreißen. Das ist für ihn dann vielleicht noch das Beste. Denn er läuft sonst Gefahr, auf dem Schlachtfeld der Politik unmerklich seine Seele zu verlieren.

Quidam: Das geschieht dann aber vielleicht unter der Verheißung: „Wer seine Seele verlieret um meinetwillen, der wird sie finden", während für Euch Pietisten, die ihr Euch vor der Ge-

fahr des Schlachtfeldes sorgfältig hütet, vielleicht die andere Hälfte gilt: „Wer seine Seele suchet, der wird sie verlieren.“

Pietist: Es ist ein anderes Verlieren der Seele, das dem religiösen Politiker droht, das Verlorengehen nicht für die Welt, sondern an die Welt. Es ist Ihnen selbst wohl nicht unbekannt, daß gerade dem religiösen Politiker (der religiöse Sozialist eingeschlossen) ganz besondere Versuchungen drohen. Wie leicht kann er seine weltlichen Ziele mit Gottes Zielen verwechseln, wie leicht seine politische Leidenschaft mit dem Eifer für Gott! Wie leicht kann er meinen, wo es Gottes Sache und Ehre gelte, könnten dadurch auch weniger gute Mittel geheiligt werden. Dann sind wir hart in die Nähe des Jesuitismus gelangt. Er ist unausweichlich, wo man das Reich Gottes mit weltlichen Mitteln durchsetzen will. Man wird dann immer irgendwie zu der Meinung gelangen, daß der hohe Zweck auch das unlautere Mittel reinige. Man dient dann aber der Macht, statt allein der Wahrheit. Politik ist und bleibt eben Machtgewinnung, Machtkampf. Darin behalten Machiavelli, Treitschke und Naumann recht.

Quidam: Könnte es nicht auch eine andere Politik geben?

Pietist: Sehen Sie, das ist eben der große Irrtum. Sie vermischen Gottesreich und Weltreich. Sie können sich anstellen, wie Sie wollen, sobald Sie sich mit diesen Dingen einlassen, beflecken und veräußerlichen Sie sich.

Ihr Irrtum ist, daß Sie die Ordnung der zwei Reiche nicht verstehen. Das Weltreich hat nun einmal andere Ordnungen, als das Gottesreich. Sie wollen diese aufheben, aber das ist eben gegen Gottes Willen. Das Weltreich muß seinen Ablauf haben, mitsamt seinem Egoismus und seiner Gewalt, mitsamt Krieg und Not und Tod. Innerhalb seiner aber soll sich die stille Gemeinde Christi bilden, die seine Wahrheit im Glauben und Hoffen, Dienen und Dulden bewährt, die nicht in das Welträderwerk der Politik eingreift, der aber eines Tages der Sieg zufällt, wenn diese Welt ihrem Gericht verfällt und Christus mit seinem Reich kommt.

Das alles verkennt Ihr religiösen Politiker und das ist Euere Oberflächlichkeit. Ihr eifert um Gott, aber mit Unverstand. Und die Wurzel dieses ganzen Irrtums ist, daß Ihr die Macht des Bösen verkennt. Damit gerät Ihr, ohne es zu merken, in die Bahn der entwicklungsgläubigen Kulturphilister.

Das ists, was wir gegen Euch haben, das ists, was tiefere Frömmigkeit mit soviel Mißtrauen gegen Euch erfüllt.

Quidam: Ich habe nun also die ganze pietistische Litanei wieder einmal gehört.

Pietist (auffahrend): Ich verbitte mir doch, daß so von Ueberzeugungen geredet wird, die für mich und andere das Heiligste sind!

Quidam: Sie verkennen die Wurzel meiner Bitterkeit. Es ist freilich so, daß ich diese Argumentation schon zu oft gehört

habe, und zwar meist in platter und oft auch pharisäischer Form, aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich diese Denkweise an sich nicht ernst nehme oder den Pietismus überhaupt geringschätze. Ich stehe ihm vielmehr sehr nahe und könnte mein Wollen auch so ausdrücken, daß es eine Erfüllung des Pietismus sei.

Pietist: Eine Erfüllung des Pietismus? Das sollte mich wundern: Wie meinen Sie das?

Quidam: Erlauben Sie mir zuerst, an Ihre eigene Argumentation anzuknüpfen.

Sie wollen also, daß wir die Welt ganz und gar fliehen, um das Gottesreich zu retten. Also halten Sie das Kloster für den einem Jünger Christi angemessenen Ort?

Pietist: Sie wissen doch, daß ich Protestant bin!

Quidam: Ich frage so, weil ich es weiß. Was heißt denn das, Protestant sein? Das heißt doch wohl, Gott gerade in den weltlichen Ordnungen dienen?

Pietist: Gewiß. Aber nicht, die weltlichen Ordnungen in Gottesreichordnungen verwandeln.

Quidam: Also die weltlichen Ordnungnen ganz unverändert lassen?

Pietist: Nicht ganz. Ein gewisser Kampf ist unerläßlich. Der Kampf gegen die Sünde ist selbstverständlich den Christen allezeit verordnet.

Quidam: Dann frage ich: Wo ist seine Grenze? Sie könnten sagen: Wir führen diesen Kampf in unserem eigenen Innern, aber die Welt müssen wir Gott überlassen. Aber wo ist die Grenze zwischen dem Innern und der Welt? Müssen wir nicht, gerade um den Kampf gegen die Sünde in uns richtig zu führen, ihn auch gegen die Sünde um uns ausdehnen?

Pietist: Gewiß!

Quidam: Dann frage ich wieder: Wo ist die Grenze? Die Sünde ist ein Reich, ein unendliches, wer es irgendwo angreift, muß es, prinzipiell gesprochen, überall angreifen. Nehmen Sie ein Beispiel, des gerade pietistischem Denken naheliegt: den Kampf gegen die geschlechtliche Unzucht, worin ja gerade die Pietisten Großes geleistet haben. Dieses furchtbare Uebel hat seine tiefsten Wurzeln in dem sündigen Hang unserer Seele. Das zu leugnen fällt mir nicht ein. Aber hat es nicht auch Wurzeln in den gesellschaftlichen Zuständen, z. B. in schlechten Wohnungsverhältnissen und Lohnverhältnissen; in dem Klassencharakter der Gesellschaft, der einen Teil von ihr zu Herren und einen andern zu Sklaven macht; im Alkoholismus, der seinerseits wieder ähnliche Ursachen hat? Wenn wir also die geschlechtliche Verwilderung bekämpfen wollen, müssen wir denn nicht gewisse soziale Zustände bekämpfen und andere dafür fordern? Aber treten wir damit nicht auf das Kampfesfeld der Politik? Oder nehmen Sie ein anderes Beispiel: die Tuberkulose.

Sie wissen, daß diese nicht bloß ein Kind des Lasters, sondern noch viel öfters der Not ist. Sie stammt zum größern Teil aus elenden Wohnungsverhältnissen, Unterernährung, Ueberarbeitung, Mangel an rechter Körperpflege. Wieder sind wir mitten in den sozialen Verhältnissen. Wenn wir die Tuberkulose bekämpfen wollen, müssen wir gewisse soziale Zustände bekämpfen. Um der Liebe Christi willen, die ja Liebe zu den geringsten seiner Brüder ist. Ihr Pietisten habt im Kampf der Liebe Großes geleistet. Gerade er treibt Euch aber vorwärts in die Politik. Denn um die gesellschaftlichen Zustände zu ändern, muß man Politik treiben.

Pietist: Das sehe ich doch nicht ein. Man kann jene Zusammenhänge gelten lassen und doch zu der Erkenntnis zurückkehren, daß die Wurzel auch all dieser gesellschaftlichen Uebel die Sünde ist. Also gilt es, diese zu bekämpfen. Die einzige Hilfe ist die Abkehr von ihr. Diese muß aber in der Seele der Einzelnen erfolgen. Sie geschieht nur durch die Rückkehr zu Gott. Das ist das Eine, was not tut. Und daß wir das Eine betonen, von dem alles Andere nur ablenken kann, das ist unser Pietismus.

Quidam: Und auch der unsrige! Denn darin bin ich mit Ihnen völlig einig. Gewiß ist die Bekehrung die einzige Hilfe. Der Unterschied zwischen uns besteht bloß darin, daß ich noch weiter gehe als Sie und sage: Diese Bekehrung muß nicht nur eine der Einzelseele, sondern eine der Welt sein. Sie darf in der Einzelseele gar nicht geschehen ohne den bewußten Zusammenhang mit der Welt. Ein Jünger Christi muß die Sünde der Welt mittragen. Er darf sich nicht aus der allgemeinen Verflechtung der Schuld herausziehen, sondern muß sich erst recht in sie hineinstellen. Ich wiederhole: Der Pietismus muß viel vollständiger und konsequenter werden.

Pietist: Das klingt wieder alles mehr paradox, als klar. Bitte, erklären Sie sich darüber!

Quidam: Sehr gerne. Einmal meine ich, Ihre Erkenntnis von der Gewalt und Furchtbarkeit der Sünde müßte sich noch auswachsen. Sie müßten nicht nur die Einzelsünde sehen, sondern auch die gesellschaftliche Sünde und den Zusammenhang der einen mit der anderen. Sodann meine ich, Ihr Anspruch auf die Königsherrschaft Christi müßte viel umfassender werden. Er müßte über den Bereich der einzelnen Seele auf die Welt ausgedehnt werden. „Jesus allein" ist die pietistische Parole: es ist auch die unsrige. Nur sagen wir lieber: „Christus allein!" Sie werden den Unterschied der Losungen schon verstehen. Denn wir dehnen die Herrschaft Christi über alles Weltwesen aus, auch über die Politik.

Pietist: Das ist eben der Unterschied. Christus soll auch nach unserm Glauben Herr aller Dinge sein, aber in einem besonderen Reich. Er darf nicht durch Politik befleckt werden.

Quidam: Wie, wenn gerade Sie ihn durch Politik befleckten?

Pietist: Sie lieben in Rätseln zu sprechen.

Quidam: Ich will mich erklären. Es ist ein arger Selbstbetrug, wenn Sie glauben, der Politik entgehen zu können.

Pietist: Wieso nicht?

Quidam: Sie beteiligen sich doch an Wahlen und Abstimmungen? Oder treiben Sie politische Sabotage?

Pietist: Ich erfülle selbstverständlich meine Pflicht als Bürger und Patriot.

Quidam: Sie leisten also auch Militärdienst und zahlen Steuern?

Pietist: Natürlich.

Quidam: Nun, dann treiben Sie Politik und zwar reichlich. Denn, wenn Sie das alles mit gewissenhafter Ueberlegung tun wollen, dann müssen Sie sich viel mit Politik beschäftigen, müssen sie zum Gegenstand Ihres Nachdenkens und Studierens machen, müssen ihre Probleme erwägen, ihre Kämpfe mitmachen. Kurz, Sie sind dann gerade genau so Politiker wie wir Andern.

Ihr großer Irrtum ist die Meinung, der Politik entgehen zu können. Das ist ganz unmöglich. Politik ist ein umfassendes Lebenselement. Machen wir uns klar, was denn Politik ist. Politik ist doch die Art und Weise, wie das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen geordnet wird. Sie greift also in alle Lebensbeziehungen ein. Sie sind Bürger, müssen wählen und abstimmen, sind für die politischen Dinge verantwortlich. Das Recht, das mit der Politik zusammenhängt, greift in die intimsten Lebensbeziehungen ein. Die sozialen Verhältnisse: Arbeit, Lohn, Wohnung, Essen, dazu Erziehung, Bildung, Kultur, alles hängt mit der Politik zusammen und von ihr ab. Politik ist also eine ganz zentrale Angelegenheit der Menschen geworden. Und eine solche soll für das Reich Gottes gleichgiltig sein? Eine schlechte Politik ist wie Sumpfluft, die alles Leben verheert und da sollte ein Christ ruhig dabei stehen? Und wenn er, wie er doch muß – Sie gestehen, das ja zu — selbst Politik treibt, nach was für Maßstäben soll er sie denn treiben? Soll er denn Christus vergessen, also gerade in einer solchen Hauptsache vergessen? Was bliebe dann noch von der Königsherrschaft Christi übrig? Wenn neun Zehntel der Welt, das eigene Tun inbegriffen, dem Fürsten dieser Welt gehören, was gehört dann noch Gott?

Pietist: Meine Seele.

Quidam: Ihre Seele! Aber doch auch nur ein Stückchen davon! Denn weitaus den größeren Teil schenken Sie dem Zäsar, ja dem Antichrist, dem Teufel. Und Sie verraten Christus Stunde für Stunde. Sie bekennen sich zum großen Gebot der Liebe und nehmen Teil an Ordnungen der Selbstsucht und Ausbeutung; Sie nennen den Mitchristen Bruder und nehmen auf Befehl eines heidnisch orientierten Staates ein Gewehr und schießen ihn tot, oder einen Flammenwerfer und verbrennen ihn lebendig. Und einen solchen

Widerspruch sollen wir nicht Lüge nennen? Die Welt nennt ihn Lüge. Sie versteht Euer Mitmachen als Zustimmung und sie hat recht. Tatsächlich seid auch gerade Ihr Pietisten es, die regelmäßig für die jeweilen geltenden weltlichen Ordnungen eintreten, die das tun im Namen Christi. Alles, was weltlich mächtig ist, das ist für Euch auch Gott heilig, alles Revolutionäre ist gottlos. Man bekommt den Eindruck, daß Euch die Welt, die Staatsordnung, der Besitz wichtiger sei als Gottes Reich und daß Gott Euch gerade als Schutzherr für diese gut genug sei. Diese Sachlage hat der Weltkrieg deutlich genug gemacht. Nicht wir Politiker, sondern Ihr Pietisten, die Ihr, wie Ihr behauptet, nur Jesus liebt, habt den großen Menschenschlächtern und Schuldigen am Weltkrieg zugejubelt, weil sie ihr satanisches Tun mit ein paar frommen Redensarten verbrämten, deren lästerlichen Grundcharakter zu erkennen Euch das religiöse Sensorium fehlte. Nicht wir Politiker, sondern Ihr Pietisten habt in Euern frommen Blättern neben dem segnenden Heiland die großen Kanonen abgebildet, Eure wahren Heilande, an die Ihr stärker zu glauben scheint, als an Christus. Ihr habt Bücher zur Verherrlichung verblendeter Völker und Fürsten geschrieben, die diese in ihrem Wahn bestärkten, Gottesreichsglanz über Höllendinge ausgegossen und Euch mit schwerster Blutschuld beladen. So verrietet Ihr und verratet unaufhörlich das Gottesreich an das Weltreich. So beschmutzt Ihr Euch mit der Politik. So kompromittiert Ihr dadurch Christus. Von Euch lassen wir uns darum am wenigsten vorwerfen, daß wir es täten, die wir für Christi Königsherrschaft gegen den allmächtigen Anspruch Zäsars und Belzebubs einstehen.

Ich will Euch sagen, was Euere Haltung im Grunde ist: Sie ist fromme Selbstsucht, nichts anderes! Ihr wollt Euere Seele retten, aber die Welt dem Teufel überlassen. Ihr wollt mit überlegenem Lächeln dem schweren Kampf zwischen Gottesreich und Weltreich zusehen und Euch als die Tiefen vorkommen. Ihr wollt es bequem haben: wollt zugleich besonders ernste Christen sein und mit der Welt auf gutem Fuße stehen. Euer Pietismus ist eine verkümmerte und entartete Gottesreichsbewegung. Er ist aus Gottesreich eine besonders raffinierte Art von Religion geworden.

Ihr gebt das Gottesreich preis. Und Ihr erntet den verdienten Lohn Eueres Weges: denn indem Ihr Euere Seele retten wollt, verliert Ihr sie. Wie wollt Ihr in einer Welt, wo überall der Teufel herrscht, noch an Gott glauben? Weder könnt Ihr es selbst, noch dürft Ihr es Andern zumuten. Der Weltkrieg ist ein Gericht auch über den Pietismus. Darum ist auch Euer Anspruch auf größere Tiefe – verzeihen Sie das Wort – ein Bluff. Die Religion tut immer, als ob sie tiefer wäre, als das Gottesreich. Ohne Zweifel ist Jesus den Pharisäern oberflächlich erschienen. Sie haben ganz sicher in ihren Kränzchen über seine „Phrasen" reichlich gespottet,

ganz im Stil ihrer heutigen Nachfolger. Das Bedürfnis, durch die Gebärde der größeren Tiefe und Innerlichkeit sich über andere Leute zu erheben, steht im Hintergrund von sehr viel religiösem Getue dieser Tage. Ich sehe darin Ichdienst, aber nicht Gottesdienst. Ich sehe darin Politik im übelsten Sinne, nämlich das meistens wohl unbewußte Bestreben, durch Benützung der religiösen Maske Macht und Ehre zu gewinnen. Religion, Religion im übelsten Sinne und nicht Gottesreich; Ichherrschaft, nicht Gottesherrschaft!

Was Ihr darstellt, ist also das Verhältnis von Religion und Politik in einer besonderen Nuance; ganz anders ist das von Gottesreich und Politik.

Pietist: Wie ist denn dieses? — Sie haben mir, was ich gegen Ihre Denkweise gesagt, reichlich vergolten. Aber ich will vorläufig weiter hören. Wie soll denn das Verhältnis sein?

Quidam: Wollen wir nicht dorthin gehen, wo nach unser beider Meinung die Höhepunkte des Gottesreiches sind und zusehen, wie dort sich das Verhältnis von Politik und Gottesreich gestaltet?

Pietist: Einverstanden.

Quidam: Also zunächst zu den Reformatoren. Ist ihnen nicht Allen Politik eine äußerst wichtige Sache? Ist sie nicht für Alle, für Luther, wie für Zwingli und Calvin, ein religiöses Hauptproblem?

Pietist: Sicher; aber ich stelle die Gegenfrage: Sind sie nicht Alle mehr oder weniger an der Politik gescheitert?

Quidam: Zugegeben. Aber das, worauf es ankommt, ist mir jetzt, daß Politik ihnen als eine Angelegenheit von allerhöchster Wichtigkeit für einen Christenmenschen erschien. Doch gehen wir weiter und überspringen wir Thomas von Aquino, um rückwärts bis zu Augustin zu gelangen. Ist nicht der Kampf des Gottesreiches mit dem Weltreich, das sich vor allem in politischen Formen darstellt, der Gegenstand seines gewaltigen Buches vom Gottesstaate? Enthüllt sich ihm nicht darin der tiefste Sinn der Gedanken Gottes?

Pietist: Aber gerade so, daß die beiden energisch auseinandergehalten werden.

Quidam: Auch zugegeben, aber wieder kommt es mir bloß auf die fundamentale Wichtigkeit des politischen Gesichtspunktes an.

Gehen wir nun zu den Gottesmännern der Bibel. Ist nicht die Aufmerksamkeit der großen Propheten des alten Bundes mit äußerster Spannung gerade auf die politischen Ereignisse gerichtet? Hören sie nicht gerade darin die Stimme Gottes? Spricht er nicht darin sein Wort? Sehen sie nicht im Auftauchen und Vergehen der Weltreiche und in ihrem Zusammenprall mit dem Gottesreich das Kommen Gottes? Wird dann nicht die Politik geradezu Offenbarung? Sind sie nicht gerade als Männer Gottes Politiker?

Pietist: Ja, aber zugleich das genaue Gegenteil aller Politiker.

Quidam: Wieder zugegeben. Damit wären wir schon bei einem wertvollen Ergebnis angelangt: das Gottesreich lauter Politik und zugleich das genaue Gegenteil aller Politik.

Pietist: Ein Ergebnis, das selbst ein Problem ist. Wie kann das Gottesreich Politik und zugleich das Gegenteil aller Politik sein?

Quidam: In dieser Antinomie liegt, wie so oft, eine Wahrheit, die über allen Einseitigkeiten liegt. Ich will versuchen, so gut ich kann, in Kürze zu formulieren.

Das Reich Gottes, das die Bibel verkündigt, ist, zum Unterschied von Religion und Philosophie, nicht eine Theorie, ein System, eine feste Einrichtung, sondern eine Bewegung, eine Geschichte, ein Reich! Wir können diesen Begriff nicht realistisch genug nehmen. Es ist eine Wirklichkeit, nicht eine Idee, und zwar eine irdische Wirklichkeit. Das Reich Gottes ist nicht in einem fernen Himmel, sondern es will auf die Erde kommen. In ihm will Gott unter den Menschen wohnen. Das heißt aber: es besteht in einer aus Gott und in Gott erneuerten Welt: in Ordnungen der Gerechtigkeit, Reinheit und Güte; in einem vollkommenen menschlichen Wesen. Es ist m. E. W. so sichtbar und greifbar, wie das römische Reich. Es ist Politik, ganz und gar!

Aber es ist zugleich das Widerspiel der Politik. Es ist seinem Wesen nach das Gegenteil des römischen Reiches, wie aller Weltreiche, deren Urtypus ja das Römerreich ist. Wenn das Zeichen des Gottesreiches der Mensch ist, so das des Weltreiches das Tier. Wenn in jenem die Pflugscharr regiert, so in diesem das Schwert. Wenn dort Güte und Gerechtigkeit waltet, so hier Egoismus und Gewalt. Wenn dort Gottes Gesetz gilt, so hier das des Menschen. Wenn dort die oberste Gemeinschaftsform die brüderliche Familie Gottes ist, so hier der auf der Gewalt gegründete Staat.

In diesem Sinne ist das Gottesreich zugleich Politik und das Gegenteil der Politik. Der Sinn der Geschichte aber ist nun der Kampf dieser beiden Reiche, in dem es keinen Frieden, sondern nur ein Unterliegen des einen oder andern gibt. Die Hoffnung derer, die zum Gottesreich halten, ist dessen endlicher Triumph und damit der Sturz des Systems der Gewalt und der Knechtschaft, das Aufhören des Krieges, der Durchbruch des Menschen, aber auch die Aufhebung des Staates und der Politik, damit Gott allein herrsche und mit ihm der erlöste Mensch.

Weil dies so ist, darum muß dieser Kampf für den Bürger des Gottesreiches eine Sache von allerhöchstem Interesse sein. Mit schärfster Aufmerksamkeit wird er seinen Wendungen und Verschlingungun folgen und darin Gottes Gedanken und Wege erkennen. Er wird immer Politiker sein, aus Gegensatz zu aller Politik!

Pietist: Erlauben Sie zunächst noch eine Frage: Sie haben die Reformatoren, haben Augustinus, haben die Propheten genannt, aber nicht Ihn, auf den es uns doch schließlich allein ankommt, Jesus selbst. Sollte das nicht verraten, daß vielleicht Jesu Stellung eine ganz andere, eine vielleicht mehr unserer sogenannten pietistischen Auffassung entsprechende ist? Könnte nicht gerade in diesem Punkte der Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Bunde besonders deutlich hervortreten?

Quidam: Keineswegs. Jesus ist vielmehr auch hierin, wie immer, nur die letzte Steigerung und Zuspitzung der Wahrheit, die schon im alten Bund auftaucht. Er ist am allermeisten Politiker, und zugleich das schroffste Gegenteil aller Politik. Auch er will das Reich, er will es mehr als die Andern. „Dein Reich komme.“ Aber dieses Reich ist noch schärfer als das der Propheten von aller Politik geschieden, ganz und gar aus dem Bereich des Tieres in das Bereich Gottes und des Menschen emporgehoben. Denken Sie an jene große Stelle, die zwei Welten scheidet: „Ihr wisset, daß die Herrscher der Völker sie tyrannisieren und ihre Großen sie vergewaltigen, aber unter Euch soll es nicht so sein, sondern wer unter Euch groß sein will, der sei Aller Diener und wer unter Euch der Erste sein will, der sei Aller Knecht: wie auch des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für Viele.“ In diesem Wort, das die größte aller Revolutionen bedeutet, erschließt sich die neue Welt; hier versinkt das Weltreich mit seinen Ordnungen. An die Stelle des Herrschens tritt das Dienen, an die Stelle der Gewalt das Opfer seiner selbst.

Damit ist der Gegensatz und Kampf auf die Spitze getrieben. Darum spielt Politik im Leben Christi erst recht eine entscheidende Rolle. Seine Versuchung ist eine Versuchung der Politik. Und daß der Statthalter Roms ihn ans Kreuz schlagen läßt, mit den Religions- und Kirchenmännern verbündet, ist eine Tatsache von ungeheurer, immer noch nicht genug verstandener symbolischer Bedeutung. Christus ist, wie das Ende der Kirche und Religion, so auch das des Staates und der Politik.

Pietist: Nehmen wir an, daß diese Auffassung richtig sei, welche Stellung zur Politik ergäbe sich daraus für uns und worin würde sie sich von der des Pietismus unterscheiden?

Quidam: Einmal darin, daß wir in die Politik hinein müßten und uns nicht davon fernhalten dürften.

Pietist: Also doch Politik treiben?

Quidam: Nein, die Politik bekämpfen.

Pietist: Also die Quadratur des Zirkels vollziehen?

Quidam: Wir müssen der ganzen Welt der Politik, das heißt: der Welt der Gewalt, des Krieges, des Zwangsstaates und

alles dessen, was damit zusammenhängt, die Welt Christi entgegen stellen.

Pietist: Wie denken Sie sich dieses? Etwa so, daß wir versuchen sollen, das zu schaffen, was Sie einmal eine Politik Christi genannt haben, eine Civitas Dei, sei's im Sinne Gregor des Siebenten, in Form einer Kirche, sei's, was für Sie selbstverständlich eher in Betracht käme, in Form einer mehr laienhaften Theokratie nach Art Zwinglis, Calvins, Cromwells, oder endlich, was vielleicht am ehesten Ihre Gedanken trifft, in Gestalt einer durch den christlichen Geist frei geprägten politischen und sozialen Ordnung?

Quidam: Also das, was man kurz den „christlichen Staat" oder die politische Theokratie nennen könnte? Nein, das ist nicht mein Ideal, so wenig als die kirchliche Theokratie. Zwar gestehe ich zu, daß beides großartige Versuche sind, Christus zum Herrn auch der politischen Welt zu machen. Es arbeitet in ihnen gewaltig die Ehrfurcht vor der einzigen Souveränität Gottes und der Wille, ihm allein die Ehre zu geben. Aber die Kehrseite dieser Versuche ist doch zu bedenklich und durch die geschichtliche Erfahrung in ein zu helles Licht gestellt, als daß man nicht von ihrer Wiederholung zurückschrecken müßte. Es ist wieder die politische Versuchung, die damit vor Christus hintritt, ich meine die Versuchung, das Gottesreich mit Mitteln zu gestalten, die ihrer Natur nach weltlich und politisch sind, durch Macht und Gewalt, und dann zur vermeintlichen Ehre Gottes in den Mitteln überhaupt nicht wählerisch zu sein. Es besteht die Gefahr, daß Menschengedanken mit den Gedanken Gottes verwechselt und den Menschen als solche aufgedrängt werden. Das Gottesreich wird unter Umständen mit einer politischen Partei identifiziert: wer nicht mit dieser gehen kann, von jenem ausgeschlossen und damit den Menschen das Höchste verengert, verriegelt, entleidet. Kurz, dieser Weg vereinigt in sich alles Große und Verführerische, aber auch alles Falsche und Verderbliche, was Staat und Kirche in sich schließen. Wir müssen es uns wieder ganz klar machen: das Gottesreich wird nur durch seine eigenen Mittel gebaut, durch Geist, nicht durch Gewalt, durch Liebe, nicht durch Zwang, durch Freiheit, nicht durch Gesetz, durch Opfer, nicht durch Dekrete. Christlicher Staat, christliche Politik sind ein Widerspruch in sich selbst, wie christliches Militär und christliche Zuchthäuser.

Pietist: Aber wie soll sich denn unser Einfluß auf die Politik gestalten?

Quidam: Ich will versuchen, es zu sagen. Ich denke mir ihn so: Einmal, ganz allgemein und prinzipiell gesprochen, soll er sich in völliger Freiheit äußern, also nicht als kirchliche oder staatliche Theokratie, aber auch nicht – prinzipiell wenigstens — als Partei, also nicht als abgegrenzte Organisation oder als Zwangsgesetz, sondern als freies Hineinwehen des Geistes Christi in die Welt, auch in die Politik, wovor die harten und unmensch-

lichen Formen der alten Welt schmelzen müssen. Daraus sollen dann, wieder in Freiheit, neue, bessere Formen werden und so die Welt dem Reiche Gottes entgegengeführt werden.

Genauer und zunächst negativ ausgedrückt, würde sich unsere Stellung so gestalten: Wir müssen dem Weltreich Widerstand leisten, müssen ihm, soweit wir sie besitzen, die Kräfte einer höheren Welt entgegenstellen. Dafür ist ewig vorbildlich das Verhalten der alten Christen gegenüber der Forderung, dem Kaiser zu opfern und Militärdienst zu leisten. Aehnlich, um gleich das modernste Beispiel zu nennen, die heutige Dienstverweigerung im Namen Christi. Die Macht, an der sich in all diesen Fällen Staatsgewalt und Weltreich überhaupt brechen, ist das mit Gott verbundene individuelle Gewissen, das spricht: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen". In ihm tritt unmittelbar der lebendige Gott selbst und damit das Gottesreich hervor. Sein unbedingter Anspruch — der mit dem Auftreten des Christentums einsetzt — bezeichnet darum die Weltwende und das Ende des absoluten Staates. Das ist der religiöse Anarchismus, der in Gott gebunden keine andere Bindung über dieser anerkennt. Daran, in der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung dieser Instanzen, scheiden sich darum bis heute die Geister.

Pietist: Sollte diese Negation die ganze Rolle des Christentums in der Politik erschöpfen?

Quidam: Gewiß nicht. Es gibt auch einen positiveren Weg für den Aufbau des Reiches Gottes gegenüber dem Staat. Ueberall, wo Freiheit und Liebe walten, sind Staat und Recht aufgehoben. Wo aber Freiheit und Liebe walten, da ist Christus an Stelle Zäsars. Daß ein Christ als solcher nicht Staat, Gesetz und Recht nötig hat, anerkennen Luther und Zwingli aufs stärkste. Wo wir also Gemeinschaftsleben schaffen, das die Verbindung von Freiheit und Liebe darstellt, da haben wir die dem Gottesreich kongeniale Form dafür. Von dieser Art ist die Genossenschaft und sie ist es umso mehr, je reiner sie das genossenschaftliche Prinzip darstellt. Darum hat sich einst der christliche Geist in den mittelalterlichen Zünften so wohl gefühlt, darum auch in der Mönchsgenossenschaft, soweit beide nicht wieder zwangsförmig wurden; darum ist der Föderalismus, in diesem Sinne erstanden, so recht die Gemeinschaftsform des Reiches Gottes, natürlich immer bloß grundsätzlich geredet. Denn in der Wirklichkeit werden ja gewiß auch diese Formen oft verunreinigt auftreten. Mit diesem Vorbehalt aber haben wir hier eine der positiven Formen, worin der Geist Christi sich seine Welt schafft. Das ist aber nur ein Beispiel von vielen.

Auf diese dreifache Art: in voller Freiheit, durch Widerstand gegen das Falsche und durch die Entfaltung und Verwirklichung des wahren Ideals dringt das Leben des Gottesreiches auflösend und erneuernd in die Welt ein. Es flüchtet nicht, es dringt ein; es

greift an, es dringt vor. Es will die Herrschaft Christi in die ganze Welt tragen, will überall, auch im feindlichsten Land, ja in der Zitadelle des Teufels selbst, seine Fahne aufpflanzen. Es ist nicht Pietismus, eben weil es nicht flüchtet, sondern kämpft und erobert, aber es ist auch nicht Politik, weil es die Politik durch das Gottesreich verdrängt.

Pietist: Es ist mir noch nicht alles klar. Sollen wir mit diesem Verhalten in den politischen Formen bleiben, oder uns außerhalb ihrer stellen?

Quidam: Wir stellen uns genau so, wie wir uns zur Welt überhaupt stellen: in ihr gegen sie. Wir können die politischen Formen ebensowenig verlassen, als wir die Welt im Ernst verlassen können. Aber wie wir im allgemeinen in der Welt stehend diese Welt durch die Kraft Gottes, durch Tat und Leiden, verändern, überwinden, für Gott erobern wollen, so auch das besondere Stück Welt, das Politik heißt. Stück für Stück, Kampf für Kampf, bald in ruhiger Evolution, bald in stürmischer Revolution, bald in Schöpfungszeiten, bald in Katastrophen dringen wir vor — Christus entgegen, Gott entgegen.

Pietist: Aber wie — dann werden wir jeweilen nur das Vollkommene vertreten können, ich meine: nur das, was dem Reiche Gottes wesenhaft entspricht, oder vielleicht auch, wo es nicht anders geht, etwas, das sich ihm wenigstens annähert, philosophisch ausgedrückt: nur das Absolute, oder, wo dieses nicht erreichbar ist, auch etwas relativ Gutes? Ich meine zum Beispiel: dürfen wir auch politische und soziale Zwangsmaßregeln nicht bloß ertragen, sondern sogar aufrichten helfen, wie etwa einen Völkerbund oder soziale Zwangsversicherungen und ähnliche Maßregeln — trotzdem das Reich Gottes nur da vorhanden ist, wo Freiheit und Liebe walten und nicht Gesetz, sondern Geist?

Quidam: Unbedingt. Jedenfalls dürfen wir aus dem Absoluten kein Gesetz und Dogma machen, sondern es in Geist und Freiheit verwirklichen. Wir wissen, daß das Reich Gottes nicht ein Dogma, sondern eine Bewegung ist, daß es ein kommendes und werdendes ist, wie Gott selbst ein kommender und (für uns wenigstens!) werdender ist. Wir wissen, daß seine Kräfte nur nach und nach hervortreten, seine Früchte nur nach und nach reifen und daß Verfrühung Verspätung wäre. Darum müssen wir versuchen, Gottes Tun frei zu verstehen, darum auch begreifen, daß er selbst Erzieherwege geht und die Menschen von Stufe zu Stufe führt, daß er auch den „Zuchtmeister" des Gesetzes etwa nötig hat, und dürfen, ja müssen darin mit ihm gehen und nicht in unserem Hochmut des „Absoluten" göttlicher sein wollen, als Gott selbst. Aber wir dürfen noch weniger das Relative für das Absolute ausgeben oder Menschenwerk für Gotteswerk, dürfen nicht sagen: „Hier ist Reich Gottes", wo nur eine Vorbereitung darauf ist. Und immer

muß in uns neben der großen Geduld, die von Gottes Herzen ausgeht, auch eine heilige Ungeduld wirken, die über alle Relativitäten und Annäherungen, auch über alle wirklichen Siege des Gottesreiches, immer höher hinauf, immer näher zu ihm treibt.

Aber das alles wird ja von selber recht, wenn wir zu Gott recht eingestellt sind; wo dies aber nicht der Fall wäre, nützten alle dogmatischen Festlegungen auf Evolution oder Revolution, Relativ oder Absolut nichts. Nur keine solchen Zwangsgedanken im Reiche Gottes, sondern bloß das Eine: bereit sein! Das Ziel ist die völlige Herrschaft Gottes in einer Welt, die ganz seinem Willen entspricht und wo in der Erfüllung dessen, was sie als Zuchtmeister und Vorbereitungen (die sie ja sind und als welche sie eine relative Notwendigkeit haben!) bedeuten, Staat und Recht aufgehoben sind, wie Kirche und Religion, wo der wahre Gottesstaat alle Staaten verschlungen hat, wie das Reich Gottes alle Religionen.

Pietist: Und glaubst Du an diese Möglichkeit?

Quidam: Dieser Glaube ist die Seele meiner Seele, ohne ihn bliebe mir nur Verzweiflung.

Pietist: Aber die Macht des Bösen?

Quidam: Ja, die Macht des Bösen! Darauf müssen wir freilich noch zu sprechen kommen. Das ist es ja, was uns zu trennen scheint. Eine Frage: Haben Sie den Eindruck erhalten, daß meine Auffassung auf einem Uebersehen dieser Macht beruhe?

Pietist: Das möchte ich nun nicht mehr so zuversichtlich sagen, wie am Anfang. Sie setzen, wenn ich recht sehe, nicht irgend einen Monismus, worin Gute und Böse sich vermischen, sondern einen gewaltigen Dualismus als Kampf zwischen Gott und Welt.

Quidam: So ist es. Und mein Glaube an den kommenden Sieg Gottes ist also nicht mit irgend einem kulturellen und evolutionistischen Optimismus zu verwechseln, sondern ist Glaube an die Siegesmacht Gottes auch gegenüber dem Bösen, Glaube an die Kraft des Reiches Gottes, auch die Pforten der Hölle zu zerbrechen.

Pietist: Ich muß es zugeben. Aber ist es das, was die Bibel meint? Erwartet sie nicht den Sieg des Reiches erst jenseits des Gerichtes, erst jenseits der Welt?

Quidam: Da hätten wir ja das beisammen, auf was es in unserem Streit letztlich ankommt: die verschiedenen Auffassungen vom Bösen und vom Kommen des Reiches Gottes. Das ist der letzte Grund all unserer Differenzen. Hier könnten wir nun auseinandergehen und sagen: „Wir verstehen uns. Der Eine glaubt an einen Sieg über das Böse und an ein Kommen des Reiches auf die Erde. Darum kann er auch in die Politik hinein und an einen Sieg über die Politik glauben. Der Andere kann diesen ganzen Glauben nicht teilen, darum muß er sich von der Politik, wie von der Welt überhaupt fern halten und warten, bis diese vom

Reiche Gottes verzehrt sind." — Wenn wir so auseinander gingen, dann hätten wir wenigstens den Gewinn gehabt, daß wir einander Gerechtigkeit antäten und uns nicht mehr Oberflächlichkeit und Schlimmeres vorwürfen. Müssen wir dabei wirklich bleiben?

Pietist: Ich weiß es nicht recht. Es scheint mir so.

Quidam: Ich meinerseits glaube es nicht. Denn sehen Sie, wir kommen einander doch so nahe, daß wir uns die Hand reichen können. Ihr Pietisten wollt die Königsherrschaft Christi — wir auch. Ihr wollt sie außerhalb der Politik — wir auch über die Politik. Ist das nicht bloß eine Fortsetzung Eueres Programms? Wir wollen keine Vermischung von Gottesreich und Weltreich — Euch aber ist eine reine Flucht aus dem Weltreich unmöglich; bleibt uns dann nicht beiden übrig, daß wir im Weltreich kämpfend und erobernd vorwärts dringen wollen? Dabei meinen wir auch nicht — und damit komme ich wieder auf das Böse und das Kommen des Reiches zur Erde — daß sozusagen auf dieser alten Erde das Reich Gottes Wohnung machen könne. Nein, sie muß vergehen; es muß „Jenseits" in diese Welt brechen, Kräfte von Gott her, die das Böse vernichten, und es wird nicht geschehen ohne gewaltige Kämpfe, Krisen, Katastrophen, ohne die Wiederkunft Christi — so oder so verstanden. Ist nicht das die Meinung der Bibel?

Pietist: Ich denke doch.

Quidam: Wohlan denn, es ist auch die unsrige. Sind wir dann nicht Eins?

Pietist: Es will mir beinahe so vorkommen.

Quidam: Wäre das nicht die Erfüllung des Pietismus — das „Christus allein" aufgerichtet über aller Welt?

Pietist: Ich muß sagen, daß mich diese Auffassung großartiger und auch biblischer dünkt. Aber die kleine Herde?

Quidam: Nun, es ist dafür gesorgt, daß nur ihr das Reich gegeben wird, daß sie, d. h. eine Schar von Auserwählten es ist, die durch die Wälle der alten Welt bricht, aber eben, sie bekommt das Reich, und das will heißen, daß die Andern nachdringen. Beides erst ist die ganze Wahrheit und in der Verbindung ihrer sonst getrennten Hälften können auch wir uns finden.

Pietist: Wie ich schon zu verstehen gegeben habe, will ich dies nicht einfach ablehnen. Sie kommen unserer Auffassung mehr als Einen Schritt entgegen, da dürfen wir schon das Gleiche der Ihrigen gegenüber tun. Und das möchte ich nun doch noch sagen: Wir, die wir von Ihnen Pietisten genannt werden (ich habe mir den Namen gefallen lassen, weil Namen mich nicht schrecken und der Name „Pietismus" für den, der etwas von der Geschichte des Christentums weiß und ihn daher nicht mit „Muckertum" verwechselt, immerhin eine Ehre ist) haben nicht im Sinne, in einem pietistischen Dogma zu erstarren und sind durchaus bereit, mit Christus Neuland zu betreten, wenn wir nur wissen, daß Er dabei ist, daß

wir ihn nicht verraten. Ich gestehe, daß wir uns gerade dieses Problem, unser Verhältnis zur Politik, neu überlegen müssen, um der Ehre Christi willen. Da ist mir aber Ein Punkt noch unklar. Wenn das Gottesreich zwar Politik ist, aber das Gegenteil dessen, was man heute unter Politik versteht, können wir, sollen wir denn heute Politik treiben?

Quidam: Wir müssen uns nun noch einmal über das Wort und den Begriff der Politik verständigen. Bis jetzt haben wir sie, meinerseits absichtlich, in einer gewissen Zweideutigkeit gelassen. Wir verstanden beide unter Politik, wenn wir sie ablehnten, die Methoden, die zum Gewaltstaat und verwandten Gebilden gehören. In diesem Sinne treiben wir keine Politik. Anders aber, wenn man unter Politik einfach die Angelegenheiten des bürgerlichen Gemeinschaftslebens, vielleicht gar des Gemeinschaftslebens überhaupt, versteht. Diese treiben wir selbstverständlich. Denn es ist eine Sache von fundamentalster Bedeutung. Aber wir treiben sie, indem wir darin für Christus kämpfen d. h. für Gott und den Menschen, oder, um noch einmal in dem Doppelsinn des Wortes zu reden — wir verstehen uns nun ja! — wir treiben Politik, um alle Politik aufzuheben.

Pietist. Wie beurteilen Sie die Aussichten dieses Unternehmens?

Quidam: Günstig und ungünstig. Es wird gewaltigen Kampf kosten, Kampf bis aufs Blut, Märtyrertum aller Art. Aber ich glaube, daß wir in eine Periode eingetreten sind, wo dieser alte Kampf neuen Entscheidungen und großen Siegen des Reiches Christi entgegengeht. Wir können vielleicht geradezu einen Hauptsinn der jetzigen Weltkrise bezeichnen, wenn wir sagen: der Fortschritt der Geschichte, den sie uns bringen soll, besteht darin, daß Christus in die Politik vordringt. Er will die Beziehungen der Völker nach innen und außen seinem Gesetz unterwerfen. Die Ideale, die jetzt über den Völkern aufgeleuchtet sind: der Sozialismus und die neue Demokratie, die Beseitigung des Krieges, der Völkerbund — was sind sie anders als ein Vorrücken der Fahne Christi in bisher unerobertes Land? Vexilla Dei prodeunt.

Pietist: Aber sollten diese Formen schon wirklich das Reich Gottes darstellen?

Quidam: Sicher nicht. Es sind Annäherungen; es ist auch selbstverständlich viel Verunreinigung dabei, ja auch der Antichrist bemächtigt sich ihrer — aber trotzdem, ja auch gerade darum geht es durch diese Formen, durch dieses Neuland Christus entgegen.

Es gibt drei Arten von Stellung zur Politik. Einmal: Man kann durch Politik das Gottesreich bekämpfen. Das ist die weltliche Gewaltpolitik in all ihren Formen, der Weg des Imperiums. Sodann: man kann durch Politik das Gottesreich bauen. Das ist der Weg der falschen Theokratie. Endlich: man kann durch die Politik

des Gottesreiches die Politik des Weltreiches aufheben. Das ist unser Weg, der Weg der freien Gottesherrschaft.

Pietist: Bleibt aber nicht bestehen, daß es gefährlich ist, sich mit Politik zu befassen, sei's auch in unserem Sinne?

Quidam: Ganz sicher. Aber sollte das ein Grund sein, davon zu lassen? Ist Sicherheit ein Kennzeichen der Wege Gottes? War es ein ungefährlicher Weg, wenn Josephine Butler in die öffentlichen Häuser ging, um ihren Schwestern in der Hölle das Licht Christi zu bringen? Ist sie infolge davon nicht selbst mit Schmutz aller Art bespritzt worden? Hat sie damit etwa, um die Sprache gewisser Religiös-Sozialer unter den Pietisten zu brauchen, Gott kompromittiert? Warum ist denn der Weg der Politik heute noch so gefahrvoll? Weil ihn so wenige mit Christus gegangen sind. Da gilt es zunächst eben Pionierarbeit zu tun. Diese Pioniere müssen sich auf alle Art verschreien und beschmutzen lassen, von den Weltleuten und von den Frommen, aber der Weg wird durch sie gangbar, wird leichter, und eines Tages werden auch die, die heute auf die Vorkämpfer Steine werfen, ganz ehrbarlich darauf wandeln. Pioniere Gottes voran!

L. Ragaz.

Im Zeichen des Seelenmordes.

Ein Merkblatt für junge Menschen die bald in's tätige Leben treten.

Der Ernst des Lebens tritt an euch heran, sobald ihr als fertig ausgebildeter Maschinenteil dem alle Völker umspannenden Erwerbsgetriebe eingefügt werdet. In der Jugend hattet ihr zumeist euer eigenartiges Innenleben. Es ging häufig unbeschadet der Einflüsse von oben und unten seinen eigenen Weg. Wenn z. B. in religiöser Hinsicht geistige Freiheit sich entwickelt hatte, so konnte diese Entwicklung sicher lange vor dem 16. Altersjahr eingesetzt haben. Die verfassungsmäßige Zusicherung der Glaubens- und Gewissensfreiheit vom erfüllten 16. Altersjahr an hatte in diesen Fällen weder hemmenden noch fördernden Einfluß ausgeübt. In den folgenden Jahren reichte die Entwicklung in der Regel weit über die Stufe hinaus, welche die Erzeuger und Erzieher beim Abschluß ihrer Entwicklung erreicht hatten.

Der junge Mensch fühlt in dieser Zeit an seinem eigenen schnellen Wachstum frohbeglückt das Fortschreiten der Menschheit überhaupt und weiß sich jubelnd im Strome der Entwicklung, der alles Leben höhwärts führt. Die Entwicklungskurve der meisten vielversprechenden Menschen biegt aber offenbar von einem gewissen Zeitpunkt an wieder abwärts und ist bei ihrem Abschluß gewöhnlich bei der Stufe der vorigen Generation, oder auch unter dieser, angelangt. Der 18 jährige idealistische Stürmer kann mit 25 Jahren das Urbild eines Philisters

geworden sein. Die Väter freuen sich über den vernünftig gewordenen Bengel. Er findet sich jetzt so gut zurecht.

Welche Macht hat diesen feinen jungen Menschen dem Einfluß seiner Seele entrissen, die ihn sicher hochgeführt hätte? Sehen wir zu, wie das kam: Der Vater ließ ihn erst ruhig gewähren, als er brauste und schäumte. Er fand das ganz natürlich so; war ja auch einmal jung. Der Junge sollte sich jetzt nur austoben nach Herzenslust, um nachher ein umso williges, den Betrieb nicht störendes oder gefährdendes Glied der Gesellschaft zu werden. Wenn aber der Bengel auch gar zu lange nicht gefügig werden wollte, wenn er, schon vor der ernsten Schwelle stehend, noch immer keinen Respekt bezeigte vor dieses Lebens heiligen gesetzlichen Notwendigkeiten, so war strenges Einschreiten am Platze. Das Jugendidyll wurde gestört. Der um's sogenannte Fortkommen des Sohnes besorgte Vater erhob den Drohfinger vom Ernst des Lebens. Bald kam der feierliche Zeitpunkt, da der Bub das erste selbstverdiente Geld heimbrachte. Damals geschah der große Umschwung.

Dieser Zeitpunkt wird von den Erziehern mit viel feierlichen Reden umwoben. Auch ich harrte voll ehrfürchtiger Andacht des Geistes, der nun in mein Inneres einziehen sollte. Aber nur etwas Aeußeres ist mir damals aufgefallen. Ich sah meinen inneren Menschen auf's Mal raffiniert versteckten oder offen gewaltsamen Angriffen ausgesetzt. Du denkst: Ein Schwächling, wenn er diesen Angriffen nicht Stand gehalten hätte. Ich sage Dir: Ein Wunder, wenn ich aufrecht blieb.

In meiner bisherigen Tätigkeit als sogenanntes „nützliches Glied der Gesellschaft“ ist mir allmählich eine Binde von den Augen gefallen. Ich kann mir jetzt ungefähr denken, was Erzieher und Vorgesetzte meinen, wenn sie den „Ernst des Lebens“ im Munde führen. Ich habe lange Zeit die Augen mit Gewalt weggewendet. Ich wollte solche Gemeinheit gar nicht für möglich halten. Das war aber nur passiver Widerstand. Drum will ich jetzt drüber reden mit euch, die ihr bald über die wunderbare Schwelle treten werdet. Die hier folgenden Ratschläge sind die gleichen, welche ihr von euren Erziehern täglich vernehmet, wenn ihr Ohren habt zu hören. Der Unterschied ist nur der, daß ich mich der schmückenden Beiwörter enthalte.

„1. Wenn du im Begriffe stehst, ins Leben zu treten, mußt du dich über alle Jugendträume wegsetzen.

2. Was du zuvor bewundertest, mußt du von jetzt an belächeln können.

3. Das Streben nach Wahrheit und Schönheit mußt du dir ganz gründlich aus dem Sinn schlagen.

4. Kümmere dich vor allem um deines leiblichen Lebens Notdurft; das andere ist vom Uebel.

5. Unternimm nichts, was den Menschen zuwider ist. Es könnte deinem Wohlergehen schaden!

6. Begib dich etwa auch in den Kreis gleichgesinnter Menschen deines Standes und pflege mit ihnen frohe Geselligkeit.

7. Erweise aber auch Gott die gebührende Ehre, indem du den sonntäglichen Gottesdienst pünktlich besuchest.

8. Nimm eine glühende Eisenstange und brenne dir einen allfällig gebliebenen Rest von Gewissen tot. Denn wenn du eintrittst in die Gemeinschaft deines Volkes, muß dein eigenes Gewissen erlöschen, gewissermaßen aufgehen im Kollektivgewissen Aller.

9. Wenn das glühende Eisen nicht half, so greife zum Bierglas.

10. Gib nicht nach in der Bekämpfung des starrköpfig aufrührerischen Gewissens in dir, bis du es fertig bringst, dem ersten besten Erdpilger die Gurgel abzuschneiden, ohne mit der Wimper zu zucken.

11. Wenn dein Gewissen aber ein so katzenmäßig zähes Leben hat, daß du es auch nicht ertränken kannst, so melde dich freiwillig ins nächste Zuchthaus.

12. Es bleibt dir zwar noch ein Ausweg. Du kannst ja das Gewissen weiter vegetieren lassen. Sorge aber gut, daß es auf dein den Menschen sichtbares Leben keinen Einfluß gewinne. Daß dessen Notschreie nie einem Sterblichen zu Ohren kommen, sonst landest du dennoch im Zuchthaus."

Denn das Gewissen ist das hemmende Angebinde, das Gott dem Menschen auf die gesegnete Erde mitgegeben hat. Der Weg des Mißerfolges geht durch das Gewissen. Wer es im Leben zu „Etwas" bringen will, der möge um die Wende des zwanzigsten Lebensjahres mit seiner Seele die hier dargestellte Metamorphose möglichst genau nach Rezept vornehmen. „Es wird ihm wohl ergehen, und er wird lange leben."

Das ist der Grundton der Episteln unserer Erzieher vom Ernst des Lebens. Natürlich sind die obigen Ermahnungen in vornehme, taktvolle Worte gekleidet und scheinen mit der hier gebotenen Form wirklich keine Spur von Inhalt gemein zu haben. Jüngling, zieh deine Idealistenbrille ab, und du siehst durch die Ritzen der modrigen Satzgewänder die niedrigste Gemeinheit hervorglotzen. Was hat man dir gepredigt? Preisgabe deiner jungen Seele um des Mammons willen! Ist diese Prostitution etwa noch besser, als jener Verkauf des Leibes, durch den die ärmsten Menschen im Elendviertel der Großstadt ihr armselig Dasein fristen? Die erfolgreiche Laufbahn ist das Massengrab der Seelen unserer Jugend. Willst auch du die deine hineinwerfen?

Und jede Sünde kann vergeben werden, nur die Sünde wider den Geist nicht.

Fritz Müller.

Grund und Begründung der sozialistischen Gesinnung.

„Grund" und „Begründung" — keinen bessern Ausdruck konnte ich finden für ein Verhältnis, das wir oft in uns selbst und in anderen entdecken können, wenn wir den Triebfedern menschlicher Handlungen nachgehen. Viele unserer Taten, und vielleicht gerade die entscheidensten, unseren Lebensweg bestimmenden, fließen aus den tiefsten Tiefen unseres Innern, aus Tiefen, in die der erkennende Geist nicht hinabzusteigen vermag. Wenn wir aber gefragt werden: warum hast du das getan? dann hält eine heilige Scheu uns ab, dem dunkeln Drang des Herzens, der mächtigen Stimme des Gewissens unsere Tat zuzuschreiben; wir fürchten den Hohn und Unglauben der andern, die, so meinen wir, jenen Drang und jene Stimme nicht kennen, und die in den vielentweihten Wörtern „Herz" und „Gewissen" nur hochmütige Phrasen sehen würden, mit welchen wir unsere unreinen Beweggründe verdecken wollen. Und so baut unser Verstand sich eine annehmbare, vernünftige Begründung unserer Taten zusammen, die er an Stelle ihres wahren Grundes setzt, mit der er sie rechtfertigen und für seine *eigenen* Früchte, für Früchte seiner Ueberlegung und Weisheit ausgeben will. Auch wir Sozialisten haben diesen Selbstbetrug geübt und es ist wohl der Mühe wert, ihn einmal aufzudecken.

Welch' ein reiches Bild inneren Lebens, welch' ein gewaltiges Zeugnis für die Macht des Geistes wäre es, wenn sich vor unsern Augen enthüllen würde, *was* einen jeden von uns dem Sozialismus zugeführt hat, in welcher Form die große Sehnsucht ihn erfaßte, welche Gedanken sie in ihm erweckte, welche Widerstände sie zu besiegen hatte, wie sie sich äußerte und wie sie ihn selbst umgestaltete! Aber so reich und vielgestaltig Wurzel und Wirken der sozialistischen Gesinnung sind, so trostlos einförmig ist die Begründung, welche die herrschende Theorie für sie gefunden hat. Sie lautet für den Arbeiter: „Ich bin Sozialist, weil das meinen Interessen entspricht", und für den Bürgerlichen: „Ich bin Sozialist, weil die Notwendigkeit der sozialistischen Umwälzung wissenschaftlich bewiesen ist." Wie ist es denn gekommen, daß wir uns verpflichtet glauben, das reiche sozialistische Geistesleben in diese dürftigen Formeln zu pressen, die noch dazu so recht unfrei, so recht niedrig, so recht unsozialistisch sind?

Als der Marxismus seinen Siegeszug begann, da war er eine befreiende und eine trostreiche Lehre zugleich. „Wir sind keine Kirche, keine Sekte," war sein Sinn, „wir schwören auf kein phalanstère und keine Tauschbank, wir haben keine fertigen Dogmen zu verwirklichen, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener der Bewegung. Alle Sehnsucht hat Platz in ihr!" Und die Sozialisten fühlten, daß diese Worte einer Quelle entströmten, die auch in ihnen aufgebrochen war, in ihnen allen ohne Unterschied ihres Sektenglaubens.

Der Marxismus riß Schranken nieder, befreite und vereinigte. Aber er tröstet auch. Wenn die Schwierigkeiten und Gefahren des Kampfes übergroß zu werden schienen, wenn das kleine Häuflein schier verzagen wollte in diesen furchtbaren Augenblicken des Zweifels, da sagte die neue Lehre: „Fürchtet euch nicht! Es wird kommen, denn es muß kommen!“

Aber nun geschah, was wir eingangs zu schildern versuchten: in den Sozialisten entstand der schmeichlerische Glaube, daß jene marxistische Lehren die Quelle ihrer Begeisterung und ihrer Hoffnung seien, und als notwendige Folge dieses Glaubens die Meinung, daß die Verkündigung jener Lehren genüge, um auch andere mit sozialistischem Geist zu erfüllen. „Notwendigkeit“ und „Klasseninteressen“ waren die beiden Angelhaken, mit denen die Agitatoren auszogen, Menschen zu fischen. Die Menschen aber, denen sie sich näherten, waren von doppelter Art: in den einen arbeitete schon mächtig die große Sehnsucht, für sie blieb der Marxismus bloße Begründung ihrer Gesinnung, deren Grund sich in der Tiefe des Herzens verbarg; die andern aber hatte der Geist noch nicht erfaßt, für sie wurde der Marxismus wirklich der Grund ihrer Gesinnung. Und so wie Christentum und Sozialismus verschiedene Begründungen darstellen, aber demselben Grund entspringen — so waren jetzt umgekehrt hinter der einen, marxistischen Begründung zwei Gesinnungen verborgen. Der Gedanke der „notwendigen Entwicklung“, welcher dem sozialistisch fühlenden Marxisten Trost und Mut verlieh, wurde für den Nurmarxisten eine kalte und gleichgiltige Tatsache; das „Klasseninteresse“, das jenen aus der Sektenloge des Foncierismus, Cebetismus, Proudhonismus in die Weite des leidenden und hoffenden armen Volkes zog, wurde für diesen die Sanktionierung aller seiner egoistischen Wünsche und unsozialistischen Lebensgewohnheiten. Hinter der gemeinsamen Parole steckten grundverschiedene Gesinnungen, so wie auf der andern Seite verschiedene Parolen die Gleichheit der Gesinnung verdeckten.

Wie viel kleine Kämpfe und Reibungen sind aus diesem Zustand entsprungen! Wie oft fühlte der Sozialist: „was ihr jetzt tut, das ist nicht recht!“ Und wie oft dachte und sagte der andere: „was soll mir das? Das ist ja gar nicht mein Interesse!“ Nichts Großes, nichts Entscheidendes war zu unternehmen, denn die Gemeinsamkeit der Gesinnung fehlte, die Einheit war eine äußerliche, eine Einheit der Theorie, keine Einheit des Geistes. Alles was man gemeinsam tun konnte, war Vorbereitungsarbeit, war Kampf um formelle Rechte oder Kampf um ein Stück Brot: Die Sozialisten im Geiste sehen darin nur Erleichterungen für den eigentlichen Durchbruch ihrer Hoffnung, die andern erblickten darin einfach schon den ersten Schritt im materiellen Wohlbefinden.

Und nun kam der Krieg. Die marxistische Theorie sah in ihm eine notwendige Begleiterscheinung des Kapitalismus. Da brach in vielen der alte, echte sozialistische Geist durch und sie riefen: „Das

ist der Kapitalismus! Seht ihr seine Früchte! Zum Kampf mit ihm auf Leben oder Tod! Es ist an der Zeit!"; die andern aber sagten, und es war der Geist des Mammons, der Selbstsucht und Feigheit, der aus ihnen redete —: „Muß es nicht so kommen? und habe nicht auch i ch ein Interesse in diesem Kampfe zu wahren?" Unter marxistischer Begründung vereinigten sich jene mit gleichgesinnten Anarchisten und Religiösen, diese aber mit gleichgesinnten Patrioten, Militaristen und Pfaffen. Die Scheidung nach „Begründungen" verschwand und die nach Gründen trat in ihr Recht.

Genossen, die Sehnsucht, die in uns lebt, hat si ch aus der Enge des Weltverbesserertums in die freiere Luft des „wissenschaftlichen" Sozialismus durchgerungen; aber auch dieser ist noch nicht der richtige Ausdruck für unser Streben. Die Utopisten brachten Rezepte: sie haben den Weg zum Herrn nicht gefunden; die Marxisten brachten Aufklärung: auch sie haben die verschütteten Quellen nicht befreien können; die Religiösen haben gepredigt: ihre Worte blieben machtlos. Ein Weg noch bleibt uns, vielleicht ist er der rechte. Wir wollen der Stimme unseres Gewissens gehorchen, frei, treu, rücksichtslos gehorchen; wir wollen unserer Sache und unseren Brüdern in Redlichkeit dienen, wir wollen leben als Sozialisten und sterben als Sozialisten. Vielleicht gelingt unserer bescheidenen Tat, was unsere starken Worte nicht vermocht haben: in uns und unseren Brüdern die mächtige Sehnsucht nach einer neuen Gemeinschaft der Freiheit und Brüderlichkeit zu erwecken. Der Sozialismus tritt hervor hinter seiner dogmatischen und wissenschaftlichen Verkleidung als das, was er ist: ein sittliches Ideal, dem wir uns durch ein reines Leben und mutige Taten nähern können.

P. Brunner.

„Aergert dich dein Auge . . ."[1]

Evangelium St. Mathäi, II., 9.

Seit Kriegsbeginn haben Berufene und Unberufene das Alte und das Neue Testament nach Blutzeugen für die Moral des Krieges abgesucht und mit der Fülle ihrer Entdeckungen die schüchternen Versuche, Pazifistisches in den Heiligen Schriften zu finden, überstimmt und erdrückt.

Allein wie so mancher Bekenner des Neuen Testamentes sich für den Kriegszweck unterfing, das Alte Testament zu durchstöbern, so sei es einem Anhänger des Alten Testamentes nicht verwehrt, ein oder das andere schöne Wort aus dem Neuen Testamente für den Friedenszweck heranzuholen.

Ich sage zwar mit Mme. Capy:[2]) „Der Tod Jesu hatte die Heilung nicht gebracht, der Messias, der die Menschen erretten sollte,

---

[1]) Aus Raummangel lange zurückgestellt. Die Red.

[2]) Mme. Capy: „Ahasverus und sie, die da warten", „Versöhnung", 25. VIII. 17.

war nicht gekommen.“ Ein guter Mensch war um sein Leben gekommen — war ruchlos und grausam ermordet worden — und sonst war nichts geschehen?

Aber ein Wort dieses „guten Menschen“ sei hier angeführt, weil es die Traurigkeit unserer Lage so recht klar beleuchtet, und weil es zugleich das einzige Heilmittel für unsere Leiden enthält. Dieses Wort, das uns immer am unverständlichsten erschien, zeigt sich mir jetzt als das einzige Wahrwort, und sein Ratschlag als die einzige, noch mögliche Rettung der Menschheit. Es lautet: „Aergert dich dein Auge, so reiße es aus und wirf' es hin.“

Wie? sagte ich mir, sind dies die Lehren der Sanftmut? so selbstzerstörerisch gegen sich zu wüten, und das Auge, dieses unersetzlich kostbare Gut, einem sinnlosen Zorne zu opfern?

Nun aber habe ich den tiefen Sinn dieser anscheinend übertriebenen Forderung begriffen und in ihr das rechte Heil erkannt:

„Unser Auge ärgert uns“, d. h. wir erkennen, daß wir Welt und Dinge bisher falsch gesehen haben. Wir haben einen falschen Maßstab an die Ereignisse angelegt, sowohl an die, die sich vor unsern Augen abspielen, als auch an die, die wir aus Tradition und Geschichte kennen. Wir haben aus einem schiefen Gesichtswinkel, geblendet und eingeengt durch Ueberlieferung und fertige Urteile, die Zustände und Geschehnisse um uns her betrachtet. Und wir müssen von Grund auf unsere Anschauungsweise verändern, wenn wir unsere Lage verbessern wollen!

Wir haben denjenigen als Sieger gefeiert, den wir als Massenmörder hätten verachten sollen.

Wir haben dem Eroberer das eroberte Gut als Beute zugesprochen, während wir ihn als frechen Räuber hätten anklagen sollen.

Wir haben uns der Gewalt gefügt, anstatt ihr zu trotzen, und wir haben uns den Gesetzen derjenigen unterworfen, welche sich selbst außerhalb der Gesetze stellen.

Wir haben einen Unterschied gemacht zwischen der Moral der Einzelindividuen und der Moral der Vielheit, Staat, genannt, und wir haben gebilligt, daß das, was jenen zur Schande gereicht, diesem als Verdienst geschätzt und zu Recht anerkannt wird. Nennen wir doch die Raubgier und Mordlust der Soldaten die „Moral der Truppen“, während Soldaten, die aus Ueberdruß und Ekel am Morden die Waffen niederlegen, als „demoralisiert“ bezeichnet werden!

Deshalb ärgert uns nun, da wir dies erkennen, unser Auge! Und nun gibt uns Jesus, der Sohn Davids, den Rat, unser ärgerliches Auge auszureißen und es hinzuwerfen! Wir müssen uns an eine andere Art des Sehens und Betrachtens gewöhnen. Wir müssen uns losmachen von der alten Bequemlichkeit, die Dinge so anzusehen, wie die Machthaber sie darstellen. Und wir müssen eine ganz neue Betrachtungsweise gewinnen!

Dann werden wir zu andern Urteilen und Resultaten kommen und nicht der Meinung sein, mit dem Schacher von Land zu Land, mit dem Wucher- und Siegerfrieden sei das Heil der Welt begründet.

Hinweg vor allem mit dem Siegerfrieden!

Wer gesiegt hat, hat vergewaltigt und ist dem Unterlegenen Sühne schuldig!

Wer Bomben geworfen und Menschen getötet hat, hat unschuldiges Blut vergossen und soll ein reumütiges Bekenntnis seiner Blutschuld ablegen!

Wer Städte eingeäschert, Felder zerstampft und Wälder vernichtet hat, hat Sachschaden angerichtet, und soll zum Ersatze verpflichtet sein!

Wer Schiffe versenkt, Schiffe beschlagnahmt und Besitz von feindlichen Untertanen sequestiert hat, hat sich an fremdem Eigentum vergriffen; er soll das unrechtmäßige Gut unweigerlich herausgeben, und wenn er dasselbe vernichtet hat, Wiedererstattung leisten!

Wer gegnerisches Land besetzt hat, hat eingebrochen; er soll das invadierte Gebiet räumen und allen durch die Besetzung entstandenen Schaden nach Möglichkeit vergüten!

Wer Gefangene gemacht hat, hat sich an seinem Menschenbruder, am Ebenbilde Gottes, versündigt, und soll gehalten sein, dieselben mit Geschenken und Ehrenbezeugungen in die Heimat zu entlassen!

Wer Beute gemacht hat, dem soll es als Raub angerechnet werden, und er soll den Raub voll und ganz herausgeben!

So müßte ein gegenseitiges Bemühen auf den Plan treten, die Spuren des Kriegswahnsinnes auszutilgen, anstatt des jetzt vorhandenen Bestrebens, die gegenseitigen Versündigungen noch durch einen sogenannten „Friedensvertrag“ „dauernd“ (oder doch bis zum nächsten Kriege!) festzulegen.

Zur Ermittlung der auf allen Seiten angerichteten Schäden werden die von den Kriegführenden amtlich ausgegebenen Berichte bestens Dienste tun. Die Untaten, deren man sich öffentlich gerühmt hat, die „wirksamen Bombenwürfe“, die „konstatierten Treffer“, die „photographisch festgestellten Brände“, werden nach den eigenen schamlos und prahlerisch verlautbarten Berichten nicht mehr geleugnet oder beschönigt werden können. „Die Berge feindlicher Leichen“, mit welchen die Generalstabsberichte sich auf allen Seiten gebrüstet haben, werden zu stummen Anklageschriften sich auftürmen, und die Autoren dieser Berichte sollten dieselben als unauslöschliche Schandmäler empfinden. Sie sollten eine teilweise Entsühnung darin finden, daß ihnen gestattet würde, eine Bußformel vor versammeltem Volke zu sprechen und ihre schändliche Verirrung einzugestehen!

Die Verstümmelten und Kriegsbeschädigten wären durch eine von allen kriegführenden Staaten gleichmäßig zu tragende Versorgung nach Tunlichkeit zu entschädigen! Die Besitzer von Kriegskreuzen und anderen Mordprämien sollten sich dieser schmählichen „Ehrenzeichen“

schämen; es soll ihnen gestattet sein, dieselben zu vernichten, wenn sie es nicht vorziehen, dieselben voll Abscheu dem Spender vor die Füße zu werfen.

Die Kriegerwitwen und -Waisen wären gleichfalls durch eine von allen im Kriege verwickelten Staaten gemeinsam zu tragende Besteuerung zu erhalten, beziehungsweise zu erziehen.

Den Toten aber, die man nicht mehr entschädigen kann, bereite man die einzige, ihnen gewiß genügende Sühne, gemeinsam zu bereuen, und gemeinsam Besserung und Umkehr anzutreten!

So müßten die Friedensvorschläge lauten, die wirklich neutral und wirklich human wären, und Aussicht auf dauernden Friedensbestand böten.

Dann hätten wir das Auge, das uns ärgert, die falschen Anschauungen, unter welchen wir leiden, ausgerissen und hingeworfen und könnten ein neues Dasein mit neuen klaren und reinen Augen beginnen!

Dann würden wir auch den Balken im eigenen Auge empfinden, und fänden gar nicht mehr Zeit, nach dem Splitter im Auge des Nächsten zu suchen; dann erst würde die Welt zum Verständnisse der Lehren heranreifen, für welche der Sohn einer jüdischen Mutter den Erlösertod erlitten hat. Rahel Edelstein.

Kreuz.

Jesus wurde nicht müde, auf sich selbst als das Objekt des Glaubens hinzuweisen. Um aber Jesus recht zu sehen, reicht das körperliche Auge nicht aus. Das leibliche Auge sieht bloß einen jüdischen Bauern und Bauhandwerker, das innere Auge sieht den Gottessohn, den Gesalbten.

Redaktionelle Bemerkungen.

Auch diesem Heft wird man, wie dem letzten, eine innere Einheit anmerken.

Den Vortrag von Reinhold möchten wir als Dokument der geistigen Gärung aufgefaßt wissen, die — trotz aller politischen Reaktion — die deutsche Welt erfaßt hat. Seine Probleme sind — mutatis mutandis — auch die unseren.

Das Gedicht von Julie Weidenmann an der Spitze des Heftes ist einem kleinen Bändchen entnommen, das unter dem Titel: „Baumlieder" soeben bei Orell Füßli in Zürich erschienen ist. Einige Perlen der Sammlung haben unsere Leser schon kennen gelernt, aber es sind ihrer noch viel mehr darin zu finden. Etwas von dem mitten in Eis und Dunkel still aufblühenden neuen Gottesfrühling lebt und duftet in diesem zarten, edlen Garten.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.



Weihnacht.

Du Liebender, wer neigte sich, wie Du
in unsrer Einsamkeiten Gründe, — wer?
Wir fühlen Dich, ein unermeßlich Meer,
als höchste Brandung und als tiefste Ruh.

Du willst von uns das Hingegebensein
in Deine Armut, himmlisch-reiches Kind;
willst, daß wir ganz in Dir verloren sind,
bis wir durch Dich uns finden, um zu sein.

Denn Deine Armut ist der helle Tag
des ewgen Lichts, und fällt als wie ein Stern
in unsre Nächte und wir ahnen fern
Erlösung, die in Deinem Menschsein lag.

O Armutsreichtum, Lieb' aus Ewigkeit,
die harten Herzenstüren sprengst du schon!
Und wem Dein Lächeln blüht, Mariensohn,
Ziehst Du in Dich und ab von Raum und Zeit.

Julie Weidenmann.

„Das Licht scheint in der Finsternis."

Ev. Joh. 1. 5.

Wir leben unter den Nachwehen des Krieges, und die sind womöglich noch schrecklicher als der Krieg selbst. Er zeigt nun sein wahres Gesicht, das hohläugige Grinsen des Todes, der nun, „nach vollbrachter Schlacht" die Greise, Frauen und Kinder langsam mordet. Wahrlich, dunkle Schatten kreuzen unsern Weg zum Weihnachtsfest, zwischen hungernden und sterbenden Kinderscharen hindurch erst gelangen wir zum Friedenskind in der Krippe. Da will

nicht nur die Freude am altgewohnten Fest, sondern auch der Mut für die Zukunft, die Zuversicht auf den Sieg des Guten, die Hoffnung auf Gott selbst schwinden. Es ist ja kein Wunder, wenn nicht nur unter den endlos leidenden, sondern auch unter den mitfühlenden Menschen eine tiefe Mutlosigkeit die Gemüter und Gedanken beherrscht, als ob nun einmal die Kultur Europas dem Untergang geweiht sei und auch das Christentum seine Rolle als welterneuernde Macht ausgespielt habe. Fuimus Troes!

Warum sollten die modernen Weltstädte mehr Existenzrecht haben als die alten Kulturzentren Memphis und Theben, Ninive und Babel, die zur Sandwüste geworden sind? Ist nicht alles in ewigem Kreislauf begriffen, ist nicht die Menschheit ein von unbekannten Mächten aufgewühltes Meer, wo der Einzelne jauchzt und schwelgt, wenn ihn eine Welle zufällig in die Höhe hebt, und dem Leben flucht, wenn sie ihn stürzend im Wellental begräbt.

So möchte und muß es dem scheinen, der die Geschichte nur so von außen her betrachtet, der die tieferliegenden, aufwärtstreibenden Kräfte in der Geschichte nicht kennt oder nicht anerkennen will. Es gibt aber auch eine andere Betrachtungsweise, die unter dem unverwischbaren Eindruck steht, daß in Christus ein Licht aufgeflammt ist, das nicht mehr zu löschen ist, dies Licht scheint auch in der Finsternis, so dicht sie auf uns lasten mag.

Es ist ja freilich schwer, in unserer trüben Zeit an das Licht zu glauben, aber die Zeiten des kulturellen Aufschwungs und des allgemeinen Wohlergehens eignen sich gewiß noch weniger dazu, weil da die Täuschung regiert und ein bloßer, falscher Schein die Menschen blendet. So war es vor dem Krieg. Trotz allem Unglück, das nun hereingebrochen ist, können wir im Ernste jene Zeit des Kriegswahns und der schrankenlosen Verherrlichung der Gewalt nicht zurückwünschen, eben weil sie das Elend heraufbeschworen hat.

Das wahre Licht scheint gerade in der Finsternis. In den schwersten Zeiten Israels sind die Stimmen der Propheten laut geworden; als die Bruderstämme des von außen bedrängten Volkes sich in blutigem Bürgerkrieg zerfleischten, fiel zum ersten Mal das Wort vom Umschmieden der Schwerter in Pflugscharen und der Spieße in Sicheln, „denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und sie werden hinfort nicht mehr kriegen lernen."

Da, als das Häuflein der Juden wehrloses Spielzeug in der Hand der Feinde war, redete der Seher von dem kommenden Lichte und der aufgehenden Herrlichkeit des Herrn: „Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir gehet auf der Herr und die Herrlichkeit des Herrn erscheinet über dir." Und als die mächtige Hand des römischen Zäsaren und seine gefügigen Vasallen die Völker mit eiserner Gewalt geknechtet hatten, da ist das längst verheißene und ersehnte Licht erschienen und Wirklichkeit geworden.

So finster mußt du sein vom Irretum,
Daß du nach Licht die Hände bettelnd hebst,
daß dich das Dunkel würgt, darin du webst
und du mit ihm mußt ringen um das Leben.

Dann kann es sein, daß in der höchsten Not
Die armen, blöden Augen schauend sind,
Der Stern von Bethlehem weist dich zum Kind
Im armen Kripplein — und das Kind zu Gott.[1])

In Jesus ist die Liebe nicht nur Mensch geworden, sondern in die Menschheit eingedrungen als etwas Bleibendes; sie ist nicht nur einmal aufgetaucht, als etwas zufällig Vorübergehendes, sondern als etwas zielhaft Ueberwältigendes. Sie kommt aus der Tiefe und trägt in ihren Spuren etwas, das nicht sterben kann, sondern auf noch Größeres hinweist, sodaß die Welt, auch wenn sie in Nacht versinken will, immer wieder aufwacht mit der Sehnsucht nach Licht und Frieden.

Das ist die Geschichte unserer Tage. Früher kämpfte Gewalt gegen Gewalt, als ob es so sein und bleiben müßte; jetzt stört die Liebe diesen Kampf und stempelt ihn zur Sünde, der Krieg ist zum Verbrechen geworden. Die Welt treibt es zwar teilweise noch im alten Wesen, aber beunruhigt durch das Licht, das in der Finsternis scheint, sie fühlt sich gerichtet in diesem Licht und muß daher mit vielen Worten sich ausreden und rechtfertigen, aber umsonst, das Licht hält Gericht über die Urheber und Durchhalter des Krieges in öffentlichen Gerichtshöfen, die öffentliche Meinung wird zum Tribunal und die Geschichte vollzieht das Urteil und hat es zum Teil schon vollzogen mit erschütterndem Ernst.

Man mag über den Völkerbund denken wie man will, eines ist gewiß, daß schon der Name und die in ihm liegende werbende Kraft nichts anderes ist als der Ausdruck für den weitverbreiteten energischen Willen, der rohen Gewalt Einhalt zu tun, sie zu dämpfen und einzudämmen. Das Recht soll über der Gewalt stehen. Vielen mag die Idee des Völkerbundes unbequem sein, aber die, welche für ihn eintreten, müssen sich weniger gegen diese wehren als vielmehr gegen die, die es aufrichtig bedauern, daß der Völkerbund in seiner jetzigen Gestalt nicht ein noch viel kräftigeres, nach allen Seiten wirksameres, vollkommeneres Instrument des Friedens geworden ist. Das bedeutet einen gewaltigen Sieg des Lichts über die das Erdreich bedeckende Finsternis.

Allerdings, es liegt noch viel Dunkel über den Völkern, dies rührt jetzt weniger von der Gewalt der Waffen als von der Macht des Geldes, die sich in allen Ländern, selbst in den Hungergebieten breitmacht und wie ein riesiger Saugapparat die große Masse der kleinen Leute auspumpt, ein Prozeß, der durch die notwendigen Gehalts- und Lohnerhöhungen nicht wett gemacht, sondern eher noch

[1]) Julie Weidenmann: Baumlieder.

gesteigert wird. Wo soll das enden? Vielleicht wie die ins maßlose getriebene Vergötterung der Gewalt in einer Riesenkatastrophe! Es kann einem bange werden mitten zwischen den Nimmersatten und den Ausgehungerten, zwischen dem ins Maßlose gesteigerten Luxus und Elend. Auch da scheint das Licht in die Finsternis und beleuchtet grell die Gegensätze und Jesus steht mahnend zwischen dem reichen Mann und dem armen Lazarus mit seinem „Wehe euch, ihr Reichen — du Tor, was wird sein, das Du gesammelt hast.“ Das Licht scheinet — werden es die in der Finsternis begreifen und tun, was zu ihrem und unser aller Frieden dient?

Wohl geht die Menschenliebe durch die Lande und sammelt aller Arten Gaben für die Elenden, selbst die Scherflein der Kinder fließen reichlich und wollen Weihnachtslicht in die Dunkelheit bringen.

Aber gehen wohl auch den Mächtigen, den Geldfürsten, den Spekulanten und Börsenmännern die Augen auf? Werden sie den Völkerbund begrüßen nicht nur als Gelegenheit, Geschäfte zu machen, sondern als Ansporn, den Bund mit dem Volk zu schließen, indem sie endlich einmal die gemeinsamen Interessen über ihre privaten stellen, indem sie Kredit gewähren statt Wucher zu treiben, die Preise mässigen, statt alles, selbst das Land aufzukaufen?

Ob ja oder nein — das Licht scheint so lange in der Finsternis, bis auch sie als Gerichtete dastehen. „Jetzt gehet das Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden.“ Dies Wort Jesus geht von neuem in Erfüllung. Wie das zugeht, das ahnten die Propheten, deren einer sagt: „Ihr Land ist voll Silber und Gold, ihrer Schätze ist kein Ende. Gehe hin in den Felsen und verbirg dich in der Erde vor der Furcht des Herrn und vor seiner herrlichen Majestät, denn alle hohen Augen werden erniedrigt werden und was hohe Leute sind, wird sich bücken müssen; der Herr aber wird allein hoch sein zu der Zeit, denn der Tag des Herrn wird gehen über alles Hoffärtige und Hohe und über alles Erhabene, daß es erniedrigt werde.“ (Jes. 2.)

Darum soll uns die Finsternis nicht schrecken, wie groß auch die Verkehrtheit sei, die sie anrichtet, das Licht muß doch siegen.

Das kann und wird umso eher geschehen, je weniger wir über der weiten Welt die kleine Welt unseres eigenen Wesens vergessen. Das Licht sucht nach Angriffsflächen, wo es aufleuchten kann, es gäbe keinen Regenbogen, wenn die Sonne sich nicht in jedem Regentröpfchen spiegeln könnte.

Was helfen alle schönen Ideen, wenn sie sich nicht in einzelnen Menschen verkörpern könnten; die Tatsachen können nur durch Tatsachen überwunden werden, und zu diesen überwindenden Tatsachen gehört auch unser Leben, wenn es selbst Licht geworden ist, eine Stätte und eine Quelle des Liebeswillens, der fest und unerschütterlich sich mitten in der Finsternis einer feindlichen Welt behauptet, sich nährend aus der Welt des Lichts und der Liebe.

Des Menschen Herz ist ein endlos verzweigtes Labyrint. Ist man uns an einem Ort auf der Spur, schnell wird ein neuer Gang gebohrt, ein neuer Ausweg gesucht. Das Licht ist uns wie ein Feind, gegen den wir uns zur Wehr setzen, Wer kann die Wahrheit ertragen? Wir gehen ihr aus dem Weg durch Seitensprünge oder durch Verstellung, wir spinnen ein ganzes Netz von falschen Redensarten, frommen Worten und Gewohnheiten um uns herum, hinter denen wir unser wahres Wesen treiben.

Und was ist dasselbe? Ichsucht und Selbstliebe, sie muß sich verbergen, eben weil sie gerichtet ist vom Licht der Liebe Jesu. Je mehr Liebe in deinem Herzen ist, desto offener, ehrlicher kannst du sein. Darum war Jesus so ganz lauter, ganz Licht, weil er keine Hintergedanken, Nebenabsichten kannte, nicht einmal die eigene Ehre suchte. Was sind wir dagegen mit unseren Winkelzügen, Schlauheiten und Perversitäten, samt dem ganzen Knäuel verworrener Fäden, so daß wir oft selbst nicht mehr aus uns klug werden, uns selbst anfangen zu verachten, ja uns selbst verleiden.

Darum komm ans Licht, das von Jesus aus die Welt durchstrahlt, bis es heißt:

Ich hab dich gesehen Christus, mein Herr
als ein Leuchtender wandeln über das Meer,
als ein Leuchtender schreiten in Sturmesnacht
und ganz lichtüberwältigt bin ich erwacht.

Und dann bist du auch im Stande:

In die Tiefen Licht zu bringen,
Höhenduft und Höhenklingen.
Löse, löse deine Schwingen —
Bringe frohen Sonnengruß
Allem, was noch leiden muß.

— L. Stückelberger.

Sollen wir in den Völkerbund?

Das Problem des Völkerbundes ist nun zu dem Punkte geworden, worin sich zur Zeit der Kampf gegen den Krieg, und insofern das Schicksal der Welt konzentriert. Ganz besonders aber das der Schweiz. Für diese hat es eine Tragweite, die herrlich und furchtbar zugleich ist. Denn im Verlauf einiger Monate soll unser Volk, das an jahrelange, ja sogar jahrzehntelange Erröterung seiner großen politischen Probleme gewöhnt und des raschen Entschlusses beinahe unfähig geworden ist, dieses größte aller Probleme, das zu einer Fage von moralischem Sein oder Nichtsein wird, erledigen. Es ist für jeden Schweizer, der Augen hat, zu sehen und dem es nicht gleichgiltig ist, ob die Schweiz lebt oder stirbt, eine beinahe

atembeklemmende Sachlage. Wir sind vor eine Entscheidung von tötlichem Ernst gestellt.

Da gilt es, aus seinem eigensten Gewissen heraus Stellung zu nehmen. Wenn irgend einmal, so fallen hier alle Rücksichten auf Parteiparolen und Parteibeschlüsse weg. Die schweizerische sozialdemokratische Partei hat freilich an ihrer Basler Tagung, der gleichen, die mit großer Mehrheit den von den Mitgliedern nachher mit noch größerer verworfenen Eintritt in die dritte Internationale beschloß, den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund abgelehnt. Das war logisch, unlogisch ist bloß, wenn nun solche, die ihrerseits die dritte Internationale ablehnen, doch die Parole gegen den Völkerbund fast unbesehen annehmen, als ob diese nicht wesentlich aus der bolschewistischen Denkweise stammte! Aber auch abgesehen davon hat der Parteitag diese hochernste Frage auf eine Weise behandelt, die dem Beschluß jeden Rest von Autorität raubt. Ein deutsches Referat, das unter aller Kritik, ein welsches Korreferat, das wohl edler im Ton, aber, wie es scheint, nicht gründlicher war. Keine Diskussion, fast einmütige Ablehnung. Es ist fraglich, ob ein halbes Dutzend Anwesende ernstlich über das Problem nachgedacht, geschweige denn es studiert hatten. Die Argumentation und Polemik, die seither unsere meisten Blätter bringen, steht auf der gleichen Höhe. Man kann dieser ganzen Haltung den Vorwurf der Leichtfertigkeit nicht ersparen. Daß jemand, dem diese Frage eine Lebensfrage für die Welt, für die Schweiz und nicht zuletzt auch für den Sozialismus bedeutet, und der auch sonst nicht gewohnt ist, sein eigenes Denken und Empfinden Parteibeschlüssen unterzuordnen, bei diesem Stand der Dinge am wenigsten Lust dazu hat, wird man begreifen. Dazu kommt aber noch, daß die Stellung der schweizerischen Partei keineswegs beanspruchen darf, die des Sozialismus in seiner Mehrheit zu sein. Im Gegenteil ist es bloß die einer Minderheit und zwar im Großen und Ganzen die der bolschewistisch gestimmten. Auf der andern Seite stehen nicht nur die „Sozialpatrioten", sondern auch eine Menge von linksstehenden Genossen der meisten Länder, von den deutschen Unabhängigen über die holländischen zu den englischen Radikalen. Diese letzteren haben vor kurzem ein Manifest zugunsten des Völkerbundes herausgegeben, auf dem u. a. die Namen von Philipp Snowden und Ramsay Macdonald stehen, also von Männern, die im Kampfe gegen den Krieg ungefähr hundertmal mehr getan und gelitten haben, als unsere hochradikalen Bekämpfer des bürgerlichen und Bewunderer des proletarischen Militarismus. Es steht also trotz allem Schimpfen und Lärmen unserer Bolschewisten doch so, daß ein Sozialist sich nicht zu rechtfertigen hat, wenn er für, sondern wenn er gegen den Völkerbund ist. Wer sich nicht durch eine Stimmungsmache, deren Sinn und Absicht auch einem Blinden deutlich sein muß, beherrschen, sondern von dem sozialistischen Prinzip leiten läßt, der ist als Sozialist ver-

pflichtet, selbständig die Frage aufzuwerfen, wie er sich zu diesem sozialistischen und menschlichen Problem, das zugleich ein schweizerisches geworden ist, zu stellen habe.

Ich verhehle mir freilich nicht, daß auch in dieser Sache, wie in so vielen andern, nicht Gründe entscheiden, sondern Leidenschaften und daß die Gründe, die man vorschiebt, oft nur Masken für etwas ganz Anderes sind — woraus sich erklärt, daß man sich völlig widersprechende gleichzeitig anwendet. Indeß gibt es doch eine Anzahl Menschen, denen es auch in dieser Sache um die Wahrheit zu tun ist, und auch abgesehen davon ist es Pflicht, seine Stellung kund zu tun und damit seiner Verantwortlichkeit für den Ausgang des Kampfes zu genügen.

Man darf im Folgenden nicht das erwarten, was man eine „erschöpfende" Behandlung des Problems nennt. Eine solche würde ein Buch fordern. Der Schreibende setzt Leser voraus, denen das Problem nicht fremd ist und beschränkt sich darauf, diejenigen Gesichtspunkte zu entwickeln, die er persönlich für die wichtigsten hält und die überhaupt für Menschen, die auf unserm Boden stehen, vor allem in Betracht zu kommen scheinen.[1])

1. Auf was es ankommt.

Wenn man in einer schwierigen Angelegenheit das Rechte treffen will, dann muß man versuchen, aus der Fülle von Gesichtspunkten, die vielleicht in Betracht kommen, den entscheidenden herauszufinden. Darum gilt es, zuerst Klarheit darüber zu schaffen, worauf es denn in der Frage, die uns jetzt gestellt ist, wesentlich ankommt.

Was bedeutet der Eintritt der Schweiz in den Völkerbund? Bedeutet er die Erklärung, daß das Pariser Statut etwas Vollkommenes sei? Oder den Glauben, daß der Völkerbund, wenn er eine ideale Gestalt annähme, etwa das Höchste der Ziele, vielleicht gar das Reich Gottes, darstellte? Oder, daß die Schweiz durch den Eintritt sich den siegreichen Weltmächten anschließe?

Es wäre nach meiner festen Ueberzeugung eine schwere Verkennung der Natur des Problems, wenn diese Gesichtspunkte den Ausschlag gäben.

Ich beginne mit dem Ersten. Nichts scheint mir gegenwärtig unwesentlicher, als die Erörterung über die größere oder geringere Vollkommenheit des Pariser Vertrages.

Daß auch ich ihn für sehr unvollkommen halte, brauche ich wohl kaum zu sagen. Wer hält ihn für vollkommen? Auch ich war über seine Gestalt und die Art seines Zustandekommens schwer

---

[1]) Aus der Literatur über die Frage möchte ich hervorheben: O. Nippold Der Völkerbundsvertrag und die Frage des Beitrittes der Schweiz. Edmond Milhaud: La Société des nations und Plusjamois (besonders das letztere). Eine besonders gründliche Behandlung läßt die „Neue Schweizer Zeitung" dem Problem angedeihen.

enttäuscht. Wir haben als Gegensatz zu der Kriegshölle uns etwas Ideales, Fertiges, Strahlendes oder doch zum mindesten etwas Unanfechtbares vorgestellt. Daß die Begründung bloß durch die Sieger erfolgte und zwar durch ein kleines Kollegium von Politikern, statt durch ein Weltkonzil von direkten Abgeordneten der Völker; daß die Besiegten zunächst ausgeschlossen waren; daß nicht einmal endgiltig der Krieg zum Verbrechen gestempelt wurde; daß die Abrüstungsfrage nur eine sehr vorläufige und zaghafte Beantwortung fand; daß die Wegnahme der deutschen Kolonien durch das Völkerbundstatut sanktioniert zu werden schien; daß in der Leitung des Bundes die Großmächte die Vorherrschaft haben sollen – dies und Andres ging selbstverständlich auch mir scharf gegen das Gefühl, erregte sogar meine Empörung. Aber ich muß gestehen, daß ich darin doch ein wenig anders zu denken gelernt habe, nachdem ich mehr von den Motiven erfahren, denen diese auf den ersten Blick so anstößigen Bestimmungen ihre Entstehung verdanken. Ich halte das Pariser Statut gar nicht mehr für so schlimm, wie man es zu machen pflegt. Was seine Entstehung betrifft, so ist mir klar, daß wir, wenn ein Weltparlament sofort nach dem Aufhören des Krieges den Völkerbund hätten schaffen sollen, überhaupt keinen bekommen hätten. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit, daß aus dem Sturm der Leidenschaften dieses Kind hätte geboren werden können, habe ich zu der Tauglichkeit eines bunt zusammengewürfelten Weltparlamentes für die Verwirklichung einer großen Idee nur ein sehr bescheidenes Zutrauen. Die Hauptsache ist, daß die Idee einmal Wirklichkeit wurde, ihre Entwicklung und vollkommenere Gestaltung ist die zweite Sorge. Aus dem gleichen Grunde mußte das Statut mit dem Friedensvertrag verbunden werden, trotzdem weder Wilson, noch Leon Bourgeois, noch Lord Cecil oder General Smuts mit diesem einverstanden waren. Der Völkerbund war vielmehr ein Protest gegen den Friedensvertrag, dazu das Mittel, diesen zu verbessern und damit teilweise aufzuheben. Ich begreife auch, daß es nicht möglich war, sofort eine ausführliche und ideale Verfassung des Völkerbundes zu schaffen, ja, ich finde, daß dies nicht einmal wünschenswert war. Es hilft nichts, solche schönen Modelle herzustellen, wenn die nötigen Voraussetzungen zu ihrer Verwirklichung noch nicht vorhanden sind. Der Völkerbund muß erst noch aufgebaut werden. Das Pariser Statut will bloß ein Bauplan und ein Fundament sein, nicht ein fertiges Haus. Dann aber war es auch nicht möglich, das Verbot des Krieges und die völlige Abrüstung schon durch das Statut festzulegen. Es fehlten dafür die Mittel. Wenn der Bund aber überhaupt irgend welche Kraft haben sollte, seine Beschlüsse auszuführen, so war dazu nicht nur deren ebenfalls viel angefochtene Einstimmigkeit, sondern auch vor allem die Mitwirkung der Großmächte nötig, ohne die jene Beschlüsse auf dem Papier geblieben wären. Die Völker, die

nicht zu den Großmächten zählen, bekommen ja von vorneherein in der „Versammlung“ das gleiche Stimmrecht wie jene und da sie die große Mehrheit sind, werden sie zweifellos einen entsprechenden Einfluß gewinnen. Daß endlich Deutschland nicht sofort dabei war, erweist sich immer mehr als eine Notwendigkeit. Es wäre einfach nicht anders gegangen, die Erregung der Gemüter, das Mißtrauen, der Haß waren noch zu groß. Dagegen weisen alle Anzeichen darauf hin, daß nicht die Absicht besteht, Deutschlands Wartefrist lange zu machen. Kurz, ich bin der Meinung, daß hinter diesem an sich gewiß sehr unvollkommenen Völkerbundsstatut sehr viel mehr guter Wille und auch staatsmännische Weisheit steckt, als es den Anschein hat. Ich bin nicht ganz sicher, daß es besser geworden wäre, wenn statt eines Kollegiums von Politikern eines von Idealisten und Pazifisten es ausgearbeitet hätte. Es wäre dann vielleicht ein ideales Modell einer friedlichen Weltorganisation zustande gekommen. Vielleicht — denn wer die Schwierigkeiten kennt, die das Ideal, welches den Uebergang zur Wirklichkeit finden will, immer und ausnahmslos findet, und oft bei den Professionisten des Ideals am meisten, der hält auch diese Annahme nicht für sicher. Aber recht wahrscheinlich ist jedenfalls, daß dieses „ideale“ Gebilde beim ersten Zusammenstoß mit der Wirklichkeit zusammengefallen wäre, wie ein Kartenhaus. Gewiß besteht die Möglichkeit einer Verwirklichung des Ideals, aber nicht so, wie die meisten unserer selbstsicheren Idealisten es sich vorstellen.

Mit alledem möchte ich nun nicht gesagt haben, daß es nicht gut wäre, wenn der Vertrag vollkommener aussähe, und auch nicht, daß er sogar unter den ungünstigen Umständen seiner Entstehung nicht hätte besser ausfallen können oder daß Wilson ganz auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden habe. Ich behaupte bloß, daß er keine Mißgeburt und Karrikatur ist und daß schon dann, wenn es darauf ankäme, diese Unvollkommenheiten uns von ihm nicht abzuhalten brauchten. Gewiß läßt sich ein Grad von Mangelhaftigkeit in der Verwirklichung einer Idee denken, wo man, um diese zu retten, jene verwerfen muß, aber ich leugne aufs entschiedenste, daß dieser Fall vorliegt.

Das Pariser Statut bekommt ein völlig verschiedenes Aussehen je nach dem Gesichtspunkt, unter dem man es betrachtet. Es ist sehr unzulänglich, ja empörend, wenn man es mit dem Ideal eines Völkerbundes vergleicht und von der Voraussetzung ausgeht, daß dieses bei einigem guten Willen hätte verwirklicht werden können. Ganz anders aber ist der Eindruck, wenn man es mit dem vergleicht, was vor dem Kriege gewesen ist. Wenn man uns im Frühling 1914 diesen Entwurf vorgelegt hätte, dann hätten gewiß auch die Idealisten, denen er jetzt nicht genügt, ausgerufen: „Wundervoll. Aber leider eine Utopie!“ Ich muß gestehen, daß es mir persönlich doch auch jetzt als Zeichen einer neuen Zeit einen gewaltigen Eindruck gemacht hat, trotz allen Mängeln im Einzelnen. Was vor

wenigen Jahren noch als schwärmerische Phantasie erschienen wäre, steht nun als fertiges und reales Gebilde vor uns: eine weltumfassende Staatengemeinschaft und eine weltumfassende Rechtsordnung, durch die der Krieg verurteilt ist. Vor diesen gewaltigen Errungenschaften, die weit über alles im Haag Erreichte hinausgehen, verschwinden alle einzelnen Unzulänglichkeiten des Werkes.

Damit komme ich zu der These, die ich vertrete: Auf die **Idee** des Völkerbundes kommt es jetzt an, nicht auf das **Statut.** Die Lage ist so, daß wer dem Bund beitritt, diese Idee anerkennt, wer den Eintritt verweigert, sie verwirft.

Das Statut ist so gleichgiltig, als ob es nicht vorhanden und der Völkerbund ohne ein solches gegründet wäre. Es ist ein Notwerk gewesen, von dessen Verbesserungsbedürftigkeit alle Welt, seine Urheber eingeschlossen, überzeugt sind. Entscheidend ist, wie sich nun die Völker dazu stellen. Entwickeln sich in ihnen der rechte Völkerbundsgeist und die rechte Demokratie, so werden sie dieses Statut in diesem Geiste brauchen und umbilden, entwickeln sie sich nicht, dann ist freilich alles aus, dann zerfällt der Bund samt seinem Statut in Bälde. Dann zerfiele er aber auch, wenn er die idealste Anfangsform hätte. Das jetzige Statut hat den Wert eines gegebenen Anhaltspunktes für alle Völkerbundsbestrebungen. Diese müssen in der mannigfaltigsten Form stattfinden. Eine der wesentlichsten wird eine neue sozialistische Internationale sein. Ihr werden sich allerlei geistige Internationalen zur Seite stellen. Eine ganze Völkerbundskultur wird sich herausbilden. Das alles wird ungleich wichtiger sein, als das Statut. Der wahre Völkerbund muß erst noch geschaffen werden.

Das ist jedenfalls auch die Auffassung der idealistischen Vorkämpfer der Völkerbundsidee, besonders Wilsons, gewesen. In seinem schweren Kampf mit den offenen und versteckten Gegnern vor die Wahl gestellt, die Idee entweder dadurch zu retten, daß er ihre unvollkommene Anfangsverwirklichung ablehnte, um dem Ideal den Glanz zu erhalten, oder dadurch, daß er eine unvollkommene annähme, um ihr überhaupt eine Wohnung auf der Erde zu verschaffen, hat er das Letztere gewählt. Dafür hat er sich von Millionen von Menschen, die noch nie für ein Ideal etwas Ernstliches eingesetzt, des Verrates an diesem bezichtigen und mit Schmähung überhäufen lassen müssen. Auch ich habe Anfangs gemeint, der erste Weg wäre richtiger gewesen. Ich bin dessen aber nicht mehr so sicher. Das Entscheidende war doch, daß die Idee einmal festen Fuß auf Erden faßte. Denn das war das Allerschwerste. Die Verbesserung würde dann schon kommen, falls die Welt für das Werk reif wäre. Es ist auch im Statut selbst dafür gesorgt, daß sie möglich und nicht allzuschwer ist, und es bedarf schon des schlechtesten Willens, um diese Möglichkeit zu leugnen oder ihre Verwirk-

lichung für aussichtslos zu erklären. Der Umstand, daß einige ganz wesentliche Aenderungen, die jeder von uns für Verbesserungen halten wird, Aussicht haben, schon an der ersten Bundeskonferenz durchzudringen und daß einer der Haupturheber des Werkes, Leon Bourgeois, in diesen Tagen den Vorsitz einer Völkerbundskonferenz führt, die eine ganze Reihe von tiefgreifenden Fortbildungen vorschlägt, zeigt doch klar, daß das Pariser Statut bloß ein Anfang sein sollte.

Das ist, genauer betrachtet, gar nicht bloß ein Nachteil, sondern auch ein Vorteil. Denn so allein kann der Völkerbund von den Völkern selbst nach und nach aufgebaut werden. Es müssen nur, wie schon gesagt, besondere neue Organisationen über die ganze Welt hin, dazu die vorhandenen, als da sind: Kirchen, Parlamente, Universitäten, freie nationale und internationale Gemeinschaften aller Art, an die Arbeit gehen, die neue Völkerwelt aufzubauen.

Aber für all diese Arbeit bildet der nun vorhandene Ansatzpunkt einen ganz unschätzbaren Vorteil. Er schützt uns wie eine befestigte Insel vor dem Meer der Projekte und den Wogen des Geschwätzes. Er schafft eine gewisse Einheit. Er gibt das beruhigende Gefühl, daß die Menschheit nun doch diesen Schritt auf neues Land getan hat. Der jetzt bestehende Völkerbund mit samt seinem Statut ist eine auf diesem Neuland aufgepflanzte Fahne, die diese gewaltige Eroberung der Menschheit anzeigt; das neue Land zu durchdringen, urbar und wohnlich zu machen, ist die spätere Aufgabe. Wer aber diese Fahne wieder herunterrisse, weil diese letztere Arbeit noch nicht geschehen ist, der könnte damit leicht das Zeichen vernichten, nach dem die Menschheit im Dunkel dieser Tage über das stürmische Meer fährt, sodaß sie in Hoffnungslosigkeit und Selbstzerfleischung zu Grunde ginge.

Daß es sich tatsächlich um einen solchen Kampf für und gegen die Idee handelt und die Unvollkommenheit des jetzigen Statuts für viele nur ein willkommener Vorwand ist, beweist auch die Gegnerschaft, auf die das Unternehmen stößt. Da sind einmal die „Realpolitiker", die nur an das Machtprinzip glauben und denen im Grunde der Gedanke einer Beseitigung des Krieges eine Tollheit heißt. Zu ihnen gehören die Militaristen, die Generalstäbler und ihr ganzer Anhang. Diesen reichen — seltsames Schauspiel! — die Hand die bolschewistischen Sozialisten. Auch ihnen ist eben die Idee eine Chimäre. Zu ihnen wieder gesellen sich die Vertreter einer andern ecclesia militans, die Jesuiten, denen es unerträglich ist, daß ein Werk neuer Organisation der Menschheit aus der Mitte der protestantischen Welt, als ein Kind des kalvinistischen Geistes, aufsteigen sollte. Das hindert einen recht großen Teil von schweizerischen Protestanten, besonders auch der Pfarrer, nicht, dem Kindlein ebenfalls nach dem Leben zu trachten. Denn es ist nicht ein Kind der deutschen Kultur, sondern bloß der — schweizerischen,

nämlich eben des reformierten Christentums, das von uns seinen Ausgang genommen hat.

Damit stoßen wir auf ein Hauptmotiv der Opposition gegen den Völkerbund: den wütenden Haß gegen die siegreiche Entente und besonders gegen Wilson. Zu den Gewaltpolitikern, Militaristen, Bolschewisten, Jesuiten gesellt sich die alldeutsche Geistesart in schweizerischem Gewande, jene Denkweise, die man germanophil, d. h. deutschfreundlich nennt, weil sie geholfen hat, das deutsche Volk zu verderben und nun weiter helfen will, es vollends zu Grunde zu richten! Daß dieses Motiv bei Vielen das entscheidende ist, kann nicht bezweifelt werden. Sie würden einen Völkerbund mit ganz dem gleichen, ja noch schlimmerem Statut mit Begeisterung zufallen, wenn es in Berlin aufgestellt worden wäre, statt in Paris. Natürlich wird dieses Motiv nicht zugestanden, aber es steht deutlich genug hinter der Maske. Sind doch die verbissensten Gegner des Völkerbundes fast ausnahmslos die, welche Hindenburgs und Ludendorffs „Friedenswerk" zugejubelt haben. Das Gleiche gilt von den Vielen, die nicht mitmachen wollen, damit die Schweiz ihre Neutralität nicht verliere. Ihre Neutralität hat bisher schwarz-weiß-rote Livree getragen und es gelingt ihr nur mühselig, auf einmal in Grau zu erscheinen. Wo das nicht zutrifft, da sind es sehr oft Leute, die für übernationale Ideale keinen Sinn haben, denen also Idealismus nicht gerade nachgesagt werden kann.

Erst zu allerletzt kommt ein sehr, sehr kleines Häuflein von Idealisten. Zu ihnen gehört ein Teil unserer Jugend, besonders der sozialistischen. Sie hat ein hohes Ideal vor Augen. Die früheren Versuche einer Neuordnung des Völkerlebens, über die uns das Pariser Statut hinausführt, kennt sie nicht. Ihr ist dieses wirklich zu wenig. Sie will durch andere Mittel, z. B. durch die Dienstverweigerung, etwas ungleich Größeres verwirklichen. Vielleicht gehören dazu auch Religiöse, die entweder der Welt überhaupt nicht zutrauen, daß auf ihrem Boden solche Dinge wie Weltfrieden und Völkerbundswirtschaft gedeihen können (und darin sich dann wieder mit den Militaristen und Gewaltpolitikern zusammenfinden!) oder meinen, daß nur von Christus aus ein solches Werk geleistet werden könne, es also gelte, auf die Bekehrung der Welt durch ihn und zu ihm zu warten und daher diese weltlich-politischen Bemühungen als Flachheit zu betrachten seien.

Mit diesem Idealismus gilt es zunächst, sich auseinanderzusetzen. Da muß aber ein Unterschied zwischen zwei Arten gemacht werden.

Es ist nämlich merkwürdig, wie viel Idealismus auf einmal in unserm lieben Schweizerland auftaucht — wo man sonst an Idealismus nicht gerade ersticken muß — jetzt, wo es gilt, die Verwirklichung eines Ideals zu verhindern! Wenn man so die Argumente der Völkerbundgegner hört, möchte man meinen, wir

hätten unter uns, auch in den bürgerlichen Kreisen, ganze Massen von Antimilitaristen, ja Dienstverweigerern. Sie entsetzen sich darob, daß das Statut nicht einfach den Krieg verbiete, oder die völlige Abrüstung fordere. Schon die wirtschaftliche Blockade ist ihnen greuelhaft. Wenn Einem diese Reden umschwirren, dann greift man sich an den Kopf und fragt, ob man denn ein Jahrhundert verschlafen habe oder auf einmal in ein anderes Volk versetzt sei. Man erinnert sich, wie man mit seiner radikalen Kriegsgegnerschaft einsam und verhöhnt dastand und die heutigen Idealisten mäuschenstill waren, wenn sie nicht mit den Andern schrieen und Steine warfen. Man wundert sich, daß gerade unsere wildesten Reaktionäre auf einmal Ueber-Pazifisten und Ueber-Antimilitaristen geworden sind — sogar die Generalstäbler! — und es wird Einem klar, daß man es wieder einmal mit einem großen Schwindel zu tun hat. Denn das ist ja alles gar nicht wahr! Versucht es einmal und werfet unter diese Leute, denen der Völkerbund nicht radikal und ideal genug ist, den Vorschlag auf völlige Abrüstung der Schweiz. Ihr werdet an diesem Pazifismus und Antimilitarismus (einige wenige Ausnahmen abgerechnet) eure blauen Wunder erleben. „Wie, wir Schweizer abrüsten? Das müßten doch zuerst die Andern tun. Wir könnten doch auf alle Fälle erst zuletzt kommen". Wobei ich auf Grund sehr reicher Erfahrung in dieser Sache mit Sicherheit sagen kann, daß diese Idealisten auch „zuletzt" noch einen Grund fänden, unsere Armee beizubehalten. Die ganze Verlogenheit dieser Argumentation verrät sich unaufhörlich dadurch, daß die gleichen Leute bald in Ueberpazifismus machen, bald wieder den Völkerfrieden als Utopie hinstellen, darin nach Bedürfnis abwechselnd. Schwindel, Schwindel! Dieser geht so weit, daß nach meiner festen Ueberzeugung dieser Friedensidealismus, dem nichts radikal genug ist, bewußt und unbewußt nur die Maske für eine radikale Friedensfeindschaft bildet. Wie oft schon haben wir diese Taktik erlebt, daß man ein Ideal dadurch zu töten versucht, daß man es überidealisiert, daß man es als nicht ideal genug erklärt. Es ist einer der üblichsten Kunstgriffe, deren sich der Widersacher alles Guten im Kampfe gegen dieses bedient.

Mit diesem Idealismus Hand in Hand zu gehen, muß einen wirklichen Idealisten bedenklich stimmen. Man muß darum die Idealisten unter den Gegnern des Völkerbundes in der Tat dringend bitten, sich zu überlegen, in welcher Gesellschaft sie sich befinden und mit was für einer Art von Geistern sie sich verbünden. Kann eine Sache schlecht sein, die solche Geister zu Gegnern hat? Gewiß finden sich auch untern ihren Anhängern Leute mit äußerlichen oder unlautern Motiven. Aber dann wird dadurch das Prinzip nicht berührt, auch die heiligste Sache ist bekanntlich vor Mißbrauch nicht geschützt. Die Gegner aber, die ich genannt habe (es wird auch noch andere, von mehr zufälligen und äußerlichen Motiven,

geben) sind es aus Prinzip. Die Idee ist ihnen aus diesem oder jenem Grunde verhaßt.

Trotzdem meine ich nun nicht, daß dieser Charakter eines großen Teils der Gegnerschaft an sich ein genügender Grund sei, der Sache zuzustimmen. Er sollte bloß nachdenklich machen. Mit den echten Idealisten muß noch besonders geredet werden. Daß es solche gibt, möchte ich ja keineswegs leugnen.

Ihnen möchte ich vor allem Eines zugestehen: nicht bloß in der jetzigen, sondern in jeder denkbaren Form ist eine solche äußere Organisation keineswegs das letzte Ideal, dem wir dienen. Bei weitem nicht! Die Bergpredigt und das Kreuz überragen noch weit die Höhe, auf welcher der Tempel des Völkerbundes steht.

Es ist mir auch klar, daß der Entscheidungskampf gegen den Militarismus in einer noch viel innerlicheren Sphäre gestritten werden wird: in der Sphäre des persönlichen Widerstandes gegen den Kriegsmoloch, auf dem Weg der Nachfolge Christi. Selbstverständlich ist mir auch, daß ein Völkerbund nur in dem Maße Bestand habe und zu einem Segensbaum werden kann, unter dessen Schatten eine neue Menschheit wohnt, als der Geist Christi seine Wurzeln tränkt und heiligt. Darüber braucht unter uns nicht geredet zu werden.

Aber ich frage: Sollte nicht auch der heutige Völkerbundsversuch mit Christus etwas zu tun haben? Wissen wir nicht, daß ein christusgläubiger Mann sein wichtigster Vorkämpfer geworden ist? Und wenn er etwas Relatives und nicht das Allerletzte ist, schließt denn das Unvollkommene das Vollkommene aus? Pflegen wir in andern Fällen auch so zu urteilen? Verwerfen wir z. B. eine staatliche Altersversicherung, weil das höchste Ideal ein freier, familienhafter Kommunismus im Sinne des Urchristentums ist? Geraten wir damit nicht in Gefahr, christlicher sein zu wollen, als Christus, göttlicher als Gott? Wie, wenn es nun doch Gottes Wille wäre, daß die Menschheit zunächst einmal diese Stufe ersteige, die der Völkerbund, auch in seiner unvollkommenen Form, darstellt, die Stufe einer gewissen Rechtsordnung und äußeren Solidarität, und das dann eine Vorbereitung wäre für Kämpfe und Siege noch höherer Art?

Freilich, wenn es sich um solche handelt, die die Welt überhaupt dem Teufel überlassen wollen, so ist das eine andere Sache. Mit ihnen wollen wir diesmal nicht reden.[1]) Wir möchten dieser Sorte von „Idealisten" nur noch einmal den merkwürdigen Umstand vorhalten, daß sie damit den Gewaltpolitikern aller Art die Hand reichen und den „Frommen" unter ihnen die Argumente liefern. Aber darum sind das im Grunde auch gar keine Idealisten, vielleicht bloß fromm maskierte Ungläubige, und wir können hier von ihnen absehen.

---

[1]) Vgl. das im letzten Heft über: „Politik und Gottesreich" Gesagte!

Den echten Idealisten aber möchte ich noch weitere Fragen stellen: Woher nehmt Ihr denn die Garantie, daß es möglich sein werde, einen besseren Völkerbund zu schaffen, wenn Ihr den vorhandenen verschmäht? Daß die dritte Internationale ihn schaffen werde, glaubt Ihr wohl nicht; denn das Pariser Statut unideal und dafür den Weltbürgerkrieg ideal finden, wäre doch eine zu seltsame Sache. Eine andere Internationale wird Zeit brauchen und übrigens, wenn sie zustande kommt und Macht genug hat, von selbst den Völkerbund in die Hand nehmen und nach ihrem Sinn gestalten.

Oder erwartet Ihr, durch Euern Glaubens- und Liebesenthusiasmus die Welt umgestalten zu können? Dann reiche ich Euch die Hand und sage bloß: Geht an das Werk, lasset es die Andern aber ruhig mit dem Völkerbund probieren. Schaden kann das doch auf keinen Fall, vielleicht aber nützen, und vielleicht wäre es verhängnisvoll, ihnen im Namen des Größten, für das sie nicht reif sind, etwas Großes zu zerschlagen, das jetzt möglich ist. Es scheint mir mehr der Art Christi zu entsprechen, solche Regungen eines höheren Wollens zu segnen und im Glauben in ihnen etwas noch Höheres zu sehen, als sie kurzweg zu zerstampfen. Hier gilt doch wohl das Wort: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich." Jedenfalls haben wir „Christen" gegenwärtig besonders wenig Ursache, zu renommieren und zu sagen: „Was macht Ihr da? Wir werdens tun." Es schiene mir mehr selbstgerecht und eigenmächtig, als fromm zu sein.

Ich gebe freilich zu, daß das Große dem Größten schaden kann. Es wird schon Leute geben, die meinen, der Völkerbund sei nun das Letzte, Größte. Aber kann das nicht gegen alles, was nicht das Letzte und Größte ist, z. B. auch den idealsten Sozialismus, eingewendet werden? — Ich gehe sogar noch weiter: man wird in der Schweiz den Völkerbund vielleicht dazu mißbrauchen, daß man ihn als Legitimation für die Fortführung des Militarismus benutzt. „Wir sind es dem Völkerbund schuldig, unsere Grenzen zu schützen, innerhalb derer ja seine Hauptstadt liegt." Aber ich antworte: Was wird man erst sagen, wenn wir nicht zum Völkerbund gehören, oder dieser, zum Teil durch unsere Schuld, nicht zustande kommt! Der Völkerbund hat doch die Tendenz, den Militarismus zu töten, seine Verwerfung aber umgekehrt, ihn neu zu beleben. Auch fordert ja der Völkerbund von der Schweiz keine militärische Mitwirkung! — „Aber sanktioniert er nicht im allgemeinen doch das Militär, durch die Notwendigkeit einer militärischen Exekution gegen die internationalen Rechtsbrecher? Braucht er nicht sogar das unmenschliche Mittel der Hungerblockade?" Ich antworte: Gewiß. Aber gebet mir ein anderes Mittel an, seinen Beschlüssen Geltung zu verschaffen! Hütet Euch vor einer Augentäuschung. Der Völkerbund will doch nicht Militär und Blockade ein-

führen, sondern abschaffen, dadurch, daß er eine übernationale Rechtsordnung schafft, die den Krieg ausschließt. Wenn man gewisse Gegner hört, möchte man ja wirklich fast meinen, der Völkerbund wolle Krieg und Hungerblockade erst einführen. Dem gegenüber muß doch Folgendes klargestellt werden: Krieg und Hungerblockade bestehen heute. Der Völkerbund will sie beseitigen. Dafür muß er die Mittel besitzen. Er versucht es durch die internationale Rechtsordnung, durch sein ganzes schiedsgerichtliches Verfahren, durch Androhung von Strafe. Nur im äußersten Notfall greift er zum Zwang. Aber es ist doch klar, daß der Bestand eines Völkerbundes den Krieg zu einer großen Unwahrscheinlichkeit macht. Wenn zwischen dem öffentlichen Bekanntwerden eines Völkerstreites und dem allfälligen Ausbruch eines Krieges mindestens neun Monate vergehen müssen, wie die neue Ordnung vorsieht, dann ist doch schon dies eine sichere Bürgschaft gegen den Ausbruch eines solchen Wenn aber in diesen neun Monaten sich nicht genug Kräfte regten, um das Schreckliche zu verhindern, nun, dann wäre überhaupt Hopfen und Malz verloren und hülfe uns die idealste Organisation nichts. **Es ist also doch klar, daß der Völkerbund nicht die Einführung, sondern die Beseitigung von Krieg und Blockade will und es ist eine sophistische Verdrehung der Leidenschaft, das Gegenteil vorzutäuschen.**

„Aber ließe sich auch nicht diese ultima ratio ganz prinzipiell ausschalten?“ Ich sage nochmals: Wie wollt Ihr denn den Beschlüssen des Völkerbundes Sanktion verschaffen? Heraus mit dem Mittel!

Was aber den Einwand betrifft, es würden damit Krieg und Militär weiterhin sanktioniert, so ist er darum ebenfalls unstichhaltig. Es gibt, wenn auch noch nicht nach dem Wortlaut des Pariser Statuts, so doch nach seinem Sinn und Geist, wenn der Völkerbund besteht, keinen Krieg mehr, sondern bloß noch allfällig das Verbrechen des Völkermordes und es gibt kein Militär mehr, sondern bloß noch Polizei. Das ist eine der gewaltigsten Revolutionen der Menschengeschichte und diese wird, ganz unabhängig von dem Buchstaben des Völkerbund Statutes durch den Sinn der Völkerbund Idee bewirkt. Wollt Ihr diese Revolution aus „Idealismus“ verhindern? Nein, wenn Ihr als Idealisten dem Völkerbund Opposition machen wollt, dann müßt Ihr schon viel höher greifen als diese Argumente. Aber dann sage ich wieder: Warum denn Opposition machen? Dieses Höhere müssen wir auf alle Fälle versuchen. Der Völkerbund wird uns davon nicht entbinden, aber auch nicht daran hindern, vielmehr uns dafür frei machen. Diesen Weg will ich gern mit Euch gehen, so weit meine Kraft reicht.

Aber ich stehe meinerseits aus dem gleichen Sinn heraus gegen die Geister, die heute die neu aufgepflanzte Fahne des Völkerbundes herunterreißen wollen. Ein Sieg dieser Geister wäre wahrlich alles Andere als ein Sieg des Gottesreiches. Diese Fahne be-

deutet heute einfach den Friedensgedanken. Sie ist das Symbol einer neuen Welt. Nicht das Pariser Statut bedeutet sie, sondern eine neue Ordnung der Völkerwelt, ein neues Prinzip des menschlichen Zusammenlebens, und nicht das Pariser Statut, sondern dieses neue Wesen bekämpfen jene Gegner. Es ist darum ein Geisterkampf, nicht ein Kampf um Paragraphen, ein Kampf um Prinzipien, nicht ein Kampf um Einzelheiten. Es handelt sich um eine entscheidende Aktion in dem großen Kampfe gegen den Krieg. Es gilt, an diesem Punkte eine Bresche zu schlagen, durch die eine neue Welt vordringen kann. Darum bin ich für den Völkerbund und den Eintritt der Schweiz in ihn. Es ist ein Bekenntnis gegen den Krieg und für die neue Welt.

Aber wenn diese echten Idealisten unter den Gegnern auch bereit sein sollten, Unvollkommenheiten des Anfangs zu übersehen, so sind sie doch voll Mißtrauen gegen den ganzen Sinn und Geist der Träger des neuen Versuches. Sie meinen, der Völkerbund sei gegründet worden, um den Imperialismus der Entente-Staaten zu befestigen und ihren Raub zu sichern und wie die Stichwörter alle heißen. Es handle sich um die Festlegung der angelsächsischen Weltherrschaft und überhaupt um die Behauptung der gegenwärtigen politischen (und sozialen) Ordnung der Welt für alle Zukunft. Darum sei dieses Werk aus dem Unglauben geboren, in einen Sumpf gebaut und könne darum keinen Bestand haben.

Das sind so die üblichen Argumente gegen den Ursprung des Völkerbundes. Unbesehen werden sie aus einer Presse von alldeutscher oder bolschewistischer Tendenz angenommen. Aber sie beruhen auf Unkenntnis und Voreingenommenheit, zum Teil auf Gedankenlosigkeit. Wie sollte denn der Völkerbund den Imperialismus überhaupt oder speziell die angelsächsische Weltherrschaft befestigen? Der Imperialismus wird sich doch nicht dadurch zu befestigen meinen, daß er sich selbst aufhebt? Zum Imperialismus gehört das Streben nach der Vormacht Einer Nation, nicht nach einem Bund aller Völker, worin die kleinen prinzipiell so viel gelten, als der großen. Die ganze Idee des Völkerbundes ist Gift für den Imperialismus. Sollte dieser so von allem Instinkt verlassen sein, daß er dies nicht spürte? Es braucht schon viel Scharfsinn des Unglaubens, um aus dem Völkerbund Imperialismus herauszulesen und sehr viel Abwesenheit davon, um dergleichen Behauptungen nur so anzunehmen, als wären es Axiome. Aber die Vorherrschaft der Angelsachsen? Auch hier müßte es schon sehr mysteriös zugehen, wenn ausgerechnet der Völkerbund ein Organ angelsächsischer Weltherrschaft sein sollte. Die Angelsachsen mögen ja freilich in der nächsten Geschichtsepoche die politische Führung der Welt haben. Aber die haben sie auf alle Fälle und viel einseitiger ohne Völkerbund. Wenn sie uns diesen anbieten, so ist das eine teilweise Aufhebung ihrer Weltherrschaft. Es ist ein Sieg

über sich selbst, errungen von dem Besten und Höchsten, was in ihnen zum Heil der Welt erwachsen ist. Stoßen wir es — verblendet! — von uns, nun ja, dann mögen wir die ungebrochene angelsächsische Weltherrschaft bekommen!

Es wäre dies aber besonders die endgiltige politische Kaltstellung Deutschlands. Törichter und verblendeter kann man darum nicht sein, als wenn man aus vermeintlicher „Deutschfreundlichkeit" den einzigen Weg zerstören will, auf dem Deutschland wieder aufleben und groß werden kann. Das wissen alle Demokraten in Deutschland, die daher nichts dringender wünschen, als möglichst bald selbst Glieder des Völkerbundes zu werden. Wir Schweizer aber wollen auf dem Wege der Alldeutschen das deutsche Heil suchen!

Ebenso falsch ist es, den Völkerbund mit der Entente zu identifizieren und ihm alles aufs Kerbholz zu schreiben, was diese etwa Verkehrtes macht. Das ist die Methode gewisser sozialistischer Blätter. Wenn Foch, der zweifellos den Völkerbund haßt und verachtet, etwas Militaristisches tut, so ist es der „Völkerbund". Wenn irgendwo in der bürgerlichen Welt etwas faul ist, so muß der „Völkerbund" herhalten. Diese Methode ist ebenso unwahr, geistlos und gemein, wie wenn gewisse bürgerliche Blätter auf analoge Weise mit dem Sozialismus oder Bolschewismus operieren. Wie niedrig müssen solche Redaktionen ihre Leser und „Genossen" einschätzen! Und das soll Sozialismus sein!

In Wirklichkeit ist die Entente ein Kriegsbund gewesen, der schon halb aufgelöst ist, während der Völkerbund eine Organisation des Friedens bedeutet. Und es sind nicht die gleichen Leute, wenn auch die gleichen Völker, die hinter dem Einen und dem Andern stehen. Es sind — nebenbei gesagt — auch nicht die gleichen Leute die den Friedensvertrag und den Völkerbund gemacht haben. Es waren immer zwei Parteien, zwei Tendenzen, die miteinander rangen. Im Friedensvertrag siegte die eine, im Völkerbunds-Statut — trotz allem! — die andere. Dieses ganze Mißtrauen gegen die Entente-Welt haben wir entweder aus der alldeutschen oder der bolschewistischen Presse herübergenommen. Wer aber nicht auf Ludendorff oder Lenin festgelegt ist, sollte sich hüten, die oberflächlichen Schlagwörter, die auf diesem Wege entstanden sind, kritiklos aufzugreifen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Entente-Völker zum mindesten nicht schlechter als wir. Wenn Frankreich keinen idealen Frieden gemacht hat, so haben wir es leichter, Idealisten zu sein, als das Land, das anderthalb Millionen seiner Söhne verloren gehen, seine schönsten Provinzen in Wüsten verwandelt und seinen Wohlstand vernichten gesehen hat, in einem Kriege, den es sicher nicht gewollt! Etwas bescheidenere Einschätzung unser selbst und größere Anderer täte uns gut. Trotz allem selbstgerechten und unwissenden Geschimpfe bleibt es dabei, daß in den Völkern, die Calvins und

Rousseaus Geist entweder gestaltet oder doch tief beeinflußt hat, eine Fülle von edlen Kräften lebt, die zu verachten für uns Schweizer uns selbst schänden heißt.

Das Wort von dem Imperialismus und ähnlichem, dem der Völkerbund dienen soll, ist also eine Redensart ohne Sinn und Wahrheit. Tatsache ist, daß gerade die Imperialisten es überall waren, die gegen ihn standen. Gegen sie haben die Wilson, Bourgeois, Cecil, Grey, Smuts einen Kampf auf Leben und Tod führen müssen. Aus dem Geiste dieser Männer ist der Völkerbund geboren; gegen sie und für die Imperialisten stehen wir, wenn wir ihn verwerfen.

Es ist darum auch eine Ungerechtigkeit, zu behaupten, er sei aus dem „Unglauben“ geboren oder in einen Sumpf gebaut. Er ist vielmehr das Werk eines Glaubens, den die Welt für Torheit hielt. Aus dem Unglauben stammt, was an ihm verdorben worden ist, aber wir stellen uns selbst auf die Seite des Unglaubens, wenn wir diesem sein Zerstörungswerk vollenden helfen, während wir als Glaubende den geretteten Keim des Guten bewahren und pflegen sollten. Nicht in einen Sumpf ist das Haus gebaut, sondern auf einen Fels, nämlich eben auf den Glauben an Gott und die Menschheit — trotz allem! Ein Sumpf ist freilich die heutige Welt, und sie möchte gern auch dieses neue Werk in seine Tiefe ziehen, aber dieses ist auf ein Stückchen heiligen Neulandes gegründet. Ich möchte junge Menschen, die wohl eine edle Begeisterung in sich tragen, aber schließlich doch noch keine schweren Kämpfe für das Ideal gestritten haben, doch recht warnen, von „Unglauben“ zu reden, wo große Seelen in kühnem Wagen, inmitten des Hohnes der Welt, umtobt vom Reigen der Höllengeister, gerungen haben bis aufs Blut, ihre Lebenskraft hergebend, um einen Gedanken aus der Höhe in das harte Erdreich der Welt einzupflanzen.

Ich behaupte: Wie auch der Gedanke des Völkerbundes verderbt und entstellt worden sei, sein Ursprung und Sinn ist heilig und wer ihn antastet, versündigt sich. Der Geist des Mißtrauens und der Schmähung aber ist Sache des Mephisto, nicht Sache Christi. Es gilt jetzt, gerade gegen die Höllengeister des Hasses und der Verdächtigung, des Schlechtmachens, des Unglaubens für einen rettenden Gedanken des Glaubens und der Liebe zu stehen. Es ist leicht, jede menschliche Sache schlecht zu machen, gerade darum aber sind Idealisten und Jünger Christi zu etwas Anderem berufen.

Darauf kommt es mir an. Darum bin ich für den Völkerbund, auch schon so, wie er heute ist, im Glauben an das, was er einst sein wird, wenn Glauben auf Erden wieder wächst. Ich fürchte, daß seine Verwerfung in seiner heutigen Gestalt eine Ver-

werfung der Idee bedeutete, daß darüber großer Jubel aller bösen Geister entstände und einer der allerletzten Dämme zerrissen wäre, welche uns noch vor dem völligen Untergang schützen.

2. Sozialismus und Völkerbund.

Nachdem ich auf diese Weise versucht habe, den Sinn des Kampfes um den Völkerbund klarzulegen, stelle ich die Frage, ob gerade Sozialisten Ursache haben, ihm in seiner jetzigen Form mit so großer Feindseligkeit entgegenzutreten, wie wir sie bei einem Teil von ihnen beobachten. Es ist ein seltsames Schauspiel! Müßten nicht gerade wir Sozialisten die vordersten Vorkämpfer dieser Sache sein und lieber auch einem unvollkommenen Versuch ihrer Verwirklichung zustimmen, als die Schuld auf uns laden, sie durch deren Verwerfung selbst vielleicht dauernd zu vereiteln? Nur ganz starke Gründe könnten uns das Recht geben, dieses zu tun.

Untersuchen wir denn die besonderen Gründe, die die gegnerischen Sozialisten anführen.

Wir müssen dabei von vorneherein unterscheiden zwischen den speziell bolschewistischen und den allgemein sozialistischen Gründen.

Was die vulgären Bolschewisten betrifft, so sind ihre Motive klar. Sie dürfen um keinen Preis anerkennen, daß aus dieser „bürgerlichen" Welt, deren absolute Verfaultheit die Voraussetzung ihrer ganzen Taktik ist, noch etwas Gutes und Großes hervorgehen könne. Das ist nun einmal ihre Spekulation à la baisse. Darum ihr fanatischer Haß gegen Wilson, der viel größer ist, als etwa der gegen Clemenceau oder Ludendorff jemals war. Die neue Weltorganisation soll von Lenin ausgehen, nicht von Wilson, von Moskau, nicht von Washington. Diese Art von Sozialismus steht also dem Völkerbund mit den Gefühlen des Konkurrenten gegenüber. Er will vor allem die Weltrevolution haben und befürchtet vom Völkerbund eine Hemmung für diese.

Gewiß gibt es auch Bolschewisten von edlerem Stil. Sie werden ungefähr so argumentieren, wie jene echten Idealisten, mit denen ich mich schon auseinandergesetzt habe. Diese Haltung ist, mag sie auch irrig sein, doch aller Achtung wert. Nicht das Gleiche kann ich gegenüber der Art und Weise empfinden, wie der vulgäre Bolschewismus und seine Nachbeter gegen den Völkerbund kämpfen. Sie gehört zum Betrübendsten, was man bisher in dieser Beziehung erleben konnte, und auf die gleiche Stufe mit den Methoden katholischer Hetzkapläne oder alldeutscher Agenten. Eine so ungeheuer ernste Sache, wie der Völkerbund auf alle Fälle ist, in einem solchen Stil zu bekämpfen, ist eine Sünde, die sich am meisten am Sozialismus selbst rächen wird. Ich möchte besonders auf Einen Punkt den Finger legen: die große Unaufrichtigkeit, deren sich diese Art von Bolschewisten im Kampf gegen den Völkerbund schuldig machen,

wenn sie, die ja auch bloß an die Gewalt glauben und allen Idealismus als Utopie und Phantasie verhöhnen, ihm vorwerfen, daß er nicht ideal genug sei; wenn sie, die den Weltbürgerkrieg wollen und einen sozialistischen Militarismus für notwendig halten, dem Pariser Statut vorwerfen, daß es nicht radikal genug den Krieg verurteile; wenn sie, die das Vaterland rundweg aufgeben und über alles Nationale spotten — was man als wahrhaftig nicht unbegründete Einseitigkeit immerhin respektieren kann, namentlich da, wo es echte Empfindung und nicht bloß Gebärde ist — auf einmal eine große Besorgtheit für die Unabhängigkeit der Schweiz und die nationale Würde zeigen; wenn sie, die auf die Demokratie nicht genug höhnen können und die Diktatur anstreben, sich über die mangelhafte Demokratie des Völkerbundes entrüsten und dergleichen mehr. Das ist doch einfache Heuchelei und Bauernfängerei! Seid doch ehrliche Leute und sagt offen heraus, was Ihr denkt: „Wir halten genau wie die Militaristen den Weltfrieden für Larifari. Wir wollen gar nicht den Weltfrieden und den Völkerbund, sondern den Weltbürgerkrieg und die Diktatur des Proletariates. Dies wenigstens zur Zeit. Nachher mag dann ja Friede und Welteinigkeit werden; vorher sind sie Unsinn.“ Vor solcher ehrlichen Sprache könnte man doch noch einigermaßen Achtung haben, während man vor der schweren Unwahrhaftigkeit, der moralischen und intellektuellen Niedrigkeit des vulgär-bolschewistischen Kampfes gegen den Völkerbund von tiefem Weh darüber erfüllt wird, daß die heilige Sache des Sozialismus so schwer entarten kann.

Aber nun gibt es freilich auch eine ernsthafte, von allgemein sozialistischen Gesichtspunkten ausgehende Opposition gegen den Völkerbund und ich betone nochmals, daß sie auch die der aufrichtigen und wirklich idealistisch gesinnten bolschewistischen Genossen ist. (Es gibt ja viele solche, der Mensch verträgt ein großes Maß von innerem Widerspruch!) Welches sind die Gründe dieser Sozialisten?

Es sind, so viel ich sehe, folgende: Einmal betonen sie, wie die bürgerlichen Gegner, die allgemeine Unvollkommenheit des Pariser Statutes.

Sodann aber behaupten sie, daß der Völkerbund eine neue „heilige Allianz“ sei zum Zwecke der Unterdrückung des Proletariates.

Ferner erklären sie, daß ein Völkerbund ohne Sozialismus eine Utopie sei; nur auf Grundlage einer neuen sozialen Ordnung könne es eine echte internationale Solidarität geben.

Endlich lebt auch in ihnen ein tiefes Mißtrauen gegen alle Ideen, die aus der bürgerlich-kapitalistischen Welt zu kommen scheinen.

Was ist von diesen Einwänden zu halten?

Was den von der Unvollkommenheit des Pariser Statutes betrifft, so ist darauf schon geantwortet worden. Es gilt also, noch die spezifisch sozialistischen zu prüfen.

Ich beginne mit dem, der an sich meine volle Zustimmung hat. Darüber besteht doch unter uns Sozialisten ohne weiteres Uebereinstimmung, daß es eine wirkliche neue Völkergemeinschaft nur auf Grund einer neuen Gesellschaftsordnung geben kann, und daß also ohne Sozialismus der Völkerbund eine Utopie ist, gerade wie es unter Christen selbstverständlich ist, daß es keinen geben kann ohne einen Fortschritt christlichen Geistes. Ich sehe nur nicht ein, inwiefern das ein Grund gegen das heutige Völkerbundsprojekt sein soll, sondern bemerke dazu Zweierlei:

Einmal: Es geht nicht ohne Sozialismus in den Völkerbund, gewiß, darum ist aber auch der Völkerbund schon ein Stück Sozialismus. Denn wenn irgend etwas sozialistisch heißen darf, so doch gewiß der Versuch, eine übernationale Völkerordnung zu schaffen, die auf die Gedanken des Rechtes und der Solidarität gegründet ist. Das ist ja in Bezug auf das Völkerleben genau das, was wir in Bezug auf die Wirtschaftsordnung erstreben: es stellt dort genau wie hier die Verdrängung des kapitalistischen Prinzips durch das sozialistische dar. Daß diese Idee eine solche Macht gewinnen konnte, ist einfach ein Sieg des sozialistischen Prinzips.

Es handelt sich also auch nicht um ein Ideal, das aus der bürgerlichen Welt als solchen, d. h. aus spezifisch bürgerlicher Denkweise, aufgestiegen wäre. Dieses Ideal ist ein legitimes Kind des Sozialismus. Auch wenn es, äußerlich betrachtet, aus der bürgerlichen Welt herkäme, so wäre es eine Torheit, wenn wir es deswegen von vorneherein verwerfen wollten. Diese ganze Denkweise ist falsch und sollte von uns je rascher desto besser aufgegeben werden, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, überhaupt alle Ideale zu verlieren und sie der bürgerlichen Welt zu überlassen, wozu wir ja wirklich auf dem besten Wege sind. Die letzten sittlichen Ideale sind ja weder bürgerlich noch proletarisch, sondern einfach menschlich. Der Sozialismus ist uns teuer, weil er uns ein besserer Weg zur Verwirklichung der alten menschlichen Ideale ist, als der Kapitalismus. Darum aber sind umgekehrt alle wahrhaft menschlichen Ideale von selber auch sozialistisch. Wo sie auftauchen, ist ganz gleichgiltig; es ist bloß eine Schande und ein schwerer Schaden für den Sozialismus, wenn Andere sie verkündigen und zu verwirklichen versuchen, während wir sie bekämpfen. Wenn es geschieht, daß wir den Völkerbund, dieses echte Kind des Sozialismus, nicht anerkennen, weil es scheinbar aus der Fremde zu uns kommt, dann erfüllt sich an uns die alte Tragik, daß gewisse Wahrheiten gerade von denen, die zu ihrer Aufnahme und Verwirklichung zuerst berufen wären, am schroffsten zurückgestoßen werden. „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Die Geschichte ist voll von solchen tragischen Entwicklungen, in denen die Souveränität der Wahrheit über die selbstgerechte Borniertheit der Menschen spottet. Ich fürchte, der Sozialismus stehe im allgemeinen, noch abgesehen vom Völker-

bund, hart vor einer ähnlichen Katastrophe und sein Verhalten zum Völkerbund sei auch eines (nur eines freilich!) ihrer Anzeichen.

Also der Völkerbund ist schon an sich Sozialismus. Freilich ist aber richtig — und das ist meine zweite Bemerkung zu diesen Einwänden — daß er nur in dem Maße gedeihen und sich entfalten kann, als der Sozialismus fortschreitet. Es verhält sich damit wieder genau so, wie mit dem Zusammenhang zwischen Völkerbund und Christentum: Der Völkerbund ist schon eine Frucht des Geistes Christi, aber er wird nur in dem Maße Bestand haben und seine Idee verwirklichen, als der Geist Christi in der Welt Macht gewinnt. Soll dies aber ein Einwand gegen den heutigen Versuch sein? Das sehe ich nicht ein. Inwiefern hindert dieser denn das Christentum und den Sozialismus, sich weiter zu entfalten und so der Völkerbundsidee immer bessere Gestalt zu verleihen? Ihr schafft doch auch sonst manches, oder lasset es doch gelten, was nicht dem Ideal entspricht, sondern bloß ein Anfang ist und denkt, es werde mit dem Fortschritt sozialistischen Geistes sich entfalten — warum denn soll auf dem Gebiete der übernationalen Neuordnung entweder sofort das Ideal verwirklicht werden oder gar nichts? Wie sehr viel Unvollkommenheit nehmen besonders die Bolschewisten in ihrem Soviet-Rußland mit in den Kauf — und dies prinzipiell betrachtet völlig mit Recht! —, wie viel Unzulänglichkeit müssen wir jedem sozialistischen Versuch zu Gute halten! Aber im Völkerbund ist jedes Schönheitsfehlerchen ein Kapitalverbrechen. Ein solches Messen mit zweierlei Maß ist wieder eine Unwahrheit, die sich am Sozialismus rächen muß.

Aber nun wird ja freilich behauptet, der Völkerbund sei geplant als eine „heilige Allianz" zur Unterdrückung des Proletariates. Das wird nun als eine selbstverständliche Wahrheit verkündigt, die zu beweisen darum unnötig scheint. Und doch ist sie unwahr und sinnlos.

Unwahr ist, daß der Völkerbund gegründet sei zur Unterdrückung des Proletariates und der sozialen Umgestaltung. Wir wissen von seiner offenen und geheimen Geschichte so viel, daß wir auf Grund der Tatsachen erklären müssen: Das genaue Gegenteil dieser Behauptung ist die Wahrheit. Der Völkerbund ist begründet worden von Idealisten, die dem Sozialismus sehr viel näher stehen, als dem Kapitalismus, im Kampf mit den Militaristen und Imperialisten, also den wütendsten Gegnern des Sozialismus.

Wenn eine gewisse Art von sozialistischen Gegnern des Völkerbundes auch nur ein wenig der Wahrheit die Ehre geben wollten, dann müßte ihnen schon die Tatsache zu denken geben, daß Wilson in seinem eignen Lande gerade von den Vertretern des Großkapitalismus auf den Tod gehaßt und bekämpft wird. Diese Leute werden doch wohl einen Instinkt dafür haben, wer gegen oder für sie ist! Man weiß, daß Wilson von Verachtung für die heutigen Regierungen

erfüllt ist und das Recht der sozialen Gährung vollkommen begreift.[1]) Keiner hat so hochherzig wie er über den russischen Bolschewismus geurteilt, wofür Keiner von unseren Bolschewisten so schmählich behandelt wird wie er (Ritterlichkeit ist halt wohl auch eine „bürgerliche" Tugend!). Man weiß, daß er in Paris einen Kampf auf Leben und Tod mit jenen Leuten geführt hat, die den Völkerbund nicht wollen, weil sie den Militarismus vor allem auch gegen den „inneren Feind" brauchen. Und da soll der Völkerbund zur Unterdrückung des Proletariates gegründet worden sein! Machen sich diese Genossen im weiteren gar keine Gedanken darüber, daß bei uns die wütendsten Gegner Wilsons und des Völkerbundes gerade auch ihre Todfeinde sind: Sonderegger, Wille, die Reaktionäre aller Art, die alldeutschen und pietistischen Gewaltgläubigen? Sollte diese Konstellation der Geister nichts bedeuten? Sind wohl die Militaristen gegen das Pariser Statut nur darum, weil es nicht pazifistisch und antimilitaristisch genug ist? Welch eine verkehrte Welt!

Nein, es liegt sonnenklar zu Tage, daß der Völkerbund einer Tendenz entstammt ist, die von allen Feinden des Sozialismus tiefinnerlich gehaßt wird. Wer das nicht zugibt, der kennt entweder die Tatsachen nicht und sollte sie zuerst kennen lernen, oder erkennt sie und entstellt sie aus kurzsichtiger Parteileidenschaft.

Es ist also nichts mit der „heiligen Allianz". Das ist ein allzu billiges Schlagwort, genau so gut, wie irgend eines, das man gegen den Sozialismus anführt. Der Völkerbund ist den besten Tendenzen unserer Tage entsprungen. Die schlechtern haben ihn bloß verdorben.

Wenn dies nun ehrlicher Weise zugegeben würde, dann könnte man freilich immer noch sagen: „Der Völkerbund mag in den Absichten seiner Väter idealistisch gemeint sein, aber er könnte in den Händen Anderer zum Organ der antisozialistischen Reaktion werden."

Das klingt nun ganz überzeugend und wird doch bei genauerem Zusehen ganz sinnlos. Ich habe mich vergeblich bemüht, herauszubringen, inwiefern der Völkerbund als solcher die Lage des Sozialismus sollte verschlechtern können. Es handelt sich wieder um ein Schlagwort, das keine ernstliche Gedankengrundlage hat.

Man bedenke doch: Der Völkerbund wird ein Ausdruck des Zustandes der Völker sein. Sind die Völker in der Mehrheit antisozialistisch, so wird er mehr antisozialistisch sein, sobald aber der Sozialismus in den Völkern die Vormacht hat, werden wir auch einen sozialistisch orientierten Völkerbund haben. Der Völkerbund ist ein Gefäß, das mit kapitalistischem oder sozialistischem Inhalt gefüllt werden kann. Nichts hindert uns, ihn zu einem Organ des Sozialismus

---

[1]) Vgl. dazu z. B. seine Aeußerungen im Märzheft 1919 (Rundschau). Diese authentischen Aeußerungen, verbunden mit den erwähnten Tatsachen, beweisen sehr viel mehr, als aus dem Zusammenhang gerissene Fragmente einer uns im Original gar nicht bekannten Note, womit nun unsere Bolschewisten gegen Wilson operieren.

zu machen. Es verhält sich damit wie etwa mit der Genossenschaft, die auch zu kapitalistischen Zwecken mißbraucht werden, aber eine ausgezeichnete Form für die Idee des Sozialismus werden kann, und dafür ihrer Natur nach sich sogar viel besser eignet. Es kommt darauf an, wer die größere Macht hat; der Völkerbund kann ebensogut den Sozialismus als dem Kapitalismus zum Organ dienen. Vielmehr: er ist, wie wir gezeigt haben, von Natur sozialistisch, ist ein Stück Verwirklichung des Sozialismus. Darum ist er von vorneherein ein Vorteil für diesen.

Die Frage kann also nur sein, ob, solange der Sozialismus noch nicht ganz gesiegt hat, der Völkerbund vielleicht ein Werkzeug der Reaktion werden könnte. Ich habe mich, wie gesagt, vergeblich angestrengt, herauszubringen, inwiefern er das könnte. Verbindet wohl irgend Einer, der diesen Einwand erhebt, damit einen klaren Gedanken? Wie wollte denn der Völkerbund dieses anstellen?

Denkt zum Beispiel jemand im Ernste daran, daß der Völkerbund imstande wäre, gegen ein sozialistisches Volk Krieg zu führen, zu dem Zwecke, darin den Sozialismus zu unterdrücken? Die Voraussetzung dafür wäre eine Schwäche der Arbeiterbewegung in allen Ländern des Völkerbundes, die der Ohnmacht gleich käme und eine Stärke des Militarismus, die ihm solche Dinge erlaubte. Aber dann wäre die Reaktion so mächtig, daß sie für ihre Zwecke keinen Völkerbund brauchte, und wenn der Militarismus eine solche Macht besäße, wäre der Völkerbund längst gesprengt. Der Einwand hebt sich also selbst auf, was die Folge seiner schlechten logischen Fundierung ist.

Ganz das Gleiche gilt von einer allfälligen wirtschaftlichen Blockade gegen einen solchen Staat. Wie wenig schon heute ein solches Verfahren möglich ist, zeigt doch deutlich genug der Umstand, daß die Entente (die man übrigens, wie gezeigt worden ist, nicht mit dem Völkerbund verwechseln darf!) auf der Glanzhöhe ihrer Macht nicht imstande war, das bolschewistische Rußland niederzuwerfen und zwar wesentlich infolge des Widerstandes ihrer Arbeiterschaft. Wenn man also fürchtet, dieser würde eines Tages so schwach sein, daß er einen derartigen Versuch des Völkerbundes nicht verhindern könnte, dann muß man einen kleinen Glauben an die Zukunft des Sozialismus haben. Aber dann bricht auch – wie gesagt – der Einwand in sich selbst zusammen. Denn wenn einmal die Arbeiterschaft so schwach sein sollte, dann könnten die Gegner ohne Völkerbund mit ihr machen, was sie wollten.

Oder sollte etwa die Gefahr darin bestehen, daß der Völkerbund von sich aus soziale Reformen an die Hand nähme, damit die Arbeiterschaft vom Sozialismus ablenkte und mit einer Scheinhilfe betröge?

Wieder muß ich sagen: Wer solcher Befürchtung fähig ist, der muß einen schwachen Glauben an den Sozialismus haben. Auch

hier wieder der kleinliche Konkurrenzgedanke, der die Seele jeder Bewegung, wie jedes Einzelnen, zerstört, wenn er sich einmal darin festgesetzt hat. Als ob nicht vielmehr diese Arbeitscharte des Völkerbundsstatutes ein Tribut an den Sozialismus wäre, von Sozialisten durchgesetzt! Als ob nicht jeder Versuch von Sozialreform als Zufluß in den großen Strom des Sozialismus käme! Mehr Siegeszuversicht, Ihr kleingläubigen Sozialisten!

So erweist sich bei näherer Betrachtung das Schlagwort von der neuen heiligen Allianz als Organ der Unterdrückung des Proletariates als den Tatsachen zuwider und in sich haltlos. Dieser Einwand ist ein teils durch Berechnung, teils durch Furcht geschaffenes Gespenst, das entweicht, wenn man ihm näher kommt.

Ich möchte nun den Stil umkehren und behaupten, daß auch hier das genaue Gegenteil jener gegnerischen Behauptung wahr ist: Der Völkerbund, weit davon entfernt, ein Hindernis für den Sozialismus zu sein, bedeutet für diesen große Vorteile. Es ist, wie gesagt, schon an sich ein Sieg des Sozialismus und wirkt damit von selbst in dieser Richtung weiter. Er schafft eine Atmosphäre, die dem Sozialismus günstig ist. Die Hauptstütze des Kapitalismus und der Hauptfeind des Sozialismus ist schließlich doch der Militarismus. Daß aber der Völkerbund seiner ganzen Tendenz nach dessen Aufhebung bedeutet, sollte im Ernst nicht bestritten werden. Das beweist die Feindschaft der Militaristen gegen ihn. Der Völkerbund bedeutet einen prinzipiellen Sieg des Rechtsprinzipes und der Solidarität im Völkerleben: ein solcher muß aber notwendig auf den Kampf für die Verwirklichung des gleichen Prinzips im wirtschaftlichen Leben günstig zurückwirken. Was wird aber im umgekehrten Falle geschehen? Die Welt sinkt ins Chaos zurück. Das Gewaltprinzip triumphiert auf allen Gebieten. Der Kampf Aller gegen Alle wird mit Ruin, Verzweiflung, Reaktion enden und die Kosten wird ganz gewiß der Sozialismus bezahlen. Der Kampf des Sozialismus gegen den Völkerbund ist also ein Kampf gegen sich selbst.

Aber könnte man nicht sagen: „Wir sind ja nicht gegen die Idee des Völkerbundes an sich, sondern bloß gegen seine jetzige Form. Wir schaffen einen neuen, bessern, sozialistischen Völkerbund"? Ich antworte das, was ich schon den Idealisten entgegengehalten: Seid Ihr dessen so sicher? Wie wollt Ihr das tun? Etwa durch die dritte Internationale, die zunächst die Völker in zwei große Kriegslager teilen wird? Oder dann durch die neue Internationale, auf die wir Alle hoffen? Wenn dieses Letzte, dann sage ich: Gut, wir wollen so rasch als möglich ans Werk. Es ist auch meine Meinung, daß eine kraftvolle und richtig orientierte sozialistische Internationale eine der Hauptbedingungen für einen rechten Völkerbund ist. Aber ich frage wieder: Ist das ein Einwand gegen den jetzigen Versuch? Wenn wir diese neue Internationale einmal haben,

dann wird sie den Völkerbund gewaltig beeinflussen, ja zuletzt ihn zu einem ihrer Organe machen. Inzwischen aber tut Eile not. Die Welt muß vor dem völligen Untergang in einer neuen Kriegskatastrophe geschützt werden. Dazu dient uns die Notkonstruktion des heute möglichen Völkerbundes. Die neue Internationale fordert einige Zeit zum Aufbau; warum inzwischen die Notbrücke von der vergehenden alten zu der werdenden neuen Welt hin abreißen, nur weil sie nicht aus lauter sozialistischen Holz und von sozialistischen Werkleuten gebaut ist, auf die Gefahr hin, daß die Menschheit in den Abgrund stürzt und der Sozialismus mit ihr?

Dabei muß auch noch ein Umstand bedacht werden, den unsere schweizerischen Sozialisten seltsamerweise völlig zu vergessen scheinen: Der Völkerbund besteht schon. Ein paar Dutzend große und kleine Völker gehören ihm an. Damit aber auch die Sozialisten dieser Völker. Diese werden also genötigt sein, um Einfluß darin zu ringen und haben alle Aussicht, solchen zu erlangen. Sollen wir sie im Stiche lassen? Ist nicht das Gegebene, daß wir uns zu ihnen gesellen und ihnen helfen, das neue Organ in unserem Sinne zu brauchen? Bei der Bedeutung, die im Völkerbund England und in England die Arbeiterschaft schon jetzt hat und in Bälde haben wird, ist dieses Unternehmen nichts weniger als utopisch; es ist Realpolitik im besten Sinne, d. h. solche, die mit wirklichen Mächten rechnet (wozu vor allem geistige gehören!) nicht bloß mit Wünschen und Phantasien.

Man darf mir glauben, daß ich aus großer Besorgnis für das Schicksal des Sozialismus und aus schwerem innerem Kampf heraus meine Warnung erhebe. Es besteht die Gefahr, daß der Sozialismus aus Leichtfertigkeit und Parteiverblendung entweder zum Ruin eines der größten menschlichen Ideale beitrage, oder dann sich von der Ehre seiner Verwirklichung ausschließe und mit dem Makel seiner Bekämpfung belaste. Beides wäre eine Katastrophe, die dem Bankrott ganz nahe käme. Noch ist Zeit zur Besinnung.

3. Die Schweiz und der Völkerbund.

Das Gleiche ist von der Schweiz zu sagen.

Daß die Schweiz als Schweiz den Völkerbund nicht mit beiden Händen erfaßt, als ihre einzige Rettung und als unverdientes Geschenk des Himmels, ist, von der Sache aus geurteilt, ein Rätsel. Ein trauriges Rätsel und eine Fortsetzung anderer Rätsel, die sie uns in diesen Jahren aufgegeben hat. Der Schlüssel dazu wird am gleichen Orte zu finden sein.

Der Völkerbund kommt mitten in die größte Not als Retter der kleinen Völker überhaupt und ganz besonders der Schweiz. Denn diese kleinen Völker schienen durch die Entwicklung des Großmachtsystems rettungslos zum Tode verurteilt. Nur Leute, die keine

Ahnung von der wahren Gestalt der Dinge besaßen, konnten sich die ganze Aussichtslosigkeit dieser Lage verhehlen. Die kleinen Völker konnten, wenn sie auch den Schein von Unabhängigkeit retteten, doch nur die Rolle des armen Teufels spielen, der sich ducken und bücken, bald von rechts, bald von links einen Puff annehmen und dafür vielleicht noch „Danke" sagen muß. Eine langsame Verserbelung und Auflösung wäre ihr unausbleibliches Loos gewesen. Diese Empfindung lag auf denen unter uns, die nicht in den Panzer des üblichen naiven Schweizerhochmuts gehüllt waren und auf der andern Seite nicht die ebenfalls übliche schweizerische Kleinvolkdemut, die mit dem Hochmut abwechselt, besaßen, als ein schwerer Albdruck. Da geschah etwas, das wir fast ein geschichtliches Wunder nennen dürfen: Das Großmachtsystem löste sich infolge eines der gewaltigsten aller geschichtlichen Erdbeben auf. Einige der mächtigsten der bestehenden Großstaaten stürzten zusammen und lösten sich zum Teil in kleinere Gebilde auf. Zugleich aber trat eine neue Ordnung des Völkerlebens auf den Plan, die schon an und für sich die Negation des Großmachtsystems ist, eben der Völkerbund. Denn dieser will das Gewaltprinzipp, das die Grundlage des Großmachtsystems ist, durch das Rechtsprinzip ersetzen und damit die Autokratie durch die Demokratie. Das demokratische Prinzip bedeutet aber immer das Recht jedes Einzelnen, auch des Kleinen und Schwachen, besonders dieses! Der Völkerbund ist die prinzipielle Aufhebung des Militarismus. Auch wenn er diese nicht sofort erreicht, so ist er doch der Weg dazu. Damit aber hebt er denjenigen Faktor auf, der wesentlich die Kleinheit der Kleinen ausmacht: daß er Angst haben muß, von der physischen Uebermacht des Großen erdrückt zu werden. Wenn dieses Moment wegfällt, dann haben die kleinen Völker keinen Grund mehr, die großen zu beneiden. Sie dürfen ebenso sicher und stolz wie diese ihr Haupt erheben. Und die wahre Größe ist nicht an das Quantum gebunden. Ein Volk wie die Schweiz ist groß genug, um allem höchsten Streben Raum zu gewähren. Das umsomehr, als ja nun die innigste Anteilnahme an der Gestaltung des Völkerlebens gerade durch den Völkerbund Allen aufgeschlossen wird. Der Umstand, daß wir nicht stetig einen direkten Vertreter in seiner obersten Exekutive haben und in Bezug auf Machtquantum nicht die gleiche Rolle spielen, wie etwa Frankreich oder gar England, schließt uns davon so wenig aus, als der Bewohner des Kantons Appenzell an dem, was die schweizerische Heimat bedeutet, zu kurz kommt, weil Appenzell kleiner ist als Zürich oder Bern. Wird doch in dem Maße, als der Völkerbund sich entwickelt, die ganze Staatengemeinschaft unser Vaterland und also all ihre Macht und Herrlichkeit ohne weiteres auch die unsrige. Endlich werden wir dadurch aus unserer wirtschaftlichen Einklemmung erlöst, die uns zu ersticken droht, da zum Völkerbund ein gewisser Gemeinbesitz der Gaben der Erde, dazu der Flüsse und Meere, gehört und

sein Prinzip ganz notwendigerweise auch die Weltwirtschaft ergreifen muß im Sinne einer gerechten und solidaristischen Verteilung der Rohstoffe.

Wenn uns der Völkerbund auch nur diese Dinge in Aussicht stellte, so müßten wir als Schweizer ihn begrüßen wie einen Sonnenaufgang nach schwarzer Nacht. Aber er bietet uns noch mehr: Er macht ausgerechnet unser Land zum Mittelpunkt des neuen Menschheitsstaates, indem er in unserer Mitte, in der Stadt, die mehr als jede andere die Schöpferin der I d e e der Schweiz gewesen ist, seine Hauptstadt erwählt und zwar ausdrücklich auf Grund ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Hätte darob nicht die ganze Schweiz aufjubeln müssen? Hätte nicht ob dieser Botschaft Glockenklang das ganze Land, nicht bloß die Stadt Genf, erfüllen sollen? Wie in aller Welt hatten wir denn dies verdient, gerade in diesen Jahren schweizerischen Tiefstandes verdient? Aus Ohnmacht und Demütigung wurden wir auf einmal in den Morgenglanz einer neuen weltgeschichtlichen Mission und Größe gestellt. Es war fast zu groß und schön, als daß wir daran so recht hätten glauben können.

Es ist noch ein Moment dabei, daß diese Aussicht für uns zu einer Rettung, ja recht zu einem rettenden Wunder macht. Wenn wir in den letzten Jahren mit ansahen, wie die Völker ringsum uns gerade in dem, was bisher unser Stolz war und unser Existenzrecht begründete, zuvorkamen, dann beschlich uns manchmal wohl die bange Frage: „Was bleibt denn für die Schweiz noch übrig? Uns zeichnete die Republik aus und die Demokratie, aber wie — wenn nun ringsherum fast lauter Reupbliken sind: wenn man dort sogar mehr demokratische Rechte hat als bei uns; wenn man uns in sozialem Fortschritt vorauskommt — was für ein Lebensrecht hat denn noch die Schweiz?"

Offenbar ist unser bisheriger Weg zu Ende. Und in diesem Augenblick tut sich uns ein anderer auf, ein neuer. Die Geschichte lädt uns ein, in den Mittelpunkt ihrer neuen Bewegungen zu treten. Sie stellt uns wieder an die Spitze. Könnte es eine großartigere, ergreifendere Erfahrung einer über unserm Volke waltenden Güte geben?

Aber die Schweiz war als Ganzes fern davon, dieses Große, das ihr so unerwarteter und unverdienter Weise angeboten wurde, zu verstehen und zu schätzen. Und damit stehen wir vor dem traurigen Rätsel, das es zu lösen gilt.

Ich glaube die Lösung sei im Grunde einfach. Zwei Gründe bestimmten diese Haltung. Einmal: Die Schweiz, der diese Gabe angeboten wurde, war leider zum guten Teil nicht mehr Schweiz. Eine erschreckend große Zahl ihrer Kinder war mit ihrem Hoffen und Fürchten, Lieben und Hassen so stark an andere Völker gebunden, daß ihnen diese Gabe, weil sie bloß der Schweiz galt, gleichgiltig war, ja, daß sie ihr verhaßt war, weil sie von einer Seite kam, die

man haßte und in erster Linie jemanden ehrte, den man nicht liebte. Diese Schweiz, die so gierig nach falschen Perlen greift, sie für echte nimmt und stolz auf sie ist, nahm diesen Edelstein mit Kälte an, als ob es ein Stück Fensterglas wäre, oder stieß ihn verächtlich zurück.

Das ist der Eine und vielleicht wichtigste Grund. Der andere aber ist, daß ein großer Teil der Schweizer von der wahren Lage der Schweiz keine Ahnung hat. In ihrem naiven Hochmut sind sie von unserer Größe und Herrlichkeit und unserer Ueberlegenheit allen andern Völkern gegenüber so sicher überzeugt, daß ihnen der Eintritt in den Völkerbund als lauter Verlust vorkommt. Wir haben im Laufe der Zeiten die Mauer der Eitelkeit und Unwissenheit um unser Volk herum so hoch und dick gemacht, daß es uns schwer fällt, die nötigen Fenster und Türen darin anzubringen, die uns in Verbindung mit der Wirklichkeit bringen sollen. Ein Armer, der sich für steinreich hält, wird auch ein sehr großes Geschenk als selbstverständlich oder wertlos betrachten.

Damit soll nun nicht geleugnet werden, daß auch Schweizer, die das Große, das durch den Völkerbund uns angetragen wird, vollauf zu würdigen wissen, Bedenken dagegen haben mögen. Eine Sache, gegen die sich nicht auch etwas Rechtes sagen läßt, ist wenig wert. Zu allem Großen gehört ein Glauben und Wagen.

Fragen wir denn: Was kann man denn als Schweizer, wenn man wirklich als Schweizer fühlt und nicht als Ableger eines fremden Volkes, gegen den Völkerbund einwenden?

Da tönt uns dann stets das Eine entgegen: „Der Völkerbund raubt uns unsere Unabhängigkeit, raubt uns unsere Neutralität."

Nehmen wir an, diese Rede sei aufrichtig gemeint. Dies zu glauben hält freilich schwer bei den Vielen, die während des Krieges und nachher alles eher getan haben, als unsere Unabhängigkeit und Neutralität gewahrt. Es muß offen gesagt werden, daß bei Vielen und zwar gerade von den leidenschaftlichsten Gegnern des Völkerbundes, diese Unabhängigkeit und Neutralität nur eine Maske sind für ihren Haß gegen die Entente. Ihm soll die Zukunft der Schweiz untergeordnet werden! Aber bei Vielen ist der Einwand doch ernsthaft gemeint. Die Abwesenheit einer äußeren Politik und die dadurch bewirkte Abschließung unseres Volkes von einer direkten Anteilnahme an den politischen Weltbegebenheiten hat bei vielen Schweizern eine Verwechslung der Begriffe „Unabhängigkeit" und „Isolierung" herbeigeführt. Ihnen erscheint der Anschluß an eine übernationale Organisation als ein Verlust der „Freiheit".

Ich halte diese Einwände für so wertlos, daß mir eine ausführliche Widerlegung an dieser Stelle unnötig scheint. Sie machen mir innerlich so wenig zu schaffen, daß ich zu einer solchen Widerlegung gar nicht tauge.

Unsere Unabhängigkeit verlieren! Als ob wir eine zu verlieren und nicht vielmehr zu gewinnen hätten! Für mich ist klar, daß unsere Unabhängigkeit schon verloren ist, wenigstens zu zwei Dritteln, und nur auf dem Wege des Völkerbundes wieder gewonnen werden kann. Das ist für mich ein Hauptgrund, warum ich ihn für ein so hohes Gut halte. Natürlich wird diese Unabhängigkeit eine andere, als die bisherige, aber deswegen keine schlechtere sein. Wie wir den Begriff des Eigentums, des Vaterlandes, revidieren müssen, so auch den der Freiheit. Freiheit darf für uns nicht egoistische Isolierung bedeuten, sondern die Möglichkeit, eine individuelle Mission zu erfüllen. Egoismus ist im Grunde gar nicht Freiheit, sondern Gebundenheit, Knechtschaft, nämlich Gebundenheiten an sich selbst, Knechtschaft unter sich selbst. Echte Freiheit gibt es nur in der Gemeinschaft.

Das ist nicht nur eine sittliche, sondern auch eine politische Wahrheit (die, nebenbei gesagt, am wenigsten Sozialisten vergessen sollten!). Solange die Völker einander so gegenüber stehen, daß sie ihren eigenen selbstischen Vorteil als ihr höchstes Gesetz betrachten, leben sie im Grunde immer in einem latenten Krieg. Es herrscht das Gewaltprinzip. Gewalt und Freiheit aber gehen nicht zusammen. Wo die Gewalt herrscht, da ist jedenfalls der Schwache unfrei. Aber im Grunde auch der Starke, denn er muß sich in einen Panzer hüllen, um seine Gewalt aufrecht zu erhalten; er muß sich mit tausend Maßregeln umgeben, um sich vor der Empörung der Unterdrückten zu schützen. Niemand ist so unfrei gewesen, als der russische Zar, der absoluteste aller Gewaltherrscher. Solange das Regime der Gewalt besteht, müssen die Staaten hohe Grenzzäume errichten; müssen sie im Innern eine straffe Einheit wahren, die alle Kräfte für den Kampf zusammenhält; müssen sie daher religiöse oder nationale Minderheiten unterdrücken. Wenn aber einmal die Rechtsidee oder gar die Idee einer religiösen Friedenseinheit über den Völkern waltet und sie zu einer großen Familie zusammenfaßt, dann wird es möglich sein, im Verhältnis der Völker zu einander, dazu im innern Leben der einzelnen unter ihnen eine große Freiheit der Bewegung zu erlauben. Dann dürfen nationale und kulturelle Minderheiten in einem weiten und doch sichern Rahmen eine sehr starke Autonomie genießen. Die echte Internationalität wird die echte Nationalität nicht ersticken, sondern im Gegenteil befreien. Im Schutze einer großen Einheit, die die Völker zusammenhält, kann ihre Individualität sich reich und fröhlich regen. Das ist der wertvolle Sinn des Föderalismus, den der Völkerbund ausdrückt und der das Gegenteil des Imperialismus ist. Es ist ein Weg zur Freiheit.

Nichts ist darum falscher, als wenn man gar behauptet, der Völkerbund bedeute die Unterdrückung der kleinen Völker durch die großen. Wieder ist das genaue Gegenteil wahr: Er allein be-

schützt die kleinen Völker vor der Unterdrückung durch die großen. Diese hätten es ja heute völlig in der Hand, mit den kleinen zu machen, was sie wollten, wenn bloß das Machtprinzip herrschte. Nur der Umstand, daß es doch noch andere Kräfte in der Geschichte gibt, als bloße Gewaltinteressen, hindert diese Entwicklung. Es kommt aus der angelsächsischen Welt rettend zu uns jener Geist des Föderalismus, der Demokratie, der Schätzung des einzelnen Menschen und der einzelnen Gemeinschaft, der ausgegangen ist von dem, was einst in Genf gelehrt worden ist. Er kommt mit Freiheit.

„Aber die Neutralität! Die verlieren wir doch, wenn wir eintreten." Ich antworte: Gottlob verlieren wir sie und das ist vielleicht der größte Segen, der uns jetzt angeboten wird. Das ist für mich geradezu der Hauptgesichtspunkt, unter dem ich den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund betrachte. Ich halte diesen für eine so absolute Lebensnotwendigkeit für die Schweiz, weil ich diese vielgepriesene Neutralität, die manche Schweizer für unser höchstes Gut zu halten scheinen, als einen tötlichen Fluch betrachte. Nicht in ihrer Erhaltung, sondern in ihrem Verlust besteht unsere Rettung. Das ist meine feste Ueberzeugung.

Wie ist es eigentlich möglich gewesen, Neutralität für eine Tugend, eine sittliche Leistung zu betrachten? Sie kann doch immer nur ein Mangel sein, im besten Fall ein notwendiges Uebel. Sittlich sein, heißt Partei nehmen und das heißt, sich entscheiden, sich entschließen. Neutralisierung ist Auflösung, Vernichtung. Wer sich abgewöhnt, Entscheidungen zu treffen, Entschlüsse zu fassen, weil er nur immer nicht dabei sein will, setzt sich moralisch matt. Er wird dazu ein kalter Egoist. Und weil er auf diese Weise leer wird, bläht er sich auf, wird hochmütig, hält sich schon darum, weil er nicht mitmacht, für besser als Andere. Oder wird ein Feigling, der vor dem Gedanken, einen Entschluß fassen, Partei nehmen zu müssen, zu Tode erschrickt. Dabei ist die Teilnahmslosigkeit oft nur Schein. Man nimmt umso leidenschaftlicher mit Gefühlen und Worten Partei, als man es mit der Tat nicht kann oder will. Das kann man an einzelnen Menschen und einzelnen Klassen (z. B. alten Patriziergeschlechtern, die lange in der Zurückgezogenheit lebten) beobachten. Wir beobachten es schon lange an der ganzen Schweiz. Unsere Neutralität, die einst tragischer Weise an die Stelle von etwas Besserm, nämlich eines positiven schweizerischen Staatsgedankens, trat und damals vielleicht ein notwendiges Uebel war, hat allmälig eine große geistige Entartung über uns gebracht. Sie hat unsere Fähigkeit geschwächt, an eigene Ideale zu glauben, mit frischem Entschluß den entscheidenden Augenblick zu ergreifen. Wir fürchten uns vor jedem Wagnis, jeder Entscheidung. Es sollte alles von vorneherein sicher sein. Wir wollen nicht mehr das Leben einsetzen, um das Leben zu gewinnen. Der heroische Zug hat einem schlauem Rechnen und Klügeln Platz gemacht und aus dem Volk der stürmi-

schen, oft übereilten Tat ist ein Volk der Zauderer geworden. Die Herzenswärme für große Gedanken und die Leidenschaft des Geistes sind in Sentimentalität und Skepsis entartet. Wir glauben an keine echten Ideale, dafür aber freilich, weil wir doch einen Glauben haben müssen, an Ideologien. Wir ziehen uns ängstlich in unsere helvetische Höhle zurück, aber kommen uns besser als die Andern vor, weil wir immer Zuschauer sind. Wir sind abwechselnd feig und hochfahrend. Vor allem aber rächt sich die Unnatur der Neutralität dadurch, daß wir sie im Ernst doch nicht durchführen können. Wir tun zwar neutral, nehmen aber aufs heftigste Partei und belasten uns so mit Unwahrhaftigkeit. Wir geraten damit erst recht in den Streit, den wir vermeiden wollten, nur auf unehrliche und vergiftete Weise. Wir verzehren uns in uns selbst, werden enger und enger und greifen dann im Gefühl unserer Armut nach fremdem Gut, indem wir für fremde Ideale schwärmen und wüten. Kurz, unsere Neutralität führt uns in den Tod hinein. Daß wir davon erlöst werden, ist unsere moralische Rettung. Sollten wir, wie gewisse Kranke, die Medizin, die uns helfen kann, von uns stoßen, als ob sie Gift wäre?

Das ist die ungeheure Gefahr, die unserm Volke droht. Völker wie Einzeln ersterben, wenn sie sich selbstisch einspinnen, wenn sie sich herzvolles Parteinehmen, opferbereites Wagen, kühnes Entscheiden abgewöhnen. Das Herz wird kalt und alt. Das Feuer Gottes erlöscht darin. Dann aber geht alles Leben zurück. Denn das Herz ist der Brunnen des Lebens.

Ich möchte aber auf die mit dieser Gefahr verbundene des Hochmutes nochmals den Finger legen. Man tut jetzt unter uns, als ob es ein ungeheures Waguis und eine fast übermenschliche Selbstverleugnung wäre, wenn wir ältesten Demokraten, wir, das freieste und wohl auch überhaupt fortgeschrittenste und reifste Volk der Welt uns in die Gesellschaft des unfreien, unreifen, imperialististischen „Gevölkes" begäben, das sich im Völkerbund zusammenfinde. Dabei ist die wirkliche Lage die, daß fast alle diese Völker uns in wesentlichen Punkten voraus sind, voraus an Demokratie, voraus an Sozialismus, voraus an politischer Reife und menschlicher Freiheit, einige sogar sehr weit voraus. Statt zu warten, bis die Andern uns nach sind, haben wir alle Ursache, unsere Beine anzustrengen, um ihnen nachzukommen. Dieser Hochmut ist eine tötliche Gefahr. Er kommt vor den Fall. Wer Augen hat, zu sehen, wie es sich mit der Stellung unseres Volkes zu sich selbst und der Welt verhält, der wird sich hüten, diese Selbstverblendung erhalten und mehren zu helfen.

Mit alledem soll nicht geleugnet werden, daß auch der Weg in den Völkerbund hinein seine Gefahren hat. Gerade das aber macht ihn wertvoll. Unser Volk muß darum etwas zu wagen; es muß aus seiner mehr erträumten als wirklichen Sicherheit, die seiner

Seele alles Große raubt, heraus. Es ist höchste Zeit. Daß es darin geistig verkomme, ist zweifellos seine größte Gefahr.

Ein Ruf zum Leben lockt uns aus der Enge, worin unser Volkesgeist zu verderben drohte. Eine große Mission öffnet sich neu vor uns. Wir können, wenn wir sie im Glauben ergreifen, durch sie unverdient erhöht werden. Wenn wir sie aber zurückweisen, dann ist es nach meiner Ueberzeugung ein Sturz in die Tiefe, vor dem es schwerlich mehr eine Erhebung gibt. Das Schweizervolk hat dann gezeigt, daß es nicht mehr, wie etwa zur Zeit der Reformation, Kraft und Geist und Glauben hat, um die Gabe einer weltgeschichtlichen Stunde zu erfassen. Es wird in den Augen aller Vorwärtsstrebenden der ganzen Welt als Träger des Ideals und der Zukunft durchgestrichen sein. Wenn es dann doch noch hinterher hinkt, sobald der Völkerbund gesichert ist, wird es davon wenig Ehre haben. Die Mißachtung der Welt wird auf uns ruhen, auch derer, denen unsere Haltung eine mephistofelische Freude bereitet. Im Innern werden wir einen furchtbaren Zwiespalt haben. Eine lähmende Atmosphäre wird alles Leben und Streben bedrücken. Wir werden abseits vom Lebensstrome sein.

Machen wir es uns doch klar: wenn wir zum Völkerbund Nein sagen, tun wir es in der großen Mehrzahl wahrhaftig nicht aus Idealismus, Demokratie, Freiheitsstolz, Schweizertum. Von allen diesen Dingen haben wir in den letzten Jahren wirklich keinen Ueberfluß gezeigt. Nein, wir tun es, Ausnahmen abgerechnet, aus Zaghaftigkeit, Herzensengigkeit, Unglauben, Entfremdung von schweizerischem Fühlen. Es ist eine Orgie von schlimmen Geistern, die jetzt unser Volk durchtobt. Alle lauteren Geister sollen sich besinnen, ob sie ihnen bei ihrem Werke helfen wollen.

Wenn die Schweiz den Völkerbund bekämpft, so bekämpft sie sich selbst. Wenn sie das, was ihr jetzt angeboten wird, ablehnt, dann begeht sie geistigen Selbstmord. Das ist meine feste Ueberzeugung und meine große Angst. Möge Gott, der es stets so unendlich besser mit uns machte, als wir es verdienten, unser Volk davor behüten, daß es, nachdem es dem äußern entgangen, dem innern Untergange verfalle, daß es in der tragischen Form des Gerichtes über sich selbst, das in der Abweisung einer großen Gnade bestünde, seine Zukunft durchstreiche.

Daß doch das Bewußtsein dieses furchtbaren Ernstes unser Volk durchzitterte und es dazu brächte, mit reinem Herzen und großen Gedanken zu entscheiden!

* * *

Damit habe ich das ausgesprochen, was mir in dieser Sache das Wichtigste scheint. Ich weiß, daß diese Stellungnahme da und dort überraschen wird und daß auch manche Freunde sie nicht teilen. Das muß ich eben auf mich nehmen und gottlob bin ich gewohnt,

in der Minderheit zu sein. Man wird es mir vielleicht auch nicht zu sehr übel nehmen, wenn ich von der Leber weg geredet habe. Es muß ein frischer Luftstoß der Wahrheit in die Nebel fahren, die das Problem verdecken. Die Diskussion muß in sehr vielen Kreisen eine größere Höhe ersteigen. Dann mögen ja vielleicht auch die Schwierigkeiten der Frage noch klarer hervortreten, aber ihre Größe und ihr Ernst wird ebenfalls deutlicher werden.

Ueberrascht zu sein braucht insofern niemand, als der Gedanke des Völkerbundes, der zu meinen ältesten und teuersten Hoffnungen gehört, von mir in diesen Blättern stets als Vereinigungspunkt aller heutigen Kämpfe gegen den Krieg bezeichnet worden ist. Er ist, wenn ich mich genauer ausdrücken soll, der positive Pol der Bewegung gegen den Krieg, deren negativer die Dienstverweigerung bildet. Für mich handelt es sich um einen entscheidenden Vorstoß gegen die ganze Welt des Krieges. Wenn er gelingt, dann ist eine neue Epoche der Menschheit eingeleitet, wenn nicht, dann hat der Kampf des Reiches Gottes eine seiner schwersten Niederlagen zu verzeichnen.

Und nun ist es eben das, was ich so stark hervorhebe: Jetzt handelt es sich um den Gedanken selbst, nicht um den Anfang seiner Verwirklichung im Pariser Statut und nicht um die größere oder geringere Würdigkeit der Entente und Wilsons oder um die kapitalistischen und sozialistischen Interessen, die diese Idee in ihren Dienst ziehen möchten, sondern um das Ideal selbst in seiner alle Einzelprobleme und alle Parteiziele überragenden menschlichen und göttlichen Höhe. Diese Idee muß einmal auf Erden Fuß fassen, wenn auch zuerst nur in „Knechtsgestalt", wie es das Loos alles Größten ist. Das ists, worauf es jetzt ankommt; alles andere ist Nebensache. Der Aufbau des Völkerbundes wird von dem Pariser Statut so wenig abhängen, daß wir es beinahe ignorieren dürfen. Ganz andere Kräfte und Kreise werden ihn besorgen, als die in Paris am Werke gewesenen. Es kommt darauf an, daß der Gedanke einer durch Recht und Solidarität geeinten Menschheit einmal durch eine Verwirklichung zum Ausdruck gelange, möge diese noch so mangelhaft sein. Es muß eine Form für den neuen Geist geschaffen werden, die ihm zugleich als Symbol dienen kann. Mag das Pariser Werk dürftig sein, so müssen wir es überstrahlen durch die Reinheit und Kraft unseres Wollens. Es gilt, ein Werk des Glaubens zu tun, allen verneinenden Geistern zum Trotz. Es muß uns klar sein, daß die Gegnerschaft zum allergrößten Teil der Idee selbst gilt, nicht der unvollkommenen Form ihrer Verwirklichung. Diese Gegnerschaft verneint im Grunde den Sozialismus und das Christentum, wie sie die Schweiz verneint. Wenn wir, seis auch aus noch so viel höheren Gründen, mit ihr gehen, laufen wir Gefahr, etwas Heiligem einen Schaden anzutun, der nicht mehr gutzumachen wäre: dem Glauben an Gott und Mensch über=

haupt. Darum sollten wir alle kleineren Gesichtspunkte lassen und uns nur auf das Eine konzentrieren: den Durchbruch des neuen Prinzips, die große Breiche, die es in die Mauern der alten Welt zu schlagen gilt. Es ist ein entscheidungsvoller Kampf, entscheidungsvoll für die Schweiz, den Sozialismus, die Menschheit, das Reich Gottes. Jeder, der das spürt, muß all seine Kraft in diesen Kampf tragen. Aus diesem Gefühl heraus habe ich, trotz großer Schwachheit und Erschöpfung, dieses Bekenntnis ablegen müssen. Ich möchte Andere warnen, bitten, mahnen: ich möchte vor allem selbst keine Schuld haben an schwerem Verhängnis. L. Ragaz.

Die Liebe.

Und wenn ihr euch noch so gegen sie stemmt
Und sie begeifert, verflucht und bespeit,
Wenn ihr wieder und wieder den Weg ihr hemmt
In erbärmlicher Selbstsucht und Eitelkeit,
Wenn ihr tausendmal im Triumphe euch wiegt:
Die Liebe siegt!

Und wenn ihr mit Gas und Pulver ihr droht,
Mit Schwert und Feuer und Mord und Blut,
Die Liebe ist stärker als Haß und Tod,
Ist gottgeborene, lodernde Glut,
Sie kreist durch die Pulse, sie bricht und biegt:
Die Liebe siegt!

Und wenn ihr tausendmal lärmt: Verrat!
Und euch wieder sie stemmt ohne Unterlaß,
Die Liebe wird dennoch befreiende Tat,
Sie erlöst die Völker aus Nacht und Haß,
Sie zerreißt die Ketten, an denen sie liegt:
Die Liebe siegt!

Hansjürgen Wille.

Revolution und Kirche. (Schluß.)

Christus wird Recht behalten, nicht die christliche Kirche.

Daher sind mir auch alle Kirchenfragen Fragen zweiter Ordnung. Hätten wir nur erst wieder einen Christen!

Jesus hat keine Kirche, nicht einmal eine Gemeinde gestiftet. Die christliche Kirche könnte verschwinden, ohne daß das Christen-

tum Schaden nähme, wohl aber wäre es ein Schaden für das Volk, für die Erziehung des Volkes. Die Kirche ist den Gedanken Jesu nicht immer eine Förderung, sehr oft aber ein Hindernis gewesen Luther war eine Befreiung vieler Menschenseelen, aber wie bald ist in der lutherischen Kirche das Salz dumm geworden! Heute würde Luther seine Kirche nicht wieder erkennen.

Noch müssen wohl diese drei sein: Moral, Kirche, Christen. Die Moral, die uns in der Gottesferne das Sollen zeigt und unsere Begierden äußerlich in Schranken hält; die Kirche, die den Ruf zum Gottesreich ergehen läßt, uns unter das Wort und Gericht Gottes stellt, die, auf der Höhe, das Gewissen der Völker ist, die, selbst im Verderben, doch wenigstens dafür sorgt, daß die Worte der Bibel nicht vergessen werden, wenn sie auch deren Bedeutung nicht begreift und ihre Wahrheit nicht als Leben und Wirklichkeit hat. Die Kirche ist doch immer eine Erzieherin. Und Christen, die in der neuen Welt Gottes stehn, die Gottes Kraft auf sich, auf andere Menschen, Dinge und Zustände wirken lassen, die aber nie „bessern und bekehren", nie erziehen wollen. Ihr Dasein bringt Wahrheit und Lüge in der Welt ans Licht. Die Worte der Bergpredigt sind in dem Reiche Gottes Selbstverständlichkeit und nicht Gesetz. Dort, wo sie stehen, beginnt ein Kampf zweier Welten. Wer will, kann das auch Erziehung nennen; aber es fehlt jede erzieherische Absicht und Tendenz dabei. Zeige mir einer eine Erzählung aus dem Testament, wo Jesus einen Menschen bessern oder erziehen will, wo er Moral predigt und Tugendvorbilder aufstellt! Wo er es scheinbar tut, beschreibt er nur die ewigen Gesetze, die sich am und im Menschen vollziehen. Er ist so tendenzlos, daß er zu Petrus sagt: „Du wirst mich verleugnen" und zu dem Verräter: „Was du tun willst, tue bald". Und wir stellen Jesus immer als den Mahner und Lehrer hin. „Was können wir von ihm lernen?" fragen wir die Kinder. Man frage sich doch nur einmal, ob die Zöllner und Sünder wohl Lust gehabt hätten, mit einem solchen Jesus zu Tisch zu sitzen! Ich glaube, sie hätten einen weiten Bogen um ihn gemacht, wie ich in den Entwicklungsjahren um meinen Seelsorger. Wie prachtvoll sind die Gespräche Jesu mit Nikodemus und mit der Samariterin! Weil er so tendenzlos ist, darum geht diese ungeheure Tendenz neuen Lebens von ihm aus. Wenn die Evangelisten von seinem Wirken erzählen, so können sie nur eine große Tendenz beschreiben.

Jesus tritt im Rahmen seiner Kirche auf, erkennt das Gute an, das sie in der Erziehung des Volkes erreicht hat, sieht aber auch ihre Fehler und ihre Heuchelei, denkt jedoch nicht daran, aus der Kirche auszutreten, auch nicht daran, die Kirche zu läutern und zu reformieren oder die Menschen in einer neuen Kirche zu sammeln. Der heidnische Hauptmann bleibt Heide, das kananäische Weib desgleichen, die Samariterin bleibt bei ihrer samaritanischen Re-

ligion — was hat Jesus überhaupt mit Religionen zu schaffen? — und doch sind sie Glaubende, die zu ihm gehören.

Man sucht jetzt die Leute oft scheu zu machen mit der Beschwörungsformel: Entkirchlichung, Entchristlichung, Entsittlichung. Meine verehrten Zuhörer, lassen Sie sich nur nicht bange machen! Erschrecken Sie auch nicht vor dem Vorschlag, die Religion aus der Schule zu entfernen! Ich bin auch dafür. Lassen sie mich ein Wort auch hierzu sagen!

Was ist denn diese Religion in der Schule? Viele reden über den Gegenstand und haben sich das niemals klargemacht. Es ist eine Summe von Heilstatsachen, die die Kinder wissen müssen und eine Summe von religiösen Pflichten und Lehren, die den Kindern entweder auf langweilige oder auf anziehende, lebendige Weise beigebracht werden. Wie viele haben durch die Religionsstunde fürs Leben einen Abscheu vor aller Religion bekommen! Außerdem muß die Religionsstunde neben den anderen Lehrstunden in dem Kind die Anschauung erwecken, als sei die Religion etwas, was man neben anderem auch zum anständigem Leben braucht, jener verhängnisvolle Irrtum, der dazu führte, daß die Menschen wichtige Lebensgebiete, wie das Geschäftsleben, das Wirtschaftsleben und das politische Leben der Herrschaft Gottes, den ewigen Gesetzen entzogen. Die Kirche hat zwar nur eins von diesen Gebieten prinzipiell sich selbst und seinen „Eigengesetzen" überlassen. Aber ich sehe nicht ein, daß, wenn Annektieren und Länderrauben Recht ist, Konkurrenzneid und Wucher Unrecht sein soll, wie man das eine billigen und das andere verdammen kann. Ich bin dafür, daß die Religion, die Religionsstunde aus der Schule verschwindet. Was soll an die Stelle treten? Die Moral? Man hätte jedenfalls, ohne es ausprobiert zu haben, nicht immer von der öden Moral im wegwerfenden Ton reden sollen. Es kommt sehr darauf an, wer den Moralunterricht erteilt. Als Lebenskunde von einer lebendigen Persönlichkeit gegeben, kann er die Kinder sehr wohl zu guten Bürgern und echten brauchbaren Menschen erziehen. Freilich bleibt das die Schwäche der Moral, daß sie äußerlich bildet, aber die innersten Triebe und Kräfte undiszipliniert läßt und daher auch leicht zur Heuchelei verleitet. Das Ziel der Moral ist der Mustermensch. Und doch haben wir Menschen einstweilen immer wieder einen Sack voll Sünde nötig, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wir würden vor Hochmut platzen, wären wir immer mustergültig tugendhaft. Nein, nicht Moral anstelle der Religion.

Religion aus der Schule, abgesehen davon, daß diese Religion den Kindern das Göttliche oft für das ganze spätere Leben verleidet, abgesehen davon, daß diese Religion bisher eine Staatsreligion war, die den Kindern wohl die Worte Jesu wie seine Kleider zeigte, ihnen aber nur in seltenen Fällen seine Gedanken, seinen Geist ver-

mittelte. Religion aus der Schule, damit Geist Gottes hineinkomme, damit der Geist der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit alle Schulstunden durchwalte und dem Kinde deutlich werde: das brauchst du für dein ganzes Leben in allen seinen Entfaltungen und Aeußerungen, auch im öffentlichen, politischen Leben und da besonders. Welche Bedeutung könnte so der Geschichtsunterricht gewinnen! Erzählt z. B. der Lehrer in irgend einer Stunde bei sich bietender Gelegenheit eine biblische Geschichte am rechten Ort, so braucht er keine „Belebung" und „Vertiefung" der Geschichte anzustreben, die Geschichte belebt und vertieft sich dann von selbst, und es wird dem Kinde klar, daß der göttliche Geist eine reale Macht ist, die die Welt umfaßt und die erst wahre, menschenwürdige Beziehungen untereinander und unter den Völkern schafft.

Nehmt die Religionsstunde heraus aus der Schule, aber wichtiger ist: tragt göttlichen Geist hinein in die Schule und zwar in alle Stunden!

Eine Kirche muß sein zur Erziehung des Volkes, aber auch als der Ort, wo alle Gewissensmenschen Schutz finden gegenüber der Bedrohung und Bedrückung von Seiten feindlicher Mächte, z. B. auch des Staates. Freuen wir uns, daß die Kirche vom Staate frei wird, daß sie auf ihre Aufgabe zurückgewiesen wird, nicht Dienerin und Helferin eines Machtwesens zu sein, sondern Volksgewissen, Führerin zur Wahrheit und Freiheit, allen Mächten zum Trotz. Wo Freiheit, da Wahrheit; wo Wahrheit, da Geist; wo Geist, da Kraft und Gedanken. Freuen wir uns, daß der Kirche alle weltlichen Stützen und Krücken genommen werden, daß sie beweisen muß, wie viel Wahrheitsmut und Ueberzeugungskraft noch in ihr ist! Freuen wir uns, daß sie den Schutz des Staates nicht mehr genießen wird! Staatsschutz hat der Kirche wohl äußeren, aber noch nie inneren Vorteil gebracht. Die Kirche Gottes soll sich allein dem Schutze Gottes anbefehlen. Dabei wird sie sich besser stellen, als bisher, auch wenn sie mehr leiden muß. Ich wünsche ihr sogar, daß sie wieder eine Leidenskirche wird. Luther sagt, daran sowie am Wort werde die Kirche Christi erkannt. Ich wünsche ihr auch, daß sie eine arme Kirche wird. Nur so kann sie bei den Armen Vertrauen gewinnen. Es ist kein schönes Schauspiel, wenn bei den Fragen über die Trennung von Kirche und Staat die Finanzfrage so in den Vordergrund geschoben wird. Dann muß das Volk ja denken, wir Pfarrer täten unsern Dienst nur um des Brotes und Geldes willen.

Was wird das Schicksal der Kirche sein?

Als die Fürsten gestürzt wurden, hätte die Kirche, wie die hessische Kirche 1849 auf der Jesberger Konferenz, sich ihre Freiheit zurücknehmen sollen, anstatt den Wagen laufen zu lassen und hernach der neuen Staatsbehörde nur möglichst viel Sicherungen und Rechte abzuringen oder durch Stimmzettel und Stimmenzahl mit dem Staat

um Freiheiten zu handeln. Freiheiten statt Freiheit, Wahrheiten statt Wahrheit — wie oft ist das das traurige Ergebnis in Staat und Kirche schon gewesen! Haben wir wirklich geglaubt, die Kirche mit Frauenstimmrecht und nationalen Wahlzetteln zu retten? Was müßte das für eine Kirche sein, die darauf eingeht und an solche Rettung glaubt! Die Kirchenversammlungen, die überall stattfanden, waren nicht viel mehr, als Sensation, sagte in öffentlicher Diskussion ein **Pfarrer in Kassel.**

Wie soll es nun weiter gehen?

Das Konsistorium hat die Zügel nicht mehr fest: ihm fehlt die **Macht, die ihm das Rückgrat stärkte.**

Eine Bewegung ist im Gang, die eine freie **Reichskirche** erstrebt. Wer mag zu dieser Allerweltskirche raten, die eine äußere Einheit ohne innere Einheit wäre? Alle Kirchen haben zudem eine Geschichte, die sie nicht verleugnen können. Maßgebend ist bei dieser Richtung die Rücksicht auf äußere Geltung, Einfluß und dergl. Die Menschheit aber lechzt nach Wahrheit. Und um die darzubieten, braucht es keiner großen, einflußreichen Macht und Mitgliederzahl. Man denke an Luther! Die Wahrheit schafft sich schon selber Weg und Bahn. Vor ihr sind schon viele Mächte — auch unser Militarismus — zusammengebrochen. Ein ehrlicher Mensch vermag mehr, als eine ganze unehrliche **Kirche des Kompromisses.**

Ein anderer schlägt vor, die einzelnen Gemeinden sollten sich vom Konsistorium lossagen, das ja sowieso in der Luft schwebe, sich selbständig machen und von sich aus Verbindung mit anderen Gemeinden suchen. Das würde leicht zu Sektiererei führen und wahrscheinlich auch an der Opferbereitschaft der einzelnen, namentlich der ärmeren Gemeinden scheitern. Doch empfehle ich es Ihrer Ueberlegung.

Von Berlin geht eine Bewegung aus, an deren Spitze Lic. Auer steht, die hie und da, besonders unter den jungen Geistlichen, Anhänger hat und die wahrscheinlich wachsen und vielleicht einmal den Sieg davontragen wird: „Bund für Demokratie und Kirche“, das war der ursprünglich vorgeschlagene Titel. Jetzt heißt er: „Bund Neue Kirche“. Sie sehen schon an dem ersten Titel, wo man hinauswill. Es scheint mir die alte Sache unter neuer Aufmachung zu sein. Es wäre der Kirche gleich verhängnisvoll, sich mit der Demokratie zu verbinden, wie ihr die Verbindung mit dem Machtstaat verhängnisvoll geworden ist. Das heißt die Kirche an die Massen ausliefern. Woher soll da Wahrheit kommen und das tiefste Bedürfnis gerade dieser Massen stillen?

Damit es leichter zu behalten ist, will ich in einige Hauptpunkte zusammenfassen, worauf wir jetzt achten müssen und wie ich das Werden einer neuen Kirche für möglich halte.

1. Die Kirche, die immer dem Volk Buße gepredigt hat, muß selbst Buße tun oder besser gesagt: wir Pfarrer, wir Bußprediger

müssen Buße tun eben für unsere Bußpredigt ohne Buße. Was bedeutet die Schuld des Volkes, selbst in den häßlichsten Gestalten, wie Unsittlichkeit und Wucher, gegen die Schuld der Kirche, welche die Gewissen verwirrt und getäuscht, Unrecht Recht genannt, die mit anderen das Volk in den Krieg hineingeschickt hat durch Verherrlichung der völkischen Selbstsucht, des nationalen Größenwahns. Mängel und Fehler hat jede Kirche und zu jeder Zeit, aber da geht der volksverderbende Betrug an, wo diese Fehler heuchlerisch verborgengehalten oder als Tugend ausgeschmückt und dargestellt werden. Der müßte lieblos sein, der dies Verderben der Kirche sähe und nicht warnend seine Stimme erhöbe. Andere haben es bis heute nicht getan, die berufener dazu gewesen wären; so muß ich es tun, damit die Kirche endlich aufmerkt, wohin sie treibt, und auch damit ich meine Seele bewahre und nicht von der Verantwortung erdrückt werde, die auf uns liegt.

Meinen Sie denn, die Leute fühlten nicht heraus, daß diese Volkskatastrophe nur möglich war, weil das innere geistige Leben krank war und die geistige Führung versagte, wozu die geistliche Führung im besonderen gehörte? Und meinen Sie, die Leute glaubten uns, wenn wir ihnen wieder und wieder die groben Volkssünden vorhalten: das ist die Ursache des Zusammenbruchs und des Strafgerichts, und uns selbst ihnen darstellen als solche, die von einer eignen besonderen Schuld nichts wissen? Nein, ohne ein freimütiges Bekenntnis unserer, der Pfarrer, Schuld, am besten durch den Mund des Kirchenregiments, ist eine Erneuerung nicht möglich. Weiterwursteln können wir so nicht mehr. Den Menschen gehen nachgerade doch die Augen auf. Die alles zudeckende und beschönigende „Liebe“, das Mitleid mit sich selbst, muß der Ruin der Kirche werden und ist es z. T. schon geworden. Wir werden Heuchler, wenn wir anderen Lasten auflegen, die wir selbst nicht anrühren, von anderen verlangen, was wir selbst nicht tun. An dem Volke sind wir schuldig geworden, vor dem Volke müssen wir's bekennen. Durch **nichts** anderes kann die Kirche das Vertrauen des in immer größeren Mengen von ihr abfallenden Volkes wieder gewinnen, **durch nichts anderes**.

Dazu muß die Kirche sich aber auch freimachen von all den Auswüchsen und weltförmigen Anhängseln wie Vereinen, Bünden, Gemeinschaften usw. Gestehen wir es uns doch nur selber ein: weil das einfach verkündete Wort keine Anziehungs- und Umgestaltungskraft mehr besaß, sind wir auf all diese Notbehelfe verfallen, die aber auch nichts besser machen, ob sie sich auch für das Salz der Kirche halten mögen. Wir hätten uns lieber fragen sollen: Warum hat unser Wort unsere Predigt diese Kraft nicht mehr? Und wir hätten die Ursache nicht nur in der religiösen Stumpfheit der Menge und dem Materialismus der Zeit suchen sollen, von dem wir nicht einmal selbst frei sind, sondern bei uns. Luther hat, um Einfluß zu gewinnen, wahrlich keine Vereine und christlichen Bünde nötig gehabt.

Je länger ich als ihr Diener in der Kirche bin, umso mehr bin ich über ihren Zustand und ihre innere Verfassung erschrocken. Zuweilen schien es mir, ob die Kirche nur noch ein Scheinleben führe und das innere Absterben oder Abgestorbensein hinter fieberhafter Geschäftigkeit und Liebestätigkeit zu verbergen suche. Aber noch sind die Lebenskeime in ihr nicht erstorben. Mit dem Anpreisen „unserer lieben hessischen Kirche" freilich und mit dem Bemühen in Synodal- und Verfassungsfragen bringt man die Keime nicht zum Sprießen. Man hat mich gefragt: Wenn die Kirche so ist, wie du sie siehst, warum trittst du dann nicht von deinem Amte zurück? Ich gestehe, der Gedanke ist mir selbst schon als Versuchung nahegetreten. Es würde wahrscheinlich der Kirche nicht unlieb sein und mich mancher Sorgen, Mühen und Kämpfe überheben. Aber gerade deshalb kann es nicht richtig sein. Ich bin ja zum Dienst in und an der Kirche verpflichtet. Wem denn verpflichtet? Christus selbst. Und das vor ihm gegebene Gelübde hält mich fest. Außerdem wäre es Feigheit, die Flinte in das Korn zu werfen, sobald Enttäuschungen eintreten oder sich Beschwerlichkeiten und Gefahren erheben.

2. Soll die Kirche ein Schutz der Gewissen, Führerin zur Wahrheit und Zeugin des Rechtes sein, auch im Völkerleben, soll sie nicht zur Winkelkirche werden, so muß sie eine freien und unabhängigen Pfarrerstand besitzt, der die Dinge durch keine Partei- oder Staatsbrille sieht, auch nicht durch demokratische Gläser, einen Pfarrerstand, der wohl die Politik verfolgt und die Parteien alle in ihren besten Rednern und Vertretern kennt und zwar aus ihren eigenen Aeußerungen, nicht nur aus Berichten des „Reichsboten", der „Kreuzzeitung" oder auch des „Vorwärts", einen Pfarrerstand, der aber selbst keine Politik treibt und sich von aller politischen Betätigung fernhält, damit er von höherer Warte aus in das Partei- und Völkerleben hineinleuchten, die Irrwege und Entartungen entdecken und aufzeigen kann. Der Richter, der zwischen den Parteien recht entscheiden soll, darf keine Parteiinteressen haben: und daß auch die nationalen Fragen nur von einem internationalen oder besser übernationalen Standpunkt aus befriedigend gelöst werden können, sehen wir allmählich ein, mag dieser übernationale Sozialismus oder der einstweilen noch recht unvollkommene Völkerbund sein.

Als Sokrates einmal gefragt wurde, warum er kein Staatsamt bekleide, antwortete er, er nütze so dem Staate mehr, als wenn er sich an den Staatsgeschäften beteilige.

Politik gehört nicht auf die Kanzel.

Sehr wahr. Wieviel alldeutsche, militaristische, Kriegs- und Kriegsanleihepolitik ist auf den Kanzeln unbeanstandet getrieben worden! Politik gehört nicht auf die Kanzel. Verstehen Sie mich recht! Auf die Kanzel gehört das Wort Gottes, das aber für alle Lebensgebiete gilt, also auch für die Politik, und das in alle hineinleuchten soll. Vom Ewigen, von den ewigen Gesetzen aus soll auch

die Politik wie alle anderen Lebensäußerungen und Betätigungen betrachtet und beurteilt werden, nicht aber von einem nationalen, staatlichen oder Parteistandpunkt aus. Wer prinzipiell ein Lebensgebiet ausnimmt und der Kritik des göttlichen Wortes entzieht, wird zum Verräter der Wahrheit. Das wäre ein schöner Gott, der nicht Herr über alles, auch über Staaten und Fürsten wäre. Und wie mag ein Pfarrer von Vaterlandsliebe reden, der sein Volk durch Uebertretung der ewigen Gottesgesetze in seelischen und materiellen Ruin rennen sieht, und es nicht warnt und zurückhält, sondern sich mit der Ausflucht decken will: Soll ich meines Volkes Hüter sein; Politik gehört nicht auf die Kanzel!

Welches sind denn die ewigen Gesetze und wo sind sie niedergelegt? Ich möchte Sie bitten, die uralten zehn Gebote einmal nicht als schroffe äußere Gebote anzusehen, sondern als immanente Naturgesetze des Geisteslebens der Menschen und Völker. Welch eine Wohltat ist es, die Gott durch diese Offenbarung der Weltgesetze seinem Volke und dadurch der Menschheit erwiesen hat! Es ist die erste soziale Gesetzgebung. Ihr Sinn ist: Nicht Macht, sondern Recht; nicht Ausbeutung, sondern Hilfe; nicht die eigenen Interessen, sondern das Wohl aller; nicht herrschen, sondern dienen; nicht nehmen, sondern geben; nicht schaden, sondern fördern; nicht Selbstsucht und Eigennutz, sondern Selbstverleugnung und Opfer. Wenn Sie die nähere Ausführung dieser immanenten Lebensgesetze für das Völkerleben kennen lernen wollen, so lesen Sie die Verurteilung der Gewaltpolitik bei dem Propheten Habakuk! So grandios ist kein modernes Buch. Vielleicht konnte auch keine Zeit es so gut verstehen, wie die unsrige.

„Mit den 10 Geboten kann man kein Volk regieren“ sagen Sie. Das hat auch Moses nicht gekonnt. Wieviel Gesetze sind in dem 3. und 4. Buch Moses niedergelegt! Aber alle ruhen auf der Grundlage der 10 Gebote. Heute haben wir noch mehr Gesetzesparagraphen nötig; aber wehe dem Volk, wenn seine Gesetze nicht getragen und durchwaltet sind von dem Geist jener uralten sozialen Gesetzgebung!

Noch reiner finden Sie den Sinn dieser Gesetze in der Bergpredigt Jesu ausgesprochen. Will Jemand einwenden, die Bergpredigt sei nur für einzelne und könne bei Völkern keine Anwendung finden, Jesus habe selbst nie von Politik geredet? — Er hat auch nicht von der Abschaffung der Sklaverei geredet, er hat aber das Gleichnis vom Sauerteig gesprochen, der alles durchdringen soll. Liegt es nicht in der Richtung und Konsequenz der Jesusworte? müßte man fragen. Weil Jesus sich dem politischen Treiben seiner Zeit fern gehalten hat, konnte er in Zukunft auch ein politischer Heiland und Messias werden — von Innen, als Bringer eines neuen, weltumgestaltenden Geistes. Wie wäre er sonst der Heiland der Welt, wenn er uns da nicht helfen wollte

und könnte, wo wir Hilfe jetzt am nötigsten brauchen! Zu Paulus Zeiten war der Geist Christi noch nicht bis zum öffentlichen Leben durchgedrungen. Ja, es mußten bis zu diesem Ereignis mehr, als 1900 Jahre vergehen.

Wenn das politische Leben dem christlichen Geist, dem Lebensgesetz der Bergpredigt entzogen werden soll, warum nicht auch das Wirtschaftsleben, das Geschäftsleben, das Berufsleben? Ich möchte wissen, welches Feld für die Bergpredigt da noch übrig bleibt. Tatsächlich lassen die Leute, die die Bergpredigt auf den einzelnen und das Privatleben beschränken wollen, sie auch hier fallen, sobald sie nämlich selbst der einzelne sind. Da heißt es dann auch wieder: ich kann doch nicht meine andere Wange auch noch darbieten, wenn ich ungerecht auf die eine geschlagen worden bin: das kann doch niemand von mir verlangen. Siehe da, so ist die Bergpredigt unter der Hand faktisch, praktisch aufgehoben, für das Privatleben ebensowohl wie für das Völkerleben, als ob sie von einem phantastischen Träumer ersonnen wäre. Wohin man aber mit ihrer Ablehnung gerät, das haben wir ja nur zu bitter erlebt. Und so reden und dementsprechend handeln christliche Prediger. Ist's denn ein Wunder, daß die Prediger der abgefeilten und außer Kurs gesetzten Ideale keinen Geschmack und die Kirche keinen Einfluß mehr hat?

3. Der Pfarrer soll iure divino reden und muß sich gerade darum aller falschen Würde begeben, allen Nimbus meiden, wozu auch das Kanzelpathos gehört, und menschlich mit Menschen reden und verkehren. Der Geistliche muß Laie werden, damit die Laien geistlich werden. Die „Laien" aber könnten sich an der Arbeit in der Kirche noch ganz anders, als bisher beteiligen.

a) man könnte ihnen die ganze äußere und finanzielle Verwaltung übergeben. Nehmt dem Pfarrer den geschäftlichen Ballast ab und macht ihn auch hier ärmer, damit er reicher werde!

b) Jeder Christ müßte das Einspruchsrecht besitzen. Ich fragte einmal einen Sozialdemokraten, warum er gegen die alldeutsche Predigt seines Pfarrers keinen Einspruch erhoben habe. Er antwortete: „Das hätte unsereiner einmal tun sollen, er wäre sofort in den Schützengraben geflogen". Der Pfarrer wird verpflichtet, das Wort Gottes rein zu verkünden, ohne Rücksicht auf Menschen-, Partei- oder Staatswünsche. Wird seine Predigt als dem Sinn der Jesusworte entsprechend empfunden, so tritt seine Behörde hinter ihn und nimmt ihn wie alle Gewissensmenschen in Schutz, auch der höchsten weltlichen Macht gegenüber. Wird von einem Gemeindeglied gegen die Predigt Einspruch erhoben, so hat dies natürlich zunächst bei dem Pfarrer selbst zu geschehen und nicht hinter seinem Rücken bei seiner vorgesetzten Behörde. Der Pfarrer muß dann gezwungen sein, wenn der betreffende Mann es wünscht, eine Versammlung zu berufen, in der er sich rechtfertigt, in der aber auch jeder

andere zum Worte kommen kann. Wird die Sache hier nicht geklärt und verglichen, so mag der Mann oder die Versammlung weiter an die Kirchenbehörde appellieren, die den Pfarrer jedoch, falls es sich nicht um sittliche Vergehen handelt, nicht mit Machtmitteln sondern mit der Kraft besserer Erkenntnis und der Wahrheit des neuen Testamentes zu behandeln hat. Ist die Behörde im Besitze der Wahrheit — ich meine dies existenziell, nicht intellektuell — und ist der Pfarrer im Unrecht, so wird sie ihn zum Umschwung bewegen oder ihn, kraft der Wahrheit, zum freiwilligen Rücktritt bestimmen. Jesus brauchte niemand auszuschließen; Judas hat sich selbst ausgeschlossen. Vor der Wahrheit konnte er nicht bleiben. Obgleich ich „theologisch" auf anderem Boden stehe, als Jatho, sehe ich doch soviel, daß die gegenwärtige oberste Kirchenbehörde kein moralisches Recht hatte, ihn seines Amtes zu entsetzen, und daß sich ein „Fall Jatho" nicht wiederholen darf.

c) Die Laien könnten dem Pfarrer in der Seelsorge zur Seite stehen. Damit meine ich aber etwas anderes, als was man gewöhnlich unter Seelsorge versteht. Nicht, daß einer sich mit irgendwelchen Gedanken und Bibelworten rüstet und damit hingeht, zu seelsorgen. Dagegen würden sich gerade die feinfühligen Menschen verwahren. Der ist ein Seelsorger, der herausspürt und erkennt, was dem andern Mühe und Sorge macht und für seine Not die Worte findet, die er selbst nicht hätte finden können. Daß einer aussprechen kann, was wir nicht sagen können, und was unausgesprochen uns doch quält, das ist schon Befreiung. So sind alle großen Dichter Seelsorger. Aber dazu kommt noch etwas weit Größeres. Wer dann vermöchte, uns aus unsern Sorgen und Nöten herauszuheben, indem er uns vor etwas ganz Großes und Neues stellt, vor dem unsere Nöte klein werden und endlich ganz verschwinden, der wäre ein Seelsorger. So muß wohl die Verkündigung Jesu von dem nahen Gottesreich gewirkt haben, die er auch dem Manne zuruft, der um seinen toten Vater trauert. Das ist keine Allerweibertrösterei, sondern der Aufruf zu einem gewaltigen Werk, an dem wir teilnehmen sollen. Jeder andere Trost ist Täuschung oder Lüge. Trost ist das Gegenteil von Beschwichtigung. Solche Seelsorge, die tendenzlos aus einem freien, großen, liebevollen Herzen kommt, kann oft eine Frau, ein Kind besser üben, als der Geistliche.

d) Auch wenn ich von Diakonie rede, so meine ich etwas anderes, als was gewöhnlich darunter verstanden wird, die absichtsvolle, tendenziöse und selbstbewußte „christliche Liebestätigkeit". Mir scheint, daß hinter dieser ganzen sogen. christlichen Liebestätigkeit sich eine große Lüge verbirgt. Man lese u. a. die Flugblätter des Rauhen Hauses von Pastor Henning, zum Beispiel das vom „Tatbeweis des Christentums"! Jesus nennt die spontane Hilfe Liebe, bei der eine Hand nicht weiß, was die andere tut. Wer aber eine Anstalt sich auftut und ein Schild aushängt, auf dem geschrieben

steht: „Hier wird christliche Liebestätigkeit geübt“ und wenn die Glieder dieser Anstalt Rechenschaft geben müssen, wieviel Krankenbesuche sie gemacht, wieviel Seelsorgebesuche, womöglich wieviel „christlichen“ Zuspruch sie erteilt, und das alles dem Volk gedruckt bekannt gegeben wird: „seht, so groß ist unsere Arbeit und Liebe“! ist das Liebe? Die Gründer der inneren Mission waren Männer, die ein Herz voll Liebe hatten. Aber hernach ist eben eine Anstalt daraus geworden, und den Anstalten erging es, wie es den Kirchen auch erging. Jedoch — müssen nicht Anstalten sein? Möglich, vielleicht sind die unentbehrlich, notwendig, nur soll man das nicht christliche Liebe nennen! Amalie Sieveking trug keine Tracht und war doch auch eine Diakonisse. Warum für die Schwestern ein besonderes Gewand? Daß jeder sie gleich als barmherzige Schwester erkennt? Zu ihrem Schutz? Sie sollten keinen anderen Schutz haben, als Gott und ihr gutes Gewissen.

Es wird auch heute schon von edlen Mädchen und Frauen, die keiner Anstalt angehören, Diakonie geübt, die nicht an das Licht der Oeffentlichkeit kommt. Könnte das nicht allgemeiner geschehn? Wäre es nicht möglich, daß junge Mädchen, die ein Herz für Leidende haben, einen Kurs in Krankenpflege mitmachen, dann aber in ihrer Stadt oder ihrem Dorf in ihren Kleidern bleiben, die sie immer trugen, und nun überall einspringen, wo Hilfe und Beistand nötig ist? Diese Diakonie würde der in der alten Kirche ähnlich sein. Soviel von der Betätigung und Mitarbeit der Laien in der Kirche.

4. Der „deutsche Gott“ ist tot. Also trete die Kirche aus ihrer Enge heraus und reiche allen die Hand, die den Herren Himmels und der Erde und seinen Sohn anbeten und verehren! Sie bringe wieder das Amt zu Ehren, das die Versöhnung, auch die Versöhnung der Völker predigt! Unsere Kirche muß sich erinnern, daß sie eine allgemeine, apostolische Kirche ist, und daß sie die Bitten „Dein Reich komme und Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“ nicht ehrlich beten kann, wenn sie sich nicht auch für eine neue gerechtere, soziale Weltordnung einsetzt gegenüber der bestehenden ungerechten, kapitalistischen Weltordnung, nicht als Partei, sondern als Kirche Christi. Das ist ihre Pflicht, so gut es einst ihre Pflicht war, für die Abschaffung der Sklaverei einzutreten. Gott redet zu den Völkern in gewaltigen Ereignissen; und die Kirche sollte nichts zu sagen haben und abseits stehn, ohne Verständnis für das Zeitgeschehen und ohne die Kraft, es deuten zu können? Die Kirche sollte sich weiter darauf beschränken, die paar Männer, die zum Gottesdienst kommen, allsonntäglich durch eine schöne Predigt zu erbauen oder in Schlaf zu wiegen und alte Weiblein auf ein seliges Jenseits zu vertrösten? Heraus, Kirche Christi, aus der Enge in die Weite! Dein Herr ist ein Heiland aller Welt, der Welterlöser!

5. Endlich habe ich für die Kirche noch einen Wunsch, den ich kaum auszusprechen wage. Ich wünschte, daß unsere jungen Theologen sich nicht mit 18 Jahren verlobten und mit 23 Jahren eine Ehe schlößen. In den Jahren seiner besten Kraft wenigstens sollte sich ein Pfarrer ganz seinem Beruf widmen und beherzigen, was Jesus Matthäus 19 und Paulus in den Corintherbriefen über die Ehelosigkeit sagt.

Ich weiß wohl, welcher Segen von christlichen Pfarrhäusern ausgegangen ist, aber der ist selten dem Pfarrer als Pfarrer zugutegekommen. Daß ein verheirateter Pfarrer in der Gemeinde mehr Vertrauen genösse, ist eine Rede, die sich durch Nachsprechen und Wiederholung erhalten hat, während sie längst von katholischen Priestern und ledigen evangelischen Geistlichen z. B. L. Harms, Büchsel, Braune, Bezzel u. a. widerlegt ist, von Jesus und Paulus ganz zu schweigen.

In der katholischen Kirche ist die Ehelosigkeit der Priester leider Zwang. Doch welchen Vorteil hat die katholische Kirche damit vor der evangelischen! Sie kann den rechten Mann an den rechten Ort senden, während die Stellenbesetzung bei uns weitaus von Kinderzahl und Familienrücksichten abhängig ist.

Ich habe gewiß nichts gegen die Pfarrfrauen. Sie sind als Hausfrauen und Gattinnen sicher ebenso ausgezeichnet, wie andere Frauen, aber das ist mir keine Frage: die beiden gefährlichsten Klippen, an denen das Prophetische im Pfarrer scheitert, sind der **Rationalismus und die Ehe.**

„Wehe uns, daß unsere Pfarrer nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehen lernen will“. Die Worte stammen aus dem Brief eines Landgeistlichen, den Sie unter Goethes Werken finden werden. Diese und Herders Schrift „Der Redner Gottes“ sollte nicht nur jeder Theologe, sondern jeder gebildete Christ kennen. Ich möchte Sie Ihnen bei dieser Gelegenheit empfehlen.

Man redet über ein religiöses Thema; man könnte auch über ein anderes reden. Man „macht“ eine Predigt und hält sie, das gehört zum sonntäglichen Dienst des Pfarrers. Man hätte ebensogut auch eine andere machen und halten können. Der Pfarrer redet über ein Schriftwort, aber das ist so selten, daß der göttliche Geist durch den Pfarrer redet, daß der Pfarrer stets etwas Besonderes und Bedeutendes zu sagen hat, was gerade so und gerade in diesem Augenblick gesagt werden mußte. Das Wort Inspiration darf einer kaum nennen, um nicht der Schwärmerei verdächtig zu werden. Wie oft erleben wir es, daß eine innere Stimme befiehlt: predige! daß wir aus göttlichem Zwang, aus innerem Müssen reden und im Gewissen für den kleinsten Einschub gestraft werden, den wir eigenmächtig anbringen wollten.

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders" — nur wo das aus der Predigt klingt, ist göttliche Inspiration, und nur da werden Gewissen berührt.

Zum göttlichen Empfangen gehört Einsamkeit. Wer sein Weib nicht haben kann, als hätte er es nicht, wer sich nicht wenigstens für Tage gänzlich von ihr freimachen kann, der sollte entweder nicht heiraten oder nicht Pfarrer werden. Die Stimme Gottes vernimmt man nur in der Einsamkeit. Dort oben auf dem Gipfel des Berges, wo ihn Wolken von seiner Familie und seinem Volke trennen, dort oben spricht Gott zu Moses.

Noch aus einem anderen Grunde sollte die Kirche, wenigstens für eine gewisse Zeit des Mannesalters, die Ehelosigkeit empfehlen:

Zu leicht steht irdische Liebe der himmlischen im Weg. In welche Gewissensnöte muß in Konfliktszeiten gerade der Pfarrer kommen, der eine glückliche Ehe führt! Je inniger ein Pfarrer seine Gattin liebt, umso gefährlicher wird sie für ihn, denn umso schwerer wird es ihn ankommen, im Konfliktsfall Gott mehr zu lieben, als sein Weib und dieses zu „hassen" um des Reiches Gottes willen (Lk. 14). Der ist gewiß kein Prediger Gottes, der, wenn sein Weib ihn bei ihrer Liebe beschwört und zum Kompromiß verleiten will, zu ihr nicht sagen kann: „Geh' hinter mich, du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist", wie Jesus zu Petrus sprach.

Zu Paul Gerhardts Zeiten ging in Berlin ein Spottvers um, der den Pfarrfrauen in den Mund gelegt war:

„Schreibt, liebe Herren, schreibt,
damit ihr auf der Pfarre bleibt!"

Wie viele Frauen würden heute nicht ebenso raten? Und wäre es ihnen so sehr zu verdenken?

Wer weiß, ob Luther die Thesen angeschlagen hätte, hätte er damals schon Weib und Kind gehabt!

Endlich wäre die Empfehlung wenigstens der zeitweiligen Ehelosigkeit von seiten der Kirche schon deshalb gut, damit selbstsüchtige Elemente und Stellenjäger vor dem Eintritt in das geistliche Amt abgeschreckt werden und wir mehr Prediger bekommen, die es aus innerem Triebe und mit göttlicher Begeisterung sind, zu jedem Opfer bereit.

Das sind Richtlinien. Und diese Dinge müssen erwogen werden. Sie sind wichtiger als alle Finanz- und Synodalfragen. Noch wichtiger aber ist etwas anderes. Wie kann eine neue christliche Kirche werden ohne Christen? Sind wir denn Christen? Schlagen Sie Lukas 14, V. 25—33 auf und legen Sie sich selbst die Frage vor!

Es gibt Gefühlschristen und Willenschristen, praktische Christen, ernste Christen, bekehrte Christen, Gemeinschaftschristen u. s. w. Ach, hätten wir es nur erst zu dem einfachen „Jünger" ohne Beiwort ge-

bracht, ja nur zu einem einfachen, ganz ehrlichen Menschen, wie z. B. Sokrates es war!

Eh' wir Christen werden, müssen wir erst Menschen, grundwahre Menschen werden. Dann ist das Christsein nicht mehr fern. Und dann kann eine neue Kirche werden, die dem Reich Gottes den Weg bereitet. Pfr. Reinhold.

Rundschau.

Unsere Brüder in der Presse. Der ewige Raum- und Zeitmangel hat uns, wie an vielem Andern, so auch daran verhindert, ausgiebig auf den unsrigen verwandte Bestrebungen und Bewegungen hinzuweisen, so wie wir es früher konnten und zu tun pflegten. Wir hoffen dies indeß nachholen zu können und möchten bei Anlaß der Erneuerung des Abonnements auf einige Blätter hinzuweisen, die, jedes in seiner besondern Weise, ein ähnliches Ziel wie wir verfolgen.

Da ist vor allem wieder einmal der „Essor" zu nennen, unser welsch-schweizerisches Bruderblatt. Er hat unter der energischen Redaktion unseres Freundes Adolph Ferrière, der auch unsern Lesern bekannt ist, eine äußerst zielklare Haltung angenommen und tut nach einem festen Programm kulturelle Pionierarbeit im besten Sinne. Besonders wertvoll sind seine pädagogischen Artikel. Das Blatt ist zugleich ein Ausdruck des Besten in der welsch-schweizerischen Art und darum auch als Verbindungsmittel zwischen dieser und der deutschschweizerischen wichtig. Da es, wie fast alle Organe dieser Art (die Neuen Wege nicht ausgenommen), unter den sich stetig steigernden ökonomischen Schwierigkeiten dieser Zeit schwer zu leiden hat, bedarf es doppelt der Unterstützung der Gesinnungsgenossen. Man abonniert Rue de la Pélisserie 18, Genève, für Fr. 3. 50 im Jahr.)

Noch näher steht uns in mancher Beziehung das neue Organ der welsch-schweizerischen religiösen Sozialisten (Socialistes chrétiens): „Voies Nouvelles". Es behandelt das Thema des Verhältnisses von Christentum und Sozialismus und die besonderen Probleme, die daraus erwachsen, z. B. das von Christentum und Gewalt, über das sich letzthin u. A. Humbert-Droz auf interessante, aber betrübende Weise geäußert hat. Der tapfere, ja enthousiastische und doch zugleich praktische Geist, der, vielfach in erfreulichem Gegensatz zu unserer deutschschweizerischen Art, die welschen Genossen beseelt, ist eine Erquickung. Das Blatt, das vorläufig noch in sehr bescheidenem Rahmen erscheint, wird beim Vorsitzenden der Vereinigung der welschen Socialistes chrétiens, Prof. Pierre Reymond, Rocher 27, Neuchâtel, für Fr. 2. 50 im Jahr abonniert.

Das Blatt der evangelischen Freischar ist „Der Freischärler". Hier fehlt es nun freilich auch nicht an Enthusiasmus. Das Problem, das

in der Verbindung von Christentum, Sozialismus und Jugend liegt, steht im Mittelpunkt. Es ist ein stürmischer aber lauterer Geist. Möge er die notwendig Gährung glücklich bestehen und erobernd vordringen. Das Blatt ist zu beziehen beim „Blättlima" Emil Fäs, Rütschistraße 33, Zürich 6. Es gehört zu seinem geistigen Stil, daß es keinen Preis angibt.

Und nun hat sich diesen Geschwistern ein neues gesellt: „Der Aufbau, Sozialistische Wochenzeitung." Das ist nun das von uns längst ersehnte unabhängige sozialistische Blatt zur Vertretung eines undogmatischen, idealistisch orientierten Sozialismus. Es will nicht die rein politischen Blätter ersetzen, sondern sie durch die gründlichere Behandlung der tieferen Probleme des Sozialismus ergänzen. Ob es sie auch bekämpfen muß, bleibt abzuwarten. Jedenfalls will es einen neuen Stil der Pressearbeit versuchen und überhaupt der Reinigung des geistigen Lebens und dem Aufbau einer neuen Kultur, der Kultur eines wirklichen Sozialismus im weitesten und tiefsten Sinne, dienen. Dies alles soweit als möglich auf dem Boden der Partei und im Anschluß an sie, aber in voller geistiger Freiheit.

Wie groß und dringend notwendig diese Aufgabe ist, braucht an dieser Stelle wohl nicht gezeigt zu werden. Auch nicht, wie schwierig das Unternehmen ist. Es bedarf darum auch in dieser Form der eifrigen und opferbereiten Unterstützung der Gesinnungsgenossen. Diese wird in Mitarbeit, Geldbeiträgen und Verbreitung des Blattes bestehen. Es sollte einerseits in die organisierte Arbeiterschaft und anderseits auch in solche bürgerlichen und bäuerlichen Kreise eindringen können, die der bisherigen Sozialdemokratie, namentlich der bolschewistisch gewordenen, verschlossen, aber für den Sozialismus empfänglich sind und auf ihn warten.

Das Blatt (dessen Titel dem Schreibenden nicht sonderlich gefällt) soll vorwiegend ein Organ der „Jungen" sein. Es ruht auf genossenschaftlicher und demokratischer Grundlage. Zu dieser Genossenschaft gewährt ein Anteilschein von 5 Fr. Zutritt. Die Redaktion besorgen Max Gerwig und Max Gerber.

Man abonniert: Pfingstweidstraße 57, Zürich 5, für 6 Fr. 50 im Jahr. Der „Aufbau" erscheint wöchentlich einmal.

Daß wir dieses Unternehmen mit besonders warmen Wünschen begleiten, ist selbstverständlich.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß das vortreffliche Organ unserer französischen Gesinnungsgenossen: «Le Christianisme social», das leider während des Krieges eingegangen war, nun wieder erscheint und zwar unter der alten Redaktion unseres ausgezeichneten Freundes Pfarrer Elie Gounelle, früher in Paris, jetzt in St.-Etienne [Rue Balay 2]. Die Zeitschrift bietet ein reiches Programm an, für dessen Ausführung Fleiß und Energie des Hauptredaktors und Mitarbeiter wie Wilfred Monod,

Charles Gide, Raoul Allier, Henri Monnier u. A. bürgen. Schon das erste neue Heft atmet den ganzen zugleich religiös tiefen und energistischen Kampfgeist dieser edelsten Nachkommen der Hougenotten. Man abonniert für 15 Fr. im Jahr bei Georges Lauga, Mont-Saint-Aignan-le-Rouens [Seine Inférieure] 3, Rue de Puits-Commes. L. R.

Zum Schluss des Jahrganges.

Beim Schluß dieses Jahrganges drängt sich uns die Frage auf, ob wir die Neuen Wege weiter führen sollen oder nicht. Wir haben uns stets vorgenommen, sofort aufzuhören, sobald wir einmal unser Wort gesagt hätten, und nicht bloß zu leben um des Lebens willen.

Ist dieser Zeitpunkt gekommen? Einiges scheint zu diesem Schlusse zu führen. Das, was wir, als wir begannen, ziemlich allein vertraten, hat sich nun zum Teil andere Organe geschaffen. Es entsteht vielleicht eine gewisse Gefahr, daß die Kräfte nicht ausreichen, ihnen allen die rechte Wirksamkeit zu verleihen, sodaß eine Konzentration wünschenswert wäre. Auch wachsen vorläufig die äußeren Schwierigkeiten unaufhörlich. Das Wachstum der Erstellungskosten läßt sich nicht leicht durch ein entsprechendes Steigen des Abonnements wettmachen. Unsere Leser gehören vorwiegend zu den Kreisen, deren ökonomische Lage sich verschlechtert hat. Für das Ausland wirken die Valutaverhältnisse fast ebenso verhindernd, wie vorher die Zensur. Dazu kommt die Sehnsucht derer, die nun so lange die Last der Redaktion getragen, davon befreit zu werden.

Trotzdem haben wir uns entschlossen, das Werk noch weiterzuführen. Wenn manches, was wir früher behandeln mußten, nun von Andern besorgt wird, so ist das ja ein Vorteil. Wir können uns dann auf das konzentrieren, was uns doch immer die Hauptsache war: die Arbeit an der religiösen Neuorientierung. Und nun ist die Lage ja so, daß dies immer mehr das Eine große Hauptthema der Zeit werden wird. Dann aber ist es wohl gut, wenn ein Organ da ist, welches in einer gewissen Einseitigkeit, aber dafür auch gründlich und geschlossen dieser Aufgabe dient. Wir glauben aber, daß wir dies tun und zu dieser Arbeit noch etwas beitragen können. Vielleicht daß unsere Zeit erst kommt.

Tatsächlich ist denn auch das Interesse für unsere Arbeit wie auch die Abonnentenzahl in den letzten Jahren fortwährend gestiegen. Von allen Seiten her kam es. Wenn uns nur mehr Kraft und Zeit für das Werk zur Verfügung gestanden hätte, dann wäre viel auszurichten gewesen! Im Angesicht dieser wachsenden Empfänglichkeit für unser Wollen jetzt das Werkzeug niederzulegen, erschiene uns

unerlaubt. Wir werden nach einigen Jahren vielleicht ruhig aufhören dürfen, jetzt hätten wir dafür noch nicht das gute Gewissen.

Freilich wird es gut sein, wenn wir unser Werk innerlich und äußerlich neu gestalten. Wir sind uns bewußt, daß besonders unter dem Einfluß der aufreibenden und zersetzenden Kämpfe dieser Jahre sich manche Mängel eingestellt haben, die beseitigt werden müssen. Mit dem neuen Jahrgang hoffen wir ein neues Programm vorlegen zu können.

So bitten wir denn unsere Leser und Mitarbeiter, uns treu zu bleiben und weiter zu helfen. Das Abonnement haben wir, nach schweren Verlusten, soweit erhöht, als durchaus nötig war. Schwere Opfer waren und sind trotzdem nötig. Wir danken den Freunden, die uns geholfen haben und sind gewiß, daß wir immer wieder solche finden. Für den Schwindel, ja direkt für das Schlechte, sind immer soviel Mittel vorhanden, sollten für ein reines und schweres Wollen die Herzen und Hände fehlen?

Vor allem aber ist uns geistige Mitarbeit wertvoll. Wir hoffen, daß sie einen frischen Aufschwung nehme.

Es sind dunkle Zeiten. Aber gerade in solchen muß neue Saat ausgestreut werden, die dann aufgeht, wenn wieder der Frühling kommt. Es ist Adventszeit. Sie dauert lang, länger, als wir wohl erwartet. Sie ist dunkel, vielleicht dunkler noch, als wir gefürchtet. Aber an Gottes Kommen brauchen wir nicht zu zweifeln. Gerade solche Zeiten sind stets die seinen gewesen. Daß wir diesen kommenden Gott und seinem Christus besser verstehen und ihm besser dienen, bleibt das Ziel der Neuen Wege nach wie vor.

Die Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Daß der Aufsatz über den Völkerbund einen so breiten Raum in diesem Hefte einnimmt, bittet der Verfasser zu entschuldigen. Es schien notwendig, daß die Neuen Wege zu dieser großen Frage Stellung nähmen und der Abschluß des Jahrganges ließ eine Verteilung auf mehrere Nummern nicht zu. Eine einigermaßen gründliche Behandlung aber erschien wünschenswert. Auch paßt das Thema wohl in das Weihnachtsheft.

Es handelt sich bei dem vorliegenden Aufsatz selbstverständlich nur um eine persönliche Aeußerung des Verfassers. Andere werden hoffentlich folgen. Die Diskussion ist, wie immer, völlig frei und sehr erwünscht.

Allen Lesern gute Weihnachten und Jahreswende!

An unsere Abonnenten.

Wir sehen uns leider gezwungen, mit Rücksicht auf die erhöhten Herstellungskosten, den Abonnementspreis der Neuen Wege für das Jahr 1920 auf Fr. 8.— festzusetzen, den wir in zwei halbjährigen Raten von Fr. 4.— erheben werden.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

VII. Biographisches.

VIII. Zur Zeitgeschichte.

IX. Rundschau.

X. Büchertisch.

XI. Verschiedenes.




GTU Library
3 2400 00334 7741